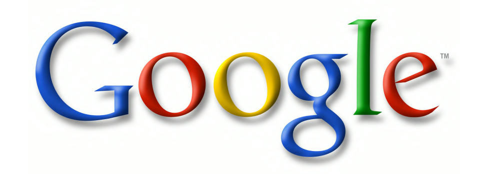


Amm.

Katholisch oder protestantisch?

oder:

Wie war's möglich, daß ein orthodox-lutherischer Pastor

„nach Rom gehen konnte?“

von

Georg Gotthilf Evers,

früher Pastor zu Urbach im Hannoverschen.

Vierte verbesserte Auflage.

Hildesheim.

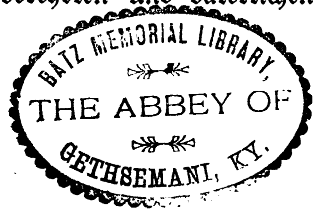
Franz Borgmeyer's Verlag.

1883.

Druck von August Lax in Hildesheim.

Seine Hochwürden

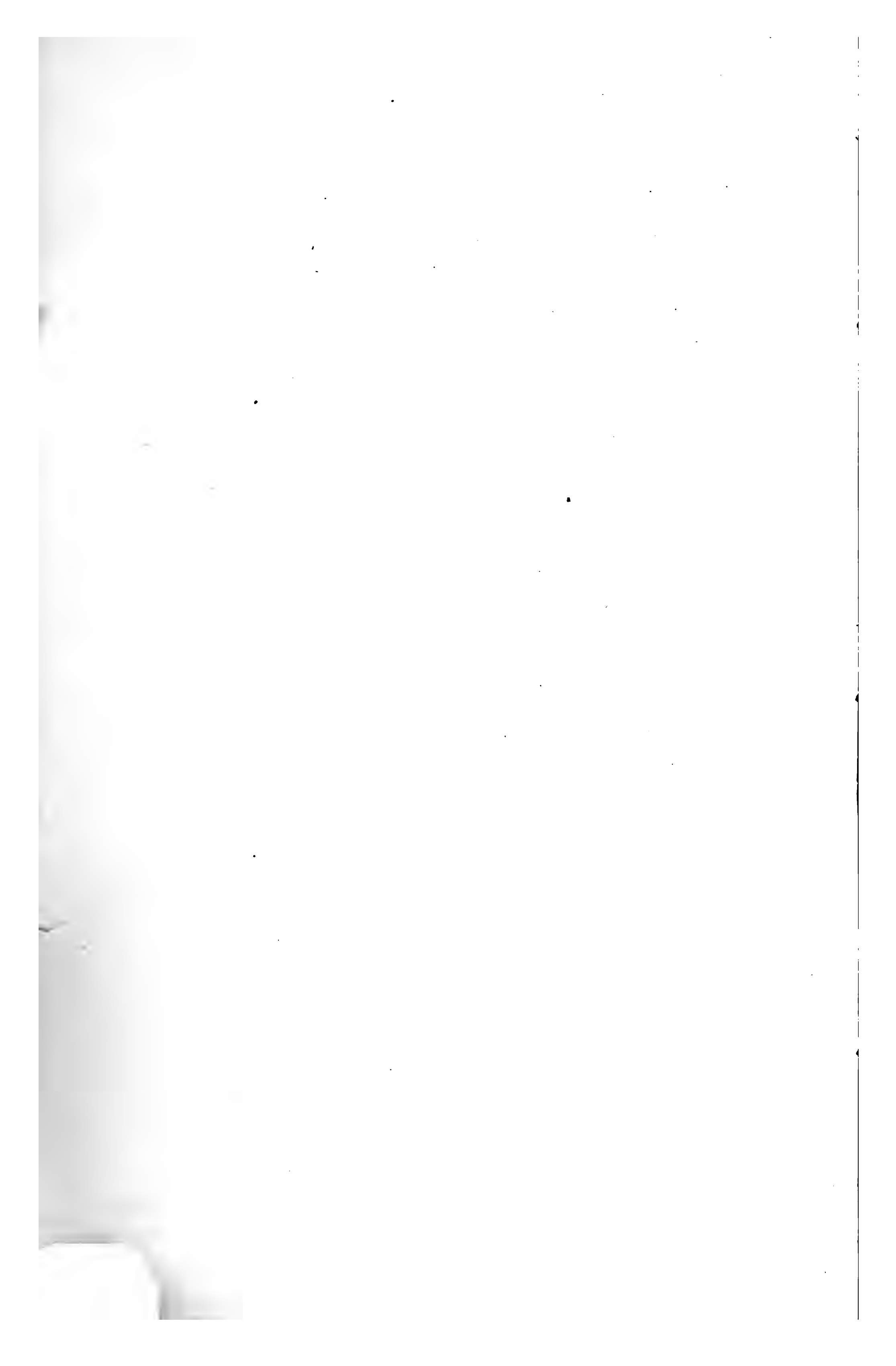
den Geistlichen Rath Herrn **Dr. Konrad Zehrt**, bischöflichen Commissarius für das Eichsfeld, zu Heiligenstadt, meinen hochverehrten und väterlichen Freund



bitte ich, die folgenden Zeilen sich von mir widmen zu lassen, als ein schwaches Zeichen meiner Dankbarkeit und Verehrung.

In die St. Stephani Protomartyris 1880.

Georg Gotthilf Evers.



Aspice in me et miserere mei
secundum judicium diligentium nomen tuum.
Gressus meos dirige secundum eloquium tuum
et non dominetur mei omnis injustitia.
Redime me a calumniis hominum
ut custodiam mandata tua.
Faciem tuam illumina super servum tuum,
et doce me justificationes tuas.

Ps. 118.

Indem ich mich anschicke, die folgenden Blätter der Öffentlichkeit zu übergeben, vermag ich es nicht, ohne mit den vorangegangenen Worten des heiligen Sängers ihnen gleichsam einen Geleitsbrief zu erbitten. Zu deutsch lauten sie (um für den geneigten Leser, der etwa des Lateinischen nicht mächtig sein sollte, die Übersetzung beizufügen): Blicke auf mich und erbarme Dich meiner, gemäß dem Rechte, das die Liebhaber Deines Namens haben. Meine Schritte fördere nach Deinem Worte, und keine Ungerechtigkeit beherrsche mich. Errette mich von den Schmähungen der Menschen, auf daß ich Deine Gebote halte. Dein Angesicht laß leuchten über Deinen Knecht und lehre mich Deine Rechte.

Zuerst war meine Gedanke der, auf ein kurzes Abschiedswort an meine frühere Gemeinde mich zu beschränken. Die Ausführung wurde aber verhindert durch viele Unruhe, welche meinem Abgange vorangieng und nachfolgte. Als ich endlich im Juni 1880 einen Platz gefunden hatte, an dem ich vorläufig einen ruhigeren Aufenthalt nehmen zu können glauben durfte, war immerhin ein solcher Zeitraum verflossen, daß jener Gedanke mir füglich als gegenstandslos erscheinen mußte. Daher gab ich die Absicht überhaupt mich zu äußern auf, um behufs Erringung einer neuen Existenz mich zu bemühen und insbesondere auch mit neuen und alten Studien meine freie Zeit zu verwerten. Indes wurde mir aus verschiedenen und wiederholten Anfragen und Äußerungen klar, daß eine Äußerung über die Beweggründe und Veranlassungen meiner Amtsniederlegung und Conversion vielfach teils erwartet, teils gewünscht werde, und so habe ich denn dieselbe in den folgenden Blättern niederzulegen versucht.

Über die mancherlei Angriffe und übelwollenden Auslassungen, welche mein Schritt hat erfahren müssen, glaube ich mit Stillschweigen hinweggehen zu dürfen. Nur darauf möchte ich mir erlauben aufmerksam zu machen, daß die Meinung, ich hätte lediglich um theologischer Schrullen willen eine gesegnete Stellung und Wirksamkeit mutwillig zerstört, aus den folgenden Blättern widerlegt werden möchte. Und ob meine Conversion das Zeichen eines unreifen Charakters ist, wie ein Pastoralblatt sich geäußert haben soll, dieses Urteil wird sich vielleicht auch erledigen, wenigstens, wie ich hoffe, bei allen denen, die das Glück haben, ihr Urteil von Vorurteilen befreit zu sehen.

Ich darf darum auch wol hoffen, daß der mir mehrfach prophezeiete Fluch, welcher einer solchen angeblichen mutwilligen Zerstörung eines offenbar dagewesenen leiblichen und geistlichen Segens notwendig folgen müsse, nämlich daß es mir nicht gelingen werde, eine neue und von Gott gesegnete Existenz zu gründen, von Dem nicht ratificiert werden wird, von welchem allein Segen und Fluch abhängt. Daß aber Gott mich in meiner früheren Stellung und Wirksamkeit sowol mit irdischem Segen als auch mit einer ziemlich allgemeinen Beliebtheit bei meiner früheren Gemeinde reichlich und ohne all mein Verdienst und Würdigkeit beschenkt hat, erkenne ich fröhlich und mit dankbarem Herzen an, und brauche wol kaum auszusprechen, daß ich täglich Gott für das alles mein Benedic anima mea Domino, et omnia quae intra me sunt nomini sancto ejus! Benedic anima mea Domino et noli oblivisci omnes retributiones ejus! von ganzem Herzen darbringe. (Lobe den HErrn meine Seele rc.) Ich stehe auch keinen Augenblick an, zu erklären, daß ich es für ein unverantwortliches Verbrechen halten müßte, wenn ich ohne die dringendste Nötigung des Gewissens das alles aufgegeben und Frau und Kinder einer ungewissen Zukunft ausgesetzt hätte. In diesem Punkte ist mein Gewissen rein, wie ebenso in der andern Hinsicht, daß ich keinerlei irdische Vorteile, Ehren und Genüsse bei meinem Schritte im Auge gehabt habe. Einzig und allein deshalb habe ich es gethan, um meiner sowol im Verlauf meiner Amtsführung, als auch durch lange und ernste mit Gebet geführte Studien erlangten Überzeugung zu folgen, vor Gott und meinem Gewissen ein ehrlicher Mann zu bleiben und meine Ehre nicht durch Heuchelei um irdischer Vorteile willen zu beflecken. Ich glaube daher den erfahrenen Gehässigkeiten gegenüber das Wort des Grafen Stolberg mir aneignen zu dürfen: irre ich, so irre ich mir, in dem Sinne nämlich, daß ich überzeugt bin, das Rechte gethan zu haben.

Da ich hauptsächlich durch das Studium der Schriften und Briefe Luthers zu der Überzeugung gelangt bin, daß der Mann nicht, wofür ich ihn gehalten und als was ich ihn lange verehrt hatte, ein von Gott zur Reformation der Kirche gesandter und beglaubigter apostolischer Mann ist, so sehe ich mich genötigt, den freundlichen Leser um Geduld und Nachsicht zu bitten, wenn er in den folgenden Blättern der Hauptsache nach eine Skizze finden wird, in welcher ich das Bild wiederzugeben suche, das Luthers eigene Worte vor meinen immer mehr erstaunenden und erschreckenden Augen von dem Manne mir entrollt haben. Wenn in diesen Worten ein Geständnis früherer Unwissenheit enthalten ist, so gestehe ich bereitwilligst ein, daß ich allerdings vorher den wahren Luther nicht gekannt habe, indem ich nur d a s Bild kannte, welches die lutherische Parteifärbung von ihm fabriciert, sowie auch, daß ich von seinen Schriften früher nur seine Predigten und Commentare s t u d i e r t, das übrige aber, was ich gelesen, nur

durchgelesen hatte, natürlich alles mit der geliehenen Brille und den bekannten Vorurteilen des Luthertums gegen alles, was katholisch war. Diese Brille ließ denn auch, was mir unangenehm und widerlich an diesen Schriften gewesen, durch ihre schöngefärbten Gläser in dem Lichte erscheinen, welches die bekannte Redensart zu verbreiten sucht: er habe als Kind einer derben Zeit dieser seinen Tribut zahlen müssen. Ich bedachte nicht, daß ein von Gott unmittelbar berufener, mit Inspiration und Offenbarungen ausgestatteter neuer Apostel, als welchen er sich selbst verkündet, darin auch eine Beglaubigung seiner Sendung aufweisen muß, daß er den gemeinen Leidenschaften der ungeheiligten Natur nicht unterliegt, daß er sich nicht mit dem Schlamme der Pfützen besudelt. Außerdem steckte ich in dem Vorurteile, daß er gar nicht eine neue Kirche habe gründen, daß er in der katholischen Kirche habe bleiben wollen, aber mit Gewalt hinausgedrängt und dadurch gezwungen sei, ein neues Kirchengebilde zu versuchen. Das Studium seiner Schriften und Briefe hat mich überzeugt, daß dies eine Geschichtsfälschung ist, daß Luther von vornherein nicht bloß seine speciellen Lieblingslehren der gesamten Kirche hat aufnötigen, sondern daß er von Grund aus (funditus), wie er selbst sagt, das alte Kirchengebäude abbrechen, alle bisherige Ordnung umstürzen wollte, mit klarer Absicht, und dazu jedes Mittel für erlaubt hielt, daß ferner er es war, der vor allen anderen die wiederholten Wiedervereinigungs-Versuche hintertrieb und keine Einigung wollte, es sei denn, daß zuvor die katholische Kirche ihre ganze Ordnung und Verfassung selbst zerstöre, um durch sein Territorialkirchentum, welches er inzwischen etabliert hatte, beglückt zu werden. Auch in Betreff der Entstehung seiner Rechtfertigungslehre überzeugte ich mich, daß die gewöhnliche Darstellung eine Fälschung ist, daß vielmehr diese Lehre fußt auf der Grundlüge, mit der Luther zuerst sich selbst, dann andere betrog, daß nämlich die katholische Kirchenlehre als barer Pelagianismus behaupte, der Mensch könne ohne göttliche Gnade durch sein eigenes Thun sich ein Verdienst vor Gott und Anrecht auf die Seligkeit erwerben. Ich erlaube mir hinzuzufügen, daß es zur Erkenntnis des Charakters Luthers selbst, sowie seiner Handlungsweise durchaus nicht genügt, bloß seine öffentlichen Schriften, oder gar nur seine Commentare zu studieren; die Hauptsache ist seine Correspondenz. Die läßt in die geheimen Kammern seiner Gesinnung blicken, die läßt auch die Quellen seiner theologischen Anschauungen erkennen; sie erleichtert auch die schwierige Aufgabe, in den unzähligen, oft geradezu colossalen Selbstwidersprüchen des Mannes sich einigermaßen zurechtzufinden und die verborgenen Triebfedern seiner Politik, sowie den eigentlichen Mittelpunkt seiner Anschauungen besser zu erkennen.

Vielleicht fragt der geneigte Leser: Was geht uns aber Luther an? was hat Luther mit Deiner Conversion zu thun? Es ist mir wol bekannt, daß viele das Lutherthum als eine geläuterte oder höhere Sorte von

Religion festhalten zu können glauben, während sie den Vater desselben mehr oder weniger desavouieren. Man sagt, nicht auf Luther gründet sich unser Glaube, sondern auf Christus, oder auf die Bibel. Gut. Auf Christus gründet sich auch die katholische Kirche, auch sie beruft sich auf die Bibel. Und beiläufig bemerkt, Christum sowol als die Bibel kennt Luther nur daher, daß er beide in der katholischen Kirche fand. Doch das nur beiläufig. Da nun beide, die uralte katholische Kirche, deren Kinder ihr Blut drei Jahrhunderte für ihren Glauben vergossen, die in ihren Katakomben noch heute die stummen und doch so beredten Zeugen ihrer Lehre hat, und der von ihr abgefallene Mönch Luther, der eine Lehre aufgebracht hat, die bis dahin nach seinem eigenen Geständnis niemand kannte, sich auf die Bibel berufen, wer hat da Recht, wer verdient mehr Glauben? Wenn Luther nachweist, daß er göttliche Sendung und Auftrag hat, nun, so wollen wir ihn als unsern Vater anerkennen. Aber wenn sein Evangelium nur Menschenwerk ist, sind wir dann nicht die Betrogenen? Denn diejenigen, welche an die (katholische) Kirche Gottes nicht glauben, müssen sich in der Knechtschaft menschlicher Lehrer befinden. Sind es Calvinisten, so müssen sie in der Knechtschaft Calvins sein, wenn Lutheraner, in der Luthers, wenn Arianer, in der des Arius. Die endgültige Autorität, auf welche sie vertrauen, ist menschlich. Wenn etliche sagen, wir sind die echte katholische Kirche, wir sind z. B. lutherisch-katholisch, englisch-katholisch, deutsch-katholisch, alt-katholisch, so müssen sie sich selbst sagen, daß das eine Phrase ist, ein Unsinn, den die Geschichte bald wegweht. Es bleibt doch bei dem Worte Skt. Augustins: „Die Irrgläubigen mögen wollen oder nicht, die ganze Welt nennt nur die katholische Kirche katholisch, nicht aber eine Secte, wenn es ihr auch einfiele, sich selbst so zu nennen.“ Und wenn ihr hundertmal sagtet, ihr seiet katholisch, so wird euch doch niemand so nennen, ihr bleibt lutherisch, und die katholische Kirche bleibt die katholische. Wer aber die göttliche Sendung Luthers nicht mehr anerkennen kann, wer zugestehen muß, Luther ist nur etwa ein großer Theologe, nicht aber inspiriert, nicht mit unmittelbaren Offenbarungen Gottes versehen, der muß auch ehrlich genug sein, und sagen, dann hatte er auch keine innere und keine göttliche Berechtigung, sich zu einem Reformator aufzuwerfen und neue Kirchenbildungen zu versuchen. Denn ein großer Mann oder Theologe sein, und ein von Gott berufener Reformator sein, das sind zwei sehr verschiedene Dinge. Aber die schrecklichen Misbräuche? Die leugnet kein Katholik weg, der die Geschichte kennt. Aber hat ein Sohn, der an seiner Mutter Sünden, Misbräuche, Flecken, falsche Meinungen zu sehen glaubt, damit ein Recht, zu ihr zu sagen: du bist nicht mehr meine Mutter, ich erkenne dich nicht mehr als solche an und verwerfe deine Autorität? Oder gar: Du bist eine H . . e? Thut er's doch, so wird darum die Mutter nicht aufhören,

Mutter zu sein, er aber gesellt sich unter die unehelichen Kinder. So hat aber Luther zu seiner geistlichen Mutter gesagt. Die Misbräuche berechtigten Luther noch nicht zu solchen unerhörten Schmäh- und Lästerschriften gegen seine geistliche Mutter, noch weniger zu einer völligen Revolution. Er hatte gar nicht einmal durch sein Professoramt den Beruf dazu, überhaupt sich in die Disciplin der Kirche einzumischen, und ist übrigens selbst sein eigener Zeuge, wie wir sehen werden, daß es ihm um die Misbräuche gar nicht zu thun war.

Hat aber Luther keine göttliche Sendung und somit keine Berechtigung zur Reformation, so hat sein Kind, das Luthertum, erst recht keine innere Berechtigung und keine göttliche Sendung. Es ist und bleibt eine Irrlehre. Wer zu dieser Überzeugung gelangt ist, sage ich endlich, der muß so viel Ehrlichkeit und Ehrgefühl haben, daß er es bekennt, und nicht um äußerer Rücksichten willen luthrisch heißt, während er innerlich Luther nicht anerkennt, geschweige, daß er luthrischer Pastor bliebe um der Pfründe willen. Es ist mir aufgefallen, und ein Beweis gewesen für die innere Verblendung und Verbissenheit derer, die es angeht, daß keine der protestantischen Stimmen, die sich über meine Conversion haben vernehmen lassen, es über sich vermocht hat, die Ehrlichkeit, ich will nur sagen, die Möglichkeit einer Ehrlichkeit meinerseits, zuzugestehen. Alle haben nur gehässige, giftige, verächtliche Bemerkungen gehabt. Welche Schwäche ihrer Position zeigt sich darin!

Schließlich bitte ich zu erwägen, ob jemand, der seine fünf Sinne bei einander hat, eine bequeme, reichlich dotierte und immerhin ein gewisses Ansehen gebende Stellung, dazu die nahe gelegte Aussicht auf Verbesserung, die Ansprüche auf Emeritierung und Witwenkasse ohne dringende Notwendigkeit vertauscht mit einer Stellung, die von einer „Stellung" im Leben nichts hat, in der er zunächst auf Unterstützung angewiesen ist, was ja an und für sich schon um so mehr demütigt, wenn man vorher andere unterstützt hatte und wieder von vorne anfangen muß, um sich eine Existenz zu erringen, von anderen Annehmlichkeiten zu schweigen, welche eine solche Situation mit sich bringen kann. Einen solchen Tausch wird niemand machen, der bei Verstande ist, — ich auch nicht. Wenn ich ihn doch gemacht habe, so meine ich, sollte ein billig denkender Mensch mit seinem Urteile erst einmal warten, bis er meine Gründe gehört und unparteiisch erwägt hat; nur darin würde sich „Reife" des Urteils gezeigt haben, dort, wo man von oben herab mir die Reife abgesprochen hat.

Eine der am häufigsten wiederholten Beschuldigungen, die man in den Blättern und auch sonst gegen mich erhoben hat, war die, ich hätte meine frühere Gemeinde „katholisch machen" wollen. Diese Beschuldigung will ich zum Anknüpfungspunkt meiner weiteren Besprechung machen.

Erster Teil.

Personalia.

Erstes Kapitel.

Ob ich meine frühere Gemeinde habe katholisch machen wollen.

Zunächst müssen wir uns darüber verständigen, was das heißen soll: katholisch machen. Es ist dieser Ausdruck bekanntlich ein häufig gebrauchtes Schlagwort, mit dem gewisse Elemente zu operieren pflegen, ein wohlfeiles Mittel, um sich und anderen eine unbequeme „Beunruhigung der Gewissen“ vom Halse zu halten. In der Regel habe ich bei denen, welche sich dieses Schlagwortes zur Beunruhigung der Gemeinden zu bedienen pflegen, eine erstaunliche Unwissenheit hinsichtlich dessen, was katholisch (und dessen was luthrisch ist), gefunden. Doch muß ich zugestehen, daß sie einen richtigen Instinkt davon haben, daß das an und für sich leichte und allen Anforderungen der Bequemlichkeit gerecht werdende Luthertum immer noch erträglicher ist, als der schon durch seine Ceremonien ihnen lästige Katholicismus. Denn mag auch dieser oder jener steifleinene Orthodoxe weidlich poltern auf seiner Kanzel gegen die Sünde und mit gewaltigen Worten zur Buße mahnen, so weiß doch jedermann, daß hinter den Worten keinerlei geistliche Macht steht, welche die Anhörer moralisch nötigte, nach diesen Worten zu thun. Es fehlt ja im Luthertum die Basis und Wurzel aller wirklichen Cura (Seelsorge), der Beichtstuhl. „Schilt“ also einmal der Pastor, so revanchiert nachmittags das Publikum der Bier- und Kartentische sich damit, daß es auf den Pastor schilt; im übrigen bleibts, wie es ist. Läßt sich aber so ein Pastor beikommen, äußere Zeichen eines kirchlichen Lebens zu gebrauchen oder gar einzuführen, das Kreuzeszeichen, das Bild des Gekreuzigten, Leichenprozession, Gebetsläuten — o weh! das ist ja „katholisch“! — oder Knieen, Psalmengesang, Aufstehen beim Evangelium oder den Testamentsworten — was macht er? das ist ja „katholisch.“ Und ich will Euch, ihr verehrten Freunde von Urbach, nur gleich ehrlich gestehen: Ihr habt Recht. Das ist alles wirklich katholisch, und nicht lutherisch. Denn in den Schriften Luthers könnt Ihr's schwarz auf weiß lesen, daß er das samt und sonders, und fast jedes einzelne irgendwo auch namentlich lächerlich macht, verhöhnt, wegwirft. Das alles stammt aus der katholischen Kirche. Das alles hat ein lutherischer Protestant nicht nötig. Luther nennt es Kinderspiel und begreift es mit unter seinem „papistischen Jahrmarkt“ (eins seiner Lieblingswörter). Dabei fällt mir ein — und es sei mir gestattet, es auch einzuschalten — wie etliche unter Euch mich einst belehrten, weshalb über Eurem sogenannten Altare dicht neben einander aufgehängt seien die Bilder des HErrn — und Luthers. Der Pastor L. habe diese schönen Bilder da aufgehängt, um damit die

gleichen Verdienste jener beiden Männer der Gemeinde so recht faßlich vor Augen zu stellen: Jesus habe die Menschheit von den jüdischen, der große Luther aber sie von den katholischen Ceremonien erlöset. Und höchst bezeichnend war die Erscheinung, daß über die Entfernung des Jesusbildes niemand ein Wort zu verlieren für der Mühe wert hielt, daß aber die zarten Gewissen, wie man mir sagte, aufs höchste beunruhigt werden müßten, wenn Luthers Bild verschwände. — Eine ähnliche Lächerlichkeit stehe jener Belehrung über die beiden Erlösungen würdig zur Seite; ich las sie in einem kleinen Blatte (Hannov. Sonntagsblatt), das in einige Unruhe über die vielen Conversionen in England geraten war. Das sei die Strafe dafür, daß man bei der „Reformation" Englands sich nicht an Luther gehalten habe; der sei doch die einzige wahre Hülfe wider den Papst. (!)

Also Luther hat Euch von den lästigen Ceremonien der katholischen Kirche und von dem Papste, welches ist nach Luther der Mensch der Sünde und der Antichrist, erlöst? Wahrlich ein großer Heiland! Nach der Schrift wird vom Antichrist nur einer seine Kirche erlösen, nämlich Christus selbst; nach Luthers Lehre und der seiner Nachtreter hat Luther die Kirche vom Antichrist erlöst. Obgleich das genau genommen nicht wahr ist, wie wir späterhin uns schon überzeugen werden, so steckt doch wie in manchem Irrtume, so auch in diesem eine kleine Wahrheit. Nämlich erstlich die, daß es wohl kaum eine heilige Ceremonie, kaum einen christlichen Brauch giebt, den Luther nicht mit seinem unflätigen Hohne beworfen hätte; nicht einmal die Stiftungen frommer Andacht und barmherziger Liebe hat er geschont: alles wirft er unter die „Teufelslarven" des Papsttums; (wenn er später, als die Saat seiner „reformatorischen" Lästerungen vor seinen Augen aufgegangen war, auf einmal in diesen vorher gehöhnten und für unnötig erklärten Dingen wieder „wahres Christentum im Papsttum" fand, so ändert das nichts an jener früheren Handlungsweise). Und Luther ist wirklich der Umsturzmann, der den geistlichen Garten Deutschlands in solcher Weise durch seine Schmäh-, Läster- und Revolutionsschriften derart verwüstet hat, daß er schon 1526, im November, völlig ratlos vor dem von ihm geschaffenen Tohuwabohu (Wüste und Leere) dastand und außer Stande, selbst eine neue Kirche zu machen, jenen bekannten folgenschweren Brief an den Kurfürsten Johann schrieb, von dem wir später noch zu reden haben.

Zum andern ist in jener Rede, Luther habe Euch von dem Katholicismus erlöst, auch die Wahrheit enthalten, daß was überhaupt christlich, auch katholisch ist: nicht bloß das Knieen, Kreuzzeichen, Crucifix, Lichter u. s. w., sondern auch die Taufe, Vaterunser, Glaube, Communion, die Bibel selbst, alles ist im vollen und buchstäblichen Sinne katholisch, nicht aber luthrisch; das alles hat das Luthertum nach seines Erzeugers eigenem Geständnis vom „Papsttum" und der „päpstlichen

Kirche" empfangen, hat es sogar mitgenommen auf die Autorität dieser von Luther sonst stets „H . . e" geschmähten Kirche hin, und füge ich hinzu, sogar im blinden Glauben an ihre Autorität. Denn Luther hatte gar das Zeug nicht dazu, zu beurteilen, ob denn z. B. die Bücher, welche die „päpstliche Kirche" als neues Testament ausgab und ausgiebt, wirklich echt seien. Er nahm das im blinden Glauben hin. Ich sage mit Bedacht blind; denn (ich habe mich darüber oft gewundert) er kommt nie auf den Gedanken, daß die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit vorlag, die päpstliche Kirche möchte die Bücher des Neuen Testaments untergeschoben oder doch gefälscht haben. Der antichristischen „H . . e" mußte doch das sehr nahe liegen. Hat doch Luther selbst in seinen Übersetzungen oft genug den Text nicht bloß fälsch übersetzt, sondern auch hie und da geradezu gefälscht, war auch bemüht, das Ansehen solcher Bücher zu untergraben, die ihm nicht paßten, z. B. des Briefes St. Jakobi. Wir werden darauf zurückkommen.

Die richtigen Protestanten, die eben nicht auf dem halben Wege des von Luther aufgebrachten Grundsatzes der sogenannten „evangelischen Freiheit" stehen bleiben, werfen das alles folgerichtig als katholische Überreste fort.

Insofern haben die guten Urbacher Freunde auch Recht gehabt mit ihrer Rede, ich hätte sie wollen katholisch machen. Denn ich habe wirklich gesucht, diese Reste katholischer Kirche bei ihnen zu erhalten und aus dem Schutte der lutherischen Zerstörungen herauszugraben. Ich that es allerdings anfangs im guten Glauben, daß Luther nichts anderes gethan habe, als daß er die eigentliche Kirche durch Säuberung von der aufgeklexten Kalkdecke des Papsttums wieder zum Vorschein gebracht hätte, wie man oft die eigentliche Gestalt und die Gemälde alter Kirchen unter der Kalktünche späterer Zeiten wieder entdeckt, daß aber die gegenwärtige trostlose Zersetzung des Luthertums lediglich Folge des von außen eingedrungenen Rationalismus sei. Aber indem ich so ausgrub und forschte und suchte, bin ich allmählich zu der Überzeugung gekommen, und zwar hauptsächlich aus Luthers eigenen Schriften, daß ich in Luther den eigentlichen Zerstörer des herrlichen alten Gebäudes zu erkennen habe, soweit nämlich seine „Reformation" sich festgesetzt hat, nicht aber den Restaurateur einer Ruine, und daß der Rationalismus mit allen seinen Folgen nichts anderes ist, als die folgerichtige Consequenz der von Luther aufgestellten Principien.

Was ich etwa an liturgischen Stücken und Ritualien gebraucht habe, habe ich genommen in Freude an der Schönheit und dem Gehalte derselben, nicht aber, um etwa dadurch auf Umwegen den Katholicismus in Urbach einzuschmuggeln.

Gegen diese Insinuation, sowie gegen den Vorwurf, den mir etliche Amtsbrüder hernach machen wollten, ich sei — nun sei es ihnen erklärlich,

warum? — immer verschlossen gewesen, muß ich mich mit aller Entschiedenheit verwahren. Und wenn jener Correspondenzschreiber einer Nordhäuser Zeitung aus dem sicheren Versteck der Anonymität heraus mir ein schon längere Zeit fortgesetztes bedenkliches Abirren von der evangelischen Wahrheit nachsagt, so sollte dem Biedermanne wohl sehr schwer werden, das zu beweisen. Hatte ich doch eben als Protestant genau dasselbe Recht, die Schrift nach meinem besten Wissen und Gewissen auszulegen, wie jeder andere. Auf Grund der „evangelischen Freiheit" konnte ich mit Fug und Recht fordern, daß in einer „Landeskirche", in der man Protestantenvereinler nicht bloß in kirchlichen Ämtern läßt, sondern auch in Synoden &c. gegen die Anklagen wegen schriftwidriger Lehre von der Person Christi officiell in Schutz nimmt, dasselbe Recht in Anspruch genommen werden dürfte für eine der katholischen sich nähernde theologische Auffassung. Was das „Abirren" von evangelischer Wahrheit betrifft, so würde ich das mit demselben Rechte den Koryphäen und Kirchenlichtern der verschiedenen lutherischen Secten nachsagen und — nachweisen können. Um nur eins anzuführen, ist es nicht eine flagrante Abirrung von der evangelischen Wahrheit und geradezu ein Umsturz des sogenannten Schriftprinzips, wenn der verstorbene Ober-Consistorialrath Meyer in Hannover, seiner Zeit auch Examinator der Theologen, die gesamte Kindheits- und die Versuchungsgeschichte des HErrn, welche die Evangelien uns berichten, für bloße fromme Mythen (Märchen und Sagen) erklärt. Auch Widerspruch gegen die lutherischen Bekenntnisschriften will jener schlaue Scribent in meinen Predigten entdeckt haben. Das Nachweisen würde ebenso trefflich gelungen sein, als hinsichtlich des ersteren Punktes. Und wenn ich's gethan hätte, so hätte man mir dieserhalb doch nicht mehr Unrecht nachweisen können, als, um bei ihm zu bleiben, jenem Herrn Meyer (dessen Commentare ich übrigens stets gern studiere), welcher mit dürren Worten für falsch und schriftwidrig erklärt die Lehre der lutherischen Bekenntnisschriften vom Abendmahl und sogar die große Haupt- und Grundlehre derselben, vom Zustande der Menschennatur nach Adams Fall.

Andererseits habe ich mit meiner Überzeugung niemals „hinterm Berge gehalten". Als mir jener vermeintliche Vorwurf zu Ohren kam, daß ich sollte die Gemeinde katholisch machen wollen, habe ich mich offen in einer Predigt ausgesprochen. Klar und unmisverständlich habe ich erklärt, daß ich für meine Person zwar zu der festen Überzeugung gelangt sei, daß das Luthertum in der gegenwärtigen Zeitära dem Prozeß der unaufhaltsamen Zersetzung, den es bei seiner Geburt bereits in sich getragen, in zunehmendem Maße anheimfalle. Das Gesetz, welches alle vom Leibe losgetrennten Glieder treffe, entweder Mumie, oder Zersetzung, das erfülle sich jetzt in letzterer Richtung. Das aber sei meine Hoffnung, daß das Ende dieser Entwickelung dazu führen werde, daß alles, was im

Protestantismus wirklich gläubig sei an den HErrn Jesum Christum, in die Mutterkirche sich zurücktretten werde. Meine lieben Urbacher, sowie überhaupt die gegenwärtige und auch die heranwachsende Generation könne ich unmöglich für reif halten zum „katholisch werden", da ein wahrer Wust von Vorurteilen, Verdrehungen und Entstellungen des Katholicismus in Verbindung mit einer zum Teil kolossalen Unwissenheit hinsichtlich des eigentlichen Inhalts des Luthertums selbst sich wie eine undurchdringliche Binde vor das geistige Auge der Leute gelegt habe. Aufrichtiges Suchen nach der göttlichen Wahrheit und Erweckung wirklichen Hungers nach der göttlichen Gnade, das sei es, wozu ich der Gemeinde behülflich zu sein wünschte.

Ebensowenig habe ich den sehr geehrten Herren Kollegen und meinen Freunden gegenüber mit meinen Bedenken und meiner steigenden Überzeugung von den verderblichen Schäden des Luthertums zurückgehalten. Auf Briefe solchen Inhalts bekam ich meist keine, oder sehr nichtssagende Antworten, die zuweilen sogar meine Deductionen glaubten abfertigen zu können mit dem bloßen Schlagwort: Was du da schreibst, ist ja katholisch. Und wenn sie, was mir heiliger Ernst und ernsteste Gewissensfrage war, für theologische Schrullen hielten, wie mir einer von ihnen sagte, so ist das doch nicht meine Schuld. Auch in Referaten für sogenannte Convente und Synoden, in den Debatten derselben, in Artikeln für kirchliche Blätter habe ich meine Überzeugung ausgesprochen oder doch aussprechen wollen. Wenn man teils mich gar nicht zu Worte kommen ließ, ja sogar in einem Falle in auffallender Weise die Zeit mit einem Reden de omnibus rebus et quibusdam aliis mühsam hinbrachte, so daß mein officielles Referat gar nicht mehr angehört werden konnte, wenn man teils meinen Artikeln die Aufnahme verweigerte, unter dem Vorwande, dann müsse man auch dem Gegner das Wort geben (welcher notabene eben vorher geredet oder vielmehr geschrieben hatte), so ists nicht meine Schuld gewesen.

Es würden indes meine Bestrebungen im Pfarramte nicht richtig beurteilt werden, wenn ich mich damit begnügen wollte, als ihr Ziel die Herstellung der alten Liturgie bezw. deren Ausbau zu nennen. In der That hatte ich eine über dieser stehende Tendenz, die ich hier andeuten zu müssen glaube, um sowohl meiner früheren Gemeinde als den Herren Collegen, wenn aus diesen Kreisen jemand diese Zeilen lesen will, eine Erklärung zu bieten, wie ich gerade als Pastor zu dem ihnen „unbegreiflichen" Schritte gekommen bin.

Wenn ein Wort das Ziel ausdrücken soll, welches für die Führung meines Pfarramts mir vor Augen stand, so ist es dies: ich wünschte die mir anvertraute Gemeinde dem HErrn Jesu als ein anbetendes und opferndes Volk, als ein priesterliches Volk zuzuführen und darzustellen; in ihr selbst suchte ich deshalb durch die mir zu Gebote stehenden Mittel, nicht bloß durch die Predigt, sondern durch das, was man wol äußere

Ceremonien nennt (Gebetsleuten, feierliche Liturgien, Knieen, Leichenprozession 2c.) das Bewußtsein zu wecken ihres Berufs, nämlich das Erdenleben Gott zu heiligen als Vorbereitung für eine selige Sterbestunde und den Eingang in die zukünftige Welt. Die Tendenz meiner Predigten ist im großen und ganzen die gewesen, den Glauben an den Sohn Gottes zu erwecken und die Sorge, durch gute Werke den himmlischen Beruf zu befestigen und das ewige Leben zu ergreifen.

Von den Tagen Luthers her ist „das allgemeine Priestertum aller Christen“ im Munde der Protestanten ein Schlagwort gewesen. Je länger ich amtierte und daneben die Augen für die Zeichen der Zeit wie für den allgemeinen Zustand des protestantischen Volks offen hielt, desto mehr hat sich mir die Überzeugung aufgedrängt, daß dies „allgemeine Priestertum“ nichts weiter geblieben ist, als eine leere Phrase. Vom priesterlichen Geschäft habe ich in den mir zugänglichen Kreisen fast nirgends etwas wahrgenommen. Da ist kein Opfer und keine Anbetung in den Gottesdiensten, und in den Häusern steht auch kein Altar, um den der Hauspriester seine Familie sammelt zu gemeinsamer Anbetung vor dem Allerhöchsten. Selbst das Tischgebet ist fast verschwunden im Volke. Was bei der Mehrzahl der Protestanten, soweit ich habe beobachten können, ein unbekanntes Ding, bei denen, die es im Munde zu führen pflegen, meistens ein kirchenpolitisches Schlagwort ist, das wünschte ich zu einer Wirklichkeit zu bringen. Dazu glaube ich mich sowohl durch die Schrift als auch durch die Augsburgische Confession berechtigt. Denn erstere spricht deutlich genug von der Bestimmung der Christen zum priesterlichen Volke Gottes, redet von einer Liturgie, von einem Altar, den wir haben, von dem aber die kein Recht haben zu essen, welche den Götzen ihr Opfer darbringen. Auch spricht die Offenbarung St. Johannis von einem himmlischen Altar, von dem Rauchwerk, das dort vor Gott aufsteigt, und stellt uns dort „das Lamm“ vor Augen, wie St. Paulus im Hebräerbrief den ewigen Hohenpriester, der sein einziges Opfer, sich selbst also, ohne Unterlaß vor Gottes Thron darstellt und geltend macht und auf Grund desselben für uns bittet. Daraus ist mir immer mehr zum Bewußtsein gekommen, daß das Opfer Christi nicht eine bloß historisch abgeschlossene vergangene Thatsache ist, sondern eine Realität, die lebendig und kräftig fortwirkt in der Person dessen, der als Lamm und als Hoherpriester zugleich im Himmel ist, und zwar thätig ist. Er ist wirklich der ewige Hohepriester nach der Weise Melchisedeks, ja das ist die Hauptsache, um die es sich dem Apostel (Hebr. 8,1 ff.) handelt (*κεφάλαιον ἐπὶ τοῖς λεγομένοις*) daß wir einen solchen Hohenpriester in den Himmeln haben, zur Rechten Gottes sitzend, der da ein *λειτουργὸς τῶν ἁγίων καὶ τῆς σκηνῆς τῆς ἀληθινῆς* (Diener oder Pfleger des Heiligtums und des wahrhaftigen, von Gott, nicht von Menschen gemachten Zelts) sei und notwendig haben muß, was Er dar-

brächte (ὅθεν — weil nämlich das des Hohenpriesters eigentliches Amt ist, nach Gottes Anordnung Opfer darzubringen — ἀναγκαῖον, ἔχειν τι καὶ τοῦτον ὃ προσενέγκῃ = weshalb es notwendig ist, daß auch dieser Jesus zur Rechten Gottes, etwas hätte, was Er darbrächte). Daraus geht unwidersprechlich hervor, daß unser erhöhter Hoherpriester Jesus nicht bloß ein Titulär-Hoherpriester ist, nicht ein Hoherpriester außer Dienst, sondern daß Er auch wirklich darbringt Opfer und Gaben vor Gott. Ebenso unwidersprechlich ist es, daß er kein anderes Opfer darbringt, als das, welches Er am Kreuze geopfert hat, also sich selbst. Dazu braucht Er, wie der Apostel auch bemerkt, nicht immer wieder vom Himmel zu steigen und sich aufs neue kreuzigen zu lassen; mit einem Opfer hat Er vollendet, die geheiligt werden. Dies eine, ewige Opfer bringt Er in ununterbrochener Folge vor Gott, stellt es vor Ihm dar, macht es geltend, bittet auf Grund desselben für die Sünder und erwirkt ihnen Gnade. Die Schlachtordnung am Kreuze auf Golgatha ist vor dem Allgegenwärtigen nicht, wie für unsere endliche Betrachtungsweise nahe liegt es anzusehen, eine abgemachte abgethane Geschichte, sondern Ihm ununterbrochen gegenwärtig in seiner Anschauung und wird in dieser Weise von unserm ewigen Hohenpriester vor Ihm repräsentiert. Und da Er, der diese Liturgie pflegt, selbst ewiger Gott ist, so participiert, wenn ich mich so ausdrücken darf, sein Opfer an seiner Ewigkeit: es ist ein ewiges in dem Sinne, als es der ewige Gottessohn ist, der als ewiger Hoherpriester sich als das Lamm Gottes, welches hinwegnimmt die Sünden der Welt, fort und fort vor dem Ewigen darstellt. Darum wird Ihm als dem Lamm das Buch der Siegel gegeben, und als dem Lamm ertönt Ihm in den Himmeln der Lobpreis der durch Ihn Erlösten.

Nun ist aber auf Erden die Kirche sowol durch ihr Bedürfnis, als durch Christi Befehl, genötigt zu thun, was Er thut. Sie hat kein anderes Opfer, als dies e i n e, das Opfer Christi; nur mit diesem ist sie Gott angenehm, nur mit diesem kann sie vor Gott erscheinen: sie muß sein Opfer zu dem ihrigen machen, das sie ununterbrochen vor Gott geltend macht und darstellt. Was das Haupt im Himmel thut, das thut Er, das Haupt, auch auf Erden und hier durch den Dienst seines Leibes. Durch sein Testament hat Er sein Opfer seiner Kirche in die Hände gegeben, damit sie als priesterliches Geschlecht auch ihrerseits dasselbe ununterbrochen vor Gott bringe und darstelle; nicht derart als ob sie aus eigener Kraft aufs neue eine Opferung Christi erzeuge, sondern indem sie das am Kreuze dargebrachte ewige Opfer Christi als ihr einziges Lösegeld, Genugthuung und Opfer vor Gott bringt, und darnach auch von diesem Opfer isset im Sacrament.

Das ist's, was alle alten Liturgien thun, deren Bestandteile zum Teil älter sein dürften, als die Schriften des Neuen Testaments, z. B. die Fassung

der Einsetzungsworte, die von der dort enthaltenen verschieden lautet, gleichwie im neutestamentlichen Kanon dieselben auch verschieden ausgedrückt sind.

Es konnte nicht ausbleiben, daß mir in den Liturgien der verschiedenen lutherischen Kirchenordnungen die ungeheure Lücke auffiel und je länger, je mehr drückend wurde, die dadurch entstanden ist, daß ihnen aller Ausdruck und alle Idee des Opfers fehlt. Offen gesagt: es fehlte mir die eigentliche Hauptsache, die eine Liturgie erst zu einer solchen macht. Ohne das Opfer ist dieselbe nur eine zusammenhangslose Zusammenstellung einzelner Stücke, denen der einigende Mittelpunkt fehlt. Ich schweige von der trostlosen Beschaffenheit des Gottesdienstes, wie er in den meisten Kirchen bestand, die ich kennen lernte. Aber auch da, wo Liturgie eingeführt war, fehlte dem weitaus größten Theil des Jahres der Höhepunkt desselben, die Communion. Mit der Kliefothschen Theorie, daß die Predigt der eigentliche Mittelpunkt des Gottesdienstes sei, konnte ich mich schon deshalb nie befreunden, weil ich (bereits als Student) die alten Liturgien in Daniels Thesaurus kennen gelernt hatte. Daß aber auch da, in der vollständigen lutherschen Liturgie, in der die Communion den Höhepunkt bilden soll, doch eine Lücke vorhanden ist, indem die Basis der Communion, das Opfer Christi fehlt, überhaupt gar kein Gedanke an Opfer ausgeprägt worden ist, darauf bin ich zuerst aufmerksam gemacht worden durch meinen dermaligen Ephorus und liturgische Gespräche mit Amtsbrüdern, auch durch einige Gesänge des hannoverschen Gesangbuchs, die die Opferidee aussprechen. Um diese traurige Lücke in etwas auszufüllen, folgte ich schon in Steigerthal dem Beispiele eines Amtsbruders und nahm in die Liturgie zwischen Präfation und Consecration das in den apostolischen Constitutionen enthaltene Opfergebet auf, nebst der Epiklese (Anrufung um den heiligen Geist, daß Er die Elemente machen möge, zum Sacramente des Leibes und Blutes Christi). Als ich nach Urbach kam, fand ich dort dasselbe Gebet vor.

Berechtigt dazu glaubte ich mich. Denn in liturgicis herrschte plain pouvoir: der eine Pastor machte es so, der andere so; was dieser eingeführt, ließ sein Nachfolger fallen, oder machte etwas anderes, wie ich z. B. an meinen eigenen Amtsnachfolgern sehen konnte, und darnach krähte weder Huhn noch Hahn. Überdies steht in der Augsburgischen Confession ausdrücklich, daß ihre Bekenner „die Messe“ ebenso feierlich begingen als die Katholiken, und nicht im mindesten dieselbe abzuschaffen gewillt seien. Ich hielt das für ehrliche Aussage, denn ich hatte die Erörterungen Luthers über die Abschaffung der Messe noch nicht studiert. Auch die vorher schon erwähnten Gesänge trugen dazu bei, daß ich bona fide glaubte, die Schmähungen auf die Messe, insbesondere auf das Meßopfer, die in die lutherischen Kirchenordnungen haufenweise aus Luthers Schriften herüber genommen sind, seien nicht sowol gegen die

reine Opferidee gerichtet, sondern gegen „den römischen Misbrauch“ derselben, namentlich gegen die Lehre, daß der Priester aus eigener Machtvollkommenheit den HErrn nötige, vom Himmel herab zu kommen und sich aufs neue von ihm unblutig abschlachten zu lassen; so daß also das Meßopfer nicht als eine repraesentatio des einen ewiggültigen Opfers Christi, sondern als eine jedesmal neu hervorgebrachte Opferung erscheint. Das soll nämlich die katholische Kirche lehren. An das katholische Meßopfer dachte meine Seele nicht; davor hatte ich einen gründlichen Abscheu. Das Opfer der alten Liturgien war ja ein ganz anderes, war eben die repraesentatio des Opfers Christi, welches die Kirche als ihr einziges Opfer vor Gott bringen muß. Unbegreiflich freilich blieb mir, weshalb die lutherischen Kirchenordnungen diese Repräsentation des Opfers Christi, durch die der Gottesdienst erst eine wirkliche Liturgie wird, nicht zum Ausdruck gebracht hatten.

Es sei mir gestattet, den schönsten der oben erwähnten im Hannoverschen Gesangbuche befindlichen und soviel ich weiß, dem Johann Heermann zugeschriebenen Gesange, soweit er hier in Betracht kommt, mitzuteilen. (Ges. 446, v. 6 ff.)

Wir können sonst für uns und unsere Sünden
Kein Lösegeld, kein andres Opfer finden;
Dein Sohn, o Gott, ist's, den wir bringen müssen,
Für uns zu büßen.

Schau seinen Leib, ans Kreuz für uns gehenket,
Sieh an sein Blut, mit welchem Er uns tränket:
Der Leib, dies Blut, so allen Schaden heilet;
Wird ausgeteilet.

Der süße Geruch zu Dir gen Himmel steiget,
Daß sich Dein Herz zu uns herunter neiget,
Nun wir in Buß und Demut vor Dich treten
Und zu Dir beten.

Dies Opfer zum Gedächtnis wird begangen;
Man ißt den Leib, der an dem Kreuz gehangen,
Man trinkt das Blut, das von Ihm ist geflossen,
Für uns vergossen.

Du kannst, o Gott, dies Opfer nicht verachten,
Das sich für uns so willig lassen schlachten;
Auf dies Lamm ist die Schuld der Welt geleget,
Die es all träget.

Drum, Vater, laß um Jesu Christi willen
Sich Deines Grimms gerechten Eifer stillen;
Dein Sohn hat ja an unserer statt erduldet,
Was wir verschuldet.

Diesen Gesang ließ ich vor und nach dem Offertorium singen und fuhr dann mit dem Opfergebete fort, an welches sich die Präfation anschloß.

Es war das nicht eine liturgische Liebhaberei; es war eine innere Notwendigkeit für mich geworden; denn als priesterliches Volk Gottes

mußten wir im Gottesdienste das Opfer Christi haben und vor Gott bringen; ohne dasselbe hatten wir keinen Altar, ohne dasselbe war unser Altar ein entbehrlicher Zierrat, ohne dasselbe blieb unsere Liturgie trotz aller Vollständigkeit eine aus größtentheils unverstandenen und zufällig so zusammengewürfelten Stücken zusammengeflickte Schaale ohne Kern.

Bekennen muß ich, daß nicht blos bei den Gemeinden, sondern auch bei sehr vielen Collegen Unkenntnis der Liturgie, der Bedeutung der einzelnen Stücke und ihrer Beziehung zu einander, ja ein völliger Mangel an Verständnis für die mir so herrlich erscheinende Idee des Gottesdienstes wahrzunehmen ist. Der Gemeinde war der „viele Singsang“ und die „lange Beterei“ mehr oder weniger zuwider oder doch gleichgültig und alle Belehrungen darüber begegneten einer wirklich befremdenden und deprimierenden Gleichgültigkeit. Und die Herren Amtsbrüder — eine Liturgie wollten ja schließlich die meisten haben, aber eine ad libitum zusammengestoppelte, in der z. B. die Stufenfolge vom Apostel zum HErrn, von der Epistel zum Evangelium, gar keinen Ausdruck fand. Ein wirkliches Verständnis für die Idee der Liturgie war offenbar also nicht vorhanden. Vor allem stand das eine fest, daß man sich von „Urbach nicht majorisieren lassen wollte“; es war mir dieser letzte Punkt um so befremdlicher, als meinerseits ein Versuch, andere „majorisieren“ zu wollen, niemals gemacht worden ist; ich war froh, wenn man mich in Ruhe ließ. Diese Gleichgültigkeit und dieser Verständnismangel für Liturgie ist zwar aus dem Mangel jeglicher Art von schriftlicher Belehrung über dieselbe erklärlich, noch mehr aber daraus, daß dem lutherischen Gottesdienst der eigentliche Kern aller λειτουργία, die Repräsentation des Opfers Christi p r i n c i p i e l l fehlt. Der Katholik findet überall auf der Erde in seiner Kirche seine Heimat, überall den Mittelpunkt alles gottesdienstlichen Lebens, das Meßopfer. Der Protestant findet so ziemlich in jeder Gegend, beinahe fast in jedem Dorfe eine andere Zusammenwürflung verschiedener liturgischer Stücke, die überdies den meisten Protestanten „böhmische Dörfer“ sind, mit welchem Ausdrucke mir einmal jemand seine Unkenntnis bezeichnete. Diese Zerfahrenheit erscheint mir als nothwendige Folge jener Zerstörung des Meßopfers, die Luther sich zur Aufgabe gemacht hatte, um dadurch die „eine Säule“ der bestehenden kirchlichen Ordnung als der von Gott gesandte Simson umzureißen. (So spricht er sich selbst aus.)

Erst als ich aus anderen Ursachen dazu getrieben wurde, die Lehre der katholischen Kirche genauer zu studieren, ward ich inne, daß, was ich wollte, auf die Idee des Meßopfers der katholischen Kirche hinausführt daß das, was als katholische Lehre bei uns galt, eine arge und schmähliche Verdrehung derselben ist. Zugleich aber kam ich zu der anderen Erkenntnis, daß wenn ich auch die gesamte Meßliturgie beten wollte, den-

noch eine wirkliche Messe und wirkliches Sacrament nicht vorhanden war. Darauf muß ich später zurückkommen.

Im Gottesdienste war mein Augenmerk selbstverständlich darauf gerichtet, soviel es sich machen ließ, die Gemeinde zur Anbetung zu erziehen. Wer die Weise des protestantischen Gottesdienstes kennt, der weiß, daß in demselben die Anbetung keine Stelle findet. Schon die äußere Beschaffenheit der Kirchen verhindert dieselbe. Es giebt keine Kniebänke, denn „Knieen" hat der Protestant „nicht nötig". In dem schönen Buche von P. Schneider über die sieben Gaben des heiligen Geistes wird trefflich gesagt: „Eigne Dir, mein Christ, die heilige Gewohnheit an, Deine Morgen- und Abendgebete auf den Knieen zu verrichten. Die höchste Majestät Gottes, der Du Dich nahest, um mit ihr zu sprechen, verdient es wol, daß Du ihr gegenüber die ehrerbietigste Stellung einnehmest." Von der Gegenwart dieser allerhöchsten Majestät scheinen die meisten Protestanten kein Bewußtsein zu haben. Es tritt einem überall die Bequemlichkeit unangenehm entgegen. Was ich von häuslichen Andachten bei den Gläubigen gesehen habe, wurde meist sitzend abgemacht. So auch fand ich es in den Kirchen mit wenigen Ausnahmen. Wie schwer hälts, die Leute dahin zu bringen, daß sie beim Evangelium, beim Vater Unser und Credo, bei der Consecration aufstehen! Bei den Männern auf den sogen. Emporen ists mir nicht geglückt. Aber auch beim liturgischen Handeln der Prediger sieht man wenig Anstand und Decorum. Die meisten habe ich vor den Altar gehen, oft schieben oder fast eilen sehen, ohne irgend welche Verbeugung, ohne Segnung mit dem heiligen Kreuze (daß ich letzteres that, war sogar einer der Anklagepunkte wegen „Katholicismus", über die ich mich zu verantworten hatte), ohne Gebet vor den Stufen des Altars; man läuft oder steigt von der Seite her oder wie man gerade kommt und neigt sich höchstens einen Augenblick über den Tisch. Es ist ja freilich über dem „Altar" in Wirklichkeit auch nichts gegenwärtig, vor dem man anbeten könnte; häufig hängt die Kanzel unmittelbar darüber, gleichsam als Emblem, daß hier das Höchste nicht der im Sacrament verschleierte gegenwärtige HErr ist, sondern der — „Gottes Wort", d. h. seine Aus- oder Einlegung desselben vortragende Prediger. Es ist da kein Tabernakel, kein Brothaus, in welchem in die unscheinbare Gestalt des Brots verhüllt das vom Himmel herabgekommene Brot des Lebens unter seinem Volke gegenwärtig ist, wie Er einst in der Krippe zu Bethlehem (Brothaus) in Windeln gehüllt bei seinem Volke zugegen war; es ist da kein Allerheiligstes, in dem das hochwürdigste Gut geheimnisvoll thront. So ists natürlich, daß auch keine Anbetung vorhanden ist. Aber wenn auch die sacramentale Gegenwart Gegenwart des HErrn fehlt, so sollte doch der Gedanke an die geistige Allgegenwart Gottes, dem man jetzt dienen will, soviel Kraft haben, daß er wenigstens den Nacken des Predigers beugte, wenn derselbe vor den

Tisch hintritt, den man immer noch Altar nennt, obgleich man das Opfer und damit den Altar verloren hat. Indes geht die Freiheit von solchen unnötigen Ceremonien, wie Verneigung und Kniebeugung so weit, daß ein College mir einmal alles Ernstes vorwarf, ich mache das zu feierlich, ich wolle wol einen römischen Priester copieren. Was ich wünschte, war dies, die Gemeinde durch mein Beispiel, ohne Worte zu einer gewissen Weihe und Anbetung zu erziehen. Der im Schiffe der Kirche versammelte Teil der Gemeinde gieng auch im Ganzen willig darauf ein, so daß man, wie mir von anderen gesagt worden ist, der Haltung desselben doch anmerken konnte, daß sie von der geistigen Macht der Andacht und Anbetung unwillkürlich erfaßt war. Als eine Störung muß ich es bezeichnen, daß die Consecrationsworte gesungen oder laut recitiert werden mußten, ersteres sogar mit Orgelbegleitung, denn in diesem Augenblicke, in welchem die allerhöchste Majestät im Sacrament unter seinem Volke sich niederläßt, da sollte nach meinem liturgischen Gefühl mehr als irgend sonst im Gottesdienst das Wort seinen Ausdruck finden: Der HErr ist in seinem Tempel, es schweige vor Ihm alle Welt. Allerdings war dies Gefühl, wie ich später inne ward, ein Verstoß gegen die luthersche Sacramentslehre. Ein Zwang war es aber, daß ich nach der Consecration nicht das äußere Zeichen der Anbetung durch Kniebeugung üben durfte. Da wurde mir je länger je mehr klar, wie notwendig die luthersche Lehre und Praxis dazu führen mußte, daß das Volk im großen und ganzen in dem Abendmahl nur eine Ceremonie sieht. In Wirklichkeit ist das protestantische Abendmahl auch nichts weiter als das, wofür das Volk es hält und als was es sie mitmacht. Aber zu dieser Erkenntnis bin ich erst spät gelangt; dieselbe war für mich ein nötigender Beweggrund mit, die Gemeinschaft zu verlassen, welche nur den Schein, nicht aber die Wirklichkeit des Altarssacraments haben kann. Diese Beobachtung, daß das Volk nur eine Ceremonie mitmacht, wenn protestantisches Abendmahl gehalten wird, drängt dem aufmerksamen Auge sich auf, wenn man die Distribution oder vielmehr die Art und Weise betrachtet, wie die Leute mit wenigen Ausnahmen das Abendmahl empfangen. In der Gleichgültigkeit und Andachtslosigkeit der Angesichter spiegelte sich der entsprechende Seelenzustand. Man sieht und fühlt es den guten Leuten an, daß sie wirklich nicht wissen, was sie „mit Jesus da anfangen sollen", daß sie bona fide mit ihrem Abendmahlsgehen einen alten Brauch noch mitmachen, dessen Bedeutung ihnen teils nicht klar, teils unglaublich ist, den mitzumachen in einigen Gemeinden aber noch zum guten Ton gehört. In Urbach ist das noch der Fall; und ich muß der Gemeinde das Zeugnis geben, daß ich unter den vielen protestantischen Gemeinden, in denen ich teils selbst distribuiert, teils der Austeilung beigewohnt habe, mich kaum erinnere, eine gefunden zu haben, in der durchweg solche äußere Ruhe und Anstand beim Abendmahl herrschte. In vielen

Gemeinden läuft vor und während dieser Handlung, die doch immerhin eine heilige sein soll, alles fort. Was sollen sie auch da, da für sie ja gar kein Segen abfallen kann, da sie eine Beteiligung an der Communion der anderen durch geistliche Communion nicht kennen. In Urbach bleibt der größere Teil der Leute anwesend und singt Abendmahlslieder ab, betrachtet sich auch mittlerweile die Kleider derer, die vor ihren Augen um den Tisch herumgehen. Die Communicanten habe ich nur an sehr einzelnen Orten die Communion knieend empfangen sehen. In der Regel treten sie mit einem freundlichen Kopfnicken, mit einer Verbeugung oder einem Knix, welche in der Vorstellung der meisten (man siehts ihnen an) dem Pastor gelten, an den „Altar" heran, empfangen oder nehmen selbst Brot und Wein stehend und entfernen sich wieder mit einer ähnlichen Gebärde. Von Anbetung auf den Angesichtern habe ich, so sehr ichs wünschte lesen zu können, fast nie etwas bemerkt. Das Höchste war ein gewisser andächtiger Ernst. Innerlich empört aber hat mich oft der Anblick solcher, die sich bemühten, möglichst große Schlucke Weins zu thun, den Kelch förmlich mir in der Hand niederdrückten und mehrere Züge thaten, als wollten sie sich dadurch für den Beichtgroschen entschädigen. Nicht minder empörend war der Anblick der Gesichter, auf denen der Wiederschein der Späße und weltlichen Unterhaltung, ja das Lachen nur mühsam unterdrückt erschien, wenn sie aus dem Raum hinter dem Altar zum Empfange des Kelchs hervortraten. Peinlich ist, wenn man des Glaubens ist, wie ich es war, daß durch Consecration das Sacrament wird, die Kelchausteilung überhaupt. Denn die Leute sind sich nicht bewußt, daß sie das anbetungswürdige Blut Christi trinken, lassen es daher an Vorsicht und Ehrerbietung mangeln, so daß der Inhalt des Kelchs an demselben herunterfließt, die Hand befeuchtet, oft auch auf ihre Kleider oder zum Erdboden fällt, ohne daß man es bei aller Vorsicht in der Austeilung vermeiden kann. Zu verwundern ist dies alles nicht; auch liegt mir fern, die Leute dieserhalb anklagen zu wollen. Erstlich geschieht seitens der Kirchenbehörden nichts, um das Verschütten möglichst unmöglich zu machen. (In der griechischen Kirche und bei den mit der römischen geeinigten Griechen wird, so viel ich weiß, das Blut mit Unterhaltung einer Patene in einem Löffel gereicht.) Ferner besteht keinerlei Vorschrift, was mit dem etwa übrig gebliebenen geweiheten Wein zu geschehen hat. Man denke sich mein Erstaunen und ich darf wohl sagen Entsetzen, als ich nach der ersten Communion, die ich in einem Dorfe meiner damaligen Pfarrei gehalten, von der Sakristei aus, wohin ich mich für einen Augenblick begeben, die Herren Kirchenvorsteher zum Altar eilen, den Kelch ergreifen, mit demselben einander „zuprosten" und ihn austrinken sah. Die guten Leute ihrerseits geriethen nicht minder in Erstaunen über meinen erstaunten Unwillen; sie hatten's ja immer so gehalten. In einem andern Orte goß der Küster den übriggebliebenen Inhalt

des Kelchs außer der Kirchenthür auf den Erdboden hin: „Was soll man anders damit machen!“ er hatte es immer so gehalten. Das stärkste Exempel dieser Art mußte ich von einem Collegen ansehen, mit welchem zusammen ich zu distribuieren hatte. Zugleich mit einer Bauerfrau aber hinter ihr her trat „die Frau Pastorin“ zum Kelchempfang; der Herr Gemahl reichte denselben jener zuerst und schüttete dann ungeniert den ganzen Inhalt desselben seitwärts in eine Ecke auf den Erdboden, daß es platschte, schenkte frisch ein und kredenzte seiner Frau Gemahlin. Und der Herr wollte ein orthodoxer Geistlicher sein. Einen Superintendenten sah ich während der Kelchausteilung wiederholt sein schmutziges rothseidenes Sacktuch herausziehen und damit den feuchtgewordenen Stiel des Kelchs abtrocknen, einen andern Herrn die Hostien mit schwarzen Wollhandschuhen austeilen, deren Fingerspitzen bereits, wie mir eine Dame mit Ekel erzählte, glänzten von fettiger Substanz. Solch unerhörter Mangel von Ehrerbietung und Tactgefühl, von Anbetung ganz zu schweigen, der gewiß durch viele andere Beispiele illustriert werden kann, ist nur erklärlich, wenn das Abendmahl in den Augen des Volks, zum Theil auch der Geistlichen, nur eine Ceremonie ist. Die Gemeinden, die ich zuletzt bedient habe, waren von ihren früheren Geistlichen (meinen letzten Amtsvorgänger ausgeschlossen) geradezu zwinglisch über das Abendmahl unterrichtet, und so wird es bis zu den dreißiger Jahren wol überall geschehen sein. Jedenfalls hat der im Volke zur Herrschaft gekommene Rationalismus vulgaris den Glauben an eine sacramentale Gegenwart der allerhöchsten Majestät bei der Masse des Volkes für immer zerstört. Die Zahl solcher Protestanten, die noch mit einem die Gewissen zwingenden Glauben an die Gegenwart dieser unverletzlichen Majestät zur Communion gehen, muß erschrecklich klein sein. Es giebt (ich rede zunächst nur von der „hannoverschen Landeskirche“) keine Anweisung für die Geistlichen zur eigenen würdigen Vorbereitung für die Verwaltung dieses mysterium tremendum. Es existiert ferner keinerlei officielle Vorsorge, daß wirklich reine und ächte Elemente gebraucht werden. Hostien und Wein werden von den nächsten besten Krämern gekauft, ohne irgend welche Garantie, ob sie von reinem Mehl gebacken, ob der Wein vinum de vite, unverfälschter ist. Wie oft mögen Hostien verbraucht worden sein und werden, die aus Kartoffelstärke oder sonst einer Substanz bestehen, wie mir einmal ein Küster versicherte, daß es geschehe, und daß ja dabei nichts zu erinnern sei. Erst in den letzten Jahren hat ein Händler in Hannover angefangen, angeblich reine Hostien aus Weizenmehl zu verkaufen; ob aber das Backen derselben unter kirchlicher Aufsicht geschieht, ob der Mann vereidigt ist, das bezweifle ich, da sich keine Behörde um die Reinheit weder des Weins, noch des Hostienmehls bekümmert. Ich weiß von zuverlässigen Zeugen, daß Geistliche ihren selbstfabricierten Apfel- oder Johannesbeerwein für die Communion, wie ich annehme bona fide,

verwandt haben, daß man anderwärts „aus Versehen auch mit Schnaps" communiciert hat; daß aber fast niemand daran denkt, es sei Ächtheit der Elemente bei einem solchen hohen und heiligen Testament unerläßliche Bedingung. Haben doch protestantische Missionäre auf den Südseeinseln mit den Früchten des Brotbaums Abendmahl gehalten; wenn das nach protestantischen Begriffen möglich ist, dann kann man auch Kartoffelstärke nehmen, denn auch die Kartoffel ist eine gute Gabe Gottes. Mir scheint dergleichen Nachlässigkeit und Untreue nur möglich zu sein, wo man im Grunde keinen Begriff hat von der Majestät dessen, der in diesen Gestalten sich verhüllt, um seines ewigen Lebens in denselben uns teilhaftig zu machen. Es ist im Grunde kein wirklicher Glaube an die sacramentale Gegenwart des HErrn vorhanden, wo man so mit dem Sacrament umgeht.

Ferner ist ein Beweis hierfür meiner Meinung nach darin zu finden, daß von Seiten der officiellen luthersch sein wollenden Landeskirche Hannovers nicht nur nichts geschieht, um den in ihr geborenen Militairs luthersche Abendmahlsfeier zu sichern, sondern sogar „gastweise Zulassung" von Angehörigen der preußischen Union officiell gestattet und jetzt verteidigt wird, was in letzter Zeit die Oberbehörde der lutherschen Breslauer Synode veranlaßt hat, mit der „hannoverschen Landeskirche" die Abendmahlsgemeinschaft aufzuheben. Diesen Act kann ich nur für richtig erkennen. Denn diese „Landeskirche" hatte durch solche Praxis längst aufgehört, eine luthersche zu sein. Es war mir wahrhaftig kläglich zu beobachten, mit welchem Pathos die Herren, welche seiner Zeit die Aufhebung einer wirklichen Trauung „sich im Gewissen zurechtlegen" konnten, „weil kein Befehl Christi vorliege zu trauen", versicherten, daß sie, wenn man die Union einführen wolle, aber gewißlich nicht mehr mitmachen würden, und dabei nicht sahen, daß die hannoversche Landeskirche factisch längst ein Departement der königlich preußischen Staatskirche geworden ist, also sie vollständig in der Union stecken. Die luthersche Lehre von der sacramentalen Gegenwart des HErrn im Abendmahl ist durch die Proclamierung der Abendmahlsgemeinschaft mit einer Landeskirche, in welcher wie in der preußischen rechtlich und factisch die sich einander völlig ausschließenden Abendmahlslehren Calvins, Zwinglis und Luthers gleichberechtigt sind, aus ihrer Alleinberechtigung herausgeworfen. Die „Altäre" der „hannoverschen Landeskirche" sind von Luthers Standpunkt aus betrachtet nicht mehr rein luthersch. Ihr habt die Union, liebe Herren, Ihr steckt bis über die Ohren darin; aber wahrscheinlich können wir auch dies uns noch „zurechtlegen im Gewissen", um unsere werten Personen der theuren Landeskirche zu erhalten und noch viel Segen zu wirken. Wir wollen sehen, wie viele jetzt den Mut haben, die „Freikirche" aufzusuchen. Es kann unmöglich die luthersche Abendmahlslehre großen Wert haben in den Augen und Gewissen derer, die dergleichen anordnen oder mitmachen. Mithin kann auch

der Glaube an die Gegenwart der allerhöchsten Majestät nicht der sein, den man einem tremendum mysterium gegenüber haben muß.

Dieser Zustand der „hannoverschen Landeskirche" wurde mir immer drückender. Zwei Dinge aber insbesondere trieben mich so in die Enge, daß ich schließlich dem Gedanken an den Austritt immer näher kam, so sehr ich mich aus andern schwer ins Gewicht fallenden Gründen dagegen sträubte und daher auch, was ich so viele als Kirchenlichter geltende Männer thun sah, für meine keine weitere Bedeutung beanspruchende Existenz versuchte: nämlich das beliebte „sich zurecht legen".

Die beiden hierher gehörigen Punkte, die mir das „sich zurecht legen" immer saurer machten, sind diese: Der eine ist das von Herrn Uhlhorn, königlich preußischem Abt und Oberconsistorialrath proclamierte Verbot der Selbstcommunion der Geistlichen, der andere die auf einem Convente in Niedersachswerfen von Herrn Niemann, königl. preußischem Generalsuperintendent und Oberconsistorialrath abgegebene Erklärung, die Auffassung sei unlutherisch, daß durch die Testamentsworte das Sacrament zu Stande komme. Die Auffassung, schien es, war „römischer Sauerteig".

Das die Selbstcommunion der Geistlichen verboten sei, war mir völlig unbekannt. Mehrere von mir hochverehrte Geistliche, wußte ich, hatten sie immer geübt; die Kirchenordnungen setzten sie durch Aufnahme der Liturgie voraus, Luther freilich widerspricht sich auch in diesem Punkte, wie fast überall. Durch dies Verbot wird der Geistliche, der ohnehin mit seinem Bedürfnisse nach dem Sacrament (vorausgesetzt, daß er eins hat) abhängig ist von dem Abendmahlsbedürfnis der Gemeinde, genötigt, auf den häufigen Genuß der Communion zu verzichten überall da, wo nur ein Pfarrer an der Kirche steht. Wollte der Pastor es riskiren, an einem Sonntag allein im Gottesdienste zu communicieren, so würde ein Hallo von Katholischmachen losgehen und es ihm natürlich untersagt werden. Nun sind in den meisten Gemeinden nur zwei Abendmahlszeiten; auf diese ist er ohnehin beschränkt. Darf er aber überall nicht selbst communicieren, so kann er höchstens viermal im Jahre zur Communion gelangen; die meisten, die ich beobachtet habe, begnügen sich mit 2—3mal. Daß ein solches Verbot überhaupt möglich war in einer „Landeskirche", ist doch ein unzweifelhafter, ein flagranter Beweis, daß man den häufigen Genuß des Sacraments für die Geistlichen nicht für nötig hält, trotz des „so oft" des HErrn. Es ist eben halt ächt luthersch, daß man factisch Gottes Wort nur soviel gelten läßt, als es uns paßt. Ich sollte meinen, wenn das eigene Bedürfnis nach dem Sacrament nicht so groß ist, daß es treibt, so sollte solcher Zustand aufmerksam machen (wie der luthersche Katechismus selbst dazu anweiset), ob das nicht Symptom einer tiefen Krankheit ist. Appetitlosigkeit ist immer ein solches Symptom. Was für ein Symptom für eine „Landeskirche" ist es aber, wenn ein Consistorium sich herausnehmen

kann, die gesamte Geistlichkeit zu solcher Appetitlosigkeit dem Brode des Lebens gegenüber zu verurteilen und damit zum langsamen Verschmachten? Man nimmt den Mund immer voll über die angebliche „Gewissensknechtschaft" in der katholischen Kirche, und übt selbst eine so unerhörte geistliche Tyrannei, wie sie in „Rom" nicht geahnt wird. Wenn jemand nötig hat, um nicht geistlich zu verschmachten, das Brot des Lebens oft, alle Woche zu essen, so ists der Geistliche — und welch ein Anblick bietet sich uns! — die ganze Geistlichkeit, das Vordertreffen im Streite wider Welt, Satan und Fleisch, wird durch eine Behörde geknechtet und gezwungen, sich zu enthalten dessen, was sie am nötigsten hat, um was die Kirche auch bittet mit der 4. Bitte, als um ihr tägliches Brot. Wie können wir uns wundern, wenn da auch keine Kraft und kein Mut vorhanden ist, für geistliche und kirchliche Güter Amt, Brot und Pfründe zu opfern, wenn sich vielmehr vielfach die fanatische Gehässigkeit des Sectengeistes gegen die wenigen zeigt, die ihr Gewissen nicht knechten lassen wollen!

Wahrhaft erstaunlich ist, was Herr Uhlhorn zur Begründung dieses Verbots anführt. Es möchte, wenn die Selbstcommunion gestattet würde, leicht dem einen und andern einfallen, alle Sonntage zu communicieren, und dann wäre die katholische Messe alsbald wieder da. Der geehrte Herr möge mir verzeihen, wenn ich beim tiefsten Respect vor seiner eminenten Gelehrsamkeit dies Dictum für eine ebensolche Phrase zu halten mir gehorsamst erlaube, als wie jenes andere dem ἕρκος ὀδόντων desselben entflohene, daß nämlich der Jesuitismus der Vater des Voltairianismus sei. Ich kann mir nämlich schlechterdings nicht denken, daß der sehr gelehrte Herr Oberconsistorialrath nicht wissen sollte, daß die sonntägliche Selbstcommunion eines lutherschen Predigers ebensowenig eine heilige Messe werden kann, als wie, wenn etwa „Se. Hochwürden" selbst den ganzen Kanon der katholischen Messe nebst allen Ceremonien nachmachen würde, das eine heilige Messe sein würde. Es fehlt eben dem gelehrten Herrn trotz Titel und staatlicher Würden die conditio sine qua non, die Priesterweihe, er ist und bleibt ein Laie. Eine katholische, eine wirkliche Messe würde er mithin unfähig sein, zu celebrieren. Mithin fällt auch jene seine Befürchtung in ihr phrasenhaftes Nichts zusammen.

Jenes Verbot mußte mir eine unerträgliche Knechtung bleiben, so lange ich überzeugt war, daß das luthersche Abendmahl ein wirkliches Sacrament sei. Fügen konnte ich mich ihm nicht, hielt das auch nicht für Gewissenspflicht, da ich mein Bedürfnis nach dem Brot des Lebens nicht durch eine Consistorialsatzung wegschaffen konnte. Um Erlaubnis zu petitionieren, lag mir völlig fern, ich würde auch ohne Frage abgewiesen sein. So „legte ich mirs zurecht im Gewissen", daß ich fortfahren dürfe, selbst zu communicieren, ohne davon Anzeige zu machen, die ja unfehlbar ein Verbot herbeigeführt haben würde. Um aber doch irgendwie gegen diesen

Gewissenszwang Protest einzulegen, sprach ich mich gelegentlich in einer Predigt aus, daß ich entschlossen sei, lieber das Pfarramt und irdische Brot daran zu geben, als die Selbstcommunion mir verbieten zu lassen und dadurch der Aushungerung meines inwendigen Menschen mich zu unterwerfen. Um aber, da ich die Absolution fast immer entbehren mußte, mich würdig zu bereiten, betete ich die köstliche praeparatio ad Missam, vorher daheim oder in der Sakristei, und vor dem Acte der Selbstcommunion die ebenso köstlichen Gebete des Missale romanum: Dominum Jesum Christe, Fili Dei vivi, qui ex voluntate Patris etc., Perceptio Corporis tui etc., das Panem coelestem accipiam, und Domine non sum dignus dreimal, Corpus Domini nostri Jesu Christi, Quid retribuam bis zum Corpus tuum Domine quod sumpsi etc. eingeschlossen; letzteres natürlich nach der Communion. Und beim Beginn des Gottesdienstes betete ich während des kurzen Eingangsliedes das Staffelgebet und Confiteor. — Als ich aber zur Überzeugung gekommen war, daß das Abendmahl, welches wir begingen, kein Sacrament sein könne, empfand ich selbstverständlich keine innere Nötigung mehr, zu communicieren und ministrierte von der Zeit an auch nicht mehr, was um so leichter ohne Aufsehen geschehen konnte, als von Weihnachten bis Ostern eine Abendmahlsfeier nicht stattzufinden pflegte.

Daß ich zu dieser immer mehr zur entscheidenden Krisis mich hintreibenden Ueberzeugung nicht im Handumdrehen und nicht, ohne daß sich die bisherige Überzeugung mit aller Energie dagegen wehrte, gelangt bin, brauche ich wol nicht auszuführen. Ich erlaube mir nur darauf hinzudeuten, daß mit dem Glauben, im lutherschen Abendmahl wirklich den Leib des HErrn zu haben, meine ganze bisherige, mir wie das Kind dem Vater ans Herz gewachsene Amtsführung, Gottesdienstordnung, die Basis meiner Glaubensposition zusammenstürzte, und daß während dieses inneren Ringens das Gefühl der Unehrlichkeit mich oft beschlich und übermannen wollte, so daß ich allein schon um diesem Gefühl zu entgehen, öfter drauf und dran war, den Entschluß zur Abdankung zu fassen. Wie man nach jedem Strohhalm sucht, um in solchen Krisen den erschütternden und den Füßen entgleitenden Boden festzuhalten, so brachte ich jenes Gefühl teils mit der Pflicht für Weib und Kind zu sorgen, teils mit der Selbstberuhigung zum Schweigen, daß es ja doch möglich sein könne, wir hätten ein Sacrament, da doch wenigstens ein Teil der sogenannten Lutheraner die Lehre von der durch die Testamentsworte sich vollziehenden Gegenwart des HErrn in der Brot- und Weingestalt festhalte.

Den Anstoß zu dem Irrewerden an der Wahrheit der lutherschen Abendmahlslehre habe ich durch die oben erwähnte Deduction des Herrn Oberconsistorialrath Niemann empfangen. Bis dahin war ich des Glaubens gewesen, daß durch die Segnung mit den Testamentsworten die Elemente

Brot und Wein der Leib und das Blut des HErrn würden. Die eigentliche luthersche Impanationslehre war mir allerdings sehr problematisch geworden, da ich mir keine Vorstellung davon machen konnte, wie und was Luther sich eigentlich dabei gedacht habe. Viel einfacher und entsprechender erschien mir die Wandlungslehre, oder aber wenn man die nicht wollte gelten lassen, die zwinglische. Die Unhaltbarkeit der lutherschen Abendmahlslehre hatte mir Meyer in seinem Commentar überzeugend dargethan. Da mir aber bei der symbolischen Auffassung der ganze Zweck des Abendmahls unerklärlich bleiben mußte, weil es bei dieser Auffassung im Grunde aufhört, ein Sacrament zu sein, so wurde ich, wollte und mußte ich das Sacrament festhalten, zur katholischen Lehre hingedrängt.

Die Frage, wodurch das Abendmahl Sacrament wird, hatte ich mir schon aus dem Unterrichte meines seligen Vaters her einfach mit der Antwort des lutherschen Katechismus beantwortet: Essen und Trinken thuts nicht, sondern die Worte, die da stehen: Für Euch gegeben 2c. Damit war ich auf die Testamentsworte hingewiesen, als auf das, wodurch das Sacrament wird. Daß dasselbe zur Communion bestimmt ist, versteht sich von selbst, daß aber, wie Joh. Gerhard, irre ich nicht, aufgebracht hat, nicht die Testamentsworte, sondern der Genuß erst das Sacrament zu Stande bringen soll, kannte ich wol als einen Erklärungsversuch, aber nicht als luthersche Gemeinlehre. Ich war anders gelehrt, und hatte anders gelehrt und anders gehandelt, z. B. wenn Kranke Sonntags nach der Communion gespeist werden sollten, das „Sacrament" ihnen gebracht vom Altare her, ohne noch wieder zu consecrieren, denn es war consecriert; den etwa nach der Communion übrig gebliebenen consecrierten Wein pflegte ich andächtig zu genießen, damit kein Misbrauch möglich sei, suchte es aber möglichst immer so einzuteilen, daß nichts oder nur wenig übrig blieb u. s. w.

Die Deduction des Herrn Oberconsistorialraths N. beunruhigte und veranlaßte mich, die Abendmahlslehre erneuerten Studien zu unterziehen, und vor allem mir vorstellig oder klar zu machen, was damit gesagt sei: Das Sacrament wird erst durch den Genuß. Wo fängt derselbe an, wo hört er auf? Gehört Verdauung auch mit zum Genusse, zum Essen und Trinken? Wie stehts bei dieser Vorstellung mit der Gegenwart Christi? So viel wurde mir klar, daß wenn das Sakrament erst durch den Genuß zu Stande kommt, der Macher desselben nicht das Einsetzungswort, sondern der Esser ist, mithin Christi Leib und Blut immer nur für den, der gerade ißt und trinkt, gegenwärtig ist, für die anderen aber nicht. Damit wurde mir die Gegenwart des HErrn selbst unsicher, sie hüpft oder springt nach dieser unsinnigen Lehre von einem zum andern, alle Ruhe der gegenwärtigen Majestät schwindet, die wahrhafte Gegenwart Christi verflüchtigt sich. So war es mir kein Wunder mehr, daß nirgend in lutherschen Kirchen ich die ergreifende Anbetung und tiefe Andacht finden konnte, die

jeden anpacken muß, der religiöses Gefühl hat und einer Communion in der katholischen Kirche beiwohnt.

Dabei wurde ich nun noch auf ein drittes aufmerksam, welches mir vorher nie in den Sinn gekommen war. Da Luther die Communion unter einer Gestalt ein halbes Sacrament zu nennen liebt, so liegt die Frage nahe, wie denkt er sich überhaupt die Gegenwart des HErrn? Zwar ist er unsicher: Bald erklärt er, die Communion unter einer Gestalt sei wirkliche Communion des Leibes Christi, bald soll sie nur ein halbes, bald gar kein Sacrament sein. Seine Vorstellung muß also die gewesen sein, daß im Brot nur der Leib Christi ohne Blut, im Wein nur das Blut Christi ohne Leib irgendwie gegenwärtig sei. Denn sobald man glaubt, daß der ganze Christus in jeder Gestalt verborgen gegenwärtig ist, daß die Verschiedenheit der Gestalt lediglich zum Gedächtnis und Bezeichnung des Opfers und Opfermahles geordnet ist, sobald kann man nicht mehr von einem halben Sacrament reden, noch von einer Verstümmelung desselben. Sind aber Leib und Blut Christi getrennt vorhanden, so kann der Leib nur als toter, und das Blut auch nur als totes gedacht werden, denn die Trennung des Leibes und Blutes ist das Merkmal des Todes. Abgesehen von der Frage, woher das vergossene Blut kommt, bleibt die Hauptfrage: Wie kann eine solche, Christum wieder zu den Toten bringende, factische Trennung seines Leibes und Blutes bestehen mit dem Worte des Apostels: Christus von den Toten erweckt, stirbt hinfort nimmer; der Tod wird hinfort nicht mehr über Ihn herrschen? Was Misverstand oder Bosheit dem Meßopfer vorwirft, daß es eine unblutige, vom Priester neu gemachte Tötung Christi sei, das bringt unvermerkt Luther fertig, indem er durch Verwerfung der Lehre von der Concomitanz Christum teilt in Leib und Blut, die als Teile Christi im Abendmahl gegenwärtig sind. Hier erschien mir die Unmöglichkeit der lutherschen Lehre am grellsten, indem sie die Majestät des verklärten, aus seiner Erhabenheit in unendlicher Liebe sich herablassenden und in den Gestalten des Brots und Weins sich verhüllenden, aber in jeder Gestalt ganz und voll, lebendig und kräftig gegenwärtigen HErrn hinwegbringt, um nicht anbeten zu müssen, indem sie Ihn gleichsam zerstückt, um die Communion unter einer Gestalt zu einer Beraubung des Volkes zu stempeln.

Zu diesen Betrachtungen gesellte sich hinzu die Unsicherheit, was denn eigentlich in der hannoverschen Landeskirche rechtlich geltende Abendmahlslehre sei, ob sie überhaupt bei der Abendmahlsgemeinschaft mit der unierten Landeskirche Preußens noch wirkliches Abendmahl habe, denn in einer Gemeinschaft, die zwei einander ausschließende Lehren, wie die luthersche und calvinische, als gleichberechtigt bei sich anerkennt, dürfte schon aus diesem Grunde ein Besitz des wirklichen Sacraments nicht vorhanden sein.

Endlich ging mir auch darüber ein Licht auf, daß die Frage, ob ein wirkliches Sacrament vorhanden sei, sich vor allem nach Maßgabe der andern entscheiden wird, ob der HErr die Vollmachten zur Verwaltung der göttlichen Geheimnisse allen Christen ohne Unterschied oder nur den Aposteln gegeben hat.

Indem ich Luthers wechselnde Aussprüche über die Sacramente, insbesondere das des Altars, seine lästerlichen Reden über die heilige Messe, die Rathschläge an seine Prädicanten, wie sie das Volk um das Wesen der Messe betrügen sollten, ohne daß dieses es merke, betrachte, gewinne ich den Eindruck, daß der Mann niemals gläubig eine Messe celebriert hat (sein eigenes Geständnis darüber werden wir noch hören), daher er folgerichtig das Abendmahl anfangs für ein bloßes Signum, Zeichen oder Symbol erklärt (wie denn diese Erklärung allein zu seiner Rechtfertigungslehre paßt); daß er erst durch Zwinglis Lehre in die Opposition zu dieser gerathen und zu seiner wunderlichen Impanationslehre gekommen ist, daß er in Wirklichkeit aber auf „die Gestalt des Sacraments," wie er sich ausdrückt, kein Gewicht legt, vielmehr fordert, daß z. B. die Sterbenden sich mit dem bloßen Wort: Für euch gegeben ꝛc. begnügen sollen. (Die Belege folgen nach.) Im Grunde ist also das Sakrament ein überflüssiges Beiwerk, da es nichts mehr giebt, als das Wort. Bei Luther trat mir also ein unsicheres Hin- und Hertappen entgegen, trotz seiner Schrift: Daß diese Worte feststehen. Man erwäge, daß die Realität des Sacraments gar nicht abhängt von der Lehre und dem Glauben jemandes, auch nicht davon, ob er die Einsetzungsworte nachspricht und etwa die Handlung nachmacht — dann könnte jeder Fälscher ächte Documente oder Testamente herstellen — sondern wie von dem Wortlaut der Stiftung so auch von der erteilten Vollmacht des Testamentsgebers. Ob also im Luthertum, überhaupt im Protestantismus, ein wirkliches Sacrament des Altars vorhanden ist oder nicht, das entscheidet sich nicht darnach, was Luther davon geglaubt oder gelehrt haben mag, auch nicht darnach, ob er und sein Anhang die Stiftung des HErrn nachmachen, sondern ob sie die Vollmacht besitzen, das Wunder zu vollbringen, das in jeder Sacramentsfeier geschieht. Nach lutherscher Lehre freilich kann jedes Kind, jedes Weib, jeder Laie, wenn sie Brot und Wein nehmen, die Einsetzungsworte sprechen und es genießen, das Sacrament zu Stande bringen; folgerichtig jeder Jude, Türke, Heide auch, denn auch nach Luther hängt die Wirklichkeit des Sacraments nicht vom Glauben des Ministrierenden ab. Hat aber ein Jude oder Türke, wenn er die Stiftung Christi nachmacht, das Sacrament? hat er wirklich den Leib des HErrn? Doch mit nichten; nicht zwar des subjectiven Unglaubens wegen, sondern weil sie keine Vollmacht besitzen zur Vollstreckung des Sacraments. Die lutherschen Dogmatiker bestreiten den Calvinisten und Zwinglianern ihrer falschen Lehre

wegen die Wirklichkeit des Sacraments; sie lehren, daß jene, wenn sie auch die Handlung genau dem HErrn nachmachten, niemals Leib und Blut des HErrn wirklich hätten und genössen, wegen der falschen Lehre, die sie vom Sacrament führten. — Aber wenn der Glaube oder Unglaube dessen, der das Testament Christi etwa ministrierte, keinen Einfluß auf das Zustandekommen des Sacraments hat, so hat man keinen Grund, ministrierenden Juden das Zustandekommen des Sacraments abzusprechen. So bleibt nur die Frage nach dem Besitz der Vollmacht zur Testamentsvollstreckung. Man erwäge die Thatsache, daß der Herr dies Testament n u r den Aposteln in jener Nacht gegeben, n u r ihnen die Testaments-Vollstreckung aufgetragen hat. Daraus folgt bei Leibe noch nicht, daß jeder Christ auch eo ipso zum Testamentsvollstrecker vom HErrn gemacht sei. Ferner muß einfaches Nachdenken darauf hinführen, daß niemals ein anderer ein Testament gültig vollstrecken kann, als der, welcher dazu die ausdrückliche Vollmacht erhalten hat. Ebenso klar ist, daß ich nicht eine Vollmacht auf andere übertragen kann, die ich selbst nicht besitze. Von jeher hat die Kirche daran festgehalten, daß die Vollmacht durch die Priesterweihe verliehen wird. Das läßt sich bis in die Pastoralbriefe hinauf zurückverfolgen. Die Priesterweihe in ihrer Eigenschaft als göttliche Bevollmächtigung zur Verwaltung der göttlichen Geheimnisse hat Luther aber weggeworfen. Schon daraus folgt, daß die lutherschen Prädicanten gar keine wirkliche Vollmacht, weder zur Absolution, noch zur Sacramentsvollziehung besitzen, sondern nur eine eingebildete und angemaßte. Luther hat, indem er sich von der Jurisdiction der Kirche lossagte und kraft selbstgemachter, angemaßter Autorität das Princip des Landeskirchentums aufrichtete und zur Praxis brachte, factisch alle Continuität mit der Kirche vor ihm abgeschnitten. Daß er bloß die Zeit von Gregor dem Gr. bis auf sich herauswerfen, und bei jenem wieder anknüpfen will (das Papsttum ist nach ihm eine Stiftung des Kaisers Phokas (!), aus dem Hintern des Teufels in die Kirche hineingesetzt und hat die ganze Kirche zur Teufelei gemacht), ist eine sich selbst richtende Phrase. Das sollte ein Kind einsehen können, daß niemand ein paar Jahrhunderte aus der Geschichte der Kirche ausstreichen und den abgerissenen Faden beliebig an irgend eine vergangene Epoche anknüpfen kann.

Es wird nicht nötig sein, noch nach Beweisen zu suchen, daß es eine Pflicht der Ehrenhaftigkeit für mich war, nachdem ich zu dieser Überzeugung gekommen, mein protestantisches Pfarramt niederzulegen. Es wäre eitel Heuchelei gewesen, hätte ich noch confirmieren, Abendmahl halten, absolvieren wollen, nachdem ich eingesehen, daß die protestantische sogenannte Ordination gar nichts Reales giebt, nicht geben will, nicht geben kann, daß also auch die Vollmacht zu absolvieren und Sacramente zu spenden gar nicht in den Händen der protestantischen Geistlichen ist.

Die deutschen Lutherschen pflegen wohl vornehm zu lächeln über die Forderung der Continuität und dieselbe ein „Menschenfündlein" zu nennen, wie sie denselben Ausdruck von der Beichte gebrauchen und von der heiligen Messe, überhaupt nichts als „Menschenwerk" sehen in der katholischen Kirche. So orakelt man vom hohen Olymp herab, während Gott durch die Geschichte des Luthertums und durch den wirklich erbärmlichen Zustand desselben ihm die Signatur des Menschenwerks auf die Stirn gebrannt hat. Und durch ihre Verachtung und Schmähung der Kirche Gottes werden sie weder die Zersetzung des Luthertums aufhalten, noch die katholische Kirche zerstören. —

Indes, es ist Zeit, daß ich zu einem andern Punkt übergehe, der als ein Beweis angeführt worden ist, daß ich die Gemeinde Urbach allmählich hätte „katholisch machen" wollen.

Es ist das der Versuch, den ich gemacht habe, die Confirmanden in eine Beichtübung einzuführen, sie einzeln beichten zu lassen, und auch die von mir Confirmierten jährlich um die heilige Osterzeit einzuladen, zu dieser Übung der Einzelbeichte sich wieder zu sammeln. Von Anfang an habe ich das in Urbach gethan. Man wird mir glauben, wenn man einigermaßen mit der Stellung eines lutherschen Pastors bekannt ist, daß ich diesen Versuch wahrlich nicht zu meinem Vergnügen gemacht habe. Es war mir völlig klar, daß, wenn in der Gemeinde einige Schreier Lärm machten und die Sache an die große Glocke brächten, daß die Behörde mich nicht schützen, sondern diese Beichtübung einfach verbieten, überdies mich wol mit den bekannten „Nasen" beglücken würde, welche die staatskirchliche Büreaukratie von jeher für solche Pfarrer bereit hatte, in deren Gemeinden es rumort. Auch war mir klar, daß dieser Versuch den Beifall der Gemeinde gewiß nicht finden würde. Es sei auch fern von mir, zu leugnen, daß ich, wenn die Zeit der Beichte herankam, niemals ohne innere Ängste daran ging.

Aber was in aller Welt trieb Dich denn dazu? Warum ließest Du die Dinge nicht gehen, wie sie gingen und begnügtest Dich nicht mit dem „segensreichen" Institut der öffentlichen Beichte und einer um so treueren „Seelsorge"? —

Die Erfahrungen in der letztern, die ich in früheren Gemeinden gemacht hatte und aus dem Munde anderer Geistlicher hörte, hatten mich zu der Überzeugung gebracht, daß die sogenannte Seelsorge ohne die Basis des Beichtstuhls ungefähr das ist, was eine ärztliche Kur sein würde, wenn der Arzt den Patienten weder fragen und untersuchen, noch ihm eine Diät vorschreiben darf. Was sind denn die „seelsorgerlichen Hausbesuche" im besten Falle anderes, als ein unsicheres Hin- und Hertappen und allgemeines Reden über „Gottes Wort?" Ich habe sie nach dem Beispiele eifriger Collegen auch versucht und pflegte nicht mit der Thür

ins Haus zu fallen, wurde aber bald inne, daß ohne Kenntnis des Seelenzustandes und ohne beichtväterliche Vertrauensstellung diese Hausbesuche wirkliche Frucht für das Reich Gottes nicht zeitigen können. Dazu kam die Erfahrung, daß die Kinderzucht in hohem Grade vernachlässigt wird, wo ich auch nur Gelegenheit hatte, zu beobachten. Im allgemeinen, den Eindruck habe ich empfangen, weiß man gar nicht, was christliche Erziehung der Kinder ist; ich habe auch nicht bemerkt, daß während der 18 Jahre, die ich der „hannoverschen Landeskirche“ gedient habe, es in diesem Punkte besser geworden wäre; im Gegenteil, es zeigt sich auch hier das Gesetz: Je weiter der rollende Stein bergab rollt, desto schneller gehts. Es ist eine ziemlich allgemeine Erfahrung, die mir von allen, die nicht schön färben wollen, zugestanden werden wird, daß vonseiten der Familie nicht nur keine das geistige Leben fördernde Einwirkung auf die Kinder, nicht einmal auf die Confirmanden, geübt zu werden pflegt, sondern vielmehr die Kinder von den Ältern häufig gegen den Einfluß des Pastors bearbeitet werden. Die Ältern pflegen vor ihren Kindern über denselben zu raisonnieren, zu schimpfen und sein Ansehen herabzusetzen; wie oft wurde den Kindern, namentlich den Knaben, von ihren Vätern geradezu verboten, die Vespern am Vorabend des Sonntags zu besuchen, die ich, durch die Kirchenordnung berechtigt, zu halten pflegte, um die jungen Herzen zur Anbetung zu gewöhnen und auch dem mangelhaften Schulunterricht in der biblischen Geschichte nachzuhelfen. Das „viele Kirchenhalten und Singsang ist ja unnöthig und vergeblich“ — so hieß es bei den Bierkrügen und auf den Gassen. Was mir namentlich in der Männerwelt entgegentrat, war die Angst vor „zu viel Religion“, die Angst, die Kinder möchten zu fromm gemacht werden. Insbesondere suchte man die Knaben vor dem „frommmachenden“ Einflusse des Pastors zu sichern. Es ist das ganz natürlich. Denn die Sinnesrichtung des protestantischen Volkes ist die, in der Welt weiterkommen zu wollen. Wie oft ist mir nicht gesagt worden, es sei vergeblich, daß ich mich bemühe, die Leute zum Beten und Frommsein bringen zu wollen. Ich möge predigen, wie es die Gemeinde haben wolle, aber um ihre Angelegenheiten mich nicht bekümmern, dann werde ich es sehr gut haben. „So machen Se sich nur Finde.“ Denn das Predigen von dem Jenseits gefalle nicht in der Gemeinde. Ob es ein solches gebe, und was es möglicher Weise sei, davon habe noch niemand Kunde gebracht; davon habe man auch nichts für den Magen und Fortkommen. Klüger und dabei zeitgemäß sei es, an das Gewisse sich zu halten, was man habe, an das, was man zählen, wiegen, schmecken und genießen könne. Sollten Glieder meiner früheren Gemeinde diese Zeilen zu sehen bekommen, so bitte ich sie, daran sich zu erinnern, wie oft an den Sonntag-Nachmittagen beim Bierglase darüber raisonniert worden ist; was der Pastor doch immer von dem Jesus

predige, mit dem man heutzntage nichts mehr anfangen könne. Wenn nun auch immer nur einzelne das große Wort zu führen pflegten, so wagten doch die, welche etwa noch innerlich dem Pastor Recht geben mußten, nicht dawider zu zeugen, denn gegen den Strom kann man nicht anschwimmen, hieß es, dadurch macht man sich nur Feinde. — Kurz die allgemeine Lebensfrage und -Sorge ist nicht die, wie man durch die Welt in den Himmel kommt, sondern die, wie am besten durch die Welt kommt. Dabei will doch jedermann fromm sein, natürlich à son goût. Durch nichts gerät der gute „Herr Omnes“, wie Luther sein protestantisches Volk nennt, mehr in den Harnisch, als durch Bußpredigten. Die Regulatoren dieser Frömmigkeit sind nicht etwa die heiligen Gebote Gottes, sondern auf der einen Seite Vorteil und Genuß, auf der andern die weltliche Gesetzgebung.

In dieser Sinnesrichtung wachsen die Kinder auf, athmen dieselbe ein, wie die tägliche Luft. Sie lernen zwar in den Schulen noch die 10 Gebote, sie sehen aber täglich vor Augen, wie man dieselben nur so hält, als es sich mit Vorteil, Bequemlichkeit, Genußsucht in Einklang bringen läßt.

Daneben geht ein zweiter tiefer Schaden durch das Volk. Schon die Kinder sind in die geschlechtlichen Verhältnisse eingeweiht. Die Erörterungen der Zustände, die ich in dieser Beziehung kennen lernte, will ich mir hier ersparen. Sie waren Grund genug, zu einem ernstlichen Versuche anzuregen, durch welchen der um sich greifenden sittlichen Zersetzung der Jugend, wenn möglich, Einhalt gethan würde.

Ohne Beichtstuhl steht der Pfarrer dieser sittlichen Verpestung völlig rat- und machtlos gegenüber, vollends jenem „dunkeln Punkt“, den Herr Fabri kürzlich mit dankenswerther Offenheit zur Sprache gebracht hat, freilich nicht ohne dem Pseudo-Liberalismus diese Pille durch einen ebenso unmotivierten als banalen Lufthieb gegen den Cölibat des Clerus zu versüßen. Jenes im Finstern schleichende Laster ist nach meinen Beobachtungen weiter verbreitet in dem protestantischen Volke Norddeutschlands, als sich die Geistlichkeit träumen lassen möchte. Während der französische Clerus schon seit einer Reihe von Jahren durch den Beichtstuhl gegen dasselbe ankämpft, rührt die lutherische Geistlichkeit kaum einen Finger dagegen, sieht es gar nicht, wie mir scheint, und thut damit auch am klügsten, denn sie kann schlechterdings nichts dagegen ohne Beichtstuhl ausrichten.

Je mehr ich diesen Zustand kennen gelernt hatte, um so mehr war die Hoffnung auch geschwunden, mit den Mitteln, die mir zu Gebote standen, etwas dagegen ausrichten zu können. Als ich nach Urbach kam, war ich entschlossen, zu versuchen, ob nicht, wie es Löhe in Neudettelsau geglückt war, mit den für die Confirmation vorzubereitenden Kindern ein wirkliches Beichtverhältnis sich herstellen lasse. Gelang es, so hoffte ich

der umsichgreifenden sittlichen Vergiftung mit einigem Erfolge entgegen wirken, vielleicht auch das Vertrauen dieses oder jenes Älternpaares gewinnen zu können. Zu der Erkenntnis mußte ich dabei bald kommen, daß ein Beichtstuhl nichts ist, wenn es dem Beichtenden freigestellt bleibt, nur das zu beichten, was ihm beliebt, wenn er nicht moralisch verpflichtet wird, alles zu beichten, was er von sich weiß. So lehrte ich denn auch die Kinder, daß es Heuchelei und Lüge vor Gott sei, wenn sie mit Wissen und Willen eine Sünde verschwiegen. In einem für die Zeitschrift Ut omnes unum bestimmten Aufsatze habe ich mich des weitern darüber ausgesprochen. Allerdings habe ich bei diesem Versuche die Erfahrung gemacht, daß heutzutage die Aufrichtung des Beichtstuhls in protestantischen Gemeinden ein Ding der Unmöglichkeit ist. Es gelang mir, nur einen Bruchteil der von mir confirmierten Jugend für die nächsten 3, höchstens 4 Jahre nach der Confirmation bei dieser Beichtübung zu erhalten. Es nimmt mich noch heute Wunder, daß überhaupt ein solcher Bruchteil der Gegenwirkungen widerstand und so lange Zeit hindurch wiederkam.

Von dem Gedanken, dadurch die Gemeinde „katholisch machen“ zu wollen, war ich gänzlich fern. Die „katholische Ohrenbeichte“, die ich nur aus protestantischer Darstellung kannte und über die aus katholischem Munde mich unterrichten zu lassen, ich kein Bedürfnis fühlte, erschien mir als „unerträgliche Gewissensknechtschaft.“ Namentlich in dem Vorurteil steckte ich, daß nur von d e n Sünden absolviert werde, die man genannt habe, daß alle anderen unwissentlichen oder vergessenen principiell von der Absolution ausgeschlossen seien.

Als ich dies Vorurteil durch genaueren Selbstunterricht über das katholische Beichtwesen verloren hatte, da fing ich die zu beneiden an, die das Glück hatten, wirklich beichten zu können.

Obgleich ich nämlich dasselbe meinen Pfarrkindern möglich zu machen suchte, mußte ich selbst es entbehren, weil die Einzelbeichte im Luthertum kein kirchliches, in Übung stehendes Institut ist. Es wäre freilich möglich gewesen, irgend einem der Herren Collegen wirklich zu beichten; indes bei der bekannten liturgischen Unbeholfenheit der meisten protestantischen Geistlichen war ich nicht sicher, ob der Mann sich dabei würde zu benehmen wissen, und was die Hauptsache ist, ich empfand dasselbe Mistrauen, was das Volk wol vorzuschützen pflegte: Wer steht dafür, daß bei der völligen Ungewohnheit eines solchen Falles der Herr nicht gelegentlich einmal auf das Gebeichtete zurückkommt, oder auch seinem alter ego, seiner Frau, natürlich unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit, Mitteilung macht. Selbst habe ich zwar nie die leiseste Andeutung von dem gegeben, was dies oder jenes Confirmandenkind gebeichtet, aber die Erfahrung habe ich bei Herren Collegen gemacht, daß man, was ich im Privatgespräch und in vertrau-

licher Erörterung als meine Ueberzeugung von dieser oder jener Lehre ausgesprochen, hernach zu meinem Erstaunen in öffentlicher Conferenz auskramte. Wie unsicher man in Kreisen lutherischer Geistlichkeit über die Verpflichtung des Beichtgeheimnisses ist, davon haben erst unlängst die Verhandlungen einer mecklenburgischen Pastorenconferenz Zeugnis gegeben, So mußte ich für mich entbehren, was ich als das beste Mitttel zur eigenen Demütigung und zum Brechen der im eigenen Ich steckenden Sündenmacht erkannte und meiner Gemeinde oft genug empfahl. Kommt doch das Beichtinstitut, wie es in der katholischen Kirche fortbesteht, dem Luthertum aber in notwendiger Consequenz seiner Lehren verloren gegangen ist, dem tiefsten menschlichen Bedürfnis entgegen. Der Wunsch, wirklich beichten zu können und gewiß zu sein, daß die gesprochene Absolution von einem unzweifelhaft dazu Bevollmächtigten mir erteilt werde, ist einer der mich am kräftigsten der katholischen Kirche zuführenden Beweggründe gewesen. Sollte der gute Freund, der mir prophezeit hat, nach 20—40 Ohrenbeichten würde ich den Katholicismus satt kriegen, diese Zeilen zu Gesicht bekommen, so sei ihm hiermit mein bester Gruß entboten und die Versicherung gegeben, daß das Beichtinstitut der katholischen Kirche sich mir als eine solche Wohlthat und so stärkende Arznei erweist, daß ich es mir wöchentlich zu Nutz mache und daher, sowie aus der heiligen Communion stets neue Kraft herhole zur Überwindung nicht bloß der Anfechtungen, die aus der äußeren Schwierigkeit meiner Lage herkommen, sondern auch zur Ausreißung tiefliegender Unkrautswurzeln des alten Adam. Zu jener Höhe des protestantischen Selbstbewußtseins habe ich nicht gelangen können, die Beichte und Communion für bloße „Form“, und die katholische Kirche für eine Art Erziehungsinstitut niederer Art erklärt, welches, um mit Luther zu reden, der solches von der Sonntagsfeier erklärt, für die verständigen und gebildeten Christen nicht nötig ist. Mit Freuden verzichte ich auf das, was man „evangelische Freiheit“ nennt, unter welcher hohlen Phrase sich aber neben eigener Infallibilität die schmählichste Knechtschaft verschiedener Art verbirgt, und unterwerfe mich der mütterlichen Erziehung der katholischen Kirche.

Ich kann diesen Abschnitt nicht schließen, ohne noch ausdrücklich zu bemerken, daß, soviel meiner Reflexion klar geworden ist, gerade die von mir ernstlichst und treulichst gewollte Führung des Pfarramts als ein wesentlicher Factor dazu beigetragen hat, der katholischen Kirche mich zuzuführen, daß ich aber mich frei weiß von dem mir gemachten Vorwurfe, als habe ich in meine frühere Gemeinde unvermerkt den Katholicismus einschmuggeln wollen.

Zweites Kapitel.

Wodurch das mit großer Begeisterung ergriffene luthersche Pfarramt mir allmählich zu einer fast unerträglichen Bürde wurde.

Wie auch Vilmar irgendwo anerkennt, ist es ein Bedürfnis der von Verirrungen und Sünden zu ihrem Gott zurückgekehrten Seele, eine Forderung des bekehrten und durch Christi Genugthuung mit Gott versöhnten Gewissens, die bereuten Verirrungen und Sünden vor Gott und Menschen gut zu machen. Das sagt der seelsorgerische Rath Daniels an Nebukadnezar, das sehen wir in dem Gelübde des Zachäus, das ist die von Protestanten meist unverstandene oder verzerrte Lehre des Tridentinum von den Genugthuungen.

Aus diesem Bedürfnisse — den geneigten Leser bitte ich um Entschuldigung wegen dieser Expectoration — ging mein Entschluß, Theologie zu studieren, hervor. So ungern ich davon rede und so sehr ich mir bewußt bin, daß der innere Gang einer Bekehrung ohne Not nicht soll jedermanns Augen dargelegt werden, so vermag ich diesen Punkt doch nicht gänzlich mit Stillschweigen zu übergehen, da ich, soviel ich selbst darüber urteilen kann, meine schließliche Rückkehr zur katholischen Kirche jetzt erkennen muß als den folgerichtigen Endpunkt einer langen Entwickelung, nicht als einen plötzlichen willkürlichen Sprung. Theologie zu studieren entschloß ich mich also, um mein Leben und meine Kräfte dem HErrn und seiner Kirche ganz zu Dienst zu stellen als Dank für die mir gewordene besondere Gnade: Deduc me, Domine, in via tua et ingrediar in veritate tua: laetetur cor meum, ut timeat nomen tuum. Confitebor tibi, Domine Deus meus, in toto corde meo, et glorificabo nomen tuum in aeternum, Quia misericordia tua magna est super me, et eruisti animam meam ex inferno inferiori (Führe mich HErr in Deinem Wege, und ich werde in Deiner Wahrheit einhergehen; mein Herz habe seine Freude daran, Deinen Namen zu fürchten. Von ganzen Herzem will ich Dich preisen, HErr mein Gott, und Deinen Namen verherrlichen ewiglich: Denn Deine Gnade ist groß über mir und hast meine Seele errettet aus der tiefen Hölle.) Auf dem Gymnasium war die anerzogene Frömmigkeit dem beständigen Hohn und der verführerischen Gesellschaft eines Kreises von Mitschülern erlegen; von einer Kirche, die sich der Herzen ihrer Kinder auf den Lateinschulen angenommen hätte durch mütterliche Erziehung im Beichtstuhl, habe ich nichts zu sehen und zu hören bekommen. Statt dessen hatte sich der wachsende Widerwille gegen die zunehmende Strenge des Vaters und seines gleichgesinnten Freundes, unsers Directors, zu tiefer Abneigung gegen das in ihnen sich gleichsam verkörpernde Christentum verschlimmert. Es ist hier nicht der Ort, Confessionen zu schreiben; aber soviel muß ich mir hinzu-

zufügen erlauben, daß ich auf diesem mit Energie verfolgten Wege des Hasses wider die göttliche Wahrheit und ihre meinen Willen brechen wollende Kraft schließlich, als mir Gottes Gnade die Augen aufthat, an jenem Abgrunde mich taumeln fand, der manchen, den ich kennen gelernt, verschlungen hat. Es wird verständlich sein, daß jemand, der sich aus augenscheinlicher Todesgefahr durch die gnädige Hand nicht eines Menschen, sondern Gottes gerettet sieht, dem Beispiele Davids nachfolgt: In me sunt, Deus, vota tua, quae reddam, laudationes tibi. Quoniam eripuisti animam meam de morte, et pedes meos de lapsu, ut placeam coram Deo in lumine viventium. (Es liegen mir ob, Herr, Deine Gelübde, die ich Dir lösen will als Lobopfer. Denn Du hast meine Seele vom Tode errettet und meinen Fuß aus dem Falle, auf daß vor Gott im Lichte der Lebendigen Dir wohlgefällig ich wandle.) Sohn eines streng orthodoxen lutherschen Geistlichen konnte ich auf keinen anderen Gedanken kommen, als den, dem Dienste der Kirche zu bestimmen, was Gott an Leben und Kräften mir noch schenken würde. Und es war gar keine Frage, daß ich keiner anderen dienen konnte, als der, in welcher ich meinen Vater thätig sah. So ließ ich die Anschauungen, Bestrebungen und das Bild der Amtsthätigkeit meines Vaters und seiner Freunde, unter denen der selige Dr. Petri in Hannover obenanstand, ungehindert auf mich wirken, und gewann das Ideal einer Kirche, die als freigeborene Tochter des Himmels hoch erhaben über die sie beengenden und knechtenden irdischen Mächte steht, das Abbild der heiligen Jungfrau, des mit der Sonne bekleideten Weibes in der Offenbarung, die den Sohn Gottes trägt und geheimnisvoller Weise bei sich verborgen hält in der Brotsgestalt des Sacraments. Nie hatte ich eine andere Vorstellung von Kirche, als diese mir durch den geistigen Verkehr mit jenen Männern, ohne daß ich mir über das wie? Rechenschaft geben könnte, allmählich eingeprägte und gleichsam in Fleisch und Blut übergegangene. Schon als Student las und studierte ich mit Vorliebe die Schriften und insbesondere die damals ans Licht tretenden pastoraltheologischen Blätter des seligen Vilmar und verkehrte in den Häusern derjenigen Geistlichen in der Umgebung Göttingens, die mich als den Sohn ihres Freundes an sich zogen. In Erlangen, wo ich die ersten anderthalb Jahre studiert hatte, war die mitgegebene Warnung meines Vaters und des Dr. Petri vor der Hofmannschen liberalisierenden Richtung mir eine Schranke gewesen, die ich nicht überschritt. Jedoch war ich dort in einen bewußten Gegensatz gegen die katholische Kirche hineingezogen worden; ich erinnere mich noch, daß ich darüber meinem Vater schrieb und die Antwort bekam, er halte das Polemisieren gegen dieselbe auf der Kanzel für unstatthaft und unfruchtbar; wir hätten wahrlich allen Grund, lieber die ganz zerfallene Nachthütte der eigenen Kirche aufzubauen und die Heilung unserer schlimmen Schäden zu suchen,

als hoffährtig auf andere Kirchen zu sehen. Obgleich diese Antwort mich damals etwas verschnupfte, denn ich glaubte die wahre Kirche Gottes allein in der lutherschen zu erkennen, so ist doch der darin ausgesprochene Grundsatz derart mein Eigenthum geworden, daß ich später als junger Pastor in Schladen und Wehre denselben in einem aufgegebenen Referate gegen die entgegenstehenden Ansichten älterer Amtsbrüder entschieden verteidigte, die es für eine specielle Aufgabe ihres Amts halten mochten, in ihren Kanzelvorträgen an der in jener Gegend stark vertretenen katholischen Kirche sich zu reiben. Unglücklicher Weise waren aber gerade die Herren, die darin besonders Starkes leisteten, in theologicis so schwach, daß es selbst meiner Arglosigkeit auffallend war.

Über die Verfassung der Kirche, über die Zersplitterung der „lutherschen Kirche" in eine nicht unerhebliche Anzahl teils als sog. Landes-, teils als „Freikirchen" verfaßte Secten hatte ich selbst in den ersten Jahren meines Dienstes in der sogenannten Landeskirche Hannovers noch keinen Anlaß gefunden, zu reflectieren. Soviel hatte ich jedoch aus den Gesprächen, Schriften, Conferenzen und insbesondere aus dem Verlaufe des sogenannten Katechismusstreites, dessen liebliche Früchte ich genugsam in meiner Berufsthätigkeit als Rector in Wunstorf zu kosten bekam, gelernt und eingesehen, daß der Zustand der „Landeskirche" ein kläglicher sein mußte. Aus dem Traum, daß „Hannover ein Hort der lutherschen Kirche sei," wie in Cassel ein dort angestellter Geistlicher dem jungen Candidaten einmal gesagt und ihn mit freudigem Stolze auf seine hannoversche Kirche erfüllt hatte, aus diesem Traum war ich gründlich aufgeweckt worden. Nach und nach, jedoch ist mir nicht mehr erinnerlich, woher die erste Anregung gekommen ist, consolidierte sich mein kirchliches Wünschen, insbesondere auf Grund der sogenannten Pastoralbriefe (an Timotheus und Titus) dahin, daß die Verfassungsform des Landeskirchentums, und damit das in meiner Vorstellung hauptsächlichste Hindernis der Einheit der lutherschen Kirche von Gott möchte zerbrochen werden, daß die Kirche zu Bischöfen und zu einem einheitlichen wirklich kirchlichen Oberhaupte, etwa zu einem lutherschen Papste, gelangen möge. Die Synodalverfassung, mit der man damals die Landeskirche beglückte, war mir als „unluthersches Gewächs" ebenso zuwider, wie der Summepiskopat, von dem ich aus Stahl gelernt hatte, daß er im strictesten Widerspruch stehe mit der Augsburgischen Confession. Erstere, die Synodalverfassung, erscheint mir noch heute als eine nur scheinbare Concession des Territorialismus an den falschen Liberalismus zur gemeinschaftlichen Knechtung der Kirche, wobei aber ersterer in sehr realer Weise den Daumen oben behält. Es war mir wie aus der Seele gesprochen, als mein lieber und verehrter Freund H., Pastor in L., der nun längst in die Ewigkeit gegangen ist, hinsichtlich der hannoverschen „Vorsynode" äußerte, er sei überzeugt, daß alle die Orthodoxen, die damals für

das unglückselige Kirchengesetz gestimmt hatten, durch welches die Abrenuntiation bei der Taufe dem kirchenfeindlichen Liberalismus zum Opfer fiel, in jenem Augenblicke von der Gnade Gottes verlassen gewesen sein müßten. Mit wahrer Verehrung sah ich zu den Männern hinauf, die damals den Mut hatten, die Abrenuntiation zu halten, während ich die Empfindung tiefer Verachtung gegen die ziemlich allgemeine Feigheit jener Tage auf kirchlicher Seite nicht zu überwinden vermochte. Wie ein dunkles Gefühl legte es sich gleichsam auf mich, als werde die Kirche von ihren eigenen Dienern und Wächtern verrathen und in die Hände ihrer Feinde geliefert.

Ein Gegenstand besonderen Widerwillens war mir von jeher der sogenannte Gustav-Adolf-Verein, durch das, was ich von diesem Vereine durch meinen Vater und dessen Freunde zu hören bekommen hatte. Ich habe nie Neigung verspürt, demselben näher zu treten, wol aber aus den Berichten mich überzeugt, daß jene Männer mit vollem Rechte gegen einen Verein mit solcher Tendenz abwehrend sich verhielten. Außerdem war ich von jener landläufigen Verehrung des Schwedenkönigs durch die in den Historisch-politischen Blättern veröffentlichten Aufsätze über denselben völlig curiert.

Da möglicher Weise auch etliche der Vielen, die zu meinem Vater und elterlichen Hause in Beziehungen standen und über meine Rückkehr zur katholischen Kirche entsetzt sind, diese Worte zu Gesicht bekommen, so sei mir gestattet, aus dem Briefwechsel Dr. Petri's mit meinem seligen Vater einiges hier folgen zu lassen, was zugleich die Einflüsse charakterisieren möchte, unter denen die Entwickelung meiner inneren Stellung zum Territorialismus sich gestaltete.

Hinsichtlich des zuletzt von mir erwähnten Gustav-Adolf-Vereins schreibt Petri (24. Januar 1844): „Meine Stellung gegen diese Treibereien ist klar und bestimmt, es ist die des Protestierens gegen einen Verein, dessen ausgesprochenes Prinzip der vollendete kirchliche Indifferentismus ist und dessen notwendige, in der Sache an sich begründete Folge die Herrschaft dieses Prinzips sein würde. Die Zusammenkünfte in Leipzig und Frankfurt, der erste Statuten-Paragraph, das Gerede in den Zeitungen und das Treiben der Einzelnen ist in meinen Augen eine so unaussprechliche Schmach für die arme Kirche, daß ich mich davor aufs tiefste verbergen möchte.“ . . . „Lieber Evers, Ihr habt Euch vom Teufel dupieren lassen und besinnt Euch hinterher vergeblich, wie Ihr nun Eurerseits ihn wieder möchtet dupieren; aber in solchen Künsten ist er Euch überlegen. — Ich sehe schon zum voraus, welchen Schaden, welche Wunde uns die Göttinger Versammlung schlagen wird. Bildet Euch doch nicht ein, daß Ihr dem HErrn dienen und mit den Menschen accordieren könnt; selbst diese verachten Euren Accord; Kampf ist die Losung, ehrlicher, Stirne gegen Stirne mit offenem Visier geführter. Das wissen unsere

Widersacher auch und wie ungefähr die Zeichen stehen, kannst Du daraus entnehmen, daß von den hiesigen στύλοις einer, wenn er mir auf der Straße begegnet, rasch abbiegt und auf die andere Seite trottiert, wie vor einem Krätzigen oder vor einem tollen Hunde. Ich bin nicht fürs Rottenmachen, habe auch nicht das geringste Geschick dazu; gleichwohl kann ich es doch als ein Gutes erkennen, daß nur erst die tötlichen Gegensätze mit Bewußtsein auseinandertreten; nur so können sie sich mit Erfolg befehden. — Ich kann mich in keiner Weise für jene Vereine interessieren; ich will mit meinen geringen Kräften die Kirche des HErrn bauen, aber mit lebendigen Steinen; am Glauben liegt's, am Bekenntnisse liegt's, aber nicht an der heuchlerischen Liebe, die allen, welche sich protestantisch zu nennen belieben, Häuser baut, während sie den Glauben, der allein ein Recht auf solche Häuser hat, schamlos verleugnet. Wo der Wind her- und hinbläset, kannst Du mit einem daraus sehen, daß die Welt mit vollen Backen diese Vereine preist und mit allen Füßen in sie rennt. Punktum. Jeder aber sei seines Weges gewiß. Dein treuer ꝛc."

Unter dem 9. März desselben Jahres 1844 schreibt Petri über denselben Gegenstand folgende bezeichnenden Worte (bei denen ich einiges, was im Briefe ausgeschrieben ist, nur andeuten darf):

„Hast Du Dich auch nicht entsetzt über meine Antipathie gegen Gustav Adolf? Siehe, lieber Freund, hier hat dieser Schwedenkönig seinen Tag angesetzt auf den Tag nach dem Missionsjahresfeste und wird, wenn dieser Streich gelingt, die Conferenz mit List zu Grabe getragen, die mit Gewalt sich nicht töten lassen wollte. Merkst Du die Natur dieser Vereine nicht auch an dem Züge? Nun, so merke sie an der Cabinetsordre des preußischen (Königs)! In der That, ein schm—s Wort konnte nach meinem Gefühl der K— nicht sagen, indem er in den Todeskämpfen der Kirche nichts als das Gezänk der Parteien, die jede die „christlichste" sein wollen, sieht und seinen Unterthanen auf gut preußisch die Theilnahme an den Vereinen anbefiehlt. Fürwahr, wenn ich nicht sonst schon Grund genug hätte, den Vereinen zuwider zu sein, allein diese Erklärung könnte mir zu „der Schmach, sie zu stören", Lust machen, und ich schäme mich abermals in die tiefste Seele der Vereine, daß sie, die aus der Kirche für die Kirche wirken wollen, diese ihre Kirche unter das Protektorat des Königs haben stellen wollen. Dachte Luther auch so, daß der Kurfürst ihn schützen sollte? Ach, liebster E., wie tief sind wir gesunken, daß wir unsere Schande nicht einmal mehr fühlen und uns zum Glauben an das Evangelium auf diese Rohrstäbe stützen."

Was die hier enthaltene Reminiscenz an Luther betrifft, so bezieht sie sich offenbar auf jene Renommisterei desselben, daß er eher im Stande sei, den Kurfürsten zu schützen mit seinem Gebet, als dieser ihn. Der Briefschreiber sieht offenbar darin eine Äußerung des Mutes. Wie groß

dieser war bei Luther, das zu erkennen, werden uns Briefe Luthers selbst Zeugnis geben. Daß aber gerade Luther es gewesen ist, der die Kirche, d. h. seine neu zu machende Kirche, weil er selbst nur hatte zerstören, aber nichts aufbauen können, eben dem Kurfürsten prinzipiell als ein der landesväterlichen Sorge für die Stege, Wege und Brücken ungefähr gleichstehendes Regierungsdepartement ausgeliefert und dadurch den Territorialismus zu einem kirchlichen Prinzipe gemacht hat, vergißt hier der treffliche Petri. Wir werden später auf den folgenschweren Brief Luthers an den Kurfürsten vom 22. November 1526 zurückkommen. Das aber dürfte aus Petris Briefen unzweifelhaft hervorgehen, daß er den Gustav-Adolf-Verein um deswillen verabscheut, weil dieser Verein bei kirchlichem Indifferentismus ein Handlanger des Territorialismus ist. Nicht Christi Kirche baut dieser Verein, sondern einen nach politischer Herrschaft strebenden Protestantismus. Man braucht nur die in Italien, Spanien und Frankreich betriebenen sogen. Evangelisationsversuche, zu denen der Gustav-Adolf-Verein auch beisteuert, sich genau anzusehen, so wird man inne, daß da nicht Christus, sondern im letzten Grunde die Parteiinteressen des Altar und Thron gleichmäßig bedrohenden falschen Liberalismus gemeint werden. Ich sage „falschen", denn es giebt auch einen echten ehrenhaften Liberalismus, der auch die Kirche anzuerkennen weiß. Diese Anschauung hatte ich längst, ehe ich an Katholischwerden denken konnte; daher waren mir diese sogen. Evangelisationsversuche von jeher ebenso widerwärtig, als der Gustav-Adolf-Verein.

Noch ein Erguß Petris finde hier seine Stelle aus einem Briefe an meinen Vater vom 13. October 1845: „Wenn sie aber uns . . . sagen: Wir wollen die Kirche Christi, die Kirche des Evangeliums, bauen daheim an unserm Orte und im Gustav-Adolf-Vereine, so sage ich: Ihr lügt; und wenn sie mir nahe treten, so halte ich mich gegen sie als gegen solche, die sich mit den geschworenen Feinden meines HErrn herzen und küssen. Ich beabsichtige nicht, Dir hiemit ein Beispiel der Nachfolge zu geben; thue, was Du kannst, und könne, was Du darfst. Aber ich kann mich zu der Unbefangenheit nicht erheben, welche von dem engen Gewissensstandpunkte los und zu dem großartigen Weltstandpunkte hinüber ist, da man dem Satan durch Kuß und Händedruck versichert, daß man an seinen Pferdefuß nicht glaubt. — Daß es uns so elend geht, das sind wir selbst schuld durch Herzlosigkeit und faule Halbheit." — Über diese jammervolle Halbheit im Lager der „Orthodoxen" spricht er sich in dem erstcitierten Briefe nicht minder scharf aus bei Beantwortung der Frage, ob er nicht die hannoversche Conferenz mit einer nach Leipzig von Rudelbach zusammenberufenen in Rapport setzen wolle: „Da müßten wir andere Leute sein, als die wir sind, und von diesem Elende laß mich schweigen, ich bin noch zu voll davon, und wenn ich nicht noch den Senfkornglauben hätte, so

hätte ich alle unsere Conferenzen und was damit zusammenhängt längst über Bord geworfen und mich in die Clause gesetzt.“ Freilich muß er schon am 12. September 1845 über den Chef jener versuchten Neubelebung des Luthertums, Rudelbach, klagen: „Hast Du die traurige Kunde schon, daß Rudelbach flieht? Vor den Lichtfreunden und Neukatholischen in Sachsen, die ihm allerlei Neckereien und sonstige Widerwärtigkeiten bereiten. Es ist traurig, wenn die, die sich als Säulen gerierten, so morsch sind! — Du wirst indes wohlthun, wenn Du diesen Abgang gegen niemand „eine Flucht“ nennst; man verberge seine Schmach.“

Man wird es einem jungen Theologen, der lediglich aus Begeisterung für die Kirche, die er in der „lutherschen Kirche“ zu finden und zu haben glaubte, und aus aufrichtigem Drange, in derselben dem HErrn zu dienen, für das Pfarramt sich bestimmt hatte, nicht als Verbrechen anrechnen können, wenn er den Territorialismus, je mehr er ihn aus eigener Erfahrung kennen und aus dem Munde so hoch von ihm verehrter Männer be- oder vielmehr verurteilen lernte, als das der Kirche von außen her, wie ich damals glaubte, aufgedrängte Verderben gründlich zu hassen sich gewöhnte. Aus vollem Herzen ging ich auf die Idee ein, die dem seligen Petri bei Stiftung der hannoverschen sogen. Pfingstconferenz ohne Frage vorschwebte, nämlich inmitten der Masse des sich zersetzenden Landeskirchentums einen Kern echten Kirchentums zu bilden, der bei dem notwendig erfolgenden Bruche zwischen dem ersteren und der kirchlichen Gläubigkeit zur Neubildung echten evangelischen Kirchenwesens dienen sollte. Demselben Zwecke sollten auch die Missions-Vereine und -Feste dienen, die man nach Überwindung aller von der Bureaukratie gemachten Hindernisse wirklich nebst den Conferenzen zu Stande brachte. „Das Consistorium hat über unsere Conferenz Bericht gefordert,“ heißt es in einem Briefe vom 8. Juli 1842, „und es ist möglich, daß ich noch einen Strauß auszufechten bekomme; ich werde in dem Falle, daß sie hemmen und verbieten sollten, nicht schweigen.“ (Ich erinnere mich noch, daß nach einer Conferenz in Hannover beim Mittagsessen einer der Freunde Petris, mit dem ich als junger Candidat öfter verkehren durfte, einen prächtigen Toast ausbrachte auf das Jahr 1838, das uns doch auch eine Befreiung gebracht habe, nämlich von den schlimmsten Banden der alles kirchliche Regen und Bewegen in Fesseln schlagenden und auf alle Weise hemmenden kirchlichen Bureaukratie.)

Daß Petri nicht zu den Schwärmern für das „Landeskirchentum“ gehörte, geht aus seinen Briefen klar hervor. Wie tief er die innere Zersetzung des lutherschen Kirchenwesens erkannte, zeigt schon ein Brief vom 15. Januar 1840. „Sieh einmal auf das Ganze der Kirche, wie die Mauern so zerfallen, der Weinberg so verwüstet, die Wächter teils stumme, teils Mithelfer der Zerstörung sind.“ Über die landeskirchliche

Bureaukratie spricht er sich gelegentlich einer in der Rudelbachschen Zeitschrift vorgekommenen und die Blößen des hannoverschen Consistoriums besprechenden Indiscretion aus (29. December 1845): „Ich war von Anfang an dagegen, daß jener Streit um die Lehre vor die Behörde käme . . . die Behörde könne dem Schaden der Kirche nicht raten, . . . sie werde aber auch nicht wollen, nämlich in unserem oder vielmehr jener Freunde Sinne der Sache zu raten, da ihr Standpunkt ein anderer 2c." „Und wenn ich an der zweiten Stelle von einer Blöße des Consistoriums rede, so meine ich auch damit nicht eine Schmach, in welcher unser Consistorium durch seine Schuld säße, sondern ich meine vielmehr jene Blöße aller kirchlichen Behörden der Gegenwart, da sie Behörden der Kirche sein sollen und doch offenkundigermaßen nicht im Stande sind, die Kirche in ihrem tiefsten Leben und Leiden zu berathen und zu lenken." Obgleich man dem Briefe etwas Angst vor der Rache des Hohen Königl. Consistorii, zum mindesten das Bemühen anfühlen darf, die gebrauchten Ausdrücke abzuschwächen, so kann die Unfähigkeit und Schädlichkeit des Territorialismus kaum besser und kürzer bezeichnet werden.

Instructiv für die kirchenpolitischen Zukunftsgedanken dieser Richtung, der ich die Anfänge und Keime meiner kirchlichen Anschauungsweise verdanke, ist ein Brief vom 24. April 1848. „Meine herzliche und dringende Bitte ist: Thut nichts, thut nichts, was irgend Aufsehen machte. Wir müssen durchaus in die Stellung der Angegriffenen, nicht der Angreifenden kommen, wir müssen das Martyrium abwarten, das Einzige, das uns Kraft des HErrn geben kann; wir dürfen den Staat, d. h. den jetzigen Machthaber nicht reizen, die Trennung von Kirche und Staat selbst zu proclamieren, sondern die muß von uns ausgehen dann, wenn sie sich gar nicht mehr weigern läßt. So lange müssen wir bei unseren Gemeinden bleiben, bis wir diesen sagen können: Man will euch den alten wahren christlichen Glauben nehmen." „Verständigung unter einander, d. h. mit allen, welche **zuverlässig** sind, ist gut und soll demnächst versucht werden. Aber öffentliche Schritte könnten uns jetzt nur verderben. Richtet Euch so ein, daß Ihr zur Conferenz kommen könnt, da dann Gelegenheit sein wird, daß sich die Zuverlässigen privatim verständigen und ein Corpus bilden, das für einen Mann steht und bei Gelegenheit das Zeichen geben kann. Öffentlich wollen wir schweigen, bis man uns angreift."

Vorweg erlaube ich mir die Bemerkung, daß ich aus den verschiedenen so kläglich misglückten Versuchen seit 1866, die gläubigen Lutheraner nur erst einmal Deutschlands (allgem. luthersche Conferenz in Hannover und Leipzig), ja nur Hannovers (in Sachen der Niederhessen, der Schule, der Ehefrage), — daß ich aus diesen so kläglich misglückten Versuchen der Einigung einer lutherschen Kirche zu der Erkenntnis hingeleitet worden bin, daß der Fehler im Prinzip selber, in den Anfängen

des Luthertums selbst stecken müsse. Und darnach habe ich schließlich gehandelt, um vor mir selbst ein ehrlicher Mann zu bleiben; bin damit meiner Entwickelung auch nicht untreu geworden, soviel ich zu erkennen vermag; würde damit auch z. B. Petris und meines verehrten, aber gegenüber dem Territorialismus sehr ängstlichen Vaters Achtung und Liebe nicht verloren haben.*) Petri selbst schreibt über eine Schrift von V. v. Strauß (2. März 49.): „So wie der Lutheraner darüber sich klar wird, daß er mit seiner äußeren und inneren Kirchenstellung sich in Widerspruch befindet, so kann er ja nicht bleiben. Aber dazu, daß überall eilig dieser Schritt geschehe, fordert V. Strauß nicht auf. Lies es noch einmal; ich wenigstens — der ich auch das geduldige Zuwarten als mein Prinzip für diese Zeit bekenne —" rc. Und unterm 18. März 1849: „Ich hoffe, Löhe thut den letzten Schritt noch nicht; er wird schon einmal gethan werden müssen, aber ich wünsche, daß wir ihn nicht anders thun, als nachdem wir vor die Thüre werden geworfen sein. Jene müssen abfallen, wir auch nicht einmal dem Scheine nach."

Gewiß redet Petri hier nur von einem Verlassen des Landeskirchentums, nicht des Luthertums überhaupt. Welcher Art und in welcher Verfassung er sich die zukünftige Gestalt der neuen Kirche gedacht haben mag, dafür finde ich in den mir vorliegenden Briefen keine Andeutungen. Ich finde nur einen einzigen, vom 19. November 1849, der sich über „das in Aussicht gestellte Kirchen-Eldorado" (von meinem Vater nämlich in Aussicht gestellte) äußert: Er habe kaum geahnt, daß bis heute" diese Rede die einzige sein würde, die ihm zu Gesicht kommen würde. Dann fährt er fort, und dies sei die letzte Mitteilung aus seinen Briefen: „Auf einer Hildesheimer Conferenz von vielleicht 40 Mann waren reichlich 30, welche auch noch nicht einmal wußten, daß „ein Heiliger Geist sei" gleich den Johannisjüngern. Du hast vollkommen Recht und eben deshalb mußt Du Unrecht haben, d. h. wir machen Verfassungen gerade weil wir unfähig sind, denn wenn wir des Dinges kundig wären, so würden wir's nicht machen. Mich gemahnt dies immer an die Forderungen vom vorigen Jahre, daß man nur alles — Gesindel bewaffnen und in die Bürgerwehr reihen möge, um Ruhe und Ordnung zu haben. Darnach ist's denn in Berlin, Dresden u. a. O. gegangen. Hier will man das kirchliche Gesindel zu Presbytern, Synodalen, Commissarien, Räthen u. s. w. machen, überzeugt, daß dann die Kirche da ist. Inzwischen regiert man nach wie vor, ja man pontificirt im Ministerium, da der

*) Mein Vater war in den letzten Jahren seines Lebens so ängstlich geworden, daß er meine lebhafte Beteiligung an der hannoverschen „Pfingstconferenz", insbesondere an einem sogen. Ausschusse ihres Vorstandes, und an der Angelegenheit der renitenten Niederhessen u. s. w. nur höchst ungern sah und wegen der möglichen irdischen Folgen wiederholt mich davon abzuhalten suchte.

Herr Minister selber die Gebote macht." (Wäre ich noch Pastor zu Urbach, würde ich hier dabei schreiben: tout comme chez nous.)

Mir ist erbärmlich zu Sinne, und hätte ich Erlaubnis, ich sagte allem ab, was nicht unmittelbar und ausschließlich das gottbefohlene Werk eines Pfarrers ist. Diese Zeit ist toll und voll; lauter Enthusiasten, welche mit ihren Dingen die Welt kurieren und im voraus jauchzen, daß es so herrlich gelingt."

Was jene Zeit aus sich geboren, alle „Landeskirchen" haben sich beeilt, es sich aufzuladen, und die Behörden sehen anscheinend nur den als „legalen" und richtigen, als „geschulten" „Prediger" an, der sich „liebend einlebt" in die „Synodalordnung" und daneben in sogen. „innerer Mission" macht. Mit der Kirchenvorstands- und Synodalordnung sollte „der Kirche" neues Leben eingeimpft werden. Ich weiß nicht, ob jemand das wirklich geglaubt hat; einen begeisterten Lobredner fand dieselbe allerdings in dem Superintendenten Beyer aus Vienenburg auf der hannoverschen Conferenz — ein Zeichen, daß diese begann unter den dominierenden Einfluß der Kirchenbureaukratie zu geraten — aber ich kannte doch manche, die einen prinzipiellen Widerwillen gegen dies Institut hatten; jedoch die allgemeine Achtung vor den Persönlichkeiten, die das neue Landes-Consistorium bildeten seit 1866, die Hoffnung, durch festes Zusammenstehen mit der Behörde die befürchtete Invasion der preußischen Union abwehren zu können, waren die Beweggründe, daß die Orthodoxen sich jenes Instituts mit einigem Erfolg zu bemächtigen wußten, freilich nur für kurze Zeit. Was mich betraf, so wollte es das Geschick, daß ich mich in ernsthaftester Weise an der Einfügung der kleinen Grafschaft Hohnstein in den hannoverschen Synodalverband beteiligte, um die anscheinend geplante Abtrennung dieses Kreises, in den ich eben hineingekommen war, von der hannoverschen Landeskirche zu hintertreiben. Denn der „lutherschen Kirche" auch nur kleinste Partikelchen ihres Gebietes erhalten zu helfen, erschien mir damals sowol Ehrensache als auch Pflicht. Die Entwickelung der kirchlichen Angelegenheiten in der Ära des Synodalwesens machte mir jedoch mehr und mehr den Eindruck, daß die Synoden nur Werkzeug in der Hand des Territorial-Kirchentums waren, daß die staatskirchliche Regierung nicht nach kirchlichen, sondern nach rein politischen Rücksichten regiert und vor allen Dingen die Staatsomnipotenz der Kirche gegenüber zur Geltung und Herrschaft bringt; aber noch schien es, durfte man hoffen, daß die hannoversche Conferenz der Idee ihres Stifters treu bleiben und eine fest zusammenstehende Phalanx bilden werde, um ein wirkliches, von der Knechtschaft des Territorialismus endlich befreites Kirchentum anzubahnen und ein Factor sein zu können zur Einigung alles dessen, was echt luthersch war, zu einer einheitlich verfaßten „luthersch-katholischen" Kirche, nicht etwa bloß Deutschlands, sondern aller Länder, wo auch nur

luthersches Bekenntnis sich fand. Daß eine solche Einigung nur verwirklicht werden und Bestand haben konnte durch eine Episkopalverfassung, war mir klar. Der Pastoren-Independentismus, der in dem Freikirchentum seine Ideale zu verwirklichen suchte, glaubte ich, sei doch im ganzen nicht so stark vertreten; auch war zu hoffen, daß die Zeit und ihre Drangsale schon zu einer Einigung unter Bischöfen treiben werde. Die norwegische bischöflich verfaßte Kirche konnte dann den Kern bilden, um den sich alles ansetzte, von der wir auch Bischöfe empfangen könnten. Denn daß der Staat oder der sogenannte Summepiskopus keine Bischöfe machen könne. stand mir ebenso fest, als der Glaube, daß in dem schwedischen und norwegischen lutherschen Episkopat die Succession von den alten katholischen Bischöfen gewahrt und also auch der Zusammenhang mit den Aposteln vorhanden sei. Das waren so meine Träume. Träume nenne ichs, denn es fehlte ja alle und jede wirkliche Grundlage zur Verwirklichung derselben. Auch das gehörte zu jenen Träumen, daß eine so regenerierte luthersche Kirche durch ihre Bischöfe wieder in eine Union mit dem Papste würde gelangen können, wenn man sich seiner kirchlichen Oberhoheit unterwerfen und etwa die Communio sub utraque, deutschen Ritus und eventuell wenigstens pro tempore Concession der Priesterehe zugestanden bekam. Diese Träume von lutherscher Episkopalkirche und Union mit der katholischen Kirche glaubte ich für mich behalten zu müssen, da ich wol erkannte, daß dafür die Amtsbrüderschaft und das Volk noch lange nicht gewonnen werden konnte. Vorerst blieb die Hauptsache, daß „die Kirche" frei wurde von der Knechtschaft des Territorialsystems. Der günstigste Moment freilich war schon verloren. Im Jahre 1866 hätte das neue Landes-Consistorium, meiner Überzeugung gemäß, nach dem Vorgange früherer luthersche Kirchenbehörden und Stände z. B. auch des Abts Molanus gegenüber seinem katholisch gewordenen Landesherrn, den Summepiskopat eines fremdgläubigen Fürsten ablehnen und lieber seines Amtes sich entsetzen lassen sollen, als zu solcher Anerkennung sich verstehen. Ein solches Martyrium mußte eine gute Saat erzeugen. Die Kirche war nicht nur nicht verloren, war ich überzeugt, sondern gerettet, wenn die auf die Zeichen der Zeit von dem HErrn selbst aufmerksam gemachten Wächter dieselben erkannten und darnach handelten. Gewiß würde damals ein namhafter Teil Geistlicher und Gemeinden zu den abgesetzten Männern gestanden und um dieselben sich consolidiert haben. Auch die Erfahrung, die ich zu machen hatte, als ich gelegentlich eines mir aufgegebenen kirchenpolitischen Referats für den officiellen Pastoren-Convent der Grafschaft Hohnstein (ich glaube im Jahre 1871 oder 1872) diese Anschauungen zum Ausdruck bringen zu dürfen glaubte, vernichtete noch nicht in mir die Hoffnung, daß Gott die „luthersche Kirche" einer Wiedergeburt würdigen, und daß namentlich Hannovers Landeskirche ein wichtiger Factor bei der-

selben sein könne. Es sei mir gestattet, dessen kurz Erwähnung zu thun. Zum Beginn der eigentlichen Verhandlungen jenes Convents gab der Vorsitzende eine gegen die „wider Berlin“ gerichtete Tendenz meines Referats protestierende Rede zum Besten, in der er dasselbe beschuldigte, von „welfischen Tendenzen“ durchzogen zu sein, und die damit endete, daß er einen Protest gegen — eine ganz beiläufige Äußerung im Referate über die Annexion Hannovers zu Protocoll gab. Diesem Protocoll schlossen sich die anwesenden Herren Collegen einmütig an, nachdem sie bis auf einen, der das Schweigen vorzog, mehr oder weniger entrüstet über die verwerfliche Tendenz meines Elaborats sich geäußert. Es ist mir noch lebhaft in Erinnerung, wie einer der Herren so weit ging, sein Erstaunen darüber auszusprechen, daß ein simpler Landpastor, wie es scheine ungestraft, über Summepiskopat, Behörden &c. sich in solchen Referaten äußern dürfe.

Ein anderer erklärte, auch er habe gefunden, daß dies Referat von welfischen Tendenzen durch und durch erfüllt sei; er sei früher auch ein treuer Welfe gewesen, aber nunmehr müsse er das Welfentum doch für einen nicht mehr zeitgemäßen Standpunkt erklären. Derselbe Freund nahm mich nach dem Schlusse des Convents beim Arm und wünschte, meine Arbeit noch einmal zu haben (dieser Art Referate cursieren vorher bei sämmtlichen Geistlichen der Inspection). Was wollen Sie denn damit? Ich wollte sie lesen, denn ich muß Ihnen sagen, ich hatte gar keine Zeit, sie auch nur durchzulesen (!) — Es half mir nichts, daß ich, als endlich das Wort mir wieder zugänglich war, erklärte, jene Bemerkung über die Annexion Hannovers sei eine völlig beiläufige, lediglich exempli causa gebrauchte, wie das Manuscript nachweise, und gehöre weder sachlich noch auch geschäftsmäßig in die Discussion — jenes, einer verkappten Denunciation auffallend ähnliche Extra-Protocoll blieb aufrechterhalten, mir aber kam gar nicht einmal zu Gesichte, obgleich ich den Protocollführer darum bat, was und ob überhaupt etwas von meiner Verteidigung aufgenommen war; auch später habe ich nie das Protocoll jenes Convents zu etwaiger Richtigstellung erhalten, wie das überhaupt nicht Mode zu sein schien. — Um aber nichts auszulassen, was zur Steuer der Wahrheit dienen kann, so erklärte man sich mit meiner Auffassung des geistlichen Amts und auch mit dem Wunsche, daß unsere Kirche bischöfliche Verfassung haben möchte, im Laufe der Discussion einverstanden.

Wenn ich mit diesem Vorfalle mich länger beschäftigt haben sollte, als die Geduld des geneigten Lesers gestatten möchte, so bitte ich um Entschuldigung. Sind solche kleine Vorgänge für das Ganze ohne Bedeutung, so haben sie doch für den Einzelnen oft großes Gewicht als Factoren seiner Entwickelung und Stellung. Für mich gewann ich die Lehre, daß ich mit meiner ganzen kirchlichen Überzeugung in dem nächsten Kreise, in welchem ich zu leben hatte, isoliert stand.

Denselben Eindruck mußte in Betreff der hannoverschen Landeskirche der Verlauf der hessischen Angelegenheit, der Schul- und der Ehefrage auf mich machen. Während die erstere in Schwebe war, hörte ich in den Zusammenkünften, die wir in Hannover hatten, mehr als einmal aus dem Munde eines der an der incriminierten Erklärung beteiligten Herren, noch dazu eines Superintendenten, die Worte, er hoffe, daß nun der Kampf auf der ganzen Linie beginnen werde, nämlich der Kampf gegen die Staatsomnipotenz und ihre Einmischung in das kirchliche Gebiet — und wie kläglich verlief die Geschichte! Der in seiner Anerkennung gerade der Staatsomnipotenz über die Kirche und in Vermischung der beiden Stellungen des Landesherrn als Staatsoberhaupt und als Summepiskopus wirklich Erstaunliches leistende Ukas des hannoverschen Consistoriums hatte ungefähr die Wirkung, die ein in einen Weiher quakender Frösche geworfener Stein zu haben pflegt: vollständiges Verstummen nach großen Worten. Nur eine einzige Stimme, soviel ich mich erinnere, wagte noch einmal auf die in jenem Consistorialrüffel, der uns geworden, zu Tage getretene, jedes selbständige Eintreten für die Befreiung vom Territorialismus mit bureaukratischen Strafmitteln bedrohende und wirklich kirchliche Entwickelung vernichtende Stellung der Behörde hinzuweisen, dann blieb alles still, und mit dem Entbrennen des Kampfes auf der ganzen Linie war es ein ebenso klägliches Nichts, als mit dem „alle für einen und einer für alle.“ Daß es zu einem Zusammenstehen der orthodoxesten unter den Orthodoxen niemals kommen würde, daß keiner, namentlich von denen, welche sich als Säulen gerierten und die Führerschaft der hannoverschen orthodoxen Geistlichkeit an sich genommen hatten, keiner von seiner subjectiven Stellung und Meinung etwas zu opfern im Stande war, um gegen den Territorialismus zusammenzustehen, diese klägliche Zerfahrenheit war schon durch die eine hessische Affäre mir unwidersprechlich klar geworden.

Auch das anfängliche Zusammengehen behuf der Synodalwahlen sollte in verhältnismäßig kurzer Zeit in die Brüche gehen. Die „Lüneburger Ephorenconferenz“ beschloß, sich nicht mehr von jenem zum Teil aus bloßen Pastoren bestehenden Ausschuß der Pfingstconferenz die Wahlcandidaten vorschreiben zu lassen. Von einem aufstrebenden Kirchenlichte wurde das vielleicht geflügelt sein sollende Wort umgetragen, daß „vom Sollinge her eine Lawine herabkommen werde“, natürlich um die unzeitgemäße Wirtschaft oder Herrschaft einer Sippe ungefüger Pastoren, die „nur so ungefähr wußten, was ein Landpastor zu wissen nötig hat“, in der „Landeskirche“ zu beendigen. Um die „Lawine vom Sollinge“ ballte sich eine sogenannte „Mittelpartei“, zumeist zusammengebracht durch das gemeinsame Ziel, etwas werden zu wollen (man raunte sich ins Ohr, es seien zumeist Superintendenten und solche, die es werden wollten, dazu die zukünftigen Consistorialräthe ꝛc.) und mit Hülfe dieser Mittelpartei setzte die terri-

torialistische Büreaukratie schließlich das neue Trauungsgesetz durch. Man konnte nun sehen, wie etliche, die vorher laut geredet hatten gegen dies Gesetz, sofort zu der Ueberzeugung kamen, dasselbe sei womöglich ein Segen für die teuere Landeskirche. Mit einem widerlichen Sectenfanatismus fiel man, u. a. das Hannoversche Sonntagsblatt, über Harms und die wenigen Männer her, die damals ihrer Überzeugung ihre Pfründen zum Opfer brachten. Noch widerlicher war der Stank, den man in der Missionssache alsbald anfing. Las man die Ukase der Büreaukratie und die Rechtfertigungen des Hermannsburger Missionsblattes neben einander, so mußte man sich sagen: Ein Teil lügt. Was für mich das traurigste sein mußte, war die Erkenntnis, daß die Hannoversche Conferenz mithin der orthodoxe Teil der Geistlichkeit sich vollständig der Herrschaft des Territorialismus ergeben hatte und im breiten Strome der Bureaukratie mitschwamm. Kein Sohm, kein Cremer, kein Dieckhoff wurden mit ihren gründlichen Deductionen gehört.

Höchst verwunderlich war für mich dabei dies, daß man versicherte, sobald es sich um Einführung der „Union" handeln werde, werde man lieber alles opfern, als mitgehen, und dabei nicht zu sehen schien, daß man, wenn auch nicht den (völlig gleichgültigen) Namen, so doch die Sache hatte und bis über beide Ohren in der „Union" drin sitzt. Denn das Wesen der Union ist das Territorialkirchentum, diesem hat man in der sogenannten hannoverschen Landeskirche den (lutherschen) „Altar", die Schule, die Trauung und christliche Ehe sang- und klanglos geopfert. Die sogenannte hannoversche Landeskirche ist in Wirklichkeit nichts anderes mehr als eine Abteilung, die zum Ressort des Cultusministers gehört. Dieser ist der eigentliche Pontifex des hannoverschen Luthertums geworden, ohne daß dieses auch nur das kleinste Opfer gebracht hätte, die Selbständigkeit seines Kirchentums zu bewahren. Man tröstet sich, daß jeder Pastor noch „das reine Wort" predigen darf auf seiner Kanzel. Man hat sich in den verlogenen Satz verstrickt, die Verfassung der Kirche sei ein Adiaphoron, und scheint nicht zu sehen, daß gerade diese vom Liberalismus als die Citadelle erobert ist, von wo aus er Lehre und Bekenntnis völlig in seiner Hand und Gewalt hat, und die vertrauensseligen Orthodoxen bald lehren wird, zuerst auf dem Gebiete der Schule, wie er mit Lehre und Bekenntnis aufzuräumen weiß. Höchst charakteristisch sind die Geständnisse, welche sich zuweilen in frommen protestantischen Blättern finden, und die über die Verheerungen, welche die Simultanschulen im religiösen und sittlichen Bewußtsein und Leben des protestantischen Volkes anrichten. Es liegt vor mir eine Nummer eines kleinen sonst ziemlich unbedeutenden Blattes (Hannoversches Sonntagsblatt), dessen Hauptstärke in den Abschriften anderswo sich findender Artikel zu bestehen scheint. In Nr. 11, Jahrgang 1879, reproduciert es Auslassungen über die Wirkungen der Simultanschule aus einem österreichischen protestantischen Blatte und

einer Schrift eines Herrn Lindemann über diesen Gegenstand. Diese Auslassung ist ein recht instructives Beispiel der Art und Weise, wie man im Protestantismus es versteht, über die Ursachen jener Verheerungen sich selbst zu belügen. Anstatt dieselben in den Principien des Protestantismus aufzusuchen, anstatt durch die auffallende Thatsache, daß der Indifferentismus des protestantischen Volkes gegen das, was es noch von Religionsresten hat, gegen Glaube, Frömmigkeit, Ewigkeit, gegen den lebendigen Gott selbst und sein Heil sich bei dieser Gelegenheit in seiner ganzen Größe zeigt, anstatt durch diese Thatsache sich von der innern Ohnmacht des Systems überzeugen und zu einer heilsamen Gewissensforschung sich hinführen zu lassen, sucht man durch, von Verdrehungen und Verlogenheit strotzende Angriffe auf die katholische Kirche den Gesichtspunkt zu verschieben und an der beschämenden Selbsterkenntnis vorüberzugleiten. „Um uns hierüber (nämlich über diese Thatsache, daß der „evangelische Sinn“ dem Volke angeblich durch die Simultanschule entzogen werde, in Wirklichkeit aber längst, ehe man an Simultanschulen dachte, längst verschwunden war) klar zu werden, haben wir uns näher anzusehen, worin der evangelische und worin der katholische Sinn, so weit das hier in Betracht kommt, besteht.“ Dann folgt zunächst die alte abgedroschene Geschichtsfälschung, die „evangelische Kirche“ sei „geboren aus dem Schrei der Seele, ihres Gottes und ihres Heils und damit der ewigen Wahrheit gewiß zu werden.“ Wir werden aus den Quellen hernach sehen, daß bei Einrichtung des neuen Kirchenwesens es sich gar um Religion nicht handelte, sondern um sehr irdische Dinge, die geraubten Kirchengüter und die Befestigung der Souveränität der deutschen Fürsten entgegen dem Kaiser und Reich durch das von Luther selbst zum Princip der neuen Kirchenbildung erhobene Landespapsttum der einzelnen Landesherren. Wir werden Luthers eigene Zeugnisse kennen lernen, aus denen unzweideutig hervorgeht, daß es ihm wahrlich nicht um das Seelenheil des Volkes, sondern in erster Linie um Umsturz alles bisherigen und um Aufrichtung seiner eigenen unfehlbaren Autorität zu thun war. Was in jener Auslassung dann als „evangelischer Sinn“ bezeichnet wird: „Nicht ruhen, bis man die Wahrheit in Christo erfaßt hat“, das ist nicht sowohl Charakteristik des neugläubigen protestantischen Sinnes, der als das gerade Gegenteil davon, eine religiöse Selbstgenügsamkeit und Sattheit ohne gleichen sich nach Luthers eigenen Aussagen alsbald überall kundgab, sondern vielmehr des religiösen Sinnes des Mittelalters, des katholischen Sinnes. Dieser wird dann in folgender Weise beschrieben: „Ganz anders die katholische Kirche. Sie sagt zur Verherrlichung ihres Priesterstandes, daß nicht jeder die Wahrheit zu finden im Stande ist — dasselbe werden wir auch aus Luthers Munde hören —, leugnet das allgemeine Priestertum — und doch opfert alles Volk in der heiligen Messe mit, zeigt sich also thatsächlich als wirklich priesterliches

Volk —, und spricht die Erkenntnis der Wahrheit allein der lehrenden Kirche, jetzt dem, in welchem sie gipfelt, dem Papste zu" — auch dies ist eine Verdrehung, denn zur Erkenntnis der Wahrheit jedes ihrer Glieder zu führen, ist das unablässige Bemühen der katholischen Kirche; andererseits sagt schon Luther von seinen Predigern: Es ist kein Pfäfflein so klein, es steckt ein Päpstlein darein; und mit Recht, denn woher käme sonst die bekannte Weise der lutherischen „Diener am Wort", sich beständig gegenseitig zu verdammen und immer neue Sectlein zu bilden? — „Und um sich auf dieser schwindelnden Höhe halten zu können, so orakelt nun das Blatt weiter, legt sie — die katholische Kirche — alles darauf an, das Volk in der Gleichgültigkeit zu erhalten, der zufolge es spricht: „Wir haben nicht nötig, nachzudenken über die ewige Wahrheit, wir brauchen sie nur hinzunehmen von der Kirche, die sie besitzt." Gleichgültigkeit deshalb gegen persönliche selbständige Erkenntnis der Wahrheit ist eines der Ziele, wozu die katholische Kirche erzieht, der Sinn, der ihrem Volke tief eingeprägt ist." Der fanatische Sectengeist läßt hier den Schreiber offenbar vergessen, was er kurz vorher selbst bekannt hat, daß nämlich der Cultusminister (Dr. Falk) und der Unglaube sich darin nicht verrechnet habe, daß bei dem protestantischen Volke durch die Simultanschule der evangelische Sinn des Volkes ausgetilgt werde, richtiger müßte es heißen, daß durch dieselbe offenbar und an den Tag kommt, wie entsetzlich groß der religiöse Indifferentismus bereis vorhanden ist; nur darin verrechnet sich der Unglaube mit unserm Cultusminister zugleich, daß er daneben auch hofft, durch die Simultanschulen den katholischen Sinn dem katholischen Volke auszuziehen. Hier wird also der Unglaube und der katholische Sinn als im unversöhnlichen Gegensatze befindlich dargestellt, und das ist richtige Darstellung; hier wird ferner constatiert, daß der Unglaube dem katholischen Sinne gegenüber ohnmächtig ist, während der Sinn des protestantischen Volkes dem Unglauben gegenüber ohnmächtig sei; das ist ebenfalls richtige Darstellung. Nach der Beschreibung des katholischen Sinnes, die wir vernommen haben, soll nun aber das Wesen desselben selbst religiöse Gleichgültigkeit, also im letzten Grunde Unglaube sein, wie ein Herr Martensen diesen Satz ohne Umschweife in einem Buche, auf das ich später zurückkomme, zu behaupten sich erdreistet. Da frage ich billig: Ist denn der Teufel selbst mit ihm uneins? Wie kommt es denn, daß der Unglaube dem katholischen Sinne gegenüber ohnmächtig ist? Wie kommt es, daß in Belgien, Frankreich, Deutschland, daß überall der katholische Sinn gegen die Simultanschulen mit großartiger Energie ankämpft und eine bewunderungswerte Opferwilligkeit zeigt, um sich derselben und ihres Unglaubens zu erwehren, und nicht etwa bloß der Clerus, sondern das Volk? Wenn Unglaube das Wesen des katholischen Sinnes ist, wie kommt es, daß die Gemeinden mit großen freiwilligen Opfern die Geistlichen allenthalben

unterhalten, welche der Staat „gesperrt" hat, daß die Gemeinden diese gute Gelegenheit, die „unerträgliche Priesterherrschaft" los zu werden, nicht benutzen, sondern im Gegenteil ängstlichen Seelen im Clerus einen Halt geben und keine Concessionen an die Staatsomnipotenz dulden, daß sie die „Staatspfarrer" einfach gar nicht anerkennen; wie kommts, daß, wer es kann, seine Kinder lieber außer Landes zu den Orden schickt mit großen Kosten, als in die Schulen, in denen der Staat den Unterricht als seine alleinige Sache in Beschlag genommen hat? Treibt auch ein Teufel den andern aus? streitet ein Unglaube hier mit dem andern? Solche Unwahrheiten und Lügen über den Katholicismus tischen fromme Blätter nicht blos ohne Gewissensbeschwerung, sondern mit einer Art Selbstbefriedigung ihren Lesern auf. Ich bezeuge, daß ich von dem allen das gerade Gegenteil im katholischen Volke gesehen und wahrgenommen habe, und daß diese Erfahrung mich von der Verlogenheit solcher Auslassungen überzeugt hat.

Ich gestehe auch, daß solche Verdrehungen und handgreifliche Lügen nicht wenig dazu beigetragen haben, einer Sache mich abwendig zu machen, welche solche Mittel suchen muß, um sich zu stützen, nachdem ich mich durch mehrjährige Erfahrungen überzeugt hatte, daß das katholische Volk in den Grundwahrheiten des Christentums eine Wissenschaft und Erkenntnis besitzt, gegen welche die notorische Unbekanntschaft der lutherschen Volksmassen mit dem, was luthersche Lehre ist (man denke an das, was bei dem hannoverschen Katechismus- und Tauffstreit zu Tage gekommen ist), in einem auffallenden Contraste steht. Das edle Blatt fährt dann fort: „Nun aber: Was ist im Stande, diesen unevangelischen, katholischen Sinn mehr zu fördern, als die Simultanschule? Ihre ganze Einrichtung zielt darauf hin. Sie drängt Christi Bild . . . aus dem Mittelpunkte der Schule in ein Hinterstübchen, aus dem es sich nicht hervorwagen darf!" Das ist also wol katholisch? Nach meinen Erfahrungen sieht das luthersche Volk das als katholisch an, und mit Recht, wenn Christi Bild z. B. den Leichenzügen voraufgetragen, wenn auf Schulen ein Kreuz errichtet, wenn das Zeichen des Kreuzes zum Segnen gebraucht wird. Es würde mich wundern, wenn in jenem Artikel das Schlagwort: Opus operatum gefehlt hätte. Mit einem Seitenblick auf den Katholicismus wird dann auch wirklich fortorakelt: „Ein evangelisches Gemüt wendet einer jeden Religion den Rücken, die man zu einem opus operatum, d. h. zu einem Werke erniedrigt hat, das man nur abzumachen, um Gott zu gefallen, an das man aber nachher nicht weiter zu denken und dem man keinen weiteren Einfluß auf sein Leben zu gestatten braucht." Ich constatiere den Begriff von opus operatum, der hier definiert wird. Wir werden später uns überzeugen, daß die katholische Lehre, der katholische Begriff von opus operatum gänzlich etwas anderes ist, als was jene bei den Protestanten landläufige und ihre völlige Unwissenheit hinsichtlich katholischer Lehren

und Begriffe documentierende Begriffserklärung von opus operatum ihr fälschlich unterschiebt. Der Schluß des Artikels ist der bisherigen Entstellung und Verfälschung der katholischen Lehre und Sinnesart würdig: „Mit einem Worte: Es (das Kind) wird erzogen in der Simultanschule zum Abfall von der Reformation, zur Annahme katholischen Sinnes.“ Man sieht, daß die Sache berechnet ist: Mit der Nachweisung, daß die Simultanschulen von dem lebendigen Gott, von dem Sohne Gottes und seinem Heile abziehen, weiß der Artikelschreiber, kann er dem Indifferentismus des protestantischen Volkes, den er constatiert hat, nicht beikommen. Das bekannte Schlagwort: Man will euch katholisch machen, hat andere Zugkraft. Dies also wird angewandt in der Hoffnung, die Apathie zu verscheuchen und Haß gegen die Simultanschule ins Leben zu rufen. Denn wenn man auch nichts dagegen thut, wenn die Kinder gar nichts glauben und gar keine Frömmigkeit besitzen, so wird durch Vorhaltung dieses Busemanns: Katholischmachen, die Parteileidenschaft noch vielfach wachgerufen. Sapienti sat!

Es ist mir, oder vielmehr war mir, ehe ich diesen Erscheinungen bis auf ihre in den sogenannten Principien der „Reformation“ versteckten Wurzeln nachzugehen gelernt hatte, geradezu unverständlich, wie gläubige Leute, die für das, was Kirche ist, ein Verständnis billig haben mußten, jetzt, wo Gott so vernehmlich redet und in so furchtbarer Deutlichkeit das Gesetz der Auflösung an dem Luthertum offenbart, in engherzigstem Sectengeiste alle Annäherung an die in dem Culturkampfe sich bewährende katholische Kirche perhorrescieren können. Gott läßt offenbar werden, daß das Luthertum, daß überhaupt der Protestantismus „Menschenwerk“ ist; orthodoxe Protestanten sind selbst Zeugen und bezeugen, daß das Territorial-Kirchentum mit seinem Summepiskopat, diese eigentlichste Schöpfung der sogen. Reformation, seine innere Unhaltbarkeit offenbart habe, daß andererseits die „teuren Landeskirchen“ nur durch diese innerlich unhaltbare Institution noch zusammengehalten werden; jedermann sieht, daß der gottes- und kirchenfeindliche Indifferentismus und die Loge nicht allein den Territorialismus und durch ihn „die (protestantische) Kirche“ sich dienstbar gemacht haben, sondern auch den Protestantismus in eben dem Maße lieben und anerkennen als ihren natürlichen Liierten, als sie die katholische Kirche als ihren geborenen Todfeind tödlich hassen, ja in Blättern der orthodoxesten Färbung lasen wir das bezeichnende Zugeständnis, daß, sollte die katholische Kirche in diesem Culturkampfe unterliegen, die Tage des orthodoxen Luthertums gezählt seien; man sucht also und hat in Wirklichkeit seine einzige Deckung und Verlängerung der Existenzfrist hinter dem Felsen der Kirche, die Luther das Reich des Antichrists schimpfte — und doch kann man sich in unbegreiflicher Verblendung nicht entschließen, die luthersche Aufgeblasenheit auszuziehen und in Demut

die richtige Allianz zu suchen; doch spannt man sich aus dem bornierten Sectenhaß „gegen Rom“ vor den Triumphwagen des Liberalismus, dessen Räder das gläubige Luthertum schon nahezu zu Staub zerrieben haben und vollends zermalmen werden.

Mein seliger Vater war in vielen der dogmatischen Vorurteile gegen den Katholicismus noch befangen (obwohl er den blinden Sectenhaß gegen denselben mir gegenüber stets verurteilt hat), jedoch über die Bedeutung, Ziel und Ende des Culturkampfes dachte er klar und unbefangen. Es wird kaum nötig sein, zu bemerken, daß diese große Angelegenheit oft der Gegenstand unserer Gespräche war. Eins derselben, ich erinnere mich noch, als sei es wie eben geschehen, endete gegen Mitternacht damit, daß mein Vater mit den Worten aufstand: „Ja, ich hoffe, an der katholischen Kirche wird die Staatsomnipotenz sich die Zähne zerbrechen. Wir können nichts, wir sind in Ketten gebunden; das ist der Jammer.“ Einer meiner Freunde — um das hier bei der Gelegenheit einzuschalten und ihm, wenn er dies lesen sollte, einen freundlichen Gruß zu sagen — meinte kurz bevor ich Urbach für immer verließ, es sei mir gewiß recht lieb, daß mein Vater tot sei. Was ich antwortete, weiß ich nicht mehr. Aber das glaube ich zu wissen, daß mein seliger Vater, nachdem er nichts von Unwillen gezeigt hatte, daß einer seiner Söhne in Amerika zu den Methodisten sollte gegangen sein und nachdem er einen andern derselben mir gegenüber verteidigt hatte wegen dessen Mitarbeit an der Gartenlaube, nun auch mir soviel Gerechtigkeit würde erwiesen haben, mein Gewissen und meine Gewissenshandlung zu respectieren und nicht, wie andere gethan, mich unter die vom Glauben Abgefallenen zu werfen um deswillen, daß ich katholisch geworden. Dies spreche ich hier aus für die Bekanntschaften meines väterlichen Hauses, die mich so ungefähr in Acht und Aberacht gethan zu haben scheinen. —

Um auf einen andern Punkt hier noch einen Augenblick zurückzukommen: Es ist nicht wahr, was mir von kaum mit mir bekannt gewordenen Collegen vorgeworfen worden ist, daß ich verschlossen gewesen sei und keine Farbe bekannt hätte. Auch jenen Herren gegenüber habe ich meine Anschauungen sowol in Betreff namentlich der lutherschen Rechtfertigungslehre als auch der Verfassung der Kirche und hinsichtlich der kirchenpolitischen Fragen unumwunden bei gegebener Gelegenheit ausgesprochen. Es sei mir gestattet, daran zu erinnern, welches Votum ich abgab, als in einer gemeinschaftlichen Conferenz mit den Herren des Kreises Herzberg unter andern tapfern Thesen über unser demnächstiges Handeln der Falkschen confessionslosen Schule gegenüber auch eine These sich fand, die durch ihre Annahme die Herren moralisch verpflichtet hätte, nicht bloß die Gemeinden von der Kanzel zum Widerstande gegen die Einrichtung solcher Schulen aufzufordern (also dem bekannten Kanzelparagraph zu ver-

fallen), sondern auch Kirchenschulen in Angriff zu nehmen, eventuell sich maßregeln und — o weh! — sich absetzen zu lassen. Nachdem viele tapfere Worte und Vorsätze diese These befürwortet hatten, konnte ichs nicht mehr lassen, ich mußte gegen dieselbe protestieren und zwar wie ich ausdrücklich zur Motivierung meines Protestes hinzufügte, weil nach meiner Überzeugung keiner der Herren die Worte zur That umzusetzen im Stande sein werde, wenn es wirklich sollte „zum Klappen kommen.“ Wir hätten jetzt nach einander allen den Gesetzen der Ära Falk gegenüber vor ihrer Sanction große und tapfere Reden und mächtige Vorsätze gehabt, aber nach ihrer Sanction stets Mittel gefunden, unser Mitwirken zu diesen Gesetzen im Gewissen zurecht zu legen und — zu bleiben. — „Wir haben auch Weib und Kind zu ernähren,“ bemerkte eine Stimme. Das wars gerade, worauf ich kommen wollte —; diese Rücksicht knebelte uns, daher sei es nicht gut, den Mund voll zu nehmen, nachdem man bereits die Erfahrung an sich gemacht habe, daß das Thun hernach zu einem „ultra posse“ werde. Das Landeskirchentum sei einmal an den Staat gekettet, vor dem Freikirchentum hätten wir ein Grauen, wer also der „Landeskirche“ zu dienen fortfahren wolle und müsse, der müsse sich auch fügen. Den Gedanken, den ich in den letzten Worten angedeutet, nahmen die anwesenden beiden Herren Superintendenten sofort auf und plaidierten ebenfalls gegen die These, wobei der eine Herr noch meinte, wenn der Staat uns in der confessionslosen Schule überhaupt zulassen werde, so müßten wirs mit Dank annehmen, denn es heiße: Weide meine Lämmer! und beide versicherten, Herr Falk sei ein persönlich von Herzen frommer Mann, der es mit der „evangelischen Kirche“ gar nicht so bös meine, wie z. B. seine schönen Bestimmungen über den biblischen Geschichtsunterricht 2c. in den Schulen darthäten; leider habe er, wie viele andere fromme Leute, kein Verständnis für „Kirche.“ Und die These war tot. Als man mich hernach bei Tisch interpellierte, wie ich solchen unerwarteten Protest mit meiner schroffen Orthodoxie hätte vereinbaren können, hob ich im Laufe des Gesprächs wiederholt hervor, daß, so lieb ich Weib und Kinder hätte, ich jetzt, vor die Wahl gestellt, entweder nicht heiraten oder nicht Pastor werden würde, damit ich nicht durch die vermeintliche Verpflichtung zur Rücksichtnahme auf die Familie gezwungen würde, zu dem mir in tiefster Seele verhaßten „im Gewissen zurecht legen“ meine Zuflucht zu nehmen. Dies zur Beleuchtung des mir vorgeworfenen Verschlossengewesenseins.

Dennoch habe ich eine Zeitlang versucht, den Gebrauch des sogen. Trauformulars mir zurecht zu legen. Und um dem wiederholten Ratschlag meines Vaters in gewisser Weise zu genügen und um die Beteiligung an der kirchlichen Entwickelung zu beschränken, beschäftigte ich mich weit mehr als sonst mit der mir schon seit meiner Hauslehrerzeit lieb gewordenen Botanik, machte große botanische Excursionen in den Alpen, zog mich von

der hannoverschen Conferenz und meiner Beteiligung an deren Vorstandsausschusse stillschweigend ganz zurück (letzteres freilich mehr noch als wegen des ausdrücklichen Wunsches meines Vaters aus dem Grunde, weil ich jene Conferenz völlig am Seile der Bureaukratie zu erblicken glaubte). Aber es half auf die Dauer nicht. Die Trauungen hörten ja nicht auf, und jede Trauung, die ich vorzunehmen hatte, verleidete mir mehr die Amtsführung. Denn hier traf der Territorialismus mein Gewissen am empfindlichsten. Alles, was ich studierte über diese Frage, namentlich Dieckhoff's treffliche Arbeit, verschärfte nur meine Überzeugung, daß hier eine Unwahrhaftigkeit an den Altar von mir gebracht werde. Ich konnte den Sinn des Kirchengesetzes durchaus nicht anders verstehen, und kann es auch jetzt nicht, als dahin, daß es die eigentliche Eheschließung in den Act vor dem Standesamte legt, daher auch die Formel: „Ich spreche euch ehelich zusammen“ verbietet. Die Leute kommen also nach dem Sinne des Gesetzes als fertige Eheleute vor den Altar. Nun sollen sie dennoch dort wieder zusammengesprochen werden, aber nicht ehelich; es sollen alle die Ceremonien beibehalten werden, welche bisher die eheliche Zusammensprechung dem Volke sinnbildeten; es soll also vor den Augen des Volkes der Schein einer wirklichen kirchlichen Eheschließung beibehalten werden, während diese selbst, den meisten unvermerkt, ihm genommen ist. Abgesehen davon, daß ich meinem Verstande schlechterdings nicht begreiflich machen konnte, was das für ein Zusammensprechen sein solle, da es ein eheliches in keinem Falle sein solle und könne; abgesehen hiervon, konnte ich, wie gesagt, den Eindruck nicht los werden, daß ich einen dolus, eine Täuschung begehe, wenn ich diese Formel gebrauche. Was von andern vorgebracht wurde, um mich zu widerlegen, lief immer darauf hinaus: Man oder vielmehr „ich“ kann mir das zurechtlegen, und etwa noch auf die Hoffnung, eine politische Constellation, die den Conservativen zur Oberhand in den Parlamenten verhelfen würde, werde auch diesen kirchlichen Ehegesetzen ein Ende bereiten. Man hoffte Heilung vom — Territorial-Kirchentum und politischer Reaction. Gegen eine „Hebung der Kirche“ mit Hülfe politischer Reaction hat sich mein Gefühl und meine theologische Überzeugung stets gesträubt. Denn es verstößt gegen den wahren Liberalismus und gegen die wirkliche evangelische Freiheit, mit Hülfe des Polizeistocks Leute zum Glauben oder in die Kirche zwingen zu wollen. Echt luthersch ist es zwar, die obrigkeitliche Gewalt dazu zu vermögen, Andersdenkende aus dem Lande zu jagen, von Ämtern fernzuhalten, das Volk in die Predigten polizeilich zu zwingen. Wir werden das aus Luthers eigenem Munde hören. Aber es ist weder liberal, noch evangelisch, noch katholisch. Wie ich jeden Liberalen, der ehrlich ist in seiner Überzeugung und was er für sich fordert, auch andern Überzeugungen zugesteht, ehre und achte und die subjective Berechtigung seines Stand-

punktes anerkenne, wenn ich sittlichen Ernst wahrnehme, so auch unter diesen Voraussetzungen die Berechtigung liberaler Parteien. Ich muß sogar bekennen, daß ich bei theologisch und kirchlich liberal gerichteten Freunden mehr Achtung und Anerkennung gefunden habe für meine Überzeugung, als bei den meisten der „Gläubigen“ oder „Orthodoxen.“ Während diese mit wenigen Ausnahmen mich verdammen, sind meine freundschaftlichen Beziehungen zu jenen nicht im mindesten gestört worden.

Selbstverständlich konnte das Studium der Auslassungen Luthers über die Ehe mich nur noch in dem Urteile bestärken, welches Dieckhoff über dieselben fällt. Es hatte dies Studium auch die Wirkung, daß ich mir sagen mußte, ein Mann, der solche Unzüchtigkeiten schreiben, der solche das Wesen und die Heiligkeit der Ehe zerstörenden Ratschläge öffentlich predigen konnte, kann unmöglich ein Prophet und Gnadenwerkzeug Gottes, unmöglich ein Mann sein, der von Gott die Mission zur Reformation der Kirche erhalten hat. Ist er ein Werkzeug in der Hand Gottes gewesen, so nur in der Weise, wie es ein Arius und andere Häresiarchen, oder andere Gottesgeißeln auch gewesen sind.

Gleich in den ersten Zeiten der beginnenden Discussion über die Ehe hatte ich der hannoverschen Pastoral-Correspondenz einen kleinen Artikel über die kirchliche Lehre von der Ehe und die Praxis der Eheschließung eingesandt, in dem ich bereits zu dem Resultate gelangt war, Luther als den geistigen Vater der ganzen Misere zu erkennen. Von dem Freiherrn von Hodenberg wurde ich unter Zustimmung zu dem sonstigen Inhalt des Artikels damals aufgefordert, Luthers Lehre von der Ehe einem genaueren Studium zu unterziehen, so werde ich von jenem Urteile zurückkommen. Ich habe das gethan, bin aber durch dies Studium in meiner Überzeugung nur fester gegründet, so daß ich denen beipflichten muß, welche die Civilehe mit Luthers Ehelehre gegen sein Traubüchlein decken. Das Traubüchlein stimmt durchaus nicht zu der Lehre Luthers von der Ehe; ich kann es nur für eine Übergangsform halten, die Luther aus denselben Motiven für das Volk einstweilen hingestellt hat, aus denen er die äußere Form der Messe einstweilen zugestand, um unter diesem Schein des beibehaltenen Alten das Neue unvermerkt einzuschmuggeln. Die Civilehe ist nach meiner Überzeugung ein durchaus eheliches Kind der lutherschen Ehelehre, wie das sowohl von liberaler als auch von bureaukratischer Seite nachgewiesen und von den protestantischen Kirchenbehörden dadurch feierlich anerkannt ist, daß sich dieselben wahrhaft überstürzten in Fabrikation neuer Kirchengesetze und Trauformeln, die, was das Beste dabei ist, durch den Wortlaut des neuen Civilehegesetzes gar nicht einmal gefordert waren. Aber die officiellen „Kirchen“ des Luthertums beeilten sich in wahrhaft rührendem Wettlaufe, die volle Geltung des uneingeschränkten Territorialprincips durch diese Fabrikationen zum Ausdruck zu bringen. Wenn man

jetzt gegen die Civilehe zu petitionieren anfängt, so ist das eine jener dem Protestantismus eigentümlichen Inconsequenzen, indem derselbe seine legitimen Kinder nicht anerkennen will, wenn sein eigenes Bild an ihnen ihm drastisch unter die Nase tritt. Hoffentlich wird das Centrum nie sich auf eine Aufhebung des Civilehegesetzes einlassen; denn es liefe Gefahr, wenn es dafür gestimmt hätte, hernach von eben der Seite, welcher jetzt an der Wegschaffung jenes echt protestantischen Instituts gelegen ist, dupiert zu werden und deren Stimmen zur Abschaffung der übrigen Maigesetze nicht zu erhalten.

Zu einem ähnlichen Resultate kam ich hinsichtlich des Territorial-Kirchentums. Das allerdings kann ich nicht wegdisputieren, daß die Augsburgsche Confession es nicht kennt, obgleich es de facto schon etwa 3 Jahre in Sachsen unter Luthers, seines geistigen Vaters, Auspicien zur Herrschaft gekommen war. Und nicht wegzuleugnen sind die Briefe Melanchthons, in denen dieser unglückliche Wetterfahnen—mann die unerträgliche Tyrannei des Territorial-Kirchentums mit beredten Worten prophezeit. Aber doch muß ich jenen orthodoxen Herren Recht geben, die gegen Stahls und meine eigene frühere Anschauung gerade den Summepiskopat als die eigenste Frucht der sogenannten Reformation und jene denselben einführenden Fürsten als die Säugammen des Luthertums preisen. Luther hat das Territorial-Kirchentum zum Princip, zum kirchenbildenden Princip gemacht, wie der damals noch protestantische Hofrath Klopp im 60. Bande der Historisch-politischen Blätter schlagend nachweist. Und in Augsburg, 1530, so belehren uns Melanchthons Briefe, so wird es durch das unqualificierbare Gebahren Philipps von Hessen, des „Makedoniers“, wie Melanchthon ihn nennt, und der ihm folgenden protestantischen Fürsten bestätigt, in Augsburg handelte es sich gar nicht um die Lehre seitens der protestantischen Stände, sondern allein um die Anerkennung des Territorial-Kirchentums und des Raubens der Kirchengüter. Außerdem ist, wie wir hernach darauf zurückkommen werden, die namentlich von Ranke aufgetischte Darstellung eine völlige Geschichtsfälschung, daß nämlich auf dem Speyrer Reichstage von 1526 das Territorial-Kirchentum der die sogenannte Reformation betreibenden Stände gesetzliche Geltung erlangt habe. Anerkannt wurde es für Deutschland erst in Folge jenes von dem Kurfürsten Moritz an Kaiser und Reich verübten Hochverrats. Das Territorial-Kirchentum, diese Vernichtung aller Katholicität und Einheit, sowie aller Selbständigkeit der Kirche, ist nicht allein Luthers, sondern überhaupt der „Reformation“ eigenstes Kind. Dieses Resultat meiner geschichtlichen Studien schlug nicht nur meine Träume von einer einheitlichen lutherschen Kirche darnieder, sondern mein ganzes bisheriges Luthertum. Dieses Territorial-Kirchentum kann ebensowenig eine göttliche Mission, eine der göttlichen Idee von der Kirche entsprechende Gestalt sein,

als das Synodalwesen. Herr v. Hofmann hatte nach einer sehr gelehrten und anscheinend jeden Widerspruch niederschlagenden Deduction, daß es keine himmlische Hierarchie gebe, das Auditorium verlassen und Professor Delitzsch trat ein. Er begann seinen Vortrag mit den Worten: Es giebt dennoch eine hierarchia coelestis, meine Herren, und bewies dieselbe mit seiner ungemeinen Gelehrsamkeit als notwendiges Ergebniß aufrichtiger Schriftexegese. Giebts eine hierarchia coelestis, so ist auch eine kirchliche Hierarchie die gottgewollte Verfassung der Kirche, wie mir aus dem Studium der Schrift freilich längst klar war. Aber nun gelangte ich weiter zu der Überzeugung, daß wir nicht erst eine Hierarchie zu machen oder zu erwarten haben mit den Enthusiasten, sondern daß eine solche da ist, so alt als die Kirche selbst, daß die Hierarchie der katholischen Kirche nicht das Zerrbild, die Carricatur einer Hierarchie ist, wie mir jemand sagte, sondern die wahre, in den Jahrhunderten bewährte, durch das Blut ihrer Märtyrer und namentlich der Päpste besiegelte und auch im gegenwärtigen Culturkampfe glänzend gerechtfertigte.

„Rom hat keine Verheißung in der Schrift.“ Das war die gewöhnliche Schlußrede, wenn hinsichtlich der Lehre das Pulver verschossen war. Noch heute wird jene mehr als naive Art Luthers vielfach nachgemacht, der frischweg behauptete, der Papst ist der Antichrist und die katholische Kirche die rothe Erzh . . e: Nun beweist ihr Papisten, daß ihr das nicht seid. Ich, Luther, habe jenen Satz aufgestellt, punktum: Er steht unwiderleglich, denn ich Luther, Ecclesiastes von Wittenberg, habs gesagt; eure Sache, ihr Papisten, ist nun, zu beweisen, daß ihrs nicht seid. Da ihr das nicht könnt, vielmehr euer eigen Gewissen euch überführt, daß ich nicht Recht habe, so seid ihr des Teufels Reich. Quod erat demonstrandum. — Wird etwa erwidert: Hat denn das Landeskirchentum Verheißung in der Schrift? so springt man aber ab und demonstriert weiter: Jetzt wird die katholische Kirche vom Jesuitismus beherrscht; mit dem ist kein Zusammengehen möglich. — Bitte, definieren Sie gefälligst, was ist Jesuitismus? was ist Ultramontanismus? Ich gestehe, noch keine Definition dieser Begriffe gehört oder gelesen zu haben, die etwa der Aufgabe, dem Ziele und Zwecke, der Richtung ꝛc. des Jesuitenordens, mit einem Worte der Wirklichkeit entsprochen hätte. Schließlich muß man beim Hören dieser Schlagwörter an jenes Göthesche denken: Wo halt Begriffe fehlen ꝛc.

Es sei mir gestattet, gleich hier mit einigen Worten über die Jesuiten („Jesuitismus“ ist ein bloßes Schlagwort) mich auszusprechen. Was man „Jesuitismus“ nennt, ist untrennbar von dem Begriff der Perfidie und Unmoralität, der jedes Mittel recht ist, um die Herrschaft der Partei über die Welt zu erlangen oder zu sichern. Diese Grundsätze, die man gewöhnlich zusammenfaßt in den Satz: „Der Zweck heiligt die Mittel,“

schiebt man der Gesellschaft Jesu unter; auch jenen, in jedermanns Munde befindlichen Satz hat man der „jesuitischen Moral“ entnommen, indem man sich nur eine ganz unscheinbare Änderung der Worte erlaubte und mit Hülfe derselben so ziemlich das Gegenteil von dem herausbrachte, was die jesuitische Moral lehrt. Diese sagt, daß die media, d. h. die in der Mitte zwischen gut und böse liegenden Dinge, sogenannte Adiaphora (Dinge, Werke rc., die an sich weder gut noch böse sind) geheiligt werden sollen durch den Zweck, zu dem man sie gebraucht; dasselbe sagt der Apostel, wenn er die Christen ermahnt, alles was sie thun, sogar Essen und Trinken, zu thun im Namen Jesu, Gott zu ehren. Gott zu Ehren ist der Wahlspruch des Jesuitenordens. Ich steckte früher auch in dem Vorurteile, daß „Jesuit“ und Inbegriff aller Schlechtigkeit so ziemlich identische Begriffe seien. Ich bin Gott sei Dank durch das Studium der einschlagenden Sachen gründlich davon kuriert. Daß der Jesuitenorden den infernalischen Haß des Luthertums, überhaupt des Protestantismus und falschen Liberalismus erfährt und erfahren muß, ist mir erklärlich, nachdem ich seine Geschichte, wie sie den Quellen und Documenten entnommen ist, gelesen habe. Will jemand dieselbe in einem kurzen Umrisse kennen lernen, dem empfehle ich das interessant geschriebene Werkchen von Péval: „Jesuiten.“ Zu der Verlästerung dieser von Gott so hoch begnadigten Congregation haben am meisten beigetragen zwei einander sehr unähnliche Männer, der gefeierte Hort der Jansenisten und Calvinisten Pascal und der schließlich allgemein verhaßte fürchterliche Pombal, Minister von Portugal vor etwa 130 Jahren, „der Jesuitenwürger“, mit dem der französische Minister Herzog Choiseul und die berüchtigte Pompadour im Bunde standen, und in gewisser Hinsicht Voltaire. Die Pompadour hatte giftigen Haß auf die Jesuiten geworfen, weil diese sie mit ebenso großer Milde als Festigkeit von der heiligen Communion abgewiesen hatten, da sie ihr Sündenleben nicht aufgeben wollte. Der Beichtversuch der Pompadour aber war eine Intrigue des Herrn v. Choiseul, eingefädelt, um die Pompadour zu seiner Bundesgenossin gegen die Jesuiten zu machen, deren Güter ihm in der Nase stachen. Pascal beschuldigte die Jesuiten laxer Moral, bequemer Frömmigkeit u. s. w.; kurz er hat alles, was je wider diesen Orden gelästert ist, mit der heiligen Miene sittlicher Entrüstung zusammengetragen. Dabei wimmelte seine neunte Provinziale nicht blos von verstümmelten, sondern auch von untergeschobenenen und geradezu gefälschten Texten, indem er sich namentlich gegen die Jesuitenpatres Binet und Barry richtet. Alles ist geschrieben „voll überzeugungsvoller Biederkeit.“ Am Schlusse jedoch schreibt er ein Postscriptum. „Seitdem ich meinen Brief geschrieben habe, habe ich auch die Schriften der Patres Barry und Binet gelesen.“ Pascal also, der strenge Sittenrichter, schmiert zuerst einen perfiden Brief über die Bücher

der Jesuitenpatres, und dann erst liest er sie, und gesteht diese Schurkerei noch dazu in seinem Postscriptum mit einer gewissen Befriedigung ein. Dies genügt zur Beurteilung Pascals hinsichtlich seiner Jesuitenfresserei. Pombal ließ in ähnlicher Blutgier, wie Elisabeth von England sie zeigt (sie ließ z. B. vom 15. Juli bis 31. August 1580 fünfzigtausend Katholiken einkerkern, ihres Vermögens berauben und teils verbannen, teils grausam zu Tode martern), auf eine dem Herzoge v. Aveiro mittelst entsetzlicher Folterung ausgepreßte falsche und sogleich von ihm widerrufene Aussage hin, die Jesuiten teils einkerkern und ermorden, teils aus dem Lande jagen, um ihre Güter einzuziehen. Ähnlich gings in Spanien, wo man untergeschobene Briefe mit zu Hülfe nahm, um Haß gegen sie zu erregen. Ähnlich, was die Verlästerung betrifft, in Frankreich und italienischen Staaten. Es würde den Raum dieser Blätter zu weit ausdehnen, wollte ich auf die hochinteressante und hochtragische Geschichte der Auflösung des Jesuitenordens im vorigen Jahrhundert nach meiner Neigung hier eingehen. Ich beschränke mich auf einige einzelne Bemerkungen. Pombal, nach etlichen ein großer Mann, in Wirklichkeit der Urheber des Zerfalls Portugals, welches er nebenbei dem Herzog v. Cumberland in die Hände spielen wollte, haßte die Jesuiten, weil sie der projectirten Heirat aus leicht begreiflichen Gründen entgegen waren, noch mehr aber, weil er ihre großartigen Niederlassungeu in Südamerika verwüstet, ausgeraubt und 30 000 Christen von dort vertrieben hatte, um sich der angeblich im Besitze der jesuitischen Missionen befindlichen, aber überall nicht dort existierenden Goldgruben zu bemächtigen. Außerdem war er Encyclopädist. Ein angeblich oder wirklich auf ihn versuchter Mordversuch, und ebenso der Versuch eines Edelsmannes, an dem Könige für Schändung eines Weibes Blutrache zu nehmen, wurde den Jesuiten in die Schuhe geschoben. Voltaire schreibt über derartige Verläumdung der Jesuiten (3. März 1763): „Ich habe die Jesuiten wahrlich nie geschont, aber ich würde die kommenden Geschlechter zu einem lauten Proteste veranlassen, wenn ich die Jesuiten eines Verbrechens bezüchtigen würde, von welchem sie Damiens (der Mörder) selbst und mit ihm ganz Europa freigesprochen hat. Ich würde mich zu einem verächtlichen Stimmrohr der Jansenisten herabwürdigen." Pombal also ließ in das Gefängnis von St. Julian 82 Jesuiten werfen, in schauerliche Kerker, in welchen 37 den Martertod starben; in den Kerkern von Apeitao kamen von 73 Patres 31 durch die ihnen zugefügten Mißhandlungen um. In diesen tiefen unterirdischen Kerkern, aus deren Wänden das Wasser sickerte und die Kleider vermodern machte" (Brief des Pater Lorenz v. Kaulen in Murrs Journal, Nürnberg 1775—1780), stiegen die Gebete der Jesuiten für ihre Mörder ohne Unterlaß auf zu Gott. Über 700 kamen durch Pombal ums Leben, etwa 2000 wurden aus Portugal und Brasilien ver-

trieben. Am furchtbarsten ließ er den ehrwürdigen Missionär Gabriel Malagrida martern in seinem unterirdischen Kerker, verläumden vor der öffentlichen Meinung und endlich unter dem Zujauchzen des Pöbels verbrennen. Des Jesuiten letzte Worte waren Fürbitte für seine Mörder und Segen über das Volk. In Frankreich benutzte man den Proceß des Paters Lavalette, des Procurators der Missionen auf Martinique, zum Ausgangspunkte eines vernichtenden Schlages gegen die Jesuiten. (P. Lavalette hatte durch die ohne vorherige Kriegserklärung erfolgte Wegnahme der französischen Handelsflotte seitens der Engländer, die Schiffe der Colonie und damit eine ungeheure Geldsumme verloren und um diese wieder zu erlangen, die Constitutionen des Ordens übertreten und Handelsspeculationen gemacht, die misglückt waren.) Sismondi, ein Protestant, beschreibt die Ursachen der Vertreibung der Jesuiten in seiner Geschichte Frankreichs in dieser Weise: „Frau v. Pompadours Sinnen und Trachten war hauptsächlich darauf gerichtet, sich den Ruf großer Energie zu verschaffen, und sie glaubte eine günstige Gelegenheit gefunden zu haben, zu zeigen, daß sie eines Staatsstreiches fähig sei. Unter dem Einflusse derselben kleinlichen Denkungsweise stand der Herzog von Choiseul. Dazu kam, daß es beiden sehr erwünscht war, die öffentliche Aufmerksamkeit von den Kriegsereignissen abzulenken.“ „Sie hofften sich beliebt zu machen, indem sie gleichzeitig den Jansenisten wie den Philosophen schmeichelten, und durch die Beschlagnahme der Güter eines sehr reichen Ordens die Kriegskosten deckten, ohne zu Einschränkungen in den Ausgaben Zuflucht nehmen zu müssen.“ „Die Jansenisten, sagt Schöll, Cours d'histoire 44, 71, haben durch Anwendung häufig verwerflicher Mittel die Jesuiten um die allgemeine Achtung gebracht, deren sich der Orden seit Jahrhunderten erfreute.“ Die Jansenisten unter dem Scheine eines großen religiösen Eifers, und die Philosophen, indem sie dabei philantropische Gefühle zur Schau trugen, arbeiteten gemeinsam am Umsturze der kirchlichen Macht.“ „Um aber die kirchliche Macht umstürzen zu können, war es vor allem nötig, sie zu isolieren, und zwar dadurch, daß man sie der Unterstützung jener Phalanx beraubte, welche sich die Verteidigung des päpstliches Thrones zur Aufgabe gestellt hatte.“ „Die Unvorsichtigkeit einzelner Mitglieder (hier ist P. Lavalette gemeint) lieferte Waffen, um den Orden zu bekämpfen, und der Krieg gegen die Jesuiten wurde populär; oder vielmehr: Einen Orden verfolgen, dessen Bestehen mit dem der katholischen Religion und des Thrones verwachsen war, verlieh ein Anrecht auf den Titel eines Philosophen.“ „Ihren Händen waren die künftigen Geschlechter anvertraut.“ „Kein dem heiligen Stuhle und damit der Religion feindlicher Anschlag konnte gelingen, so lange die Jesuiten da waren.“ ... „Die Jesuiten waren in ihrem Glauben unerschütterlich.“ ... „Man verschwor sich gegen sie; man erklärte sie für schuldig, weil sie sich wei-

gerten, sich an den Complotten zu beteiligen, die gegen den heiligen Stuhl und die Monarchieen gerichtet waren." Schöll ist Lutheraner. „Choiseul, sagt der Calvinist Sismondi, hatte diese Verfolgung für sich zu einer persönlichen Angelegenheit gemacht. Er bestrebte sich vorzüglich, es zu bewerkstelligen, daß die Jesuiten aus allen bourbonischen Staaten verjagt würden." (Hist. des Français 29, 369.) Es ist ihm gelungen, in Spanien, Neapel, Toskana. Féval sagt sehr richtig: „Als nach der Vertreibung der Jesuiten die erste Generation vergiftet worden war, brach der Thron zusammen." In Madrid wurde durch Choiseuls Creatur, den Herzog Alba, ein Aufstand angestiftet, um ihn den Jesuiten in die Schuhe zu schieben; es wurden falsche Briefe den Jesuiten untergeschoben und dafür gesorgt, daß sie aufgefangen wurden, um Anklagematerial zu finden. So berichtet der Protestant Murr. So wurde die Vertreibung der Jesuiten in Spanien bewerkstelligt. Gottes Strafe blieb nicht lange aus: Die Bourbonen wurden weggefegt von ihren Thronen durch die Revolution, das Kind der von englischem Boden herübergekommenen Philosophie, welches sie selbst groß gezogen hatten. Im Jahre 1775, als der Orden aufgelöst war, sprach der Jesuit J. de Beauregard, auf der Kanzel von Notredame folgende Prophezeiung aus: „Gegen den König, gegen die Religion sind die Umtriebe der Philosophen gerichtet. Axt und Hammer sind in ihren Händen . . Deine Tempel, o Herr, werden ausgeraubt und zerstört, Deine Feste abgeschafft, Dein Name gelästert, Deine Verehrung mit der Acht bedroht werden. Auf die heiligen Lobgesänge, von denen die geweihten Hallen wiedertönten, folgen schändliche und unzüchtige Lieder . . . Und du, schamlose Gottheit des Heidentums, Du kommst hierher, an diesen Ort, um frech die Stelle des ewigen Gottes einzunehmen, und Dich auf den Thron des Heiligen der Heiligen zu setzen und um die Weihrauchsopfer anzunehmen, die Deine eidbrüchigen Anbeter in ihrer Blindheit Dir spenden." — Die Jesuiten wurden vertrieben, um die Erziehung im christlichen Glauben zu zerstören. Die aufgehende Saat war die Revolution. Eine furchtbare Prophezeiung für diejenigen Länder, in denen heute die Orden vertrieben werden, damit der omnipotente und religionslose Staat die Erziehung an sich reiße. Wer Augen hat, der sieht die Wetterleuchten, welche die kommenden Gewitter der göttlichen Zorngerichte bereits deutlich genug ankündigen. — Wer den wirklichen Jesuitismus, ich meine die Grundsätze der Jesuiten, kennen lernen will, dem empfehle ich zur Lectüre die Betrachtungen des Jesuiten P. Rodriguez: Übung der christlichen Vollkommenheit, übersetzt von Dr. Magnus Jocham. Ich kann ihre Grundsätze auch kurz zusammenfassen in dem Satz des heiligen Ignaz von Loyola: „Das innere Gesetz der heiligen Liebe, welches der heilige Geist in die Herzen schreibt und ihnen einprägt, ist es, was uns in dem begonnenen Leben des göttlichen Dienstes erhalten, leiten und vorwärts bringen muß. Dieses

Feuer der Liebe Gottes und das Verlangen nach seiner größern Ehre und Glorie ist es, was uns ohne Aufhören antreiben muß, nach oben zu trachten und in der Tugend vorwärts zu schreiten." Oder man sehe sich den köstlichen Communionseufzer des heiligen Ignatius an: Seele Christi heilige mich. Da findet man die Summa des wirklichen Jesuitismus.

„Der Episkopat hat sich durch Nichtannahme der Reformation selbst vernichtet; seitdem ist der Episkopat ein überwundener Standpunkt." So etwa decretierte einmal jemand, der sich der hannoverschen Conferenz zum Führer gegeben hatte. Ich muß gestehen, daß ich ob dieser Rede kaum meinen beiden Ohren trauete, ob sie recht gehört hätten. Mir fallen jene infallibeln Prophezeiungen Luthers dabei ein, in denen er ungefähr so thut, als habe er das Papstthum dermaßen weggeblasen, daß sein letzter Untergang jedenfalls mit Luthers Tode vorhanden sei. Oder jene schlaue Prophezeiung einer der στυλοι unserer Tage, daß das sogen. Unfehlbarkeitsdogma der letzte Angstschrei des verendenden Pasttums sei, welche Prophezie seiner Zeit die in Altona erscheinenden kirchlichen Blätter mit einem Commentar versahen, der nicht ganz ohne Salz war. Ich kann mir kaum denken, daß man wirklich glaubt, was man sagt; es sind halt Phrasen, deren Geklingel dem Indifferentismus und einigen eng behorizonteten Orthodoxen die Ohren juckend macht. Andere schreiben, durch Unterwerfung unter jenes Dogma hat der katholische Episkopat sich selbst begraben. Einigermaßen verständlich ist diese Rede nur vom Standpunkte des Subjectivismus aus, der alles atomisiert und von dem lebendigen Leibe der Kirche Christi keine Ahnung hat. Wer soweit gekommen ist, daß er die Kirche als Autorität anerkennen muß, als den Grundpfeiler und die Säule der Wahrheit, wie St. Paulus schreibt, dem wird es nicht so gar schwer werden, in jenem Dogma das Bekenntnis der Kirche zu erkennen, daß sie des übernatürlichen Beistandes des heil. Geistes, in allen entscheidenden Lehrfragen ganz besonders, immerfort bedürftig ist, und daß sie sich darauf verläßt, daß die göttliche Gnade sie und ihren Mund, den Papst, niemals im Stiche lassen, sondern dafür sorgen wird, daß stets die Wahrheit getroffen und verkündet wird. So auch, erinnere ich mich recht, damals die Altonaer kirchlichen Blätter.

Kurz, für mein Gewissen gestaltete sich die Frage schließlich so: Du bist stets mit klarem Bewußtsein des warum? ein Feind des Staatskirchentums gewesen, aber hast in dem großen Irrtum gesteckt, dasselbe sei dem Luthertum äußerlich aufgezwungen worden durch die Fürsten und sei in Wirklichkeit ein Widerspruch mit demselben; du hast irriger Weise geglaubt, nicht nur die Ordination könne auf lutherschem Standpunkte als eine wirkliche Priesterweihe aufgefaßt werden, sondern auch du selbst habest wirkliche göttliche Vollmacht gehabt zum Amtieren, dieselbe sei dir erteilt, wenn auch von Leuten, die Staatskirchenbeamte sind, doch von solchen, die zugleich

selbst im Besitze der göttlichen Vollmachten waren. Jetzt aber hast du dich überzeugt, daß du deine Mission lediglich von dem Territorial-Kirchentum empfangen hast, daß dir wirklich kirchliche, kanonische Sendung überall fehlt. Denn diese kann der Summepiskopus, selbst wenn er nicht, wie der unierte Landesherr, einer fremden, sondern der eigenen Confession angehörte, niemals geben, da ihm selbst der göttliche Auftrag fehlt. Die Vollmacht, vor Gott gültige Weihen zu erteilen, kann unmöglich durch Staatsverträge, politische Friedensschlüsse erteilt werden; und gesetzt, das Territorial-Kirchentum habe staatliche oder völkerrechtliche Anerkennung gefunden, die bischöfliche Jurisdiction sei politisch diesem und jenem Landesherrn zuerkannt, so hat er damit doch nie die Vollmacht erlangt, weder selbst Priester oder Bischof zu sein, noch andere dazu zu machen. Die Ableitung aber der pfarramtlichen Vollmachten von dem sogen. allgemeinen Priestertum durch Übertragung von der Gemeinde auf den Einzelnen ist mir von je als ein Absurdum erschienen, eine durch nichts in der Schrift oder der Geschichte begründete petitio principii, von gleicher Art, wie jene namentlich von Ritschl vorgetragene demokratische Anschauung, daß die Apostel nichts weiter gewesen seien, als — Gemeindebeamte. — So wurde ich mir recht der Unklarheit und Unhaltbarkeit jener von mir früher gehegten Amtstheorie bewußt, die die Übertragungstheorie verwerfend, das Territorial-Kirchentum perhorrescierend, eine besondere Amtsgnade und -Vollmacht von Gott zu haben wähnt, aber nicht zu sagen weiß, durch wen? und dabei die Succession der Bischöfe, die Continuität mit der apostolischen Vollmacht durch eine wirkliche und gültige Weihe, wo möglich für unnötig erklärt.

Alles Übertreten zu einer sogen. Freikirche lutherscher Färbung war übrigens für mich schon um deswillen ausgeschlossen, weil das Luthertum überhaupt die Continuität mit der alten Kirche durchrissen hat. Es ist pure Einbildnng, wie schon oben bemerkt, wenn Luther glaubt, so und so viele Jahrhunderte durchstreichen und bei Gregor dem Großen wieder anknüpfen zu können.

So mußte meine Überzeugung das Facit ziehen und mich der früher geglaubten, mit heiliger Scheu empfangenen, mir ans Herz gewachsenen und über alles liebgewordenen, nun aber als pure Einbildung erkannten Weihe und Amtsgnade entkleiden. Daß das nicht von heute bis morgen, nicht im Handumdrehen geschah, wie andere ihre Anschauungen, z. B. über die Ehe und Trauung, im Handumdrehen „zufolge höheren Befehls," ins Gegenteil zu verkehren verstanden hatten, brauche ich wol kaum zu erwähnen.

Auf die von mir schon erwähnte, in gewissen protestantischen Kreisen beliebte Unterscheidung zwischen „katholisch" und „römisch" oder „ultramontan" (oder auch „jesuitisch") muß ich am Schlusse dieses Capitels noch einmal zurückkommen. Soviel ich wahrgenommen habe, will man dadurch den protestantischen Gegensatz gegen die Kirche als einen Gegensatz „des

Systems" bezeichnen. „Katholisch" will man sein, verbindet aber mit dem Worte katholisch einen ganz andern Begriff, als den geschichtlich von jeher feststehenden, nämlich den einer sogen. „unsichtbaren Kirche", deren Einheitspunkt im letzten Grund nicht sowol das Bekenntnis und die Lehre (denn in dieser stehen sich die protestantischen Denominationen zum Teil sehr schroff einander gegenüber), sondern der Gegensatz gegen das „römische System", d. h. gegen die auch äußere Einheit der Kirche unter dem apostolischen Stuhle Roms ist. Zugleich soll diese Unterscheidung dazu dienen, dem katholischen Volke womöglich Sand in die Augen zu streuen und die eigentlichen letzten Ziele des Culturkampfes zu verdecken. Es wäre sehr wünschenswert im Sinne dieser Kreise, wenn das katholische Volk sich gewöhnen könnte zu dem Glauben, es könne katholisch bleiben, auch wenn es losgerissen ist von Rom und eingefügt in die protestantischen Territorialkirchen. Man würde nach Luthers Vorgang demselben nicht bloß den Episkopat, sondern auch den bisherigen Cultus, sogar die Messe vorläufig belassen, wenn es einginge etwa in eine „deutsche (französische, belgische, italienische) Nationalkirche." Es dahin zu bringen ist die Tendenz des „Culturkampfes" und der in dieselbe eingeweihten protestantischen frommen Kreise und Blätter. Darum muß vor allem der katholische Clerus, soweit er für diese Tendenz nicht gewonnen werden kann, aussterben. Hr. Friedberg spricht in seiner Schrift: „Das deutsche Reich und die katholische Kirche" folgende Grundsätze aus: „Der Kirche muß die Macht über das Volk entrissen werden"; „sie muß trocken gelegt werden wie ein Strom"; „sie muß mit Gewalt zertreten werden". „Wir wollen dem kirchlichen Gliede einstweilen die Ader unterbinden, aus der das Blut des Staates in dasselbe fließt, es kräftig und lebendig erhält. Wir wollen das kirchliche Glied allmählich isolieren, den Staat gewöhnen, es nicht mehr zu gebrauchen; nachher merkt er es kaum, wenn es fortgeschnitten wird; die Wunde vernarbt leicht, und von Verblutung ist keine Rede." Diesen Gedanken sahen wir zustimmen, gleichsam Arm in Arm, die reformjüdischen und die orthodox-lutherschen Blätter. Die frommen Blätter und Blättchen priesen den Culturkampf als ein heiliges Unternehmen zur Verteidigung des „reinen Evangelii" und zur Vollendung der Reformation. „Kampf bis aufs Messer mit Rom" lautete die Parole, welche in Wahlversammlungen ausgegeben wurde. Ich erinnere mich, von einer solchen Rede gehört zu haben, die ein Gymnasialprofessor aus Ilfeld vor einer Reihe von Jahren in St. Andreasberg am Harz bei einer Wahlversammlung zum Besten gegeben hat. Auch das orthodoxe Blatt, die „Allgemeine evangelisch-luthersche Kirchenzeitung" (in Leipzig), welche sonst die Gefahr für das orthodoxe Luthertum, die der Culturkampf in sich schließt, wol erkannte und in manchen Stücken der katholischen Kirche Gerechtigkeit widerfahren ließ, schrieb 1875: „Daß der Romanismus dem Evangelium feind ist, darüber ist unter guten Luthe-

ranern und Evangelischen kein Streit. Aber daraus folgt nicht, daß man ihn mit Keulen bekämpfen muß.“ Nein, besser ist es, ihm die Adern zu unterbinden. Wie das zu geschehen hat, darüber belehrt uns die „Neue evangelische Kirchenzeitung“: „Diese Generation der Priester muß aussterben, eher kann die katholische Kirche das gelobte Land einer besseren Zukunft nicht sehen; daß sie im Auslande sterben wird, thut uns leid, aber es ist nötig.“ Was man unter dieser „besseren Zukunft“ versteht, das verrät uns das Blatt des Herrn Beyschlag in Halle, die „Deutsch-evangelischen Blätter“, die seiner Zeit, irre ich nicht, ein Sprachrohr der Ideen des verflossenen Ministers Falk und Organ des Berliner Oberkirchenraths waren. Es müsse das formell noch bestehende Reformationsrecht evangelischer Landesherren (cujus regio illius religio) wieder in Anwendung kommen; die evangelische Obrigkeit sei gewissenshalber verpflichtet (das ist der Grundsatz Luthers, wie wir später sehen werden), da wo man den katholischen Gottesdienst eingehen läßt, evangelischen anzuordnen, da wo der katholische Schulunterricht gehindert wird, evangelischen einzurichten.“ Denn keine christliche Obrigkeit sei verpflichtet, „da wo die katholische Kirche in ihrem Trotze das katholische Christentum zu Grunde richten will, das Christentum überhaupt zu Grunde richten zu lassen.“ Ich zweifle nicht, daß mit wenigen Ausnahmen auch die orthodoxen Lutheraner sehr mit dieser perfiden Maßregel einverstanden sein würden, wenn dabei ein Teil der betreffenden verwaisten katholischen Gemeinden ihnen zugewiesen würde zur Pastorierung. Denn „zur Hintergehung und Vernichtung Roms ist uns alles erlaubt“, so werden wir später Luther selbst sich aussprechen hören. Daß es namentlich der Beruf, „die Mission“ Preußens ist, dies Geschäft der Aderunterbindung und Vernichtung des „römischen“ Katholicismus zu besorgen, steht bei den „Evangelischen“ fest, wie ich oft genug gehört und gelesen habe. Und es läßt sich nach meiner Überzeugung nicht leugnen, daß gerade Preußen, als einziges so recht eigentlich aus dem Luthertum herausgeborenes Staatswesen, daß die von ihren Fürsten als eine protestantische geschaffene „natione prussienne“, in der Geschichte diese Aufgabe zu haben scheint, die Vernichtung der katholischen Kirche als einen integrierenden Bestandteil ihrer Politik zu verfolgen. Preußen verdankt seine Geburt als protestantisches weltliches Herzogtum geradezu Luther selbst. Ich erlaube mir den Brief Luthers an Brisman vom 4. Juni 1524 (De Wette II, 526 ff.) hier vorweg zu nehmen. Er schreibt in demselben: „Übrigens als ich zum erstenmale mit dem Fürsten Albert rc. mich unterredete und er mich um Rat frug über die Regel seines Ordens, habe ich ihm den Rat gegeben, jene thörichte und confuse Regel abzuthun und zu heiraten und Preußen in ein weltliches Fürstentum oder Herzogtum umzugestalten. Dasselbe urteilte und riet nach mir Philipp. Jener lachte damals dazu, aber antwortete nichts. Unterdessen sehe ich, daß ihm dieser

Rat sehr gefallen hat, und er wünscht, denselben sobald als möglich zu beschleunigen. Das würde aber am bequemsten geschehen, wenn das Volk Preußens mit seinen Vorständen, dahin unterrichtet, ihn mit Bitten dazu trieben, solches vorzunehmen; so würde er eine notwendige und dringende Ursache haben, seine Wünsche ins Werk zu setzen. Und zu diesem Zwecke wird, täusche ich mich nicht, Paul Speratus hingeschickt. Da du nun hier siehest, daß dem großen und wunderbaren Werke des Herrn eine Öffnung gemacht wird, zugleich auch andern unserer Bischöfe ein Beispiel gegeben wird, die wol möchten, aber ohne Beispiel nicht wagen die ersten zu sein: **so erkennst du nun, daß es jetzt deines Amtes ist, in Verbindung mit Speratus und Amandus und andern Dienern des Worts, das Volk dahin zu bringen, zu entflammen und zu animieren,** daß sie zuerst die Hand Gottes anrufen, daß sie an die Stelle jenes verdammten Fürstentums (des Hochmeistertums des deutschen Ordens), welches ein Hermaphrodite und weder weltlich noch geistlich (religiosus) ist, wünschen und petitionieren um ein Fürstentum richtiger Gestalt, und überdrüssig der H.... ei durch gemeinsame und einträchtige Bitten bedrängen den Hochmeister des Ordens, daß er heirate und aus jenem Monstrum ein legitimes Fürstentum mache." Es soll also eine allgemeine Agitation und Wühlerei eingerichtet werden, um durch dieselbe später den flagranten Rechtsbruch zu vertuschen, welchen der „teure Gottesmann" dem Hochmeister angeraten hat. **„Diese Ueberredung des Volkes aber darf nicht zu plötzlich und heftig betrieben werden, sondern muß eingefädelt werden durch Einschmeichlung** (per insinuationem, eigentlich die krummen Wege der einschmeichelnden Intriguen) **und Ausforschung** (quaestionem), daß sie proposito themate, nämlich nachdem sie zu der Überzeugung gebracht sind, daß jener Orden eine verdammte Heuchelei sei, einsehen lernen, wie schön es sein würde, wenn der Hochmeister heiratete und nebst den andern Herren **mit Zustimmung des Volks** das Land in einen weltlichen Staat umwandelte." Durch diese Lockspeise also, daß es dabei mit zu sagen, zu raten und zu thaten habe, soll das Volk geködert und dupiert werden. „Wo sie aber über das Thema eine Zeitlang disputiert und sich unterhalten haben und die Gemüter für diese Rolle gewonnen scheinen, **dann müßte die Sache öffentlich** und mit reichlichen Beweisen zum Abschluß gedrängt und gefördert werden." Dieser höchst charakteristische Brief Luthers ist gleichsam der Geburtsschein des aus dem Luthertum entstehenden, vom ersten Augenblicke seines Daseins an specifisch lutherschen Herzogtums Preußen. Diese seine Geburt hat ihm seine „Mission" mit auf den Weg gegeben. Daher sehen wir denn auch die Politik desselben von Anfang an mit wenigen Ausnahmen die Tendenz verfolgen, als geborener protestantischer Staat an die Spitze des Potestantismus zu gelangen, die Führung desselben im Kampfe „gegen Rom" zu

gewinnen und die noch von demselben geknechteten Nationen und Staaten zu befreien und unter den Fittigen des an der Spitze der Intelligenz marschierenden Führers einer „besseren Zukunft“ entgegenzuführen. Der Culturkampf ist vom Standpunkte des insbesondere durch Friedrich II. zum obersten Grundsatz aller Politik erhobenen Utilitätsprinzips aus durchaus folgerichtig und gerechtfertigt. Gegen den „Erbfeind“ des Protestantismus ist nach Luther „alles erlaubt“. — Es ist ferner durchaus folgerichtig, daß die katholische Kirche in den Ländern, wo sie noch herrscht, angegriffen, der Krieg also in ihr eigenes Gebiet verpflanzt wird. Deshalb ist es eine sehr erklärliche Vermutung, welche ich auf Reisen in Frankreich wiederholt von dortigen Katholiken, Geistlichen wie Laien, habe aussprechen hören, daß die Fäden, welche den belgischen und französischen Culturkampf entzündet haben, zurücklaufen dahin, von wo zuerst die Parole desselben ausgegangen ist. Es mag das sein; ich für meinen Teil vermute aber, daß die verborgene Quelle desselben noch anderswo steckt, in jener geheimen Officin, von wo aus der Weltkampf gegen die Kirche auf der ganzen Erde geleitet wird, und in welche wol kaum ein Getaufter seinen Fuß gesetzt haben möchte. Das Ende der gegenwärtigen Phase dieses gewaltigen Kampfes möchte in Deutschland das sein, welches die „Neue evangelische Zeitung“ mit dankenswerter Offenheit ausgesprochen hat, nämlich daß, nach Aussterben der noch vorhandenen Reste des Clerus und der die Lage übersehenden Katholiken, die mittelst der Schule dirigierte neue Generation allmählich protestantisiert und nebst den glaubenslosen Massen, die innerhalb der sogen. Landeskirchen schon vorhanden sind, einer „deutschen Nationalkirche“ einverleibt wird, so viele nämlich nicht vorziehen, das Martyrium, sei es der Vertreibung, sei es durch fanatisierte Socialistenhaufen, auf sich zu nehmen. Diese Aussicht, scheint mir, muß man ins Auge fassen und darauf sich vorbereiten und alles thun, um unsern Kindern die Kirche so teuer zu machen, daß sie lieber alles leiden, als von derselben abfallen. Der, in dessen Händen die Zügel der Weltregierung liegen, kann es ganz anders kommen lassen; hoffen wir es um unsers Volkes willen. Die Kirche geht damit nicht unter, wenn es so kommt, wie es den Anschein hat, aber für ein einziges Land oder Volk hat sie keine Verheißung. Ich für meinen Teil bin auch überzeugt, daß hinter der merkwürdigen Bundesgenossenschaft von Reformjuden, Protestanten, liberalen und orthodoxen, und denen, die überhaupt nichts glauben, Mächte der Geisterwelt stehen (wie Daniel sagt, da wo er in seinen Visionen uns den Schleier lüftet), daß daher die Phase des Kampfes aller dieser mannigfachen und sonst unter einander disharmonierenden, aber in diesem einen Punkte stets sich zusammenfindenden Parteien und Massen gegen die Kirche uns einen gewaltigen Schritt näher zum Ende führen wird. Wir wissen aber, daß diesem eine anscheinend vollständige und allgemeine Niederlage der Kirche vorhergehen

wird. — Der Anblick jener Bundesgenossenschaften (der Tonangeber der „Gläubigen“ im Protestantismus mit denen, die alles Christentum negieren gegen die katholische Kirche, welche unbestreitbar als die einzige, wirkliche, mannhafte Verteidigerin des Evangeliums sich zeigte) hat nicht wenig dazu beigetragen, der letzteren mich zuzuführen, in deren Gliedschaft, wenn es sein muß, scheinbar mitunterzugehen besser ist, als am scheinbaren Siege ihrer Feinde sich zu beteiligen. Vorläufig ist das Resultat des „Culturkampfes“ ein ganz anderes gewesen, als die Culturkämpfer sich gedacht haben: die Kirche ist innerlich erstarkt durch denselben. Daher geben wir die Hoffnung nicht auf, daß auch ein äußerlich wahrnehmbarer Sieg der von ihr verteidigten Prinzipien unserem Volke noch einmal zu gute komme, wenn es sein muß, durch Martyrium hindurch. Eine höhere Ehre als dieses giebt es für einen katholischen Christen nicht.

Drittes Kapitel.

Aus welchem Grunde ich meine Kinder einem katholischen Kloster zur Erziehung übergeben hatte.

Die äußere Veranlassung zu meiner Amtsniederlegung wurde dadurch herbeigeführt, daß seitens meines Vorgesetzten von mir gefordert wurde, meine Kinder aus dem Kloster zu entfernen und eventuell einem protestantischen Institute zu übergeben. Darum glaube ich, über die Beweggründe mich aussprechen zu müssen, aus denen ich die Kinder einem katholischen Institute überhaupt anvertraut hatte.

Es würde der Wahrheit widersprechen, wollte ich sagen, ich habe es lediglich gethan, um sie katholisch werden zu lassen und dann in einem günstigen Augenblicke es selbst zu werden. Letzteres war für mich noch eine ferne und ungewisse Möglichkeit, als ich mich endlich entschloß, meine älteste Tochter nach Toul in Frankreich zu schicken. Das sah ich allerdings klar voraus, daß es über kurz oder lang zu einer Entscheidung kommen müsse, aber ehe dieselbe herankam, hoffte ich mit mir selbst im klaren zu sein.

Die ersten und ausschlaggebenden Gründe lagen anderswo.

Der erste war der, daß ich nach den an mir selbst auf Schulen gemachten Erfahrungen fest entschlossen war, unter keiner Bedingung meine Kinder Schulen oder Instituten anzuvertrauen, die mir nicht die möglichste Garantie gaben, daß meine Kinder mit höchster Sorgfalt vor aller Berührung mit sittlicher Unreinheit und mit dem glaubenslosen Zeitgeiste bewahrt blieben. Schulen und Institute, welche nicht unter einer kirchlichen Leitung standen, waren daher von vornherein für mich ausgeschlossen.

Andererseits aber wollte ich meine Kinder nicht mit einer lückenhaften Ausbildung ins Leben treten lassen. Sie sollten beides haben, eine standesgemäße Erziehung und eine möglichst gründliche Bildung, insbesondere auch in Naturwissenschaften, damit sie, wenn Gott Segen gebe, sich einmal dem Zuwachse seines Hauses nützlich machen könnten. Unter den protestantischen Instituten konnte ich schon aus dem Grunde keines finden, das mir Garantien geboten hätte für die Erreichung dieser Ziele, weil sie sämtlich der kirchlichen Leitung entzogen und jenen Prinzipien unterworfen waren, welche den Unterricht zum Staatsmonopol machen. Auch wünschte ich, meine Kinder einer klösterlichen Erziehung, wenn irgend möglich, anvertrauen zu können.

Wer die Geschichte der Mönche des Abendlandes von Montalembert gelesen hat, wem es vergönnt war, einen Blick in ein solches Pensionat zu thun, oder in einem Kloster zu herbergen mit offenen Augen und freiem Herzen, der wird mir zustimmen, daß es für Kinder von unbezahlbarem Werte ist, einige Jahre ihres Lebens und ihrer Entwickelung in der heiligen Ordnung und in heiligem Gehorsam eines Klosters zubringen zu dürfen. Und wer von dem allen nichts gelesen, noch gesehen hat, den bitte ich, darüber nachzusinnen, warum Loge und Synagoge und der von dieser Allianz mit dem Taumelkelch begnadigte falsche Liberalismus gegen nichts so sehr ihren infernalischen Haß und ihre Verfolgungswut loslassen, als gegen die Kindererziehung durch die Orden und Congregationen. Diese Seite des Culturkampfes hat mir die Augen geöffnet; wer so gehaßt und verfolgt wird von denen, welchen ein aus der heil. Offenbarung uns bekanntes Zeichen auf die Stirn gezeichnet ist von Gott, der muß wol Gottes Werk treiben.

Sodann war ich fest entschlossen, meine Kinder vor den kolossalen und abscheulichen Geschichtsverfälschungen und Geschichtslügen zu bewahren, die ich auf Schulen und Universitäten eingesogen hatte, und die ich erst so spät in ihrem wahren Werte erkannt habe, daß sie mich Amt und Brot kosten mußten, wenn ich der Wahrheit meinen Zoll entrichten wollte, und dies Opfer auch gekostet haben. Niemals würde ich lutherscher Pastor geworden sein, wenn ich die Geschichte Janssens früher gelesen, wenn ich zu gründlichen Studien der sogenannten Reformationsgeschichte nach ihren Quellen und namentlich Luthers aus seinen Schriften als Student eine Anleitung gehabt, wenn ich damals die Studien hätte machen können, welche ich jetzt im Pfarramte mit vieler Mühe vollbringen mußte, um auch von daher zur Klarheit und Gewißheit zu kommen, dazu innerlich genötigt durch den Anblick meiner „Kirche“ und ihres Verhaltens im Culturkampfe. Die Wahrheit der Geschichte sollten meine Kinder lernen, sie sollten nicht im Papsttum das Antichristentum, sondern die von Gott durch die Geschichte der Jahrhunderte beglaubigte, durch das Blut so

vieler Märtyrer wie kein anderer Bischofssitz gekittete, großartige Institution erkennen, durch welche Gott die Einheit der Kirche bewahrt, durch welche er insonderheit die wilden Horden der Völkerwanderung gebändigt und in die Hürden Christi eingefügt hat, und welche stets die Trägerin und Förderin der Künste und Wissenschaften, der Bildung und Cultur gewesen ist, und zugleich eine furchtlose Vertreterin aller untertretenen und vergewaltigten Rechte und Freiheiten gegen den Absolutismus der Tyrannen. Die Weisheit des heiligen Bonifazius sollte ihnen wahrheitsgetreu, nicht durch die moderne Brille, die den großen Mann zu einem stupiden Sklaven „Roms" macht, mitgeteilt werden. Den wirklichen Gregor VII., nicht das auf protestantischen Schulen feilgebotene Zerrbild desselben aus Rottecks Pinsel, die wahre Geschichte der Päpste und der sogenannten Reformation, den wirklichen, nicht den zu einem zweiten Erlöser gestempelten und mit einem Kranze von Lügen verherrlichten Luther sollten sie sehen; sie sollten bewahrt bleiben vor jenen Lügen, die aus dem Schwedenkönig einen uneigennützigen Religionshort, aus Elisabeth von England eine „jungfräuliche" große Freundin der „evangelischen Freiheit", aus den Revolutionshaufen der Hugenotten und Geusen, aus den Räubern Sickingen und Hutten fromme Märtyrer und Glaubenshelden, aus den protestierenden Fürsten und Ständen Deutschlands fromme selbstverleugnende Förderer des Evangeliums gestempelt haben. Die Wahrheit sollten sie lernen und dadurch zu dem beglückenden Besitze eines freien Blicks und weiten Gesichtskreises gelangen, sie sollten nicht eingeengt werden durch die Vorurteile, Verdrehungen und Lügen eines bornierten und fanatischen Sectengeistes, wie ich denselben in den gläubigen Kreisen der „Evangelischen" in ziemlich allgemeiner Verbreitung wahrgenommen habe. Sie sollten dadurch in den Stand gesetzt werden, später sich zurechtzufinden und den sichersten Weg durch die Stürme der Zeit einzuschlagen zur zukünftigen Welt.

Auch wollte ich sie vor dem faulen, bequemen, alles wirkliche Opfer, alle Ascese und Thatbuße weichlich fliehenden, sittlich schlaffen Geist des Luthertums möglichst bewahren und zu energischen Kämpfern um das Himmelreich, zu gesunder und ernstlicher Ascese, zu selbstverleugnender Willenskraft erziehen und erziehen lassen. Denn nirgends kann heitere und reine Fröhlichkeit, reine Freude und Jugendlust, gesundes Wachstum an Leib und Seele ungehinderter sich entwickeln, als da, wo die Jugend lernt sich beherrschen, sich zähmen, gefährlichen und verführerischen Freuden gänzlich und völlig entsagen. Und durch nichts wird auch schon ein jugendliches Herz innerlich zufriedener und nach außen hin liebenswürdiger, als durch die Erziehung in der Nachfolge dessen, der in der stillsten Verborgenheit zunahm an Alter, Weisheit und Liebenswürdigkeit bei Gott und Menschen, und obwohl er Gottessohn war, Gehorsam lernte und unterthan war menschlichen Eltern.

Insbesondere war diese meine Handlung ein vom Gewissen mir aufgenötigter stiller Protest gegen die Falksche Schulära. Es stand für mich fest, keinem Institute, keiner Schule meine Kinder anzuvertrauen, die sich unterwirft jenem tyrannischen Prinzipe, daß der Staat oberster Regulator aller, auch der religiösen Erziehung sei, oberster Bestimmer alles, auch des religiösen Unterrichts. Denn dies Prinzip ist nur eine Variation des Ziels der Loge und des Judentums, welche Christo die Kinder entreißen wollen, indem sie das Erziehungswesen zum Staatsmonopol machen. Und obgleich ich Amt und Brot darüber verloren geben mußte, ich freue mich, diesem meinem stillen Gelübde treu geblieben zu sein. Die Reden des Nachfolgers Falk haben den Beweis geliefert, daß auch er an dem alle christliche Erziehung vernichtenden Prinzipe festhält.

Endlich wünsche ich, daß meine Kinder einen festen Halt haben, wenn sie jene Umwälzungen und Katastrophen, denen die Völker Europas, wie es scheint, in immer schnellerem Tempo entgegeneilen, noch erleben sollten, wenn sie vielleicht die letzte Epoche der diesseitigen Entwickelung noch sehen sollten, in welcher der letzte Entscheidungskampf zwischen dem Zeichen des Kreuzes und dem des Tieres wird gekämpft werden. Der zerfahrene, als religiöses Prinzip längst ohnmächtig sich zeigende Protestantismus bietet weder für den Glauben, noch die Heiligung des Wandels einen Halt in antichristlichen Zeiten. Das vermag allein zu geben die Kirche, in welcher Christus lebt als das Brot des Lebens, — die Kirche, welche ihren Kindern eine sorgfältige mütterliche Erziehung giebt und dieselben in der gefährlichsten Zeit des Lebens nicht aus den Augen verliert, — die Kirche, welche die Jugend gewöhnt, Beichte, Absolution, Communion, den Besuch der heiligen Messe ebensowol als Pflichten wie als Bedürfnisse und den Himmel und Gottes Wohlgefallen ergreifende Werke anzusehen und zu üben. Es ist mir oft in Erinnerung getreten, wie die katholischen Mitschüler unseres Gymnasiums mit wenigen Ausnahmen, ohne unfreundlich oder anmaßend zu sein, sich von all dem wüsten Treiben und heimlichen Extravaganzen fern hielten, in die ich eingeführt wurde, und durch stilles bescheidenes Benehmen sich auszeichneten. Ich werde wol nicht fehlgreifen, wenn ich darin eine Frucht der die elterliche unterstützenden kirchlichen Erziehung erkenne, die sie genießen konnten. —

Um nicht misverstanden zu werden, möchte ich diesem Abschnitte noch eine Bemerkung anhängen. Wenn ich den Geist des Luthertums einen faulen, bequemen und weichlichen oben genannt habe, so geschieht das ohne persönliche Beziehungen. Zwar kenne ich Beispiele zur Genüge, die das bestätigen könnten, und verweise außerdem auf die von Luther selbst bezeugten Wirkungen seiner Reformation (s. unten); andererseits jedoch anerkenne ich mit Freuden, daß die Lutheraner, welche mit Harms die vollständig zu einem Departement des Staatskirchentums gewordene „hanno-

versche Landeskirche“ verlassen haben, schöne Beispiele der Opferfreudigkeit gegeben haben. Der Geist des Luthertums, der sittliche Geist desselben, ist es aber nicht, der solches wirkt; dieser Geist müßte sie ja consequenter Weise bei dem von Luther aufgerichteten Prinzip des Territorialismus festhalten. Was wir von wahrem Eifer um das Seelenheil, um die Ehre Gottes, um kirchliches Ideal finden im Protestantismus, was von kirchlicher Sitte und Frömmigkeit sich noch erhalten hat im protestantischen Volke, das sind wahrlich nicht Früchte des Luthertums, wenn auch die Brüder dort selbst das glauben mögen, es sind Früchte der Taufe, durch welche sie noch mit dem Leibe Christi in einer Verbindung stehen, so sehr dieselbe auch durch den Sectengeist des Luthertums gelockert ist; Reste des aus der Kirche von den Abtrünnigen immer noch mitgenommenen Katholicismus, der hie und da selbst heute noch einzelne Blüten zeitigt inmitten der sich zersetzenden und auseinander fallenden abgehauenen Zweige der Secten. Zu solchen Früchten, die nicht aus dem Safte des Luthertums oder Calvinismus, überhaupt des Protestantismus getrieben sind, muß ich z. B. auch die Kirchenlieder rechnen, so viele nämlich wirkliches Erzeugnis von Protestanten sind. (Die meisten der Luther zugeschriebenen, erinnere ich mich recht bis auf 2 oder 3, sind gar nicht von ihm, sondern teils alte deutsche Weisen, teils Übersetzungen katholischer Hymnen.) Seiner Zeit habe ich Jahre lang dem eifrigen Studium des Kirchenliedes obgelegen. Was an wirklicher Poesie, an Glaubensschwung und Innerlichkeit in den besseren Gesängen des Protestantismus sich findet, sind teils den Psalmen oder Schriftworten entlehnte Gedanken nnd Bilder, teils sind es Nachklänge der alten katholischen Mystik, oder umgesetzte Volkslieder. Die speciell der lutherschen Dogmatik dienenden Gesänge, z. B. Durch Adams Fall, Es ist das Heil uns kommen her, Dies sind die heil'gen zehn Gebot' u. s. w. sind poesie- und schwunglose Reimereien. Wackernagel spricht in seinem berühmten Werke über das Kirchenlied die abenteuerliche Behauptung aus, daß alle jene herrlichen Lieder der katholischen Kirche und des katholischen Volkes vor der „Reformation“, welche bekanntlich die besten protestantischen Lieder in jeder Hinsicht weit überragen, eigentlich luthersch, ein Luthertum vor Luther seien und ein Beweis wären, daß dieses mit der Apostelkirche innerlich zusammenhinge. So blödsinnig diese Behauptung ist an und für sich, so ist sie ein unfreiwilliges Zeugnis für die Wahrheit, daß das protestantische „Kirchenlied“, soweit es diesen Namen verdient, seinen Inhalt, teilweise sogar die Form, jenen unübertrefflichen Schätzen der katholischen Kirche verdankt, mithin auch hier das Zehren von erborgtem Gute sich zeigt. Wir dürfen aber ein Charakteristicum nicht übersehen. Betrachtet man die Geschichte des Lutherschen Kirchenliedes, so wird man die überraschende Thatsache finden, daß das protestantische Volk, Behörden und Geistlichkeit voran, das wirklich Gute, Schöne und

kirchliche unter den protestantischen Gesängen mit einer wahrhaft erstaunlichen Allgemeinheit desavouiert hat teils durch eine skandalöse Verballhornisierung und Verwässerung, teils durch Ausmerzung aus den Gesangbüchern. Ein Blick in diese genügt, um diese Thatsache ad oculos zu demonstrieren. Obgleich nun das officielle Kirchentum gegenwärtig schwache Versuche macht, bessere Gesangbücher herzustellen, so muß es doch dabei sehr vorsichtig verfahren; es möchte sonst gehen, wie bei dem berüchtigten Katechismussturm in Hannover, bei dem das luthersche Volk einen echt lutherschen Katechismus mit Hand und Fuß, mit Steinwürfen und „Ein' feste Burg“ sich vom Halse hielt. Das Volk liebt die guten Gesänge nicht; die wässerigen Erzeugnisse einer verwaschenen Sentimentalität und einer dem alten Adam bequemen Moralität sind ihm die liebsten. Da wird eine wirkliche Werkgerechtigkeit schlimmster Art cultiviert, ein schaler Pharisäismus; das ist die Religion der protestantischen Menge, daher diese Sympathie. Die luthersche Rechtfertigungslehre ist nur nach der Seite hin ins Volk gedrungen, die man einen Quietismus nennen kann, der sich die Hände reibt, daß er nun eben nichts mehr zu thun, nicht zu arbeiten braucht um den Himmel, denn: Die Werke kommen von selbst, wo der Glaube ist — kommen sie nicht in den Mund geflogen, was kann ich dafür! An meinem Wollen und Laufen liegt's ja nicht. Man muß es „bezähmen lassen“, d. h. auf deutsch, die Hände in den Schoß legen, denn sein Temperament kann man einmal nicht ändern, und was einem einmal nicht gegeben ist, das kann man auch nicht machen. Diese unzählige Male gehörte Redeweise kennzeichnet das, was ich Geist des Luthertums nennen muß, wie er das protestantische Volk bis auf die für das Ganze gar nicht in Betracht kommenden Häuflein wirklich Gläubiger beherrscht. In diesem Sinne kann man sich allerdings bis zu Steinen und Fäusten erregen gegen wirkliche Religion, wie als ob Luthers rasende Heftigkeit dann in seinen Epigonen aufwachte. Was dagegen Luther noch von wirklichem Glauben an die Person Christi, an seine Erlösung, an seine Gegenwart im Abendmahle mitgenommen hatte, das ist längst abhanden gekommen, wenn wir auf das Ganze des Protestantismus sehen. Erfrorene Bäume vegetieren oft Jahre lang fort, indem hier und da einzelnen Zweigen der Zusammenhang mit der Wurzel merkwürdiger Weise erhalten geblieben ist, so daß man den eigentümlichen Anblick hat eines im übrigen erstorbenen Baumes mit einzelnen grünen Zweigen.

Der Geist des Luthertums ist der der Auflehnung gegen alle Autorität, der Aufrichtung der eigenen Infallibilität (in dem sogen. Schriftprinzip), der sittlichen Bequemlichkeit und Laxheit und dabei der exclusiven Unduldsamkeit gegen alles, was sich ihm nicht unbedingt unterwirft. Vor diesem Geiste will ich meine Kinder mit Gottes Hülfe bewahren.

Zweiter Teil.

Professor Luther.

Luther hat irgendwo prophezeit von seinen Epigonen: Adorabunt stercora nostra et pro balsamo habebunt (sie werden meinen Kot verehren und seinen Duft wie Balsam riechen). Hierin hat er richtig prophezeit, während er mit seinen Weissagungen über den durch ihn jetzt bevorstehenden Untergang des Papsttums jämmerlich zu Schanden geworden ist. — Adorabunt stercora nostra — daß ein solches unflätiges Geschmiere, wie in seinen Tischreden, in seinen Schmähschriften wider „Hans Worst", Heinrich VIII. u. a. und insbesondere in seinen Auslassungen über die Ehe, nicht bloß wiederholt gedruckt werden konnte, sondern auch außer Stande gewesen ist, bei Theologen und frommen Seelen Bedenken gegen die göttliche Sendung dieses entlaufenen Mönches hervorzurufen, ist fast einer Adoration seiner stercora gleichzustellen. Viel mehr noch, daß man seine aus dem Wörterbuche der gemeinsten Volksklassen auf- und zusammengelesenen Schmäh- und Schimpfworte als Blitze und Donnerschläge eines zürnenden gerechten Donnergottes verehrt, während sie vielmehr Detonationen eines explodierenden Schwefelwasserstoffgases gleichen, dessen gemeinste und unflätigste Bezeichnung eines der Lieblingswörter Luthers ist. Nicht minder der Umstand, daß der wahrhaft frivole, fast ans Diabolische anstreifende Hohn und Spott, womit er auch fast jede heilige Ordnung und Gebrauch der Kirche bewirft, nicht nur kein Entsetzen unter den Protestanten hervorruft, sondern bestens acceptiert wird. In neuester Zeit haben sich sogar theologische Verteidiger der Civilehe auf seine, alle sittlichen Elemente der Ehe mit Zerstörung bedrohende Ehelehre berufen gegen — sein Traubüchlein. Adorabunt stercora nostra et pro balsamo habebunt.

Es liegt mir fern und außerhalb der Grenzen meiner Absicht, eine eingehendere Schilderung Luthers und seines Treibens aus seinen Schriften zu versuchen. Hier kommt nur in Betracht, was für mich durchschlagend gewesen ist, von meiner Verehrung für diesen Mann zurückzukommen und ihn nicht für einen von Gott zur Reformation der Kirche gesandten „Propheten" oder „Evangelisten", wie er sich selbst gern nennt, zu halten. Daß ich ihn für einen „unbedeutenden Mann" erklärt hätte, wie die ersten mit meiner Amtsniederlegung sich beschäftigenden Zeitungscorrespondenzen mir in den Mund legten auf Grund nachträglich gewonnener Aussagen eines Schulmeisters, der seinerseits seine Zeugenschaft erst bei mir zu erschleichen suchte, ist eine einfältige Unwahrheit. Keinen Augenblick stehe ich an, diesen Mann als einen Titanen, meinetwegen als einen Goliath oder Simson anzuerkennen. Als einen Simson bezeichnet er sich ja selbst, der die beiden Säulen der katholischen Kirche, erst die eine und dann die andere einreiße, daß ihr ganzes Gebäude zusammenstürze. In dem Briefe

über sein ekelhaftes Pamphlet: Von der Winkelmessen läßt er sich 1534 also vernehmen, nachdem er zuvor seine gewöhnliche Leier und Lüge wiederholt hat, daß die Katholiken in ihrem eigenen Gewissen von der Falschheit ihrer und der Richtigkeit der lutherschen Lehre überführt seien und er sich deshalb vor ihnen nicht zu fürchten brauche (Erlanger Ausgabe 31, S. 380 ff.): „Also ist mir bisher durch Gott gelungen, daß ich das Pabsttum noch nie gefurcht (dies ist eine Renommisterei, die durch sein Verhalten und seine Briefe genugsam widerlegt wird, worüber weiter unten); aber sie mich elenden Menschen bisher fast gefurcht und noch furchten müssen. Denn ihr Gewissen steht für mich, wider sie selbst, und fülen, daß die Warheit wider sie streite, und sich allein mit Lügen und Gewalt schützen." (Die quellenmäßige Geschichtsforschung hat längst erwiesen, daß Lug und Trug, Raub und Gewalt, Treulosigkeit und der schmählichste Hochverrat die Mittel waren, durch welche die sogen. Reformation ihr Territorial-Kirchentum zu Stande gebracht hat.) „Aber sie wollen umgereformieret sein von solchem Bettler. Noch hat derselbe Bettler — ich muß mich ein wenig rühmen, doch heimlich, daß sie es nicht erfaren — sie ziemlich gereformieret. Ich hab, Gott Lob, mehr reformiert mit meinem Evangelio, denn sie vielleicht mit fünf Conciliis hätten gethan. Sie haben bisher in den Conciliis nichts gethan, denn gespielet mit losen Sachen, die nicht zur christlichen Kirchen gehören. Aber nun unser Evangelium kommt, nimmt den Ablaß weg, legt die Wallfarten, stopft die Bullen und steurt dem Geiz (man beachte weiter unten Luthers Aussagen über die unersättliche Habsucht des protestantischen Volkes in allen Schichten) und richtet Wunder an (!?), die sie selbst annehmen und brauchen und durch keine Concilia erhalten hätten. Ich will der rechten Häuptstück schweigen. Aber sie sehen wol, daß die Reformation will zu stark werden, nu auch das Häuptstück und der rechte Eckstein päbstlicher Kirchen, die heil. Messe, angegriffen wird, das will zu viel werden. Hier müssen sie warlich, und ist Zeit, schreien, lügen, morden und alles Herzeleid furnehmen, daß ja der einig Trostfels und Hauptfestung nicht falle. Aber er muß fallen, da hilft nichts fur. Denn Daniel ist aufgetreten in seinen Ort und wills thun, was ihm der Engel Gabriel gezeigt (er wills thun, versteht sich, in der Person Luthers). Denn derselbige Prophet schreibt, wie er solle am Ende der Welt auftreten. Das thut er auch itzt und spricht (natürlich in Luther und durch ihn): daß der Endechrist solle stehen auf zwei Stücken: Abgott und frauenlos Wesen. Den Abgott nennt er Mausim, braucht der Buchstaben, die das Wort Messe geben (man beachte diese significante Probe lutherscher Exegese): hätte es gern klärlich Messe genennet, wenn er nicht hätte müssen versiegelte Worte — wie ihm der Engel befiehlt — setzen. Aber gleichwol malet er den Abgott so, daß man wol merkt, er meinte die leidige Messe. Denn er spricht, er werde seinen Gott mit Silber, Gold und

Kleinod ehren und die ihm helfen zu solchem Gott, begaben mit Austeilung der Lande Güter. Wer siehet aber nicht, daß solches die Messe fein abmalet?" „Denn wo ist größer Gut und Geld, Schmuck und Gebräu, Gottesdienst und Andacht angewandt auf Erden, denn an die Messe? Wer hat auch die Länder ausgeteilet? Denn die Messe hat dem Pabst Bischoffen, Klöstern und Stiften fast das Meiste gegeben; und stehen alle auf den lieben Abgott, die Messe, gegründet. Und ist doch ein solcher Gott, spricht Daniel (Luther), den seine Vorfahren nicht gewußt, denn aus der Apostel und Väter Schrift findet sichs viel anders denn das Pabsttumb von der Messe lehret und hält. Die Apostel und Väter Schrift habens fur ein Sacrament (beachte, daß dieser Ausdruck in den apostolischen Schriften sich überall nicht findet, noch eine Erklärung dessen, was das „Papsttumb" später mit diesem Worte bezeichnet!) von Christo eingesetzt gehalten; da trugs nicht Geld, sondern geistlichen Nutz zum ewigen Leben. Der Endechrist hats darnach zur Messe gemacht, die trägt Nutz und Herrschaft und den Pabst mit drei Kronen als einen Herrn uber Himmel, Erde, Hölle."

„Das frauenlos Wesen oder ehelos Leben hat solches alles bestätigt und die ganze Welt genähret mit falscher Heiligkeit. Das sind die zwei Säulen, darauf das Papsttumb stehet wie der Philister Haus zu Samson Zeiten. Wenn nu Gott den Luther hätte über sie zum Samson gemacht, der die beiden Säulen ergriffe und umbrisse, damit das Haus einwürfe, daß sie alle auf einen Haufen fielen, wer kunnt es ihm übel auslegen? Er ist Gott, dazu auch wunderlich. Denn sie haben dem Luther beide Augen ausgestochen, daß mir bei ihnen beide weltlich und geistlich Oberkeit wider sind (beachte diese erstaunliche Gedankencombination), und die H . . e Dalila, mit der ich buhlete, d. i. die heilige schöne Müncherei, mir die Haare meiner Nazarey in der Taufe gewachsen abgeschoren hat."

Für einen Simson erlaube ich mir Luther zu halten, d. h. für einen, mit großen Gaben begabten Menschen, insbesondere mit einer urwüchsigen Naturkraft der Leidenschaft und des Willens. Auch daß ihm seine Feinde die beiden Augen ausgestochen haben, nämlich Demut und Reinigkeit, dürfte wahr sein, wenn man als seine Feinde eine maßlose Hoffart und einen starken Geschlechtstrieb erkennt. Diese beiden Feinde haben ihn wirklich blind gemacht. Will man auf den Vergleich weiter eingehen, so braucht man nur den in den Sitzungsberichten der Münchener Akademie 1876, S. 491 ff. zuerst veröffentlichten, in der Chigischen Bibliothek zu Rom befindlichen Brief Melanchthons über Luthers Heirat zur Hand zu nehmen, da hat man alsbald die Delila, von der dieser starke Simson sich hat scheren lassen. „ἐγὼ δὲ ταῦτα οὕτω πῶς γενέσθαι οἶμαι. ἔστιν ὁ ἀνὴρ ὡς μάλιστα εὐχερὴς καὶ αἱ μοναχαὶ πάσῃ μηχανῇ ἐπιβουλευόμεναι προσέσπασαν αὐτὸν ἴσως ἡ πολλὴ συνήθεια, ἡ σὺν ταῖς μοναχαῖς κἂν γενναῖον

ὄντα καὶ μεγαλόψυχον κατεμάλθαξε ἤ καὶ προσέ . . καυσε-τοῦτον τρόπον εἰσπεσεῖν δοκεῖ .... εἰς ταύτην τὴν ἄκαιρον βίου μεταβολήν. θρυλλούμενον δὲ, ὅτι καὶ προτοῦ ... σεν αὐτὴν ἐψεῦσθαι δῆλόν ἐστι. Νυνὶ δὲ τὸ πραχθὲν μὴ βαρέως φέρειν δεῖ καὶ ὀνειδίζειν. ἀλλὰ ἡγοῦμαι ὑπὸ φύσεως ἀναγκασθῆναι γαμεῖν." Weiterhin spricht Melanchthon noch die Hoffnung aus: „πρὸς τοῦτῳ καὶ ἐλπίζω, ὅτι ὁ βίος οὑτοσὶ σεμνότερον αὐτὸν ποιήσει, ωστε καὶ ἀποβάλλεῖν τὴν β . . λ . . ίαν ἧς πολλάκις ἐμεμψάμεσθα." (Ich glaube, daß es — nämlich zu Luthers Heirat — so dazu gekommen ist: er [Luther] ist ein äußerst leichtsinniger [εὐχερὴς] Mensch, und die entlaufenen Nonnen haben ihm mit aller möglichen List nachgestellt und sich beständig mit ihm zu schaffen gemacht. Gleicherweise hat das viele Zusammenwohnen mit entlaufenen Nonnen ihn, wenn er auch ein starker und hochfahrender Mann ist, doch verweichlicht und noch dazu geschlechtlich entzündet [προσέ . . καυσε, vorsichtig von Melanchthon nicht ausgeschrieben ohne Frage von [προσκαίω.] Auf diese Weise scheint er in diese unzeitgemäße Lebensveränderung gefallen zu sein. Das bekannte Gerede, daß er auch früher schon (die Katharina) gebraucht habe, ist offenbar erlogen.*) Nun freilich, da es einmal geschehen ist, dürfen wir uns nicht gekränkt fühlen und schmähen. Ich glaube aber, daß es für ihn eine natürliche Nothwendigkeit geworden war, zu heiraten." „Zudem hoffe ich auch, daß dies Leben ihn sittsamer machen wird, sodaß er auch ablegen möchte die β ... βωμολοχίαν] Possenreißerei (man denke an Luthers Zoten in den Tischreden), deretwegen wir ihn oft tadeln mußten").

Man vergleiche noch Luthers eigene Ausdrücke über seine Heirat in seinen Briefen vom 25. und 17. Juni 1525. In letzterem schreibt er seinem Freunde Köppen wörtlich: „Ihr wisset auch, was mir geschehen ist, daß ich meiner Metzen in die Zöpfe geflochten bin." Und im ersteren an einige Freunde: „So hab ich auch nun . . . daß nicht verhindert würde, mit Eile beigelegen." Unter dem 16. Juni an Spalatin: „Das Maul habe ich gestopfet denen, die mich mit Katharina Borana in Schande bringen. Wenns glückt, daß ich einen Schmauß zur öffentlichen Anerkennung jener meiner Ehe anrichte 2c. So verächtlich und verachtet habe ich mich durch diese Heirat gemacht, daß ich hoffe, alle Engel lachen und alle Teufel heulen. Auf gut deutsch würde man also sagen: „Luther ist von seinem Temperament überwältigt eines Tages mit Katharina „einig geworden", wie man in Thüringen euphemistisch sagt, hat schleunigst nach dem Abendessen den Kranach und zwei andere rufen lassen und vor

*) Erasmus schreibt a. 6. Octob. 1525: sie habe „seit einiger Zeit aufgehört, eine Vestalin zu sein. Die Hochzeit wurde unter glücklichen Zeichen gefeiert, denn kurze Zeit nach den Hochzeitliedern kam das junge Mädchen nieder." Ein angeblich ächter späterer Brief des E. widerruft dies.

ihnen erklärt, sie sei nun seine Frau, und etwa 3 Wochen später behuf öffentlicher Anerkennung seiner „Ehe" und um den Skandal zu ersticken, einen Schmaus gegeben. Von einer kirchlichen Segnung dieser „Ehe" verlautet nichts. So war es diesem starken „Simson" buchstäblich gegangen, wie seinem Namensvetter in Israel. Vielleicht ein Grund mit, daß seine „Reformation" in noch größerem Maße ein „verfehlter Versuch" geblieben ist, wie der protestantische Propst Thiele sich ausdrückt, als des ersten Simson Versuche für Israels Restitution.

Zum oben citierten Melanchthonschen Briefe bemerke ich gleich hier, daß derselbe auf die von den Protestanten beliebten Urkunden- (und Geschichts-) fälschungen ein helles Licht fallen läßt. In der von seinem Freunde Camerarius besorgten Ausgabe der Briefe Melanchthons findet sich dieser Brief in einer, bis fast zur Unkenntlichkeit gediehenen Fälschung, oder vielmehr eine Camerarische Umarbeitung des Briefes. Das Melanchthonsche Original zeigt noch die von Camerarius' Hand mit roter Tinte beigefügten Correcturen und Durchstreichungen. Ähnliche Fälschungen werden durch jene Sammlung Melanchthonscher Briefe noch verschiedene aufgedeckt. —

Erstes Kapitel.

Luthers Mission.

Doch was sagt unser „Prophet", so nennt sich Luther gern, von sich selbst? von seiner Mission, von dem göttlichen Auftrage und Berufe, der ihm geworden, eine neue Lehre zu bringen, neue Ordnung anzurichten, oder gar die ganze Kirche zu reformieren?

Zunächst müssen wir constatieren, daß er in seiner Schrift „wider die himmlischen Propheten" dem Karlstadt, seinem früheren Freunde, vorwirft, daß er „unberufen" sein „Ding" thue, und verlangt von ihm, daß, wenn er einem „innerlichen Rufen Gottes" zu folgen vorgebe, er diesen göttlichen Ruf „mit Wunderzeichen beweisen" müsse. „Denn Gott bricht seine alte Ordnung nicht mit einer neuen, er thue denn große Zeichen dabei. Darum kann man niemand glauben, der auf seinen Geist und inwendig Fühlen sich beruft und auswendig wider gewöhnliche Ordnung Gottes tobet, er thue denn Wunderzeichen dabei." „Wer etwas neues auf die Bahn bringen oder was anderes lehren will, der muß von Gott berufen sein und seinen Beruf mit wahren Wunderwerken bekräftigen. Wo er das nicht zu Werk richten kann, so packe er sich seiner Wege." (Walch. Ausg. 9, 1009.) In seiner Schrift gegen Erasmus verlangt er sogar von diesem, er solle seine Lehre vom freien Willen des Menschen mit Wundern beweisen, in folgender sehr naiven Weise: „Wolan ihr, die ihr aus freiem Willen seid, beweist eure Lehre, daß sie wahr und vom heiligen Geiste sei, zeigt uns den Geist, thut Wunderwerk, weist auf eure

Heiligkeit, von uns, die wir eure Lehre verneinen, dürft ihr den Geist, Heiligkeit und Wunderwerk nicht fordern; von euch aber, die ihr sie bejaht, müssen wir sie fordern." Später allerdings, als er eingesehen, daß er in der That keine Wunder thun konnte, erklärte er, er wolle es den Papisten machen, wie Jesus den Juden (Matth. 12, 39): Sie sollten auch kein Zeichen von ihm sehen (Walch. 7, 1768), bedachte nun leider nicht, daß er bis dahin überall noch kein Wunder gethan, also seine Fähigkeit zum Wunderthun noch nicht nachgewiesen hatte, diese Rederei mithin eine nichtssagende Phrase war. Wir dispensieren ihn nicht von der Verpflichtung, sich durch Wunder zu beglaubigen.

Legt Luther diesen Maßstab an Karlstadt und Münzer ꝛc., die dasselbe Recht oder Unrecht hatten wie er, so muß er sich gefallen lassen, daß wir denselben Maßstab an ihn legen, mit dem er andere gemessen. Er kann sich dem auch wol nicht entziehen mit dem bekannten: Ja Bauer, das ist etwas anderes! Denn im Jahre 1523 hat er eine Unterweisung vom Stapel gelassen, „daß eine christliche Versammlung oder Gemein Recht und Macht habe, alle Lehre zu urteilen und Lehrer zu berufen, ein- und abzusetzen." In derselben eröffnet er der staunenden Christenheit, daß man sich um „Recht, alt Herkommen", Brauch ꝛc. nicht zu kümmern brauche, sei es gleich, „vom Pabst oder Kaiser, Fürsten oder Bischoffen gesetzt, habe es die halbe oder ganze Welt also gehalten, habe es ein oder tausend Jahre gewährt." Christus habe die Lehre zu urteilen „Jedermann und allen Christen insgemein" gegeben durch das Wort: Meine Schafe kennen meine Stimme; sie folgen den Fremden nicht, sondern fliehen sie, denn sie kennen der Fremden Stimme nicht. „Hier siehest Du ja klar, wessen das Recht ist, zu urteilen die Lehre. Bischöffe, Pabst, Gelehrten und jedermann hat Macht zu lehren, aber die Schafe sollen urteilen, ob sie Christi Stimme lehren oder der Fremden Stimme. Lieber, was mögen hierzu sagen die Wasserblasen, die da scharren: Concilia, Concilia, man muß die Gelehrten, die Bischoffe, die Menge hören, man muß den alten Brauch und Gewonheit ansehen. Meinest Du, daß Gottes Wort sollt Deinem alten Brauch, Gewonheit, Bischoffen weichen? Nimmermehr. Darum lassen wir Bischoffe und Concilia schließen und sagen was sie wollen; aber wo wir Gottes Wort für uns haben, solls bei uns stehen und nicht bei ihnen, obs Recht oder Unrecht sei, und sie sollen uns weichen und unserm Wort gehorchen." Hiernach ist also jeder, der Gottes Wort für sich hat, sein eigener Richter darüber, ob ers hat. Das ist die Aufrichtung der Autorität jedes einzelnen Subjects; jeder einzelne Luthersche ist im Grunde infallibel. Ich führe zum Zeugnis etliche Auslassungen des „Bischof" Martensen in seiner Schrift: Katholicismus und Protestantismus an. Er sagt von Luther, ehe derselbe daran gedacht habe, Reformator zu werden, habe er sich nur mit der Frage nach seiner eigenen Seligkeit beschäftigt, und da sei ihm die

Schrift „das Gnadenmittel“ geworden, „durch welches Christus je mehr und mehr Gestalt in ihm gewann.“ Als er aber Reformator geworden durch „jene unsichtbare Hand“, die ihn auf den Kampfplatz geführt habe, da sei ihm die Schrift „zugleich Regel und Richtschnur geworden, nach welcher er den Kirchenglauben und die gottesdienstlichen Ordnungen prüfte.“ Gewißheit im Glauben habe er gewollt für sich und andere, darum hätte er auch Sicherheit haben müssen; diese aber sei ihm, nachdem die Autorität der Kirche „vor seinen Augen“ zusammengebrochen, in der „Schrift“ gegeben und zwar nicht bloß in dem Sinne, „daß die Schrift ihm dastand als das zuverlässige geschichtliche Zeugnis von dem, was Christentum gewesen von Anbeginn“ (woher wußte denn Luther, daß sie „zuverlässig“ war?), „sondern zugleich in dem höheren Sinne, daß die Schrift, **als die zuverlässigste Offenbarungskunde** (ich unterstreiche diese Worte), das Wort Gottes enthält, als die Wahrheit zur Seligkeit.“ Man beachte, daß sich dies letztere stützt auf die geschichtliche Zuverlässigkeit der Schrift, sowie daß diese hier Gottes Wort nur „enthält“, nicht ist. Dann heißt es weiter: „Die Schriftautorität führt Gewißheit mit sich, weil sie keine bloß äußre Autorität ist, deren Inhalt nur darum, weil er geschrieben steht, geglaubt werden muß, übrigens aber dem Bewußtsein und dem innern Leben immer ein Fremdes bliebe“ (dies wird nach der gewöhnlichen Verdrehung der katholischen Lehren von der katholischen Glaubensgewißheit behauptet), „was am Ende nichts weiter wäre, als ein papierner Pabst; sondern weil der Inhalt der Schrift, sei es Gesetz, sei es Evangelium, für sich selbst einsteht und seine Wahrheit erweist, und zwar im Gewissen und im gläubigen Bewußtsein.“ Hier fußt die Gewißheit auf dem subjectiven Verhalten des Einzelnen; darnach steht die Hofmannsche Versöhnungstheorie gleichberechtigt mit der lutherschen, die calvinische Abendmahlslehre ist gerade so wahr als die luthersche; Meyers gläubiges Bewußtsein erklärt mit gleichem Rechte die Kindheitsgeschichte bei St. Lukas und St. Matthäus für Sagen, wie Luther den Brief St. Jakobi für eine Strohepistel. Herr Martensen belehrt uns denn auch weiter von einer „Gewißheit, welche relativ unabhängig von der Schrift, schon vorhanden ist in dem wiedergeborenen Geiste, der gerecht geworden durch den Glauben, in lebendiger Erfahrung der Sünde und Gnade“, und die von allen unreinen Anhängseln durch ein Zeugnis Gottes gereinigt wird, welches dem Gläubigen aus der Schrift entgegentönt.“ Der geneigte Leser verzeihe, daß ich ihn noch etwas mit diesen gewundenen und unklaren Reden hinhalten muß. Nachdem dann weiter der Unterschied zwischen „Wort Gottes“ und „Wort Gottes“, den Luther macht, berührt worden (ersteres das gepredigte, das in den Sakramenten, in den Liedern 2c. vorhandene, und das zweite in der Schrift geschriebene), kommt er endlich zu dem eigentlichen „Schlüssel“ des Verständnisses für die „der Erklärung bedürftige Schrift“, dies sei

nicht etwa ein Glaubenslehrsatz, noch weniger das apostolische Symbolum, sondern „der persönliche Glaube, der sich unter die Leitung des heiligen Geistes gestellt weiß“ (woher weiß er denn das?). „Für Luther hat der — persönliche — Glaube gegenüber der Schrift ein Verhältnis relativer Selbständigkeit und Unabhängigkeit. Demnach sagt er: Diejenigen Stellen der Schrift, welche von den Werken handeln, müssen nach denen ausgelegt werden, die vom Glauben handeln, und es kümmere ihn gar nicht, daß die Römischen mit Schriftstellen gegen ihn anrücken: „Denn ich habe mir zu Seiten den Mann, welcher der Schrift Herr und Meister ist und welcher mich gewiß gemacht hat der Vergebung meiner Sünden“ rc.: „Übrigens ist es unmöglich, daß die Schrift sich selbst widerspreche.“ So wird der gordische Knoten durchgehauen, aber trotz aller Windungen und Cirkel nicht gelöst. Wer will es einem andern wehren, zu erklären: Alle Stellen der Bibel, die vom Glauben reden, müssen nach denen ausgelegt werden, die von der Liebe handeln! Nennt nicht St. Paulus selbst die Liebe größer als den Glauben? Der langen und gewundenen Rede kurzer Sinn ist der, daß das protestantische Schriftprinzip nur die Maske ist für die subjective Infallibität des Einzelnen. Dabei kommen natürlich alle die, welche nichts lesen können, alle, welche nicht griechisch lernen, welche nicht mit dem ganzen gelehrten Apparat sich versehen können, der nötig ist, um den wirklichen Inhalt der größtenteils für bestimmte Zustände, Fragen, Gelegenheiten, geschriebenen Bücher des Neuen Testaments als geschichtlich zuverlässig zu erfassen, sehr schlecht weg. Alle ihr armen Protestanten seid auf die Autorität eurer Prädicanten angewiesen; heute habt ihr einen orthodoxen, übers Jahr einen protestantenvereinlichen Prediger; beide beweisen euch mit derselben Unfehlbarkeit jeder das Gegenteil von dem, was der andere sagt, aus der Schrift, und ihr — merkt es wohl, seid nach dem Urteil eures Vaters Luther verpflichtet, die Lehre zu urteilen, „bei der Seelen Verlust und göttlicher Majestät Ungnaden.“ So Luther in der oben angeführten Schrift. „Darum hütet euch vor falschen Propheten.“ „So kann ja kein falscher Prophet sein unter den Zuhörern, sondern allein unter den Lehrern.“ (Luther a. a. O.)

So sind wir also verpflichtet durch Luthers eigenen Mund, seine Lehre zu prüfen und ihn, da er beansprucht hat, der Kirchen Reformator zu sein, zunächst zu fragen nach seiner göttlichen Mission, nach seiner Beglaubigung, daß er von Gott gesandt ist mit dem Auftrage, die Kirche zu reformieren. Nach seinem eigenen Munde muß einer, der mit solchem Anspruch auftritt, sich beglaubigen durch Wunderzeichen.

Wir fragen, wo sind, Luther, die Wunderzeichen, die Du gethan hast?

Die Geschichte hat uns nicht ein einziges von ihm gethanes Wunderzeichen zu berichten.

Er selbst weiß leider auch nicht ein einziges zu vermelden. Nur eins führt er als ein Wunderzeichen Gottes an ihm geschehen an, in einem Briefe an W. Link vom 20. Juni 1525 (bei De Wett, III, 10): „Der Herr hat mich plötzlich und der ich andere Gedanken hatte, zusammengeworfen wunderbarer Weise in die Ehe mit jener Nonne Kathar. Vor."*) Wie er auch in dem schon oben citierten Briefe an seinen Helfershelfer in Entführung von Nonnen, L. Köppen, schreibt (De Wette III, 9): „Gott hat Lust zu wundern, mich und die Welt zu närren und äffen (nämlich dadurch, daß „ich meiner Metzen in die Zöpfe geflochten bin"). Schicket euch, wenn ich das Prandium (Hochzeitsschmaus) gebe, daß ihr meiner Braut helft gut Zeugnis geben, wie ich ein Mann bin."

Indes ist es völlig unnütz, daß wir uns nach einer objectiven Beglaubigung der göttlichen Sendung Luthers durch von ihm geschehene Wunderzeichen umsehen. Luther verbietet uns in Betreff seiner Person, was er uns in Betreff aller andern Lehrer zur Pflicht macht bei der Seelen Seligkeit. Sich allein nimmt er aus. Ihm sollen und müssen wir, wieder bei Verlust der Seligkeit, glauben, daß er von Gott gesandt ist, daß er sogar geweissagt ist, daß seine Lehre schlechthin unfehlbar, von Christo selbst ihm gegeben und befohlen ist.

Hören wir ihn selbst. In seiner Schrift „Wider den falsch genannten geistlichen Stand der Bischöffe" 1522 (Erl. Ausg. 28, S. 141 ff.) eröffnet „Martinus Luther, von Gottes Gnaden, Ecclesiastes zu Wittenberg" (sonst unterschreibt er sich auch gern als Mart. Eleutherius) den Bischöfen Deutschlands und der Welt, was sie von ihm zu glauben und bekennen haben: „Und ob ich mich einen Evangelisten von Gottes Gnaden nennet, trauet ich dasselbe ehe zu beweisen, denn euer einer seinen bischöflichen Titel oder Namen beweisen künnt, bis des gewiß, daß mich Christus auch also nennet und dafur hält, der meiner Lehre Meister ist, und auch Zeuge sein wird am jüngsten Tage, daß sie nicht mein, sondern sein lauter Evangelium ist." (S. 143.) „Darum lasse ich euch hiemit wissen, daß ich hinfurt nicht mehr euch die Ehre thun will, daß ich mich (her)unterlassen wölle, euch oder auch einen Engel vom Himmel, über meine Lehre zu richten oder zu verhören: denn der närrischen Demut ist genug geschehen nu das drittemal zu Worms, und doch nichts geholfen: sondern ich will mich hören lassen und wie St. Petrus (1. cap. 3, 15. 16) lehret, meiner Lehre Ursach und Grund beweisen fur aller Welt, und sie ungerichtet haben von jedermann auch von allen Engeln. Denn sintemal ich ihr gewiß bin, will ich durch sie euer und auch der Engel wie St. Paulus spricht (Gal. 1, 18) Richter sein, daß wer meine Lehre nicht annimmt, daß der nicht möge selig werden.

*) „Dominus me subito aliaque cogitantem conjecit mire in conjugium cum Catharina Borensi moniali illa."

Denn sie ist Gottes und nicht mein; darumb ist mein Gericht Gottes und nicht mein.“

Man muß zugestehen, kein Innocenz III. und kein Bonifaz VIII. hat je von seiner Person so geredet; selbst der bei den Protestanten gebräuchliche und geglaubte Popanz des unfehlbaren Papstes ist ein Stümper gegen dieses titanenhafte und mit unerschütterlichem Selbstbewußtsein verkündete Dogma Luthers von seiner eigenen, nicht etwa amtlichen, sondern persönlichen Unfehlbarkeit. St. Peter und St. Paul müssen vor diesem Manne noch erzittern im Himmel, denn sie haben jedenfalls „Luthers Evangelium“ nicht gehabt, nicht gekannt, oder doch so undeutlich gelehrt und so schlecht für die Verbreitung desselben gesorgt, daß die Kirche 15 Jahrhunderte, schreibe fünfzehn Jahrhunderte, im Dunkeln geblieben ist und in Unwissenheit; so daß Gott nötig hatte, diesen „Evangelisten“ Luther zu erwecken und in einer gerade entgegengesetzten Weise, als wie die Apostellehre eingeführt ward, sie in die Welt einzuführen, zwar auch durch Ströme Blutes, aber nicht der Martyrer für dieselbe, sondern durch Ströme Blutes in politischen Raubzügen, Aufruhren, Kriegen und Gräueln aller Art, da „das Evangelium“ nämlich Luthers, Calvins ꝛc. den Mantel hergeben mußte für den schmutzigsten politischen Egoismus — alles der sündigen Welt zur Strafe, daß Luthers Evangelium so lange unter dem Scheffel gestanden!

„Endlich, liebe Herren,“ heißt es S. 144 weiter, „sei das der Beschluß: Lebe ich, so sollt ihr vor mir keinen Friden haben; tötet ihr mich, so sollt ihr zehnmal weniger Friden haben, und will euch sein, wie Oseas 13, 8 sagt: ein Bär am Wege und ein Lew auf der Gassen. Wie ihr mit mir fart, sollt ihr euren Willen nicht haben, bis daß euer eisern Stirn und ehern Hals entweder mit Gnaden oder Ungnaden gebrochen werde.“

Ganz ähnlich lautet seine Rede in dem andern Pamphlet desselben Jahres wider Heinrich VIII. von England. (Erl. Ausg. 28, S. 343 ff.) „Aber ich hab meine Lehre von Gottes Gnaden nicht allein vom Himmel erlanget, sondern auch für einem erhalten, der mehr vermag in seinem kleinen Finger, denn 1000 Päbste, Könige, Fürsten und Doctores. Sie sollen sie mir auch lassen ewiglich bleiben, des will ich ihnen allen Trotz bieten in Gottes Namen.“ Der freundliche Leser vergegenwärtige sich hierbei, wo die eigentlich luthersche Rechtfertigungslehre geblieben ist: niemals dem protestantischen Volke in Fleisch und Blut übergegangen, von der Wissenschaft längst bis zur Unkenntlichkeit alteriert, je nach des einzelnen Systems Bedarf oder der katholischen Lehre sachte nach- und umgebildet, steckt sie nur noch in den Köpfen einer Anzahl Prediger, die auf das Volk und den Gang der Kirche durch die Welt nicht den mindesten Einfluß haben. Eine Erinnerung sei mir gestattet einzuflechten. Als ich ganz junger Prediger war, wurde mir ein Referat übertragen, das mich

zu einem Vergleich der ursprünglich lutherschen Rechtfertigungslehre mit der über diesen Artikel von Dorner (einem Lichte erster Größe an dem buntscheckigen protestantischen Sectenhimmel) vorgetragenen Lehre führte und mich zu dem Resultate führte, daß es zwei ganz verschiedene Rechtfertigungslehren waren, die da vor mir lagen. Ein anderer jüngerer Cooperator war von dem Ephorus mit einem mächtigen Stoß Büchern versehen, mit welchem und mit seinem noch beinahe frischen Collegienhefte bewaffnet er mich niederschlagen und diese respectswidrige Entdeckung in ihr nichts zurückführen sollte am Tage der Conferenz. Das Treffen endete damit, daß, da die Beweisführung meines Herrn Gegners doch nicht recht ziehen wollte, der Ephorus voll Indignation mein Scriptum über den Tisch mir zuschleuderte. Lange Jahre nachher las ich mit höchstem Interesse und gleichem Amüsement einen von einem Lichte unter den „hervorragenden Geistlichen" der „hannoverschen Landeskirche" herrührenden Artikel in der „hannoverschen Pastoral-Correspondenz", der nicht ohne einen Anflug sittlicher Entrüstung den Nachweis führte, daß die Dornersche Rechtfertigungslehre eine total andere sei, als die luthersche. Ich glaube, der treffliche Aufsatz über Karl V. in den Historisch-politischen Blättern (Band 60) nennt die luthersche Rechtfertigungslehre „mein Evangelium", wie Luther sie bezeichnet, mit Recht eine jetzt „fast verschollene".

Kehren wir zu unserem „Evangelisten" zurück: „Ihr Papisten," schreit er uns an, „Ihr Papisten sollt's nicht enden, das ihr furhabt, thut was ihr wollt. Es soll diesem Evangelio, das ich Martinus Luther, predigt hab, weichen und unterliegen Pabst, Bischoffe, Pfaffen, Münch, Könige, Fürsten, Teufel, Tod, Sünd und alles, was nicht Christus und in Christo ist, dafur soll sie nichts helfen."

Als der Reichstagsabschied von Worms seine Lehre verdammt hatte, schrieb er dem Ritter von Cronberg (De Wette II, 165 ff.) einen Brief, der ein Wehe, gleichsam nach Weise der alten Propheten „eine Last", über Deutschland deswegen verhängt, weil es sich durch solche Verurteilung am „Gottes Wort" hoch verschuldet habe, dem es deshalb gehen werde nach dem Worte, „daß sie die Propheten so lange töten, bis daß sie Gott übergab und keine Hülfe mehr war." Zwar sein Blut habe sie, die deutsche Nation, nicht vergossen, doch habe es ihr am vollen ganzen Willen dazu nicht gefehlet." (Man vergleiche mit dieser lügenhaften Anklage die Wahrheit der Geschichte, die uns zeigt, wer der in Wirklichkeit Gefährdete war in Worms, nämlich nicht der Mönch, dessen vielgerühmte Kühnheit ihren Rückhalt hatte an den heimlich um Worms zusammengezogenen Haufen des revolutionären Adels, sondern der Kaiser, der keine Reisige um sich hatte, und dem es nur durch seine Klugheit gelang, die ihm und den päpstlichen Nuntien drohende Gefahr abzuleiten; vergl. weiter unten.) „Du unselige Nation, mußt Du denn vor allen andern des Antichrists Stock-

meister und Henker sein über Gottes Heiligen und Propheten.“ In einer Unterredung mit Cochläus hatte er geradezu behauptet, seine Lehre sei ihm offenbart worden, blieb aber stumm auf die Frage: Quo probas miraculo aut quo id ostendis signo? (Janssen, Gesch. des deutschen Volkes II, 167.) Durch welches Wunder beweisest Du das, oder durch welches Zeichen beglaubigst Du es? — Es ist aber nicht bloß Cochläus, dem er dies gesagt haben soll; sondern, damit wir nicht etwa durch die Einwendung von bloßem Hörensagen uns an dem Glauben an seine Inspiration nicht irre machen lassen, haben wir die authentische Erklärung von ihm selbst schwarz auf weiß, daß es so sei. „Von meiner Sach aber antwort ich also: E. K. F. G. weiß, oder weiß sie es nicht, so laß sie es hiermit kund sein: daß ich das Evangelium nicht von Menschen, **sondern allein vom Himmel** durch unsern Herrn Jesum Christum habe.“ (De Wette II, 138.) Dem Münzer gegenüber sagt er zwar, eine himmlische Stimme habe er nicht gehört, erklärt indes, er sei es gewiß von Gottes Gnaden, gelehrter in der Schrift zu sein, denn alle Sophisten und Papisten (das. S. 542, 544). Damit will er aber keineswegs zurücknehmen, daß er seine Lehre, „sein Evangelium“, von Gott empfangen habe. Wir werden noch genug Äußerungen von ihm hören, aus denen unmisverständlich hervorgeht, daß er sich für den von Gott prädestinierten und mit seiner Lehre als einer über den richtigen Sinn der Schrift von Gott empfangenen Offenbarung ausgerüsteten Propheten ansah und angesehen wissen wollte.

Eine bezeichnende Auslassung über den Wert seiner Rechtfertigungslehre beschließe diese Gruppe lutherscher Aussagen über seine eigene Unfehlbarkeit. In seiner „Gloße auf das vermeinte kaiserliche Edict“ vom Jahre 1531 (Erl. Ausg. 25) läßt er sich folgendermaßen hören: „So sage ich, Doctor Martinus Luther, unsers HErrn Jesu Christi unwürdiger Evangelist, daß diesen Artikel sollen lassen stehen und bleiben der römische Kaiser, der türkische Kaiser, der tartarische Kaiser, der Persen Kaiser, der Pabst, alle Cardinäl, Bischoffe, Pfaffen, Mönche, Nonnen, Könige, Fürsten, Herren, alle Welt samt allen Teufeln, und sollen das höllische Feuer zuhaben auf ihren Kopf und keinen Dank dazu. Das sei **mein, Doctor Luthers,** Endsprechen vom heiligen Geist, und das rechte heilige Evangelium.“ (S. 76.) — Es ist ein erschütternder Moment, wenn in einer katholischen Kirche die große Excommunication über jemanden ausgesprochen werden muß, aber nie wird dieselbe gesprochen als ein Verdammungsurteil zur Hölle, sondern hat stets die Absicht, den Sünder zur Umkehr zu bewegen und also ihm zur Seligkeit zu helfen. Luther aber als persönlich unfehlbarer Inhaber und alleiniger Besitzer der Wahrheit setzt sich hier und an oben angeführten Stellen, auch sonst noch oft auf Gottes Richtstuhl und überantwortet in dämonischer Überhebung jeden der ewigen

Verdammnis des höllischen Feuers, der seine neue Lehre nicht unbedingt annimmt.

Martensen in dem bereits angeführten Werke sucht den Papst Pius IX der Lächerlichkeit preiszugeben und zugleich der sittlichen Entrüstung über seine Anmaßung. Dem Cardinal Guidi habe er bei einer Audienz als Antwort auf die Bemerkung desselben, daß die Unfehlbarkeit des Papstes mit der Tradition streite, „seine bekannten Worte“ zugerufen: „La tradizione son' io“ (die Tradition bin ich). Doch sei „der Mann, welcher sich die Tradition in eigener Person nennt“, nichtsdestoweniger etwas unruhig geworden durch Hefeles Schrift über Papst Honorius, habe daher dem Jesuiten Liberatore und einem Professor Delegati es zur Pflicht gemacht, alles aus dem Wege zu schaffen, was in jener mislichen Schrift unvereinbar sein möchte mit dem Unfehlbarkeits-Dogma. „Denn wie es eigentlich da zugegangen sei, wußte er freilich nicht; aber er wußte dennoch mit völliger Sicherheit: Alles das miteinander müsse ganz anders zugegangen sein, als es erzählt werde. Daher befahl er ihnen zu suchen und zu finden.“ Als Autorität werden angeführt jene Briefe an die Augsburger Allgemeine Zeitung, die unter dem Namen Quirinus bekannt sind und von dem wahrheitsliebenden Herrn Martensen eine „Hauptquelle“ für die Geschichte des Vaticanum genannt werden. Es liegt ganz außerhalb meiner Aufgabe, zu untersuchen, wie es mit der Glaubwürdigkeit dieser „Hauptquelle“ steht. Das weiß ich aber, daß ich aus dem Munde von Freunden jener jungen Herren, deren Fleiß und Hülfe Döllinger benutzte zur Zusammenstellung seiner Citate im „Janus“, mit meinen beiden Ohren gehört habe, und ich habe genau zugehört, wie es dabei zugegangen ist; daß nämlich auf Befehl Döllingers solche Sätze aus den Vätern, die für die Unfehlbarkeit angeführt werden konnten, weggelassen werden mußten. Was nun solche Mitteilungen aus jener Zeit betrifft, denen man die Absicht anfühlt, den Papst oder das Concil in der öffentlichen Meinung zu discreditieren, so vermute ich, durch Erfahrung gewitzigt, daß sie dasselbe Schicksal haben oder noch haben werden, was jene Mitteilung hatte, die ihren Weg auch in die Luthardtsche Kirchenzeitung fand, daß nämlich der Erzbischof von Smyrna, Vincenz Spaccapietra, einer der eifrigsten Vertreter der Infallibilität auf dem vaticanischen Concil, auf dem Sterbebette die Ermahnung seines Beichtvaters, für das Heil seiner Seele zu sorgen, abgewiesen habe mit den Worten: Ach was! Heil der Seele — Autorität der Kirche, daran hängt alles. Diese Tendenzgeschichte fand ihr ausdrückliches Dementi. — In ähnlicher Weise sucht der Verfasser das vaticanische Concil dem Fluche der Lächerlichkeit preiszugeben, indem er angebliche Beweise von der theologischen Unwissenheit und Verstandesbeschränktheit der „Majoritätspartei“ zu erzählen weiß auf Grund jener selbigen Autorität, die Bischöfe aber, die trotz ihres non placet hernach stumm sich unterworfen hätten,

der Verächtlichkeit, indem er von ihnen sagt, daß die von ihren „katholischen Prinzipien ihnen vorgeschriebenen Sicherheitsrücksichten ihnen höher stehen, als die Rücksichten und Forderungen des Gewissens. Denn undenkbar ist, daß sie jetzt an die Unfehlbarkeit des Papstes darum glauben sollten, weil eine Majorität, wie die oben geschilderte, das Zeugnis der Geschichte wegdecretiert hat, nämlich das von jenen intelligenten und kenntnisreichen Männern selbst bekräftigte Zeugnis.“ (S. 48.)

Aber auch die sittliche Entrüstung sucht der Mann gegen den Papst Pius IX. rege zu machen. Nachdem er ihn zuerst wegen seiner vermeintlichen Anmaßung verächtlich macht durch die Art seiner Darstellung: „Er glaubte, daß die von ihm ausströmende göttliche Inspiration die Menschheit erneuen und befruchten werde, sowie der Nilstrom Ägypten befruchtet. Daher war es seine Ansicht, das Dogma müsse notwendig und sozusagen à tout prix durchgesetzt werden, weil dieses der Kirche ein neues Pfingsten verspreche“ — weiß er weiter zu erzählen, der Papst habe mehrere Bischöfe unter vier Augen abgerüffelt, Ketzer und Kirchenfeinde gescholten, die nur der Welt und dem Liberalismus zu Gefallen redeten, weil sie sich unterstanden hätten, seine Unfehlbarkeit zu bezweifeln. Die ganze Darstellung bezweckt, das merkt man ihr an, die Erklärung des Infallibilitäts-Dogmas als eine teils erschlichene, teils erzwungene erscheinen zu lassen.

Der Lächerlichkeit, Verächtlichkeit und der sittlichen Entrüstung giebt also jene protestantische Tendenzschrift den Papst und das Concil zur Zielscheibe. Es ist ja das so protestantische Art, teils durch faustdicke Lügen und Fälschungen, teils durch feine Mischungen von Wahrheit und Dichtung ein ganz anderes Bild herzustellen vom Katholicismus, als der Wahrheit entspricht. Halten wir nun neben dies protestantische Zerrbild vom unfehlbaren Papst und jenem Concil das naturgetreue Conterfei des „Evangelisten und Propheten Deutschlands“, wie es sein eigener Pinsel uns in unvergänglichen Zügen gemalt hat, so verschwindet neben der Lächerlichkeit und Verächtlichkeit der aus Luthers Munde hervorschießenden Selbstüberhebung und Anmaßung jene fabricierte Lächerlichkeit und Verächtlichkeit, und erlischt wie die Dämmerung vor dem undurchdringlichen Schwarz der finstersten Neumondsnacht. Der Papst hat doch nur eine amtliche Unfehlbarkeit für gewisse Fälle beansprucht und ist mit seiner Unfehlbarkeit gebunden an die ganze bisherige Entwickelung in Dogma und Verfassung, so daß er in Wirklichkeit ein Gebundener ist im Vergleich zu jedem Territorialpapst, der z. B. durch einfache Cabinetsordre decretieren kann, hinfort gelten die Lehren Luthers und Zwinglis oder Calvins in meiner Landeskirche als gleich wahr und gleichberechtigt. So etwas kann der Papst nicht decretieren. Hier aber stellt sich ein Mensch hin, der sich weder durch Wunderzeichen, noch durch Heiligkeit des Wandels, noch auch nur durch consequente Logik beglaubigen kann,

der eine Unbekanntschaft mit der Geschichte zeigt, die erstaunlich ist, und proclamiert in schwülstigster, unverschämtester Weise unter Verfluchung jeder anderen Meinung und mit Verdammung zur Hölle für jeden, der ihn und seine neue Lehre nicht unbedingt annimmt, seine eigene persönliche Unfehlbarkeit. Es ist „undenkbar", daß intelligente und kenntnisreiche Gelehrte wirklich an Luthers Unfehlbarkeit glauben, wirklich an seine göttliche Sendung zur Reformation glauben können, um dieser Aussprüche Luthers über sich und seine angebliche Sendung willen. So müssen sie doch zugestehen, daß, wenn die 1800jährige Kirche **nicht** unfehlbar sein soll, auch Luther möglicher Weise sich geirrt hat mit seiner Lehre, wie er jedenfalls hinsichtlich seiner „empfangenen Offenbarung" in einer beklagenswerten Selbsttäuschung sich befand. Den Nachweis hat er nicht zu führen vermocht.

Was diesen Nachweis einer göttlichen Sendung betrifft, so hat er seine Meinung darüber, worin und womit er seine Mission und seinen Beruf als eine göttliche nachweisen könne, vierzehnmal geändert. Bald ist es seine Berufung vom Rat zu Wittenberg zum Pfarrer, worauf er fußt; bald ist es Christus selbst, der ihn berufen, dann wieder nennt er alle die Lügner und Teufel, die „vom Himmel herab in die Kirche fliegen" und ohne Mittel von Gott berufen zu sein vorgeben und findet den Nachweis seiner Mission in der Berufung durch die Wittenberger Gemeinde. Besonders gern beruft er sich auf sein Doctorat, obgleich er in seinem Briefe an Leo X. vom 30. Mai 1518 (De Wette I, 120) dasselbe empfangen zu haben bekennt als „facultatem a tuae Beatitudinis potestate concessam," und geradezu eingesteht durch des Papstes apostolische Autorität zum Lehrer der Theologie berufen zu sein; er nennt sich autoritate tua apostolica Magistrum Theologiae. Zwar spricht er später seine Freude aus, darüber, daß ihm der Doctortitel und „alle päpstlichen Larven" genommen seien, und wenn es ihm beliebt hätte, aus seinen Sätzen die Consequenzen zu ziehen, so hätte ihm aus dem Satze, daß der Papst der Antichrist und die katholische Kirche die „rote Erzh..e" sei, für seine eigene Person doch klar bleiben müssen, daß er auf sein vom Antichrist ihm verliehenes Doctorat nimmermehr sich berufen könne, als auf eine göttliche Berufung. Doch kommt er später immer wieder auf das Doctorat zurück, ohne welches er nichts gegen die Bischöfe und den Teufel vermöge, außerhalb desselben (welches er in einem lichten Augenblick consequenten Denkens allerdings für den Charakter des Tiers in der Offenbarung erklärt hatte) habe er keinen Beruf, dessen er sich als einer göttlichen Sendung getrösten könne. Wer nun nicht jede Notwendigkeit eines göttlichen Berufs für unnötig erklärt zum Lehramte in der Kirche, wie die Verfechter des Territorial-Kirchentums allerdings thun müssen, der wird einsehen, daß ein Nachweis göttlichen Berufs für Luther nicht ge-

führt werden kann. Denn wenn er sich zuweilen auf den Erfolg seines „Evangeliums“ beruft, um seine göttliche Sendung zu beglaubigen, so muß man aus gleichem Grunde auch dem Muhammed, dem Confucius, dem Czakia Muni göttliche Sendung zuerkennen. Schon dieser eine Grund genügt, Luthers Berechtigung zu einem solchen Werke, wie die Reformation der Kirche ist, in Zweifel zu ziehen. Daß er den Mund so voll nimmt, ist doch auch kein Beweis seiner göttlichen Sendung. Ebensowenig ist seine „Ehe“ ein solcher, obwol er dieselbe in einem Briefe an Stiefel (1528. De Wette, III, 31), ein Werk Gottes nennt und meint, wenn dieselbe keinen Skandal in der Welt erregt hätte, müßte er fürchten, daß sein Werk nicht göttlich sei. (Si non offenderetur mundus in nobis, ego offenderer in mundo, metuens ne non esset divinum, quod gerimus.)

Um diese Worte zu verstehen aus dem Zusammenhange, setze ich denselben her: Si meum conjugium est opus Dei, quid mirum, si in illo caro offendatur, offenditur etiam in carne ipsius divinitatis et creatoris. (Beachte diese Nebeneinanderstellung seiner „Ehe“ mit der Fleischwerdung Gottes.) Geradezu lächerlich und abgeschmackt sind seine Versuche, Wunder herauszufinden, durch welche Gott ihn beglaubige. Eines solcher Wunder ist, dem Wunder seiner „Ehe“ ebenbürtig, das durch die Kraft seines Evangelii gelungene Entspringen vieler Nonnen aus wohlbewachten Klöstern. Die Entführung jener Nonnen aus dem Kloster Nimptsch pries er als ein Seitenstück der Erlösung und verhieß, daß alle Freunde Gottes eine solche That verherrlichen würden, „auf daß ihr gewiß seid, daß es Gott also verordnet hat. (De Wette, Luthers Briefe II, 321.) Doch verrichtete er wirklich ein Wunder während der ersten Predigt, die er nach seiner Ankunft von der Wartburg in Wittenberg hielt im April 1521. Die Kirche war überfüllt; ein plötzliches Geräusch entstand, und alles gerieth in Unruhe. „Seid stille, liebes Volk, es ist der Teufel, der richtet so eine Spiegelfechterei an, seid still, es hat keine Not.“ „Und er bedreuete den Teufel, und es ward ganz stille.“ „Dieses ist das erste Wunder, so Luther that, und seine Jünger traten zu ihm und dieneten ihm.“ So berichten alte Chronisten. Die Belege siehe bei Janssen, Gesch. des deutschen Volkes II, S. 162. Andere Wunder waren die vielen Errettungen, die er erfahren zu haben glaubte, aus den Nachstellungen seiner Feinde. Er litt bekanntlich an einem sanften Verfolgungswahnsinn, der nicht allein die Brunnen und Getränke, sondern auch die Brüstung der Kanzel &c. vergiftet sah. Eine besondere göttliche Beglaubigung, erklärten Luther und Melanchthon 1523 in einer mit Abbildungen versehenen Flugschrift, seien die „Monstra und Portenta“, durch welche Gott selbst den jetzt bevorstehenden Untergang des Papst- und Mönchstums dem Volke vor Augen stelle. Die Tiber habe die Misgeburt eines Esels

mit Eselskopf (der Papst), weiblichen Brüsten und Bauch (Cardinäle, Bischöfe, Pfaffen, Mönche „und dergleichen H . . . nvolk und Mastsäue“), Elephantenfüßen (die scholastische Theologie) ausgeworfen, deren auf dem Hintersten befindlicher Kopf anzeige, „daß das Pabsttum an sein Ende kommen sei.“ *) An diesem „Pabstesel“ sei das schrecklichste Zeichen, „daß Gott selbst solch Wunder und ungeheuer Bild gemacht und geoffenbart hat.“ Erschrecke man schon vor gewöhnlichen Gespenstern, wie vielmehr vor diesem, „darinnen Gott selber öffentlich erscheint und sich so grausam erzeigt.“ Das andere in ähnlicher Weise commentierte Monstrum war das „Mönchskalb“ im Meißenschen. In diesen Wunderzeichen deute Gott an, daß Deutschland sich großer Veränderungen zu versehen habe: „welche aber dieselben seien, und wie das zugehen werde, gebührt den Propheten zu sagen.“ (Luthers Werke, Erl. Ausg. 29, 2 ff.) Vergl. Luthers Briefe bei De Wette II, 301 und Janssen a. a. O. 281. 282, wo auch die trefflichen Entgegnungen von kirchlicher Seite auf diese Brandschriften.

Zu andern Zeiten erklärte Luther jedoch wieder, er habe keine Wunder nötig, er habe sogar Gott gebeten, Wunder durch ihn nicht zu thun, denn aus den Weissagungen vom Antichrist könne er den Sturz des Papsttums mit Sicherheit voraussagen, und verkündete denselben auch spätestens für die Zeit gleich nach seinem Tode.

Sehen wir diese Prophezeiungen an, so ist die Bemerkung kaum nötig, daß Luther mit denselben ebenso zu Schanden geworden ist, wie mit seinen Wundern. In der schon oben angeführten „Gloße“ 1531 (Erl. Ausg. 25) sagt er (S. 87, 88): „Ich aber, Doctor Martinus, bin dazu berufen und gezwungen, daß ich mußte Doctor werden ohn meinen Dank aus lauter Gehorsam; da hab ich müssen das Doctoramt annehmen und meiner allerliebsten heiligen Schrift schwören und geloben, sie treulich und lauter zu predigen und lehren. Über solchem Lehren ist mir das Pabsttum in Weg gefallen und hat mir's wollen wehren“ (von dem er nach eigenem Bekenntnis das Doctorat empfangen hatte). (Man beachte die Hoffart dieser Ausdrucksweise!); „darüber ist ihm's auch gangen, wie fur Augen ist, und soll ihm noch immer ärger gehen und sollen sich meiner nicht erwehren. Ich will in Gottes Namen und Beruf auf dem Lewen und Ottern gehen und den jungen Leuen und Drachen mit Füßen treten, und das soll bei meinem Leben angefangen, und nach meinem Tode ausgericht sein. St. Johannes Huß hat von mir geweissagt, da er aus dem Gefängnis im Böhmerland schrieb: Sie werden itzt eine Gans braten (denn Huß heißt eine Gans), aber über

---

*) Vergl. hiermit den Brief an Spalatin vom 4. November 1520 (De Wette I, 522): „Ich bin völlig überzeugt, der jüngste Tag sei da auf der Schwelle, durch viele und gewaltige Beweise; das Reich des Antichrists beginnt zu Ende zu gehen.“

100 Jaren werden sie einen Schwanen singen hören, den sollen sie leiden; da soll's auch bei bleiben, ob Gott will." .. „Und falle das lästerliche Pabsttum und was dran hängt in Abgrund der Höllen, wie Johannes verkündet in Apokalypsi, 14, 8; 18, 2; 22, 20. Amen, sage, wer ein Christ sein will, Amen." In der „Warnung an seine lieben Deutschen" 1531 verkündet er, daß „die Papisten" nach seinem Tode, falls er nämlich in dem von ihm angekündigten Aufruhr umkommen sollte, „allererst den Luther recht fühlen" würden. Dann heißt es (Erl. Ausg. 25, S. 7) weiter: „Wiewol auch itzt, wo ich in solchem päbstischen und pfäffischen Aufruhr ermordet werde, da will ich einen Haufen Bischoff, Pfaffen und Mönche mit mir nehmen, daß man sagen soll: Doctor Martinus sei mit einer großen Procession zu Grabe bracht. Denn er ist ein großer Doctor uber alle Bischoffe, Pfaffen und Münche; darum sollen sie auch mit ihm zu Grabe gehen, auf dem Rücken, daß man davon singen und sagen soll. Und wollen also zur letzte ein Wallfährtlein mit einander thun, sie, die Papisten in Abgrund der Höllen zu ihrem Lügen- und Mordengott, dem sie mit Lügen und Morden gedienet haben, ich zu meinem Herrn Christo, dem ich in Wahrheit und Fride gedient. Denn es ist gut zu rechen: Wer Doctor Luther im Aufruhr tötet, daß der nicht viel der Pfaffen schonen wird." (Diese an die Adresse der Bischöfe gerichtete versteckte Drohung hat offenbar den Zweck, dieselben zurückzuschrecken vor der Ausführung des kaiserlichen Edicts. Auf den „päbstischen und pfäffischen Aufruhr" und die Verlogenheit nicht allein dieses Ausdrucks, sondern dieser ganzen Schrift kommen wir später zurück.) „Aber so böse sollen sie es nicht machen, ich will's noch ärger mit ihn machen. Und so harte Köpfe sollen sie nicht haben, ich will noch härtern Kopf haben. Wenn sie gleich nicht allein diesen Kaiser Carol (man beachte die Verächtlichkeit dieses Ausdrucks gegen seinen Kaiser!), sondern auch den türkischen Kaiser für sich hätten, sie sollen mich nicht verzagt noch erschrocken machen, sondern ich will sie verzagt und erschrocken machen. Sie sollen mir hinfurt weichen, ich will nicht weichen. Ich will bleiben, sie sollen untergehen; sie haben's zu weit versehen. Denn mein Leben soll ihr Henker sein, mein Tod soll ihr Teufel sein; das und kein anderes. Da sollen sie erfaren . . ." Diese letzte Renommisterei ist eine Wiederholung aus seiner früheren Brandschrift: Vermahnung an die Geistlichen zu Augsburg, 1530 (Erl. Ausg. 24, S. 329 ff.): „Lebe ich, so bin ich eur Pestilenz; sterbe ich, so bin ich eur Tod. Denn Gott hat mich an euch gehetzt; ich muß, wie Hosea sagt, euch ein Bär und Leue sein im Wege Assur; ihr sollt doch fur meinem Namen keine Ruhe haben, bis daß ihr euch bessert oder zu Grunde geht. Darum bieten wir euch an die Wahl." (Vergl. oben fast dieselben Worte aus seinem Pamphlet „Wider den falsch genannten geistlichen Stand der Bischoffe.") Hiermit

bitte ich noch zu vergleichen den Schluß eines Briefes, den er von Tambach aus, wo er gefährlich krank lag, nach Schmalkalden an Melanchthon schrieb: „Deine Pest war ich bei meinem Leben, du Pabst, sterbend werde ich Dein Tod sein (De Wette V, 58). — Es folge hier auch ein Passus aus der berüchtigten Schrift „Exempel einen rechten christlichen Bischoff zu weihen", 1542 (Erl. Ausg. 26, S. 77 ff.): „Also hab ich nu viel Jare her gethan, meine Bericht gegeben und dieweil lassen Dr. Sau-Witzel, Tölpel, Schmied, Rotzlöffel, Tellerlecker, Brünz-scherben, Heinz, Mainz und wer sie mehr sind, immerhin bellen, belfern, fluchen und zürnen, darauf ich nichts geben, und denjenigen lassen machen, deß die Sache ist, der's auch bis daher also gemacht, das sie unsinnig, toll und thöricht worden, zuletzt doch sich müssen hinter den Ohren krauen, wenn sie uns gleich alle töten könnten: denn der Tag ist nahe, des wir hoffen und den sie fürchten müssen, wie steif sie denselben verachten. Solchen Trotz haben wir wider ihren Trotz: es gelte frisch und fröhlich, wir gewinnen an jenem Tage: wir wollen ihre Richter sein an demselbigen Tage, es sei denn kein Gott im Himmel und auf Erden, wie der Pabst und die Seinen denken."

Bis jetzt habe ich geglaubt, daß nach dem Beispiele des HErrn auch seine auserwählten Rüstzeuge Vorbilder der Demut sind, daß Er einen Hoffärtigen zu seinem Dienst nicht gebrauchen kann. Die bislang angeführten Auslassungen Luthers dürften allein schon hinreichen zum Nachweise eines alles Maß überschreitenden Hochmuts dieses Mannes. Zeugnisse desselben sind auch seine wegwerfenden Urteile über fast alle Väter der Kirche, deren er überhaupt Erwähnung thut. Es findet keiner Gnade vor seinen Augen, außer etwa St. Augustin, den er etwas glimpflicher behandelt. Hieronymus ist „ne quid asperius dicam" „homo nullius neque judicii neque diligentiae" (um nichts schärferes zu sagen, ein Mensch ohne alles Urteil und ohne alle Sorgfalt). Sein „Buch wider Jovinianum" wird von Luther ein „schendlich Buch" genannt. „Hieronymus soll nicht unter die Lehrer der Kirchen mitgerechnet, noch gezählt werden. Denn er ist ein Ketzer gewesen. Doch glaube ich, daß er selig sei durch den Glauben an Christum. Er redet von Christo nichts, denn daß er nur den Namen im Munde geführt hat. Ich weiß keinen unter den Lehrern, dem ich so feind bin, als Hieronymo, denn er schreibet nur von Fasten, Speise, Jungfrawschaft."

Gregor der Große, den er noch nicht unter die Päpste rechnet, hat aber durch die von Luther ihm zudictierte Erfindung der Messe, des Fegfeuers rc. solche Verbrechen begangen, daß Luther ihn für vom Teufel besessen erklärt; „ich gäb für alle seine Schriften keinen Pfenning." Auch St. Augustin, St. Bernhard sind voll Irrtümer, insbesondere aber hat Luther seinen Haß auf Thomas von Aquin geworfen, den er „eine

Grundsuppe alles Irrtumbs“ nennt und seine Theologie „impia dogmata et venena“ (De Wette II, 239, in einem Briefe an Melanchthon) „Recte de Hieronymo et Origine et Thoma hisque similibus dicis“ schreibt er an Melanchthon (De Wette, ebendaselbst), „Commentaria enim scripserunt in quibus sua potius, quam Paulina aut Christiana tradiderunt.“ Seine Geringschätzung aller bisherigen Theologie geht so weit, daß er thut, als ob das wahre Evangelium Christi von den Zeiten der Apostel her bis auf ihn unbekannt geblieben sei, daß erst er es „unter der Bank hervor geholt“ habe. In einem Briefe an Spalatin (14. Januar 1518. De Wette I, 84) rühmt er sich nicht nur bei einer Disputation in Dresden bewiesen zu haben, daß weder Thomas von Aquin noch irgend ein Thomist auch nur ein Capitel des Aristoteles verstanden hätten (ostendi ego, nec Thomam nec omnes Thomistas simul vel unum in Aristotele capitulum intellexisse), sondern auch zu wissen, daß auch nicht ein Thomist wisse, was es heiße, Gottes Gebote erfüllen (scio, nullum esse Thomistam, qui id sciat, quidnam esset implere mandata Dei). Unter dem 24. März 1518 schreibt er gar: Prope est, ut jurem, nullum esse theologum scholasticum, qui unum capitulum Evangelii vel Bibliae intelligat (er möchte schwören, daß es keinen Scholastiker gebe, der auch nur ein Capitel des Evangelium oder der Bibel verstehe.) In den Kirchenvätern habe er „Gott strafe mich, wenn ich lüge“, eine schlimmere Confusion gefunden, als im Tartarus sei; an Spalatin, 29. Juni 1518.*) Wenn man erwägt, wie Luther über wahre Felsblöcke von Selbstwidersprüchen und logischen Unmöglichkeiten nicht nur nicht stolpert, sondern ohne zu schwindeln, ja ohne sie zu sehen hinwegschreitet mit der Sicherheit eines Mondsüchtigen, dann kann man wirklich des Lächelns sich nicht erwehren, wenn man seinen Erguß über die Nutzlosigkeit philosophischer und dialectischer Studien liest, den er in souveräner Verachtung derselben an Spalatin zu Papier bringt (De Wette I, 127). Alle seine Gegner, auch die theologischen Facultäten, sobald sie sich gegen seine Sätze erklärten, behandelt er mit einer alles Maß überbietenden Hoffart, Schmäh- und Lästersucht; das gelindeste Schimpfwort ist asini oder asini asinissimi (Esel und Esel über alle Esel). „Mir ist genug, schreibt er in dem Pamphlet „wider das Pabsttum zu Rom, vom Teufel gestiftet“, 1545 (Erl. Aug. 26, S. 138), daß ich sicher fur mich bin und wisse ihn (den Papst) zu urteilen nach dem Worte Gottes, das wider ihn ist, und ich mit gutem Gewissen (?) ihn fur einen Forzesel und Gottesfeind halten mag. Mich kann er nicht fur einen Esel halten: Denn er weiß, daß ich von Gottes sonder Gnaden gelehrter bin in der Schrift, denn er und alle seine

*) „Observavi ego doctrinas et regulas scholasticae theologiae, et dedita opera juxta illas volui tractare sacras literas, et ecclesiasticorum Patrum (perdat me Deus, si mentiar) horrui plusquam a tartari confusione; ibi vidi, quid prodessent ejusmodi studia.“

Esel." Deutschland habe seit den Tagen des heiligen Bonifacius bis jetzt (bis auf Luther) ein wirkliches Christentum gar nicht gehabt, denn des Evangeliums eigentliche Summa und Kern sei ihm ganz unbekannt geblieben. Erst er habe ihm das Evangelium geöffnet. (Opp. lat. Jen. Ausgabe III, 75a). „Jetzt hat man das Evangelium so rein und lauter, fast als die Apostel gehabt haben, und ist gar in seine erste Reinigkeit kommen, und gar viel reiner, denn es zur Zeit St. Hieronymi oder Augustini gewesen ist." „Also ist die Schrift seit der Apostel Zeiten so finster geblieben, und ist nirgends gewisse beständige Auslegung derselben geschrieben" (Walch. Ausg. X, 549, 551). Genau genommen hat also die Kirche von der Zeit der Apostel bis auf Luther das wahre Evangelium nicht gehabt. Daraus würde folgen, daß Christus nicht ausreichend dafür gesorgt hat, daß der verheißene heilige Geist sein Werk thue und die Kirche allezeit in der Wahrheit erhalte.

Zweites Kapitel.

Luthers Schimpf- und Schmähsucht.

Ohne eine Anzahl Proben der Art und Weise zu geben, wie unser „Evangelist" und „Prophet" seine Gegner, und überhaupt jeden, der sich erlaubte, ihm gegenüber eine eigene Meinung zu haben, zu behandeln pflegt, ist es mir unmöglich, zu zeigen, wie diese Ausdrucksweise an und für sich schon genügt hat, mir den unauslöschlichen Eindruck zu geben, daß ein Mann, der in dieser Weise seine Waffen aus dem Kot der Gassen auflieſt, unmöglich ein Werkzeug des heiligen Geistes sein konnte in dem außerordentlichen und einzigartigen Sinne, wie er selbst beansprucht, dafür anerkannt zu werden. Es ist nicht das Gemeine seiner Redeweise das ärgste dabei, sondern die wahrhaft bösartige, dämonische Art, wie er seinen Gegnern und jedem ihn nicht als ein Orakel Gottes unbedingt anerkennenden Menschen die allerschändlichsten Beweggründe zuschiebt, und nichts gutes, auch nicht ein gutes Haar an ihnen läßt. Und dieser Mann soll aus der Wahrheit sein, dieser eine unerhörte wahrhaft teuflische Beredsamkeit übende Lästermund soll aus dem Geiste Christi reden? Ich habe öfter in protestantischen Schriften die Behauptung gelesen, daß Convertierte „den Stachel ihres bösen Gewissens," das sie verklage, „ihren Glauben abgeschworen zu haben und abgefallen zu sein von der Wahrheit", zu betäuben suchten durch um so gehässigeres Schimpfen auf die verlassene Confession und deren Vertreter. Diejenigen Schriften von Convertiten zur katholischen Kirche, die ich bis jetzt gelesen habe, bestätigen jene Behauptung nicht, es sei denn, daß man den Nachweis des Irrtums, den sie führen wollten, für Schimpfen erklärt. Hat jemand auf die von ihm verlassene Kirche geschimpft, gelästert und gehöhnt, so hat es Luther

gethan. Auf ihn müßte also jene Behauptung zuerst und vor allem angewandt werden; wenigstens dürften weder er noch seine Jünger sich beklagen, wenn man Luther als ein besonders eclatantes Beispiel für die Richtigkeit jener Behauptung anführen und ihn daher auch im Verdachte haben wollte, daß sein Gewissen trotz aller gegenteiligen Versicherungen seinerseits ein gebrandmarktes gewesen sein müsse. Es würde kein Unrecht sein, auf ihn das bekannte Sprüchwort anzuwenden: Man sucht niemanden hinter dem Ofen, wenn man nicht selbst dort zu sitzen pflegt. Die traurige Bösartigkeit seines Schmähens wird auch von protestantischen Schriftstellern eingeräumt, von den meisten mit der Entschuldigung, er sei eben ein Kind seiner Zeit gewesen. Diese Entschuldigung erscheint mir in gewisser Weise eine historische Unrichtigkeit zu enthalten. Denn nicht von katholischer Seite ist ihm etwa ein derartiges Beispiel gegeben; die Schriften seiner Gegner sind maßvoll und ruhig zu nennen im Vergleich zu seinen Maßlosigkeiten. Richtiger würde die Entschuldigung lauten: Er war ein Kind der humanistischen Richtung jener Zeit; seine Vorbilder waren Hutten und Crotus; diese hat er copiert, von ihnen zum Teil sogar seine Schmähreden entnommen. Wir werden genötigt sein, auf dies Verhältnis der lutherschen Bösartigkeit zu Hutten und den Humanisten öfter aufmerksam zu machen. Jedoch giebt es auch protestantische Gelehrte, welche die Schmähsucht Luthers nicht bemänteln, sondern als das anerkennen, was sie ist. Man wird dem beredten Dogmatiker und Dogmenhistoriker Kahnis einen Mangel an Begeisterung für Luther schwerlich mit Recht vorwerfen können. Doch wird in dem Werke dieses Gelehrten über die „Reformation" nicht nur zugegeben, daß Luthers Streitschriften die „logische Folgerichtigkeit" und objective Erörterung" vermissen ließen, sondern auch, daß sie ausarten in „maßlose Beschuldigungen", daß er „eine starke Neigung" habe, bei dem Gegner alles zurückzuführen, entweder auf Unwissenheit oder auf Verhärtung gegen die Wahrheit oder auf sittliche Fehler. Noch unbefangener beurteilen die Skizzen von Thiersch diesen Punkt. Hier wird, was für mich (ohne daß ich dieses Werk vorher gesehen hätte) ein sehr wichtiger Punkt gewesen ist, anerkannt, daß das ganze Verfahren Luthers auf der Voraussetzung beruht, daß der Papst der Antichrist sei, und die katholische Kirche die „rote Erzh . . e", des Teufels Reich. Als unverbesserliche Teufelsknechte stellt Luther alle Andersdenkenden hin. Das hat „dazu mitgewirkt, sagt Thiersch, daß der Riß in der Christenheit so bösartig geworden und bis auf diesen Tag unheilbar geblieben ist. Denn Luther hat sein eigenes Gepräge seinen Anhängern und Nachfolgern aufgedrückt." (S. 58, 59.) Hören wir das Urteil des Zeitgenossen und Mitreformators Bullinger über Luther. Er schreibt an Bucer (8. December 1543, cf. Heß, Leben Bullingers 1, 404 ff.): „Luthers hündische und schmutzig-lüsterne Beredsamkeit beten die meisten

an. Er fährt also fort und bemüht sich, sich selber in Schmähungen zu überbieten. Seine Schriften gegen die Juden enthalten zwar manches zur Verteidigung des Christentums nicht unnütze, aber er hat diesen schönen und dankbaren Stoff entstellt und geschändet durch seine schmutzigen Ausfälle und durch die Scurrilität, die niemandem, am wenigsten einem bejahrten Theologen, ansteht. Und wollen wir auch zugeben, daß man in einem solchen Buche einige Abgeschmacktheiten wegen des vielen sonst darin enthaltenen Guten übersehen solle, wer kann das Buch vom Schemhamphorasch, dies ekelhaft schmutzige Erzeugnis, ertragen oder billigen?" „So weit ist es mit dem stolzen Geiste dieses Menschen gekommen, während alle Prediger und Kirchendiener alle seine Schriften ohne Unterlaß anbeten als Orakel, während sein Geist als ein apostolischer gepriesen wird." „Die bisherigen Vorgänge lassen wahrlich sehr befürchten, daß dieser Mensch noch großes Unglück über die Kirche bringen werde." Ähnliche Urteile spricht Bullinger auch anderwärts aus. So heißt es in dem „Wahrhaften Bekenntnis ꝛc.", Fol. 10: „Es ist heiter am Tage und leider unleugbar, daß niemand je wüster, gröber und unziemlicher wieder christliche Zucht und Bescheidenheit in Händeln des Glaubens und großen ernsthaften Sachen geschrieben habe denn Luther ... so ist vorhanden Luthers schweinisches, kotiges Schemhamphorasch, welches so es geschrieben wäre von einem Schweinehirten, nicht von einem berühmten Seelenhirten, etwas, doch auch wenig Entschuldigung hätte." (In dieser Schmähschrift hatte Luther zur Abwechselung einmal seine „Rhetorik" gegen die Juden losgelassen, verlangt, daß ihre Synagogen angesteckt, ihre Häuser zerstört, ihre Gebetbücher vernichtet, alles Geld weggenommen, sie selbst vogelfrei gemacht würden.) Fol. 131 sagt Bullinger: „Luther hält gar kein Maß, ja sein Schreiben ist mehrenteils nichts anderes, denn ein Poltern und Schmähen." „Luther treibt seine eigene Sache, keift, treibt großen Pracht, giebt flugs dem Teufel alle, die sich an ihn nicht gerade ergeben. So wird in allem seinen Schelten viel feindseligen Geistes, wenig freundlichen noch väterlichen gespürt."

Wenn ich einige Proben der Schmähsucht Luthers folgen lasse, so bitte ich, mich zu entschuldigen, wenn darin Ausdrücke vorkommen, die einem das Blut ins Gesicht treiben, wenn man sie hört. Wer Luther kennen lernen will, wie er in Wirklichkeit ist, der darf sich nicht verdrießen lassen, sich durch solche Reden hindurchzuwürgen, wenn man auch glaubt, vielmehr in der Gesellschaft der gemeinsten Menschen sich zu befinden, als in der eines Mannes, der sich selbst für ein inspiriertes Organ des heil. Geistes gehalten hat.

Eine wahre Musterkarte von Schmähungen, Lästerungen, bösartigen Geschichtsfälschungen ist sein Pamphlet: Wider das Papsttum vom Jahre 1545. S. 127 begleitet er die Forderung des Papstes, daß es seiner Jurisdiction zustehe, zu bestimmen, wer auf dem Concil Sitz und Stimme

habe, mit folgender erbaulichen Betrachtung: „Fahr schön, liebes Paulichen! Lieber Esel, lecke nicht! ach liebes Papsteselchen, lecke nicht! allerliebstes Eselein, thu's nicht! Denn das Eis ist dies Jar sehr glatt gefroren, weil der Wind still ist gewesf, du möchtest fallen und ein Bein brechen: wo dir dann im Fallen ein F . . z entfüre, so würde doch alle Welt dein lachen und sagen: Ei pfu Teufel! wie hat sich der Pabstesel besch . . . en! Das wäre alsdann ein groß limen cresae majestatis wider den heil. Stuel zu Rom, welche keine Ablaßbriefe noch plenitudo potestatis vergeben könnte.“ S. 128: „Lieber ist's aber wahr? Wer hat's euch befolen, also zu setzen? Schweig du Ketzer, was zu unserm Mund ausgehet, das soll man halten. Ich hör es. Welchen Mund meinst du? Da die F . . ze ausfahren? (das magst du selbst halten), oder da der gute Korso einfleußt? (da sch . . ß ein Hund in). Ei, du schändlicher Luther, sollt du mit dem Pabst so reden? Ei pfui wieder, ihr lästerlichen verzweifelten Buben und groben Esel rc.!“ S. 129: „Da redet abermal der verzweifelte Spitzbube und Bösewicht Paulus mit seinen Hermaphroditen sein Rothwelsch, grade als wüßte kein Mensch, was ihr höllisch teuflisch Wesen zu Rom sei, und wie er selbst der unsättige grundlose Geizwanst Paulus sammt seinem Sohne mit der Kirchen Güter umgeht. Mein Sohn thut nichts, sündigt nichts, das der Vater Paulus zu strafen hätte; da sind des römischen Stuels Cardinäl und Gesind, Hermaphroditen, a parte ante viri, a parte post mulieres, ganz rein, dürfen keiner Vermahnung rc. (Paul III. ist der Papst, welcher treffliche Männer ins Cardinals-Collegium berief, eifrig die Reform der Curie und der Kirche förderte, Heinrich VIII. wegen seines Ehebruchs mit dem Banne belegte, die Gräuel der Spanier an den Indianern Südamerikas verdammte, das Concil zu Trient endlich zu Stande brachte.) S. 195: Über die Beziehung des Wortes Christi an Petrus: Weide meine Schafe auf den Primat läßt sich Luther also vernehmen: „Ich bin erschrocken und meinte traun, es donnerte so sehr, so gar einen scheußlichen F . . z der Pabstesel hie ließ fahren; er hat gewißlich mit großer Macht gedrückt, daß er solchen Donnerf . . z herauspaußt hat. Wunder ist's daß ihm das Loch und Bauch nicht zerrissen sind. Wenn ich nu hie fraget: was haben denn die andern Apostel alle, sonderlich St. Paulus geweidet? Da wird der große F . . z des Pabstesels vielleicht sagen, daß sie vielleicht Ratten, Mäuse und Läuse, oder wenns gut wird, Säu geweidet haben, auf daß allein der Pabstesel Schäfer und alle Apostel Säuhirten bleiben.“ Den trefflichen und frommen Papst Hadrian VI. lästert er in seiner Brandschrift: Wider den neuen Abgott und alten Teufel (Bischof Benno) rc. 1524 in folgender Weise: S. 240: „Aufs erst hat sich das fein geschickt, daß dieser Satan zu Meißen wurde erhoben durch den Pabst Adrianum, seinen sonderlichen Diener im Leben. Denn wiewol ich hör von selben

Adrian, daß er sei eines scheinbarlichen berühmten Lebens gewest, so ist er doch, wie solch Heuchler pflegen, der ärgest Feind gewest Gottes und seines Worts, und darüber die zween Mord laßen begehen zu Brüssel xc." „Und wiewol ich nicht richten soll noch kann, wie er gestorben ist, so ist doch das mein Urteil recht, daß wo er in solchem Sinn verschieden ist und solch Mord nit widerruft oder gebüßt hat und unserm Evangelio hold worden ist, so ist er gewiß ein Kind der Verdammnis. (Bitte zu beachten, wie Luther hier aus seiner Rechtfertigungslehre herausfällt, indem er die Abbüßung einer Sünde zur Bedingung des Seligwerdens macht; aber freilich hier handelt sich's darum, einem Papst die Seligkeit wo möglich abzusprechen.) „Es gehet hie fast und ganz päbstlich zu, gleichwie zu Constanz im Concilio: da wurden Huß und Hieronymus von Prag verdammt und verbrannt, die rechten heiligen Gotteskinder und Martyrer;*) aber dagegen ward Thomas von Aquin, der Brunn und Grundsuppe aller Ketzerei, Irrtumbs und Vertilgung des Evangelii, wie seine Bücher beweisen, erhoben. Also muß jetzt Meister Adrian auch thun. Johannem und Henricum, die rechten Heiligen, hat er zu Brüssel verbrannt. Nun erhebt er Benno dagegen, ja den Teufel selbst."

Außer dem Titel Papstesel giebt Luther dem Papste noch andere: „Rattenkönig" (Erl. Ausg. 25, S. 191 ff.); „Rattengeschmeiß" nennt er die Cardinäle; „Kaiphas" und zwar „mein Kaiphas", wodurch er sich dem leidenden Christus zur Seite stellt; „Teufelskopf", „abgefeimter Bube", „Hauptschalk über alle Schälke", drei Ehrentitel für Papst Bonifaz VIII. Die Summe aller seiner Bosheit und seines Hasses wider den Papst ist zusammengefaßt in der auch bei Huß sich findenden Lehre, daß der Papst der Antichrist sei, welche Lehre in die schmalkaldischen

---

*) Huß, der solcher Lehren überführt war, die alle bisherige Ordnung in Kirche und Staat über den Haufen warfen, wie die in Böhmen von ihm erregte Revolution mit blutiger Schrift bezeugt, und der die damals gültige Ketzerstrafe keck herausgefordert hatte, war von dem Costnitzer Concil als Ketzer verurteilt und dem weltlichen Arm übergeben, der ihn mit Feuer hinrichtete. Dasselbe Schicksal hatte sein Freund Hieronymus, der in den von beiden in Prag angeregten Tumulten einen Mönch in der Moldau hatte ersäufen lassen. Beide Revolutionäre werden von den Protestanten als Märtyrer verehrt, wie auch z. B. die in den Aufruhren der Hugenotten, einer politisch revolutionären Partei in Frankreich (vergl. Vilmars Äußerungen über dieselben), der Geusen (politische Aufrührer in den Niederlanden) und die unter Maria von England teils wegen Hochverrats, teils wegen Anzettelung von Aufruhren gegen die Königin Hingerichteten, im ganzen etwa 279, größtenteils ehrlose Verbrecher, auch die Ehre haben, zu den protestantischen Märtyrern gerechnet zu werden. Heinrich Voes und Johann Esch, zwei Augustinermönche, wurden auf Grund des von Kaiser Karl V. in den Niederlanden publicierten Wormser Edicts von der weltlichen Obrigkeit nach bestehendem Recht wegen Ketzerei verbrannt. Daß Luther kein moralisches Recht hatte, diese Justiz Mord zu nennen, werden seine eigenen Mordgelüste weiter unten darthun. Daß er Papst Hadrian des „Mordes" bezüchtigt an jenen beiden Ketzern, ist eine von seinem Hasse eingegebene Geschichtsfälschung. —

Artikel aufgenommen und dadurch luthersches Dogma und Symbollehre geworden ist, zu der sich jeder protestantische Geistliche bekennt und sie zu glauben verpflichtet durch seine Unterschrift. Diese nicht aus der Schrift, denn aus dieser kann eine unbefangene Exegese sie nicht herausexegesieren, sondern aus dem diabolischen Hasse Hussens, Luthers ꝛc. entsprungene Lehre ist, wie Thiersch bemerkt, die Voraussetzung des Verfahrens Luthers; er hatte sie nötig, um für seine kirchliche Revolution eine scheinbar sittliche Berechtigung zu finden. Ohne dieselbe hat nach meiner Überzeugung die protestantische Lostrennung von der Kirche keine innere Berechtigung (daß Luther sich nicht habe lostrennen wollen, sondern erst, nachdem er wider seinen Willen hinausgeworfen sei, notgedrungen sich getrennt habe, ist eine Fabel, deren Unhaltbarkeit Luthers eigener Mund beweisen wird.) Wir werden alsbald sehen, wie Luther zu dieser Lehre gekommen ist.

Dazu stimmt, daß er die katholische Kirche zur „Erzh . . e des Teufels“ macht, von sich und den Seinen aber sagt: „Wir sind weiland auch der höllischen H . . . en im Hintern gesteckt, aber Gott Lob und Dank, der uns von der roten Lästerh . . . en erlöset hat.“ (Wider Hans Worst. Erl. Ausg. 26, S. 24.)

Zwar bekennt er, von dieser Kirche alles was er von heiligen Gütern habe, bekommen zu haben, ja auch, daß sie, die „Papisten“, „mit uns aus der rechten Kirchen kommen seid“, aber „von der Kirchen oder Glider der Kirchen seid ihr nicht mehr, sondern in solcher heiligen Kirchen Gottes richtet ihr auf solche eurer neuen abtrünnigen Kirchen Teufels H . rhaus und unzälige H . . . . ei und Abgötterei ꝛc.“ (ebendas., S. 28). Wie sie das nach seiner Vorstellung machen, beschreibt er weitläufig. Sie seien zwar alle richtig getauft, „aber wenn es groß wird (nämlich was getauft ist) und eurer Lügenpredigt glaubt und folgt, so wirds zur Teufelsh . . e mit euch und fällt ab von seiner Taufe und Bräutigam.“ „Diese H . . e (S. 26), die zuvor eine reine Jungfrau und liebe Braut war, ist eine abtrünnige verlaufene Eheh . . e, eine Haush . . e, eine Betth . . e, eine Schlüsselh . . e, die im Hause Frau ist, Schlüssel, Bett, Küche, Keller und alles hat in ihrem Befehl, so böse, dagegen die gemeinen freien H . . . n, Puschh . . . n, Feldh . . . n, Landh . . . n, Heerh . . . n schier heilig sind: Denn diese ist die rechte Erzh . . e und eigentlich eine Teufelsh . . e.“ In dieser Weise geht es fort, zu widerlich, als daß ich's noch weiter abschreiben möchte, Kurz, die Kirche ist „des Teufels letzte und schändlichste Braut“ (S. 24). „das ärgste Stankgemach des Teufels“ (S. 20). So schrieb er 1541. So dachte und schrieb er aber auch schon 1520 an Spalatin (De Wette I, 453). „Ich mein, sie sind zu Rom alle toll, thöricht, wüthend, unsinnig, Narren, Stock, Stein, Hölle und Teufel worden. Nunc vide, quid e Roma sit sperandum, quae hunc tartarum exire in Ecclesiam permittunt.“ Und (S. 466): „Was mich betrifft, so ist der Würfel

gefallen; ich verachte die Wut wie die Gunst der Römer; ich will ewiglich nicht mit ihnen mich aussöhnen, noch irgend eine Gemeinschaft haben; sie mögen meine Schriften verdammen und verbrennen. So will auch ich meinerseits, ich müßte denn kein Feuer haben, verdammen und öffentlich verbrennen das ganze päbstliche Recht, d. i. jene lernäische Schlange der Ketzereien. Es soll nun ein Ende haben meine bisher vergebens beobachtete Demut, durch die ich nicht länger mehr will sich aufblähen lassen die Feinde des Evangeliums." Schon diese Stelle beweist, daß Luther den Bruch mit der Kirche herbeiführen wollte.

Luther hat alle Pietät gegen die Kirche und ihre Einrichtungen verloren, oder vielleicht nie gehabt? In der schon angeführten Schmähschrift: Wider Hans Worst spricht er sich ähnlich aus: „Darum ist des Papstes Kirche voller Lügen, Teufel, Abgötterei, Hölle, Mord und alles Unglücks, daß es wimmelt, und es ist Zeit zu hören die Stimme des Engels (Offenb. 18, 4, 5): Gehet heraus von Babylon, mein Volk, daß ihr nicht teilhaftig werdet ihrer Sünde." (Erl. Ausg. 26, S. 24). Als diesen Engel sieht er ohne Zweifel sich selbst an. Am Tage, nachdem er durch die Verbrennung der Bannbulle, des Corpus juris canonici etc., in Wittenberg thätliche Revolution gegen die Autorität der Kirche begonnen und factisch sich von ihr losgesagt hatte (obgleich er in seinen Schriften noch immer thut, als gehöre er noch zu ihr), „eröffnete er seinen Zuhörern im Colleg: Diese Verbrennung sei nur eine Kleinigkeit, es sei nötig, daß der Pabst selbst, d. h. der päbstliche Stuhl verbrannt werde; wer nicht aus vollem Herzen dem Pabsttum widerstrebe, könne die ewige Seligkeit nicht erlangen.*)

*) Die Klarheit und Zierlichkeit seiner väterlichen Sprache, beteuerte ein Anwesender, war so überzeugend, daß man hätte sinnloser sein müssen, als ein Stock, um nicht einzusehen, daß alles, was immer Luther gesagt, Wahrheit sei und er selbst ein Engel des lebendigen Gottes, dazu berufen, die irrenden Schafe zu weiden mit den Worten der Wahrheit. Der Augustiner Michael Stiefel in Eßlingen war überzeugt, Luther sei der Engel in der Offenbarung, der mit dem Evangelium durch den Himmel fliegt. Janssen a. a. O. II, 117. Für diesen Engel wird er vielerorts gehalten. Ich habe protestantische Perikopen-Sammlungen gesehen, in denen jeder Text als Epistel auf den Gedächtnistag „der Reformation" angesetzt war, Predigten und Bibelerklärungen, in denen Luther als jener Engel gefeiert wird. Während er die Bulle verbrannte mit den lästerlichen Worten: „Weil Du den Heiligen Gottes (womit er ohne Frage wieder sich selbst meint) betrübt hast, so betrübe und verzehre Dich das höllische Feuer", wurden, so verbreitete sein Anhang unter das Volk, Engel in den Wolken gesehen, die Luther zu Ehren erschienen und seiner That applaudierten. Daß er sich für den Heiligen Gottes, für den Engel Gottes 2c. erkannte, während alles, was ihm nicht zu Füßen fiel, Teufelsknecht war, geht klar hervor aus den Holzschnitten, mit denen er seit 1520 seine Brandschriften schmücken ließ. Da ist Luther abgebildet, nach einer Zeichnung seines Freundes Kranach, mit einem Heiligenschein um den Kopf, oder mit dem in Gestalt einer Taube über seinem Kopfe schwebenden heiligen Geiste. Zuerst findet dieser Holzschnitt sich in der lateinischen Ausgabe der Schrift: De captivitate babyl. mit der Unterschrift:

Diese Bilder des Papstes als des Antichrists und der Kirche als der Erzh . . e sind das Gespenst, das ihm vor Augen steht, auf das er „sein Blitzen und Donnern“, wie er seine Schmähungen und Lästerungen zu nennen beliebt, losfahren läßt: „Ich hab länger denn 10 Jahre mich oft gedemütigt (?) und die allerbesten Worte gegeben (!), damit ich sie je länger je ärger gemacht habe, und die Bauern nur sich vom Flehen desto mehr gebläht haben. Nu aber, weil sie verstockt, schlecht, kein Gutes, sondern eitel Böses zu thun beschlossen haben (er meint das Augsburger Reichstagsedict), daß keine Hoffnung da ist, will ich auch hinfurt mit den Bösewichten mich zufluchen und zuschelten bis in meine Gruben, und sollen kein gut Wort mehr von mir hören. Ich will ihn mit meinem Donnern und Blitzen also zu Grabe läuten.“ „Denn ich kann nicht beten, ich muß dabei fluchen. Soll ich sagen: Geheiligt werde Dein Name, so muß ich dabei sagen: Verflucht, verdammt, geschändet müsse werden der Papisten Name. Soll ich sagen: Dein Reich komme, so muß ich dabei sagen: Verflucht, verdammt, verstört müsse werden das Pabsttumb. Soll ich sagen: Dein Wille geschehe, so muß ich dabei sagen: Verflucht, verdammt, geschändet und zunichte müssen werden alle Gedanken und Anschläge der Papisten. Warlich, so bete ich alle Tage mündlich und von Herzen ohn Unterlaß, und fühle auch wol, daß es erhört wird. Denn man muß sehen Gottes Wunder, wie er diesen schrecklichen Reichstag und das unmäslich Dräuen und Wüten der Papisten zunichte macht und auch forter sie gründlich zu nichte machen wird. Dennoch behalt ich ein gut, freundlich, fridlich und christlich Herz gegen jedermann, das wissen auch meine größten Feinde.“ (Wider den Meuchler zu Dresden, 1531. Erl. Ausg. 25, S. 107 und 108). Ich muß gestehen, daß er diese letzten Worte durch seine Briefe und Brandschriften so vollständig Lügen straft, daß mir die Naivetät dieser Heuchelei völlig unfaßbar ist. Was für ein friedlich, freundlich Herz er hat, werden wir bald Gelegenheit haben, noch besser zu verstehen.

Wie sein Beten voll Fluchens und Schmähens, so auch seine Predigten. Obgleich manche schöne Einzelheiten in denselben vorkommen, so waren sie mir doch bald wegen des ewigen Fluchens und Lästerns auf seine Gegner widerlich. Ich hatte sie mir gleich bei meinem Pfarrantritt

---

„Numina coelestem nobis peperere Lutherum. Nostra diu majus saecla videre nihil. Quem si pontificum crudelis deprimit error, Non feret iratos impia terra deos.“ (Die Gottheiten haben uns geboren den himmlischen Luther. Lange haben unsere Zeiten nichts größeres gesehen. Sollte des Papstes grausamer Irrtum ihn unterdrücken, So wird die gottlose Erde nicht ertragen den Zorn der Götter.“) Vergl. Janssen a. a. O., wo die Belege. — Sind diese heidnischen Verse nicht von Luther selbst, wie man aus seiner Herkunft aus humanistischen Kreisen vermuten könnte, so hat er sie doch durch ihre Aufnahme und Duldung in seinen Schriften gutgeheißen. Ein seltsamer Contrast zu den Bildern von Hölle, Teufel, Huren und Antichrist, die seine Feder von der Kirche zu malen sich bemüht.

angeschafft und habe sie sämtlich durchstudiert, aber mit großer Enttäuschung dann weggelegt und gefunden, daß mein seliger Vater Recht hatte, als er mir prophezeite, daß ich nicht viel davon haben würde.

Das bösartigste in seinem Schmähen ist nach meinem Gefühl die immer wiederholte Anschuldigung gegen seine Gegner, daß sie in ihrem Gewissen überführt seien, er sei Gottes Gesandter und habe allein die Wahrheit, und Gott selbst bekenne sich zu ihm, daß jene aber wider bessere Erkenntnis aus rein teuflischer Bosheit und Liebe zur Lüge und aller Sünde wider die göttliche Wahrheit sich verstockten. Zum Belege dieser entsetzlichen Anschuldigung folge z. B. seine „Gloße auf das vermeintliche kaiserliche Edict“, 1531 (Erl. Ausg. 25): „Ihr Herz dachte: Böse ist unser Sachen, das wissen wir wohl; aber wir wollen sagen: Der lutherschen Sache ist verlegt, so ists gnug; wer will uns zwingen, daß wir solche Lügen müßten wahr machen.“ Dann versichert er weiter, die Verfasser der Confutation hätten ein „böses, scheues, flüchtiges, verzagtes Gewissen“; wider ihr eigenes Gewissen hätten sie verstockter Meinung und Bosheit gesagt, die Augsburger Confession sei vom Evangelio „verlegt“, während sie wol gewußt hätten, „daß das ganz erstunken und erlogen war“; aber sie hätten müssen „ihr falsch Herz und Gewissen in diesem Edict herausspeien.“ Diese Art und Weise ist um so widerlicher, als er in derselben Schrift seinen Gegner schilt: „Wer hat dir, Gottesdieb, Macht gegeben, andrer Leute Herzen und Sinn zu urteilen?“ (S. 92.) Wenn das Edict Keuschheit der Priester fordere, so sei das eitel Spiegelfechterei, da das den Bischoffen „Schaden thäte in der Küchen, wo die armen Pfaffen nicht sollten H . . . ngeld und Milchgeld geben. Summa es sind verzweifelte Buben in der Haut, daß sie solchen Artikel stellen, da sie wol wissen, daß er nicht zu erheben sei, und die Bischoffe selbst und Tumbherren ihre schändliche öffentliche H . . . . ei nicht lassen können noch wollen und die allergrößten H . . . njäger sind auf Erden, was keins Zeugen darf, sie treibens unverschämt vor aller Welt, und wollen andere Leute zur Keuschheit zwingen. O wie fein lautets, wenn ein Bischof ein Erzh . . . ntreiber ist, und heißt einen armen Pfaffen keusch leben.“ (S. 78.) So redet derselbe Mann, dessen empfindlichster Punkt seine eigene „Keuschheit“ und „Ehe“ war, der ein Jahr vorher in seiner „Vermahnung an die Geistlichen zu Augsburg“ denselben droht, wenn sie seine „Ehe“ nicht zufrieden ließen, dann wolle er sie „meisterlich ausputzen“ mit ihren H . . . n und geraubten Eheweibern, „die ihr und wir wissen, daß ihr sie mit kein guten Gewissen habt, dazu fur der Welt nicht anders als eurer H . . . n bekennen und euch als die H . . . ntreiber und H . . . nwirte, beide vor Gott und der Welt nennen und urteilen lassen müsset.“ (S. 367 in Erl. Ausg., Band 24.) „Denn so lange ihr unser Ehe nicht zufriden laßt, sollt ihr auch nicht viel Freude und Ehre von eurer H . . . . ei und endchristlicher

Bischofferei haben. Sterbe ich darüber, so sind andere da, die es besser können. In Summa, wir und ihr wissen, daß ihr ohn Gottes Wort lebt, wir aber Gottes Wort haben." (S. 369.) So setzt sich der Mann hier zu Gericht über die Geschlechtssünden anderer, der in schamlosester, unzüchtiger Weise gepredigt und geschrieben hat über die Ehe, und die Heiligkeit derselben zerstört hat. Aus dieser Art Rachedrohung blickt nach meinem Gefühl ein unbeschreiblich hämischer und unreiner Geist hervor, der ein Wohlgefallen hat daran, den Schlamm anderer auseinanderzutreten und ihre Schande in alle Welt auszuposaunen, während er doch selbst gerade in dieser Beziehung gleich seinem Collegen Zwingli sehr empfindliche Achillesferse zeigt.

Drittes Kapitel.

Luthers blutige Wünsche.

Eine andere seiner Beschuldigungen ist die, daß seine Gegner nach dem Blute der Lutherschen trachten. Er nennt sie gern „Wölfe", „Bluthunde", „mörderische und blutgierige Papisten", „blutdürstige Tyrannen". Man vergleiche, wie er über andere urteilt, denen er schuld giebt, mit Gewalt ihre Anschauungen durchgesetzt zu haben, und welche Ausbrüche der rohesten Leidenschaft und Ratschläge blutigen Umsturzes er selbst giebt, um seine Lehre durchzusetzen und seinem infernalischen Hasse gegen die ganze bisherige Ordnung der Kirche Genüge zu thun. Papst Gregor VII. stellt er unbekümmert um Geschichtsfälschungen dar als einen „Verräter und Bösewicht", der den Sohn wider den Vater (Kaiser Heinrich IV.) aufgehetzt, den Kaiser abgesetzt habe „und ließ ihn so jämmerlich im Bann sterben" (man beachte diese kolossalen Geschichtslügen oder die ebenso kolossale Unwissenheit); „und das alles nur umb zeitlichs Gut, Pracht und Gewalt willen." Er wolle aber annehmen, der Kaiser habe wirklich Unrecht und der Papst Recht gehabt, „so doch die Historien verneinen", so sei es doch „unleugbar, daß derselb Kaiser Heinrich nicht den Glauben nach Gottes Wort angetastet" habe, es habe sich nur um Geld und Gut gehandelt (man beachte diese Verdrehung aller sittlichen Begriffe, als ob Simonie, Verkaufung geistlicher Stellen, noch dazu an schlechte Subjecte, die Heinrich betrieb, keine Sünde wider den Glauben wäre). „Hie, sag ich, hat der Pabst wider das Evangelium gehandelt, denn er sollte dem Übel nicht widerstanden und fahren lassen haben, was nicht bleiben wollt, wie Matth. 5, 39 klärlich Christus lehret. Ja ob der Kaiser auch wider Gottes Wort gehandelt hätte, sollts der Pabst auch gelitten und das Leben darüber gelassen haben, wie ein frommer Statthalter Christi seines HErrn. Nun aber widerstand er nicht allein dem

Übel und rächet sich selbst, sondern thut so viel Übels seinem Widersacher, vergoß so viel Blut, richtet so viel Uneinigkeit an, daß greulich zu lesen ist, und ließ auch nicht ab, bis er den Kaiser bracht ums Kaisertumb, umb Land und Leut, umb Leib und Leben, umb Ehr und Freund, umb Sel dazu, so viel an ihm gelegen war." (Wider den neuen Abgott 1524. Erl. Ausg. 24, S. 241.) Wie er vorher dem verstorbenen Papste Hadrian wegen der von diesem gar nicht geschehenen Verurteilung zweier ketzerischer Mönche die Lehre giebt: „Sintemal recht Christen sonderlich im geistlichen Amt niemand morden, sondern allein meiden und entziehen", so nennt er den heil. Bischof Benno von Meißen einen „Pabstheuchler", „vielfachen Mörder", „Blutvergießer und Ursacher alles Unglücks in deutschen Landen und einen Feind des Evangelii, einen Gesellen des Antichrists (Gregor VII.), zu dem er sich geschlagen und seiner Bosheit teilhaftig gemacht habe, und urteilt: „Ist Benno in solchem Gewissen gestorben und hat solche Untugend nicht gebüßet, so ist er gewißlich zum Teufel gefahren." Und weshalb? Weil er Mut genug hatte, es mit dem Papste zu halten wider den schändlichen Heinrich IV. und das Recht der Kirche zu verteidigen wider das cäsaropapistische Antichristentum des Kaisers. Ich bitte nun den geneigten Leser, diese dem Evangelio entnommenen Sätze Luthers, die er allerdings hier falsch anwendet, im Sinne zu behalten und anzuwenden, wenn er die folgenden Auslassungen Luthers an sich vorübergehen läßt.

Betrachten wir zuerst einen Augenblick das „eigentliche Kriegsmanifest der luthersch=huttenschen Revolutionspartei", wie Janssen die berüchtigte Brandschrift „An den christlichen Adel deutscher Nation" vom Jahre 1520 treffend bezeichnet, jetzt nur nach der Seite hin, insofern Luthers Leidenschaft darin sich offenbart. Falls der Papst „ein recht frei Concilium" sollte hindern wollen, so solle die weltliche Gewalt sein Bannen und Donnern verachten „als eines tollen Menschen Vornehmen und ihn in Gottes Zuversicht wiederum bannen und treiben, wie man mag." Schon hierin spricht derselbe blutige Umsturzgeist, wie aus dem Pamphlete seines Freundes Hutten. Rom wird Sodom und Gomorrha verglichen, auf das Gott Feuer und Schwefel regnen lassen müßte, ein „teuflisch Regiment", eine „öffentliche Räuberei, Trügerei und Tyrannei der Höllen"; jeder päpstliche Bevollmächtigte solle, falls er nicht abstehe, genötigt werden, „in den Rhein und das nächste Wasser zu springen und den römischen Bann mit Brief und Siegel zum kalten Bade zu führen." Gleichzeitig erschien eine Ausgabe der von Prierias gegen Luther veröffentlichten Schrift „Über das unfehlbare öffentliche Lehramt" mit Luthers Randglossen versehen. Nicht genug, daß er im Vorworte Rom eine Synagoge Satans nennt und allen flucht, die noch Gemeinschaft mit demselben hielten; im Nachworte kommt die ganze Tiefe des lutherschen Umsturzgeistes in unverblümten Worten zum Vorschein: „Wenn die Raserei der Romanisten so fortfährt, so scheint

mir kein anderes Hülfsmittel übrig zu bleiben, als daß der Kaiser, die Könige und Fürsten mit Gewalt der Waffen dazu thun, sich rüsten und diese Pest des Erdkreises angreifen, und die Sache zur Entscheidung bringen, nicht mehr mit Worten, sondern mit Eisen." (Wie fein reimt sich diese Blut- und Eisenpolitik mit den oben citierten gleißnerischen Worten!) „Wenn wir Diebe mit dem Strang, Mörder mit dem Schwerte, Ketzer mit dem Feuer bestrafen, warum greifen wir nicht vielmehr mit allen Waffen diese Lehrer des Verderbens an, diese Cardinäle, diese Päbste und das ganze Geschwärm der römischen Sodoma, welche die Kirche Gottes ohne Unterlaß verderben, und waschen unsere Hände in ihrem Blut." (Op. lat. 2, S. 107.)

Einen ähnlichen Ton schlägt Luther an in einem Briefe an Spalatin (Februar 1520), in welchem er sich gegen die von diesem ihm gemachten Vorwürfe wegen seiner Heftigkeit zu verteidigen sucht. „Ich beschwöre Dich, wenn Du die rechte Gesinnung vom Evangelio hast, glaube doch nicht, daß die Sache desselben könne getrieben werden ohne Tumult, ohne Skandal, ohne Aufruhr. Du wirst aus dem Schwert keine Feder und aus dem Krieg keinen Friden machen. Das Wort Gottes ist Schwert, ist Zerstörung (ruina), ist Skandal, ist Verderben, ist Gift, und wie Amos sagt, wie der Bär am Wege" ꝛc. Über Huttens Tätigkeit schreibt er an Staupitz, wahrscheinlich um diesen wieder auf seine Seite zu bringen: „Hutten und viele andre schreiben tapfer für mich, und bereiten täglich Lieder, welche jenes Babel wenig ergötzen werden." In seiner Verdammung durch die Bulle sieht er die Verdammung Christi. Daher sei große Gefahr vorhanden, daß Staupitz unter das Wort fallen möchte: Wer mich verleugnet ꝛc. „Ich mag ja erfunden werden stolz, geizig, Ehebrecher, Mörder, Gegenpabst, schuldig aller Laster; nur will ich nicht gottlosen Schweigens beschuldigt werden, während der HErr leidet" ꝛc. „Denn ich hoffe, durch solch Bekenntnis absolviert zu werden von allen meinen Sünden. (Ist das auch Spott oder ist es Ernst?) Daher habe ich die Hörner aufgerichtet wider diesen römischen Götzen und wahren Antichrist mit Zuversicht. Nicht ein Wort des Friedens, sondern ein Wort des Schwerts ist das Wort Christi." (Interessant ist in diesem Briefe auch das Geständnis: Tibi adest nimia humilitas, sicut mihi nimia superbia.) De Wette I, 557, 558. Noch deutlicher ist der Brief vom 13. November 1520 an Spalatin (ibid. Seite 523): „Ich freue mich, daß Hutten vorwärts gegangen ist; wenn er doch den Marinus und Alexander eingefangen hätte. Hutten und Sickingen bereiteten einen Revolutionskrieg vor, mit dem Aushängeschilde, „dem Evangelium Luthers eine Öffnung zu machen", in Wirklichkeit, um alle bestehende Ordnung umzustürzen und dabei für sich zu fischen. Insbesondere freut sich ihr Mitwisser und Mitarbeiter Luther hier über die mörderischen Anschläge Huttens

auf jene beiden Gesandten des Papstes. Liest man daneben die Äußerungen Luthers, die von Mut und Gottvertrauen überfließen, Bereitschaft zum Martyrium aussprechen, versichern, daß Luthers und Christi Sache ein und dieselbe sei, und daher letzterer erstern nicht im Stich lassen werde, so muß man es fast aufgeben, einen einheitlichen und einfältigen Sinn und Charakter bei Luther zu finden. Denn diese Reihe seiner Äußerungen ist gar nicht in Einklang zu bringen mit denen, die den Geist des Umsturzes, des Blutdurstes, der Eisen- und Blutpolitik in schrecklicher Weise aussprühen. Dort freut er sich über Huttens blutige Anschläge und in einem Briefe vom 16. Januar 1521 schreibt er an Spalatin: „Was Hutten will, siehst Du (nämlich Begünstigung der Aufruhrpläne Huttens durch den Kurfürsten). Ich wollte nicht, daß man mit Gewalt und Mord für das Evangelium streite; in diesem Sinne habe ich geschrieben an den Mann (ad hominem). Durchs Wort ist die Welt besiegt, durchs Wort ist die Kirche erhalten, durchs Wort wird sie reformiert werden. Aber auch der Antichrist, wie er ohne Gewalt seinen Anfang genommen, wird er ohne Gewalt zermalmt werden durchs Wort. Ich schicke auch meinen Brief an den Kurfürsten.“ Die unterstrichenen Worte werden den Zwiespalt dieser Äußerungen Luthers erklären. Der Kurfürst wollte nichts wissen von den Huttenschen Revolutionsplänen; daher wollte Luther in seiner für des Kurfürsten Auge bestimmten Antwort an Hutten auch nichts davon wissen, damit der Kurfürst, dessen Schutz Luther noch nötig zu haben glaubte, den Eindruck bekomme, dieser habe Hutten im Sinne seines Fürsten beantwortet. (Vergl. Janssen a. a. O. 106, 107.) Der schlauen Berechnungskunst Luthers, die über Winkelzüge, lügnerische Vorbehalte, Listen nicht stolperte, werden wir noch öfter begegnen. Ich für meine Person bin überzeugt, und zwar aus einer Reihe Auslassungen Luthers selbst, daß Cochläus nicht lügt, wenn er erzählt, er habe Luthers Briefe an Hutten gesehen und dieselben cruentas (blutdürstige) nennt. Psychologisch suche ich mir Luthers Verhalten aus seiner engen Verbindung mit den Humanisten, denen er durch seine frühere Entwickelung angehörte, zu erklären. Obgleich er in seiner fixen Idee, von Gott zu einem besonderen Rüstzeug auserlesen und zu großen Dingen bestimmt zu sein, und seine Lehre durch Inspiration empfangen zu haben, ein unerschütterliches Vertrauen auf den Beistand Gottes setzte, zugleich auch in tapfere Kühnheit gegenüber der möglichen Hinrichtung sich hineinversetzt hatte, so war andererseits sein infernalischer Haß gegen die bestehende Kirche so groß, daß er sich von demselben verleiten ließ, die Worte Christi von dem Schwert, das er bringe, fleischlich zu deuten, und es für erlaubt zu halten, auch mit Hülfe von Aufruhr und Mord dem Evangelium eine Öffnung zu machen. Er selbst wollte ja nicht aufruhren und morden, sondern nur predigen und schreiben. Dabei hatte er sich längst eingeredet, daß er eine schon über-

große Langmut und Demut gegen seine Feinde gezeigt habe und durch sie gereizt, aber vom Geiste Gottes getrieben werde. Besonders charakteristisch ist seine Äußerung an Lange (18. August 1520. De Wette I, 478): „Wir hier sind überzeugt, daß das Pabstthum der Sitz des wahren und leibhaftigen Antichrists ist und glauben, daß gegen dessen Hintergehung und Schlechtigkeit um des Heils der Seelen willen alles erlaubt ist." (Hier aus Luthers Munde in optima forma jener Satz: Der Zweck heiligt die Mittel. Ich denke, schlagender kann er nicht beweisen, daß seine angebliche Inspiration und göttliche Mission nur eine Einbildung seines Hirns ist.) *). „Ich für mich bekenne, daß ich dem Pabst keinen andern Gehorsam schuldig bin, als den, welchen ich dem wirklichen Antichrist schulde." **) Vergleiche an Lange vom 6. März 1521 (De Wette I, 568). „Denn ich bin von den Gesetzen des Ordens und des Pabsts gelöst und excommuniciert durch die Autorität der Bulle (die Bannbulle); worüber ich mich freue und frohlocke, nur daß ich die Kleidung und das Kloster nicht verlasse." (Dies letztere ist sehr kluge Berechnung.) Nicht minder instruktiv für den innern Zustand Luthers ist das Bekenntnis: „Mit Recht mahnst Du mich an die Bescheidenheit: Ich fühle es auch selbst, aber ich bin meiner nicht mächtig, ich werde hingerissen, ich weiß nicht,

*) Mit dieser Auslassung Luthers harmonieren die Herzensergüsse der Revolutionäre späterer Zeiten vollkommen, die deshalb auch ein Recht haben, den Wittenberger Demagogen zu den ihrigen zu zählen. Proudhon äußert sich in seinem Buche: „Von der Gerechtigkeit in der Revolution und in der Kirche" unter andern: „Es giebt nur noch zwei Gewalten in der Welt, die Kirche und die Revolution; die Revolution wird erst an dem Tage triumphieren, wo die römische Kirche zerstört sein wird." (Um dies Ziel desto sicherer zu erreichen, erstrebte Luther schließlich eine Revolution von oben.) Piccola-Tigra (erdichteter Name), eins der Häupter der geheimen Gesellschaften in Italien, bezeichnet als Ziel der höheren Grade derselben (die der niederen Ordnung richten sich nur gegen die Throne): „Wir verfolgen ein höher gelegenes Ziel: Wir conspirieren nur gegen Rom. Die Revolution in der Kirche, das ist die Revolution in Permanenz, das ist der notwendige Sturz der Throne und der Dynastie. Um in der Kirche unsere Zwecke zu erreichen, müssen wir uns aller Zwischenfälle bedienen, müssen wir uns alle Eventualitäten zu nutze machen." Das ist ganz und gar die Politik Luthers. Jene Instruction hat Cretineau-Joly später verraten. „Unser Ehrgeiz," heißt es in einem Briefe desselben Parteihauptes an Rabius (vom Jahre 1846), „beschränkt sich auf eine Revolution in diesem oder jenem Lande allein. Das erreicht man immer, wenn man will. Um der alten Welt den sicheren Todesstoß zu geben, halten wir es für notwendig, den katholischen und christlichen Keim zu ersticken." Demgemäß verwirft eine andere Instruction den Mord der Katholiken, weil dadurch nur Märtyrer und neuer Zuwachs der Kirche geschaffen würden, und empfiehlt planmäßige sittliche Corruption des katholischen Volkes und Entchristlichung der Schulen. — Es ist echt luthersch gedacht, was ein Herr Reinkens kürzlich in Crefeld riet: Die Gewalthaber sollten den Papst auf einer einsamen Insel aussetzen.

**) Nos hic persuasi sumus, papatum esse veri et germani illius Antichristi sedem, in cujus deceptionem et nequitiam ob salutem animarum nobis omnia licere arbitramur. Ego pro me confiteor Papae a me nullam deberi obedientiam nisi eam, quam *τῷ γνησίῳ ἀντιχρίστῳ* debes. Caetera tu cogita, nec temere nos judices: est quod nos in hac sententia concludat.

von welchem Geiste, während ich mir bewußt bin, niemand übles zu wollen; aber es stacheln mich auch jene aufs wüthendste, so daß ich den Satan nicht genug beachte.“ (An Pellicamus, Januar 1521. De Wette I, 555.) Daß er nicht nur die eigene Maßlosigkeit und Unverschämtheit im Schmähen gar nicht erkennt und fühlt, indem er immer nur von der ihm maßlos erscheinenden, in Wirklichkeit der seinigen nicht im entferntesten gleichkommenden Redeweise seiner Gegner gereizt worden sein will —, sondern daß er seine Heftigkeit für den heiligen Zorn des ihn treibenden heiligen Geistes angesehen wissen will, tritt in seinen Entschuldigungen hervor, besonders deutlich in einem Briefe an Link vom 19. August 1520. Hier beruft er sich auf Paulus, der seine Gegner auch gescholten und bald Hunde, bald Verderber, bald eitle Schwätzer, bald falsche Werkheilige, bald Satansknechte genannt habe. „Wer sieht nicht, daß die Propheten aufs heftigste losgegangen sind? Aber diese (Scheltworte der Propheten und Apostel) sind verbraucht, deshalb haben sie aufgehört, die Menschen in Bewegung zu bringen.“ „Wer weiß, ob nicht der Geist durch seine Heftigkeit mich treibt, da es gewiß ist, daß ich weder von Ehrgeiz, noch von Geldgeiz, noch von der Lust am Schmähen so getrieben werde. Von Rache will ich nichts sagen, der Herr möge verzeihen; auch das wird nicht von mir betrieben, daß ich einen Aufruhr erregen wollte, sondern daß ich einem allgemeinen Concil Freiheit verschaffe.“

Zur Vernichtung des leibhaftigen Antichrists und seines Reiches ist alles uns erlaubt „wegen des Heils der Seelen“, das ist der eine Glaubensgrundsatz Luthers. Der Papst und die bestehende Kirche ist der leibhaftige Antichrist und sein Reich, das ist sein zweiter Glaubensartikel. Ich aber bin mir bewußt, meine Lehre unmittelbar von Christus empfangen zu haben, und alles, was ich zu ihrer Verbreitung und Herrschaft beginne, aus dem Antriebe des heil. Geistes zu thun, wogegen in alle Ewigkeit verdammt ist, wer sich wider mich und mein Evangelium setzt; das ist sein dritter Glaubenssatz. Dieser furchtbare Fanatismus kann die Zeit nicht erwarten, daß er als ein neuer Elias seine Hände im Blute der Bischöfe bade und seine Augen ergötze an der Folter des Papstes und seines „Gesindes“. „Darnach sollte man ihn selbst den Papst, Cardinäl und was seiner Abgötterei und päpstlichen Heiligkeit Gesind ist, nehmen und ihnen als Gotteslästerern die Zungen hinten zum Hals herausreißen und an den Galgen annageln an der Reihe her.“ „Darnach ließe man sie ein Concil oder wie viele sie wollten halten am Galgen oder in der Hölle unter allen Teufeln. (Wider das Papsttum zu Rom. De Wette 26, S. 155.) „Wolan, wenn ich Kaiser wäre, wüßt ich wol, was ich thun wollt. Die lästerlichen Buben allesammt, Papst, Cardinal und alles päpstliche Gesind zusammen koppeln und gürten, nicht weiter denn 3 Meilen Wegs von Rom gen Ostia führen; daselbst ist ein Wasserlin,

lateinisch Mare Tyrrhenum, ein köstlich Heilbad wider alle Seuche, Schaden, Gebrechen, päpstlicher Heiligkeit, aller Cardinäl und seines großen Stuels, darauf wollt ich sie säuberlich einsetzen und baden. Und ob sie sich wollten fürchten vor dem Wasser, wie gemeiniglich die besessenen und wahnsinnigen Leute das Wasser scheuen, wollt ich ihnen zur Sicherheit mitgeben den Fels, darauf sie und ihre Kirche gebaut ist; auch die Schlüssel, damit sie alles binden und lösen können, was im Himmel und auf Erden ist, auf daß sie dem Wasser zu gebieten hätten, was sie wollten; dazu sollten sie auch den Hirtenstab und Keule haben, damit sie das Wasser möchten ins Angesicht schlagen, daß ihm Maul und Nase blutet; zuletzt sollen sie auch die Weide mit haben zum Labetrunk und Lusttrunk im Bade, alle Decret, Decretal, Sexti, Clementi, Extravagant-Bullen, Ablaß, Butter-, Käse-, Milchsbriefe an den Hals gehängt, damit sie allenthalben sicher wären; was gilts, wenn sie eine halbe Stunde in demselben Heilbade hätten gebadet, es sollte all ihre Seuche, Schaden und Gebrechen ablassen und aufhören, da wollt ich Bürge für sein und meinen Herrn Christum zu Pfande setzen." (S. 208.) Nachdem er dann die weltlichen Machthaber aufgefordert, dem Papste und der Kirche alle Kirchengüter wegzunehmen und außerdem ihn zum Erstatten dessen, was in den Jahrhunderten zum Unterhalte derselben gedient hat, zu nötigen, fährt er fort: „Und wo er solchs nicht zu bezahlen noch zu erstatten hätte, daß man mit ihm und allen Kardinälen und ganzem Hofe das Fuchsrecht spielete, die Haut über die Köpfe streifete und also mit der Haut bezalen lehrte, darnach die Strümpfe (die Rumpfe oder Leichname) in das Heilbad zu Ostia oder ins Feuer würfe. Siehe, siehe, wie wallet mein Blut und Fleisch, wie gern wollt es das Papsttumb gestraft sehen." (S. 210 ff.) So schreibt der Evangelist Gottes im Jahre 1545, ein Jahr vor seinem Tode; man fühlt seinen Worten die ungezähmte Wildheit rohester Leidenschaft und Brutalität an, die, wenn sie nur die Macht gehabt hätte, diesen Worten entsprechende Thaten würde verübt haben. Denn ohne Blutvergießen kann Christi Lehre nicht zur Herrschaft kommen, sagt er. Das ist richtig, nur daß er die Sache umkehrt und nicht sein und seiner Jünger Blutvergießen meint und will, sondern das Blut derer, denen er mit Umsturz aller bestehenden Ordnung seine Autorität, Lehre und Oberherrschaft aufdringen, oder sie vom Erdboden vertilgen will.

Wie ich schon oben angedeutet habe, läßt sich dieser, vor keiner Gewaltthat zurückschreckende, Ströme des Blutes derer, die die bestehende Ordnung der Kirche verteidigten mit ihrem Worte, begierig fordernde Fanatismus Luthers leichter verstehen, wenn man seine enge Verbindung mit der revolutionären Adelspartei in Erwägung zieht. Diese bezeugt er selbst: „Hutten hat mir Briefe geschickt, welche von gewaltiger Heftigkeit gegen den römischen Pontifex (Papst) kochen; er schreibt, daß er jetzt mit

Schriften und mit Waffen gegen die priesterliche Tyrannei losstürmen werde; dazu bewogen, weil der Papst Dolche und Gift gegen ihn in Bewegung gesetzt habe und dem Mainzer Bischof befohlen, ihn gefangen und gebunden nach Rom zu senden. O eine des blinden Pabst würdige Unsinnigkeit" (sagt er) (dies alles war rein erlogen, um den gemeinschaftlichen Haß gegen den Papst zu schüren). Dann erwähnt Luther das Verbot, welches der Bischof von Mainz gegen die Brandschriften Huttens erlassen hat, und findet in dem Zusatz „und ähnliche Schriften" seine eigenen gemeint (ubi meos occulte taxat sc. libros). „Aber wenn er auch mich mit Namen genannt und ebenso behandelt hätte, werde ich doch mit Hutten auch meinen (Geist und) Heftigkeit verbinden, und derart mich entschuldigen, daß ich den Mainzer Bischof nicht erfreuen werde. Vielleicht beschleunigen sie selbst das Ende ihrer Tyrannei durch diesen Anschlag." (Brief an Spalatin, 11. September 1520, De Wette I, 486.) Letzteres kann offenbar nur in dem Sinne verstanden werden, daß Luther hofft, der Ausbruch der von Sickingen und Hutten vorbereiteten Adelsrevolution würde beschleunigt werden. „Der Mainzer Bischof hat die Schriften Huttens und die wider den Papst herausgegeben waren, öffentlich verboten und provociert dadurch das Unglück auf seinen Kopf. Hutten gürtet sich mit gewaltigem Geiste, indem er wider den römischen Pontifex mit Waffen und seinem Ingenium die Sache versucht." (An Spalatin, 3. October 1520. De Wette I, 492.) Wie Hutten, predigt er ungescheut den Aufruhr gegen die Bischöfe und frohlockt im Hinblicke auf die Huttenschen Brandschriften: „Guter Gott, was wird das Ende dieser neuen Dinge sein? Das bislang unbesiegte Papsttum fange ich an für ein solches zu halten, das zusammenstürzen kann über aller Hoffnung hinaus; oder der jüngste Tag ist da." (An Spalatin, 15. December 1520. De Wette I, 533.) Daß er, mit solchen Bundesgenossen, wie Sickingen und Hutten, verbündet und durch ihre Waffen geschützt, das Seinige thut, für den allgemeinen Zerstörungsplan nach Kräften mitzuwirken, paßt ja freilich zu seiner sonst beteuerten Friedensliebe, „stillen" Lehrthätigkeit, Demut und Gott allein sich überlassenden Ergebung, wie die Faust aufs Auge. Indes, nachdem er in der Erkenntnis und Gewißheit, daß niemand selig werden kann, der den Pabst nicht bekämpft (De Wette I, 522), der nicht wider die Statuten und Gebote der Bischöfe mit allen Kräften auf Tod und Leben ankämpft (De Wette I, 578), jedermann dem göttlichen Gerichte übergeben hatte, der nicht beistimmte seinem Aufrufe an Kaiser, Fürsten, Städte und alle Welt, dem Papste sich zu widersetzen und dem „gewaltigen Frevel" dieses „ungerechten Richters", dieses „verstockten, irrigen, in aller Schrift verdammten Ketzers und Abtrünnigen" ein Ende zu machen (Erl. Ausg. 24, 28 ff.) — so war es das Nächstliegende, mit der bischöflichen Ordnung in Deutschland aufzuräumen. Und da nach seiner Überzeugung

„um des Heils der Seelen willen“ alles ihm und seinen Verbündeten erlaubt war zur Vernichtung des Pabsttums, so machte ihm die Teilnahme an einer politischen Umsturzpartei keine Schwierigkeiten. Im Herzen „wünschte er niemand Übels“, auch dem Papste und den Bischöfen nicht, auch in dem Augenblicke nicht, wo er ihnen in der Phantasie und im Wunsche seines wallenden Blutes die Haut über die Ohren zog oder sie im tyrrhenischen Meere ersäufte. Das geschah alles in majorem Dei gloriam und „zum Heile der Seelen“, und er war sich dabei unter wiederholter Berufung auf das künftige Gericht Gottes bewußt, daß er niemanden Übels wolle im Herzen. Gleichwie sein Mund von Versicherungen seiner Friedensliebe und Unterwerfung unter die Entscheidungen der kirchlichen Obern, und Beteuerungen der reinsten Absichten überfloß, während er gleichzeitig an seinen maßlosen bösartigen Brandschriften arbeitete und seine Gegner mit der ätzenden Lauge eines von Verachtung und Geringschätzung strotzenden Hohnes übergoß. Der Zweck heiligt eben bei Luther die Mittel, in allem weiß er sich hingerissen von der Gewalt des in ihm herrschenden und ihn treibenden Geistes, den er selbstverständlich für den Geist Christi hält.

Viertes Kapitel.

Luthers Unehrlichkeit.

Wie mögen sich deshalb die asini asinissimi unterstehen, ihn der Streitsucht anzuklagen oder gar der Sophisterei! Wie wagen sie es, ihn, den zwar durch keine Wunder, auch nicht durch Heiligkeit des Wandels, aber doch durch seine Sprache hinlänglich beglaubigten Heiligen Gottes, vor ihre Tribunale zu laden zur Verantwortung oder gar zum Widerruf! Alle seine Schriften und Briefe atmen eine sittliche Empörung darüber aus, er sei ungehört verdammt. Begleiten wir ihn vor Cajetan, der bona fide (im guten Glauben) sich befindet, der Mönch, der in den kriechendsten Ausdrücken dem Urteile des Papstes sich unterworfen hatte, komme zu widerrufen, so sehen wir ihn mit dem Anspruche auftreten, daß der Cardinal mit ihm disputieren und sich auf Untersuchungen einlassen solle. Gehen wir mit ihm nach Worms, wohin ihm, dem längst Gebannten, aus besonderer Gunst der Zutritt gestattet war gegen alles bisherige Recht und Ordnung, um ihm aber Gelegenheit zu bieten zum Widerruf und ehrlicher Unterwerfung, so sehen wir zwar anfangs ihn wieder mit einer zu seinen bramarbasierenden Schriften in einem wunderlichen Contraste stehenden Feigheit auftreten, dann aber durch die drohenden Dolche seiner bisherigen Mitverschworenen an seine Rolle mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit erinnert, und ermutigt durch die um Worms zusammen sich ziehenden Scharen des revolutionären Adels auch hier sich

gerieren, als sei der Reichstag ein Disputiersaal, und Kaiser und Reich da, um sich von ihrem Propheten, Evangelisten und Eleutherius belehren zu lassen. Hören wir ihn vorher, ehe er vor denen erscheint, die nicht anders denken konnten, als daß er komme, sich ihrem Urteile zu unterwerfen, so streichelt er sie mit den Sammetpfötchen einer Katze; hören wir ihn nachher, wenn nach Recht und Gerechtigkeit mit ihm verfahren ist, dann zischt und spuckt er nichts als Gift und Galle, und möchte am liebsten mit der ausgeholten Pranke und den sich lang hervorkrümmenden Krallen eines blutgierigen Raubtieres über alles herfallen und im Blute seiner Feinde seine christliche Rache kühlen. „Ich bin meiner selbst nicht mächtig", schreibt er selbst. Stets aber ist er allein der Unschuldige, stets das Lamm, das niemals das Wasser getrübt hat. „Man giebt mir Schuld, ich wollte die Laien dem Pabst, Pfaffen und Mönchen auf den Hals laden. Heißet denn das die Laien versöhnt und Pabst entschuldigt, wenn man sie mit öffentlichen unverschämten Worten frei hin heißet und gebeut, die Wahrheit und recht Lehre verbrennen, und die Lügen und Irrtum aufnehmen und in Ehren setzen, so verstehe ich nit mehr deutsch noch latein." „Was wäre es nu Wunder, ob Fürsten, Adel und Laien den Pabst, Bischof, Pfaffen und Mönche über die Köpfe schlügen und zum Lande ausjagten. Ist doch noch nie gehört worden in der Christenheit und gräulich zu hören, daß man sollt dem christlichen Volke öffentlich gebieten, Wahrheit zu läugnen, verdammen und verbrennen." „Daraus hoffe ich, sei es offenbar, daß nit Doctor Luther, sondern der Pabst selbs, mit Bischoffen, Pfaffen und München, durch diese lästerlichen Schmachbullen nach ihrem eignen Unfall ringen und die Laien gern auf ihren Hals laden wollten." (Wider die Bulle des Antichrists. Erl. Ausg. 24, 35 ff.) Hiermit stelle ich zur Vergleichung zusammen einen Brief an Staupitz vom 14. Januar 1521 (De Wette I, 541), also bald nach jener Inauguration der Revolution durch die Verbrennung der päpstlichen Bannbulle. Zuerst erinnert Luther den Staupitz daran, daß dieser selbst ihm seiner Zeit in Augsburg gesagt habe: Memor esto, frater, te ista in nomine Domini nostri Jesu Christi incepisse (sei eingedenk, Bruder, daß du jene Sache angefangen hast im Namen unsers HErrn Jesu Christi), „quod verbum non a te, sed per te mihi dictum accepi, et memori valde mente repositum teneo." Dann fährt er fort: „Bisher ist es ein Spiel gewesen in jener Sache, ernstere Dinge stehen bevor, und, wie du gesagt hast, wenn nicht Gott es vollendet, so ist's unmöglich, daß es durchgeführt werde. Gänzlich in Gottes Hand ist schon die Sache gewaltiglich, wie niemand läugnen kann. Wer soll hier rathen? Was soll man denken? Ein ungeheurer Aufruhr wird aufgerührt in so außerordentlicher Weise, daß mir scheint, er könne nur durch den jüngsten Tag gestillt werden. Solche Erregung ist auf beiden Seiten. Nicht ist das Pabsttum von

gestern und ehegestern; wenn es auch excommuniciert und Bücher verbrennt und mich selbst tötet, so sind doch überhaupt ungeheure Dinge vor der Thür. Wie glücklich wäre der Pabst gewesen, wenn er die Sache angegriffen hätte vielmehr durch Anwendung guter Mittel zur Beilegung des Friedens, als durch Anwendung von Gewalt und Stürmen zur Vernichtung Luthers. Ich habe die Bücher und Bulle des Pabsts verbrannt, anfangs mit Zagen und Gebeten, jetzt aber freue ich mich darüber mehr als über irgend eine andre That meines ganzen Lebens: denn sie sind pestalischer als ich glaubte."

Nicht also Luther, sondern der Papst ist schuld daran, wenn nun ein ungeheurer Aufruhr ihn vernichtet, den Luther als Gottes Werkzeug wider ihn erregt. Denn er hat sich nicht unter Luthers Lehre gebeugt und sich nicht von ihm weisen lassen. Das sei eine Empörung wider Gott selbst. Darnach ist es Gottes Zorn, wenn Luther in Zorn gerät. Anders kann man nicht verstehen, wenn er sagt, daß wenn er nicht beten könne, er sich den Papst „mit seinem Geschwüren und Gewürm" vor die Augen stelle, dann erwarme er „und brenne für Zorn und Haß", dann „werde sein Gebet hitzig." (Erl. Ausg. 60, 107 ff.) Vergleiche das oben über seine Art, das heilige Vater Unser zu beten, Beigebrachte. In seiner Schrift „wider Hanswurst" nennt er den Papst „den andern Anfang dieses Lärmens." Er habe gehofft, vom Papste wider „Dr. Sau und alle Papisten" geschützt zu werden, „denn ich hatte meine Disputation also verwahret und gewapnet mit Schrift und päbstlich Decreten, daß ich sicher war, der Papst werde den Tetzel verdammen und mich segnen; schrieb ihm auch zu die Resolution mit einer demütigen Schrift, und gefiel solch mein Buch auch vielen Cardinälen und Bischöffen sehr wohl. Denn ich dazumal viel besser päbstisch war, weder Mainz und Heinz selbst je gewest sind, noch werden mögen und die päbstischen **Drecketen klärlich dastunden, daß die Quästores die Seelen nicht aus dem Fegfeuer mit Ablaß lösen könnten.** Aber da ich des Segens wartet aus Rom, da kam Blitz und Donner über mich; ich mußte das Schaf sein, das dem Wolfe das Wasser getrübt hatte; Tetzel gieng frei aus, ich mußte mich fressen lassen." „Dazu giengen sie mit mir Armen so fein pästisch um, daß ich zu Rom wol 16 Tage verdammt war, ehe die Citation mir zukam." (S. 54.)

Wenn man dies liest, ohne weitere genaue Vergleichung der Geschichte und ihrer Daten, wie könnte man zweifeln, Luther für das arme unschuldige Lamm zu halten. Diese Worte Luthers nötigen uns, etwas näher an der Hand seiner eigenen Aussagen, die sich an anderen Stellen finden, die Entwickelung des Handels uns kurz zu vergegenwärtigen. In dem oben erwähnten Schreiben „wider Hans Worst" führt Luther vorher als den einen Anfang seines Lärmens die Ablaßpredigten Johann Tetzels an und häuft eine Menge Beschuldigungen auf denselben, die bis heute

im Munde und in den Schriften der Protestanten als „Geschichte" leben. Diese Anklagen sind, wie die Quellen, namentlich was von Tetzel selbst, von seinen Predigten, sowie von anderer Zeitgenossen Äußerungen über ihn noch vorhanden ist, teils erlogen, teils höchst unwahrscheinlich. Es ist festgestellt, daß Tetzel nichts anders vortrug, als die Lehre der Kirche vom Ablaß. Das noch vorhandene „Instructions-Büchlein für Prediger zur Anpreisung des Ablasses aus Tetzels Feder beweist das, nicht minder die noch vorhandenen Predigtskizzen Tetzels. In einer der letzteren heißt es: „Denn nicht durch die Werke der Gerechtigkeit, die wir thuen, hat er uns erlöset, sondern durch seine heil. Barmherzigkeit. Es ist darum nötig die Rüstung des HErrn anzulegen." Dann wird der Ablaß überall nur als Erlaß der zeitlichen Sündenstrafen dargestellt, der nach dem Vorbilde der Bußpraxis der alten Kirche erteilt wird. Ausdrücklich wird von ihm reumütige Beichte zur Bedingung auch des Ablasses gemacht, und wahrhafte Gottesliebe. „Keiner verdient Ablaß, er sei denn in wahrhaftiger Reue und in der Liebe Gottes." Wer keinen Geldbeitrag hat, solle denselben „durch Gebet und Fasten ersetzen; denn das Himmelreich soll den Reichen nicht mehr denn den Armen offen stehen." u. s. w.*) Was nun Luthers Aussagen über Tetzel und seine Ablaßpredigt betrifft, so müssen wir anmerken, daß derselbe durch sein eigenes Bekenntnis, er habe der Zeit gar nicht gewußt, was Ablaß sei, seine Incompetenz in dieser Sache offenbart. „Der Ruhm war mir nicht lieb, denn ich wußte selbst nicht, was das Ablaß wäre, und das Lied wollte meiner Stimme zu hoch werden." (Wider Hans Worst. Erl. Ausg. 26, S. 53.) Seine Unwissenheit in diesem Stück documentiert er überhaupt öfter, indem er Ablaß und Absolution durcheinanderwirft, als sei beides mit einander identisch. Wenn Luther weiter in der angezogenen Schrift thut, als sei er durch Tetzel zu seinem Lärmen bewogen, so straft er sich selbst Lügen in dem Briefe an den kranken Tetzel (De Wette, Seidemann 6, 18; in der Ausgabe De Wettes weggelassen, warum?), wo er schreibt: Er möge sich

*) Die dem Tetzel von Vogel zugeschriebenen „Sündentaxen" ergeben sich schon dadurch als Fälschung, daß erstlich die Taxen in Geld berechnet sind, das in Deutschland zu Tetzels Zeit gar nicht gebräuchlich war, und zweitens die Berechnung ganz falsch ist (einmal 6 Tournois = 2 Ducaten, ein andermal 36 Tournois = 9 Ducaten, 90 Tournois = 12 Ducaten und 9 Carolin). Die Geschichte von Tetzels Ehebruch findet sich in Luthers Werken erst seit dem 17. Jahrhundert eingeschmuggelt; außerdem ist Tetzel nie in Innsbruck gewesen, wo sie sich zugetragen haben soll; die ganze Geschichte ist eine dem Bocaccio nachgebildete Anecdote. Die dem Ablaßkasten Tetzels angedichtete Aufschrift: „Wenn das Geld im Kasten klingt rc." wird wiederlegt durch die 56. Antithese Tetzels wider Luther: „Ist eine Seele gereinigt, so schwingt sie sich, ohne durch etwas gehindert zu sein, zur Anschauung Gottes empor, und wer da sagt, dies könne, nicht eher geschehen, als bis der Groschen auf dem Boden des Kastens klinge, irrt." Die amtlichen Urkunden über Tetzel kann man nachlesen in dem Aufsatze: Johannes Tetzel in Alte und Neue Welt. 1880. — Dies zur Steuer der Wahrheit.

keinen Kummer machen, denn die Sache sei von seinetwegen nicht angefangen, sondern das Kind habe viel einen andern Vater.

Wir haben vorhin aus Luthers Munde gehört, daß er sicher gewesen sei, der Papst werde Tetzel verdammen, ihn aber segnen. Denn er habe eine demütige Schrift an den Papst geschickt, die vielen Cardinälen und Bischöfen gefallen habe, wie er damals, als er nämlich diese Schrift geschrieben, viel päpstischer gesinnt gewesen sei, als Mainz und Heinz. Aber da er des Segens gewartet, sei der Fluch gekommen, und habe er das Lamm sein müssen, das dem Wolfe das Wasser getrübt; Tetzel sei frei ausgegangen, er aber habe sich fressen lassen müssen. Es ist nötig, diese Rede Luthers auf ihre Wahrhaftigkeit hin zu prüfen.

Gleich das ist eine Entstellung der Thatsachen, daß Tetzel frei ausgegangen sei. Er wurde von Miltitz schlecht und ungerecht behandelt, so daß er aus Gram darüber aufs Kranken- und Sterbebette kam, wo er den oben angeführten Brief Luthers empfing, während umgekehrt Luther in geradezu tactloser Weise von Miltitz geehrt und bevorzugt wurde.

Jene demütige Schrift, von der Luther spricht, ist sein Brief an Papst Leo X. vom 30. Mai, dem seine Resolutiones disputationum de indulgentiarum virtute beigegeben waren. De Wette bemerkt in seiner Überschrift zu diesem Briefe, daß Luther in des Papstes Gerechtigkeit und Wahrheitsliebe ein unbedingtes Vertrauen gesetzt habe, wie auch Luther selbst oben von sich behauptet, daß er damals besser päpstisch gesinnt gewesen sei, als die eifrigsten Papisten. Der Brief fließt wirklich über von einer kriechenden und speichelleckenden Demut, die eines Mannes, noch dazu eines solchen, der eine so maßlose Ueberzeugung von sich selbst hatte, völlig unwürdig ist. Der Papst hatte nämlich den interimistischen General der Augustiner-Eremiten, Gabriel von Venedig, am 3. Februar 1518 beauftragt, durch Briefe und Unterhandlungen den sächsischen Mönch zur Ruhe zu bringen. Darüber war Luther doch etwas angst geworden trotz seiner ruhmredigen Hoffart und trotz seiner schon damals feststehenden Überzeugung, er sei von Gott berufen, von Grund aus (funditus) die Kirche zu reformieren. Hören wir seine Sprache in jenem Briefe. Gleich im Anfange bezeichnet er sich als infans und incultus (unmündiges Kind und Bauer.) Er sei „pro zelo Christi, sicuti mihi videbar aut si ita placet, pro juvenili calore“ (vom Zorn Christi, wie es ihm geschienen habe, oder, wenn du lieber willst, von jugendlicher Hitze) entzündet worden, und doch schien es nicht meines Amts zu sein, in jener Sache etwas zu setzen oder zu thun.“ Nachdem er dann einige Magnaten der Kirche ermahnt habe, habe er, da er nichts anderes hätte thun können, wenigstens in mildester Weise ihnen (den Ablaßpredigern) entgegen treten, d. h. ihre Sätze in Zweifel und Erörterung (disputationem) ziehen wollen. „Daher habe ich jene Thesen (schedulam disputatoriam)

herausgegeben, nur um gelehrtere Männer, wenn sie Lust hätten, zur Disputation mit mir einzuladen, wie auch meinen Gegnern aus der Vorrede jener Schrift bekannt sein muß." (De Wette I, 120). Verweilen wir einen Augenblick bei dieser Angabe. Dem Erzbischof Albrecht von Mainz hatte er am 31. Oktober 1517 gedroht, allerdings in versteckter Weise, er werde, falls der Erzbischof dem Ablaßpredigen keinen Einhalt thue, öffentlich dagegen auftreten und die Sache zu Schanden machen „zur höchsten Schmach Deiner erleuchteten Hoheit." „Was soll ich anders thun, als Dich bitten, jene Instruktion gänzlich aufzuheben und den Ablaßpredigern eine andere Predigtweise aufzugeben, damit nicht etwa jemand endlich aufsteht, der in öffentlicher Schrift jene Leute und jene Instruktion zu Schanden macht zur höchsten Schmach Deiner Hoheit. Davor schrecke ich im höchsten Grade zurück und doch fürchte ich, daß es geschehen wird, wenn nicht schleunigst Abhülfe geschieht." Zur richtigen Würdigung dieser Drohung ist zu beachten, erstlich, daß Luther selbst in diesem Briefe bekennt, die Ablaßprediger nicht selbst gehört zu haben, sondern nur nach Hörensagen zu urteilen, zweitens, daß er jene unwahren Beschuldigungen vorbringt, die wir oben angeführt haben (darunter auch jene dem Tetzel von ihm unwahrer Weise aufgebürdete Lästerung, daß, wenn jemand auch die Mutter Gottes geschmäht hätte, er durch den Ablaß von solcher Sünde absolvirt werden könne, ferner, daß Reue unnötig sei), und dadurch beweist, daß er die Lehre vom Ablaß nicht kannte, und daß er ebenso wenig die Instruktion selbst gelesen hatte. Dieser Brief ist ein Zeugnis aus Luthers eigener Feder wider jene Behauptung, er habe nur disputieren und in mildester Weise den Mißbräuchen entgegentreten wollen. Wir vergleichen ferner den Brief an Spalatin (De Wette I, 71) aus dem November 1517, in welchem er berichtet, der Abt von Lenin sei als Abgesandter des Bischofs von Brandenburg bei ihm gewesen, und er habe demselben, von Scham erfüllt, versprochen, die Bitte des Bischofs zu erfüllen und nichts gegen die Ablaßprediger zu veröffentlichen; er habe gesagt: „Ich bin wohl zufrieden; ich will lieber gehorchen, als Wunder thun, auch wenn ichs könnte" — diesen Brief und das darin gegebene Versprechen vergleichen wir mit der Thatsache, daß Luther für die schnelle Veröffentlichung seiner Sätze sorgte, insbesondere auch durch den Gebrauch der deutschen Sprache. Dies beweist, daß er nicht blos disputieren, sondern das Volk aufregen wollte. Es liegt mir fern, das Vorkommen häufiger Misbräuche irgendwie in Abrede stellen zu wollen; wird es doch von Emser selbst konstatiert. Luther aber ist unwahr und unredlich, wie in seinen Anschuldigungen gegen Tetzel, so in seiner Entschuldigung vor dem Papste.

Zur Beleuchtung der eigentlichen Absichten Luthers mag auch seine Äußerung über die Misbräuche dienen, die er 1529 in einem „Bedenken"

an den Kurfürsten thut (De Wette III, 439): „Da aber solche Misbräuche so unleidlich viel und groß und nicht geändert wurden durch die, so es billig thun sollten, begunnten sie von sich selbst allenthalben in deutschen Landen zu fallen und die Geistlichen daruber veracht zu werden." „Solchs Abfallen und Untergehen der Misbräuch war bereits des mehrer Teil in Schwang, ehe des Luthers Lehre kam; denn alle Welt war der Geistlichen Misbräuche müde und feind, daß zu besorgen war, wo des Luthers Lehre nicht drein kommen wäre, damit die Leute unterricht vom Glauben Christi und vom Gehorsam der Oberkeit, es wäre ein jämmerlich Verderben in deutschen Landen entstanden." „Es wäre eine unordige, sturmische, fährliche Mutation oder Änderung worden (wie sie der Munzer auch anfieng), wo nicht eine beständige Lehre dazwischen kommen wäre, und ohn Zweifel die ganze Religion gefallen, und lauter Epikurer worden aus den Christen." Hier hat Luther seine Verbindung mit der humanistischen und revolutionären Adelspartei ebenso sehr vergessen, als den Causalnexus zwischen seiner Predigt von der Freiheit der Christen und den Aufruhren der Wiedertäufer und Bauern; er hat sich durchgearbeitet zu dem Glauben, daß er und seine Lehre der eigentliche Heiland und Retter des Christentums in Deutschland sei (man vergleiche damit seine eigenen Aussagen und Klagen über das reißende Wachstum aller Unsittlichkeiten im Bereich seiner Lehre.) Was uns aber hier besonders interessirt, ist das Geständnis, daß die Misbräuche schon mehrenteils abgethan gewesen seien, ehe seine Lehre kam. Die Abschaffung derselben war also ohne Frage nicht sein Hauptzweck bei seinem Auftreten. „Das Kind hat gar einen andern Vater."

Kehren wir zu dem Briefe an Papst Leo X. zurück. Über die schnelle Verbreitung seiner Schriften belehrt er den Papst folgendermaßen: „Ferner, was für ein Verhängnis allein diese meine Disputationen vor andern, und zwar nicht bloß meinen, sondern aller Lehrer, in eine solche Bewegung setzen mag, daß sie fast in alle Lande ausgegangen sind, ist mir selbst ein Wunder. Bei den Unsrigen und nur für die Unsrigen sind sie veröffentlicht, und zwar so herausgegeben, daß mir unglaublich ist, sie könnten von jedermann verstanden werden. Denn es sind Disputationen, nicht Lehren, nicht Dogmen, überdies nach (akademischer) Sitte dunkel und rätselhaft verfaßt; sonst wenn ichs hätte vorhersehen können, hätte ich meinerseits gewiß dafür gesorgt, daß sie leichter verständlich wären." — Ähnlich im Briefe an Hieronymus Scultatus, den Bischof von Brandenburg, vom 22. Mai desselben Jahres. Zuerst versichert er diesem Herrn, er habe blos disputieren wollen, und zwar von allen Seiten aufgefordert und um seine Meinung befragt, nach langem Zögern, endlich bewogen durch Besorgnis um das Ansehen der Bischöffe, obwol es ja seine Sache gar nicht gewesen sei, und von Scheu erfüllt, widersprechen

zu müssen denen, „hinsichtlich deren ich den dringendsten Wunsch hatte, sie nichts anderes als nur die Wahrheit predigen zu sehen" — er habe also nur disputieren wollen, um beiden Teilen zu genügen, keinem Teile weder zustimmend noch widersprechend, **bis die heil. Kirche festgesetzt habe,** was künftig zu halten sei. — Nachdem er durch solche gewundene Versicherungen dem Bischofe Sand in die Augen zu streuen gesucht hat, spricht er sein höchstes Erstaunen aus über die schnelle Verbreitung seiner Schriften und versichert dadurch gezwungen worden zu sein, zur Erklärung derselben neue Schriften zu veröffentlichen, zumal man seine Disputationen nicht als disputable, sondern als bereits feststehende Lehren aufgefaßt habe. Man lese und staune: „So bin ich wider Hoffnung und Wunsch gezwungen, meine Unwürdigkeit und Unwissenheit unter das Volk zu bringen und Erklärungen und Stützen meiner Disputationen zu veröffentlichen, überzeugt mehr als genug zu thun, wenn ich lieber mich in die Gefahr begab, durch meine Unerfahrenheit mich zu blamieren, als jene im Irrtum zu lassen; die vielleicht glauben, alle meine Sätze seien bereits festgestellte. Sind doch unter ihnen etliche, die ich selbst bezweifle, einige, in betreff deren ich meine Unwissenheit bekenne, etliche, die ich verneine, kein einziger, auf dem ich hartnäckig bestehe, **sondern alle unterwerfe ich der heiligen Kirche und ihrem Urteile."** Das wagt derselbe Mann einem Bischofe zu schreiben, dessen freundlichen Rat er nach kaum gegebenem Versprechen, denselben folgen zu wollen, damit beantwortete, daß er eben dies sein Versprechen brach und absichtlich seine die kirchliche Autorität angreifenden Sätze in alle Welt posaunte. Ich wundere mich nicht, daß der Bischof ihn keiner Antwort würdigte. Das schreibt derselbe Mann, dem Urteile der Kirche Unterwerfung heuchelnd, am 22. Mai, der am 9. Mai dem Erfurter Professor Jodocus geschrieben hat: „Um mich kurz zu fassen: ich bin einfach der Meinung, daß es unmöglich ist, die Kirche zu reformieren, wenn nicht von Grund aus die Kanones, Decretalien, die scholastische Theologie, die Philosophie, die Logik, wie sie jetzt vorgetragen werden, mit der Wurzel ausgerottet und andere Studien an ihre Stelle gesetzt werden; und ich gehe in dieser Absicht vor, daß ich täglich den HErrn bitte, wie weit dies gleich geschehe, daß wiederum das reinste Studium der Bibel und der Väter zurückgerufen werde." Es war gut, daß wir selbst zuerst die Sache aufdeckten, damit nicht, wenn wir es verhüllten, sie selbst endlich durch sich selbst einsahen jene frommen, wie sie es nennen, aber furwahr gottlosesten Betrügereien der verkäuflichen Abläße und damit sie bezalen, was sie verdient haben." „Sie mögen reden, hören, glauben, wer, was, wo sie wollen; ich werde ausführen Großes, so Gott mir gegeben hat, und weder je mich fürchten, noch mir Vorstellungen machen, so Gott gnädig ist." (De Wette I, 109.) Aus diesen Briefen habe ich die Überzeugung gewonnen, daß Luthers in Aussicht

gestellte Unterwerfung unter die Autorität der Kirche unwahrhaftig und unehrlich gemeint war, daß sie nur ein Manöver war, um zu täuschen, hinzuhalten und Zeit zu gewinnen. Er war Mitwisser und Mitarbeiter der jüngeren Humanistenschule in ihrem Kampfe gegen die Kirche, und seine Thesen waren das Resultat einer gemeinsamen Beratung und Verabredung der Wittenberger Häupter jener Partei (mit denen die Augustiner gemeinsame Sache machten) in Kemberg, denen das Erscheinen Tetzels eine willkommene Veranlassung sein mußte zu einem Schlage gegen das verhaßte Kirchentum. Luther hatte das persönliche Interesse des Professors dabei, seine neue Lehre von der Freiheit des Christen und der Rechtfertigung als Hebel der Reformation zu versuchen, als deren Werkzeug er sich von Gott selbst unmittelbar berufen wähnte, als ein zweiter Paulus. („Ich bin gänzlich mit Jeremias jener Mann der Streitigkeiten und der Zwietracht, der ich täglich mit neuen, wie sie sagen, Lehren reize die Pharisäer. Ich aber bin mir bewußt, daß ich keine andere als die lauterste Theologie lehre, und habe es schon lange vorher gewußt, daß ich den heiligsten Juden ein Ärgernis und den weisesten Griechen eine Thorheit predigen würde. Aber ich hoffe, daß ich ein Schuldner Jesu Christi sei, der vielleicht auch mir sagt, ich werde ihm zeigen, wieviel er leiden muß um meines Namens willen. Denn wenn er das nicht sagt, warum hat er mich in die unbesiegliche Pflicht dieses Wortes gestellt? oder warum hat er mich nicht etwas anderes gelehrt, das ich sagen sollte. Es war sein heiliger Wille." (An Link, 10. Juli 1518. De Wette I, 129.)

Kehren wir zu dem Briefe Luthers an Papst Leo X. zurück. „Was soll ich nun thun? Widerrufen kann ich nicht und sehe, daß aus jener Veröffentlichung ein verwunderlicher Haß sich zusammen zieht. Wider meinen Willen komme ich in das öffentliche und höchst gefährliche und verschieden lautende Urteil der Leute, zumal ich ungebildeter, stumpfsinniger, ungelehrter Mensch (man denke an seine anderweitigen verächtlichen Äußerungen über alle bisherige Theologie und Theologen), dazu in unserm hochgebildeten Jarhundert, welches durch seinen glücklichen Reichtum an Wissenschaften und Talenten sogar einen Cicero, diesen des Lichts und der Öffentlichkeit gewohnten Forschergeist, in den Winkel stellen könnte. Aber es zwingt mich die Notwendigkeit, (welche?), mich Gans, mein Schnattern hören zu lassen zwischen den Schwänen." (Anderswo nennt er sich den Schwan.)

Wenn Luther den Papst hier glauben machen will, daß er seine bisherigen Schriften gegen den Ablaß nur für „die Unsrigen", d. h. also entweder für die Universität Wittenberg, oder für die Theologen, oder für die Augustiner bestimmt habe, so kann er das nur thun in der Voraussetzung, daß der Papst nicht wisse, daß die Thesen von Luther auch in deutscher Sprache veröffentlicht waren, daß dieser auch bereits eine Predigt gegen den Ablaß veröffentlicht

hatte (vergl. seinen Brief an Jodocus vom 9. Mai, wo er bekennt, daß diese vor allem das Misfallen seines alten Lehrers erregt habe), daß er ferner sich bemühte, „seine Theologie“ der akademischen Jugend einzuimpfen (vergl. Brief an Spalatin vom 18. Mai: Die größte Hoffnung habe ich, daß wie Christus von den Juden verworfen zu den Heiden gegangen ist, so jetzt auch seine wahre Theologie, welche jene von bloßen Ansichten und Meinungen vollgepfropften [opiniosi] Greise von sich weisen, zu der Jugend übergeht.“) Nur unter dieser Voraussetzung ist es verständlich, wie Luther dem Papste eine so plumpe Unwahrheit auftischen konnte, er habe seine Sätze bloß für theologische Erörterung bestimmt gehabt. Wenn er sie rätselhaft und dunkel nennt, so ist das insofern wahr, als der in denselben enthaltene Angriff auf die Autorität der Kirche ein versteckter war, der von dem Volke nicht gleich erkannt werden konnte.

Der Schluß des Briefes ist so charakteristisch, daß wir denselben uns auch noch ansehen müssen. Nachdem er zur Abwehr der ihm von den Theologen, die seine Ziele durchschauten, gemachten Anschuldigung, daß er das Ansehen der Kirche und des Papstes angreife, sich auf den sächsischen Kurfürsten berufen, welcher als Verehrer der „katholischen und apostolischen Wahrheit“ „eine solche Pest“, wie Luther doch sein müßte, wenn er der sei, als welchen seine Gegner ihn darstellten, nimmer in seiner Universität dulden würde, schließt er: „Daher, seligster Vater, werfe ich mich nieder zu den Füßen Deiner Seligkeit und bringe mich mit allem, was ich bin und habe, Dir dar: Belebe, töte, rufe, widerrufe, billige, verwirf nach Deinem Gefallen. Deine Stimme erkenne ich an als die Stimme Christi, der in Dir wohnt und spricht. Habe ich den Tod verdient, so weigere ich mich nicht, zu sterben.“ Diese Sprache ebenso kriechender als unehrlicher Unterwürfigkeit ist eine verstärkte Auflage der Sprache, die er am Schluß des Briefes an den Bischof von Brandenburg geführt hatte, in welchem er bittet und beschwört, der Bischof möge nach seinem Gefallen durchstreichen oder auch verbrennen, was ihm misfalle. „Denn ich weiß, daß Christus meiner Arbeit nicht bedarf und ohne mich der Kirche das Heil verkünden wird.“ (De Wette I, 115.) Um die Aufrichtigkeit dieser Sprache zu würdigen, erinnere man sich an seine Äußerungen über „seine Theologie“, durch welche er von Grund aus die bisherige Theologie und Kirchenordnung (canones decretales) mit der Wurzel auszureißen entschlossen ist (an Jodocus vom 9. Mai), um die Kirche zu reformieren. Man vergleiche dazu, was er schon am 7. Januar 1518 an Spalatin geschrieben hat: „Jenen Scrupler, der mich für dem Banne verfallen hält, verachte ich zuversichtlich. Denn so wenig fürchte ich mich vor jenen Decreten, Menschensatzungen, welche jene allein fürchten, während sie Gott ohne Ende verachten — man beachte die Bösartigkeit dieses Ausdrucks — daß ich mir zuversichtlich zutraue, auch gegen jene den Krieg einmal an=

zufangen. Nicht bindet, noch schadet der Zorn der Decretalien, wenn Christi Barmherzigkeit schützt. Wenn doch dem, der eine göttliche Sache ausführen will (man vergleiche hiermit seine Selbstbezeichnungen: Unmündig, unreif ꝛc.), diese die höchste und einzige Ursache des Zitterns wäre!" Man könnte vielleicht die Entschuldigung versuchen, Meinungen, Ansichten, Überzeugungen ändern, dürfe niemanden zum Verbrechen gemacht werden. Gewiß nicht! Luther hat aber, des sind seine sämtlichen Schriften Zeugen, von vornherein die Überzeugung ausgesprochen und bis ans Ende behalten, er sei Gottes unmittelbar berufener Apostel, der seine Lehre unmittelbar von Christo empfangen habe, die Autorität der Kirche aber sei nichts gegen „Gottes Wort", gegen die „heilige Schrift"; es dauerte nicht lange, so trat er mit der consequenten Lehre auf, der Papst ist der Antichrist, die Kirche die babylonische H..e. Diese Überzeugungen hat er nicht geändert. Wenn wir nun hier solchen Auslassungen, wie die in diesem Zusammenhange citierten, vor der Abfassung jener Briefe an den Bischof Scultatus und Papst Leo X. begegnen und sehen, daß derartige Äußerungen in der Folge immer stärker und bösartiger werden, wenn wir ferner dasselbe Spiel der kriechenden Unterwürfigkeit und des Versprechens, die kirchliche Autorität anerkennen zu wollen, sich wiederholen sehen, während die gleichzeitigen vertraulichen Äußerungen an seine Freunde das gerade Gegenteil bekunden, und auf kaum gegebenes Versprechen Thaten folgen, die demselben ins Gesicht schlagen — so wird eine derartige Entschuldigung hinfällig. Eine reservatio mentalis, einen lügnerischen Vorbehalt, wird er bei seinen Versprechungen gemacht haben, etwa den: Ja, ich will die Autorität der Kirche und des Papstes anerkennen, wenn — sie meine Theologie unbedingt annehmen. Wer sich offen zu dem Grundsatz bekennen kann, daß ihm gegen einen Feind alles erlaubt sei, „zum Heile der Seelen", der kann keinen Anspruch darauf machen, daß er, wenn wir seine Winkelzüge, Windungen, Selbstwidersprüche, Versprechungen und Wortbrüche sich enthüllen sehen, von uns für einen ehrlichen und ehrenhaften Charakter gehalten werde. Luther treibt mit dem Bischof, wie mit dem Papste ein unehrliches, unwahres, treuloses Spiel, voll Berechnung zu täuschen und dadurch Zeit und politische Vorteile zu gewinnen. Er ist eben der Humanisten Kampfgenosse und bald auch Huttens und Sickingens Mitwirker. Hören wir ihn überdies geradezu seine Gegner immer und immer wieder beschuldigen, daß sie wider besseres Wissen und Gewissen, nur weil er Parvenü sei, seine Wahrheit abwiesen, so fragt man billig, wie sieht denn Dein Gewissen aus, und was hast Du für Beweggründe, der Du bei andern immer nur die niedrigste und niederträchtigste Gesinnung witterst?

Schreibt Luther, wie wir oben sahen, an „Hans Worst", er sei zur Zeit der Abfassung jenes eben betrachteten Briefes an den Papst Leo X.

(30. Mai 1518) päpstlicher gesinnt gewesen, als die Häupter der „Papisten", so straft sein eigener Briefwechsel aus jener Zeit ihn auch in betreff dieser Aussage Lügen.

Papst Leo X. setzte nun eine Commission ein, die über Luthers Sache befinden sollte. Diese erließ an ihn die Weisung, binnen 60 Tagen sich in Rom zu stellen oder zu widerrufen. Der Papst selbst hatte eine wohlwollende Gesinnung gegen Luther und meinte, er habe einen feinen Geist, und die ihn haßten, seien eifersüchtige Brüder. Seine Absicht war, in Rom ihn verhören und die Sache sorgfältig untersuchen zu lassen. Obschon Kaiser Maximilian, der die Tragweite des lutherschen Auftretens durchschaute, am 5. August den Papst zu strengen Maßregeln wider den Augustiner aufforderte, so hatte dieser doch an seinem Provinzipal Staupitz einen warmen Verteidiger, der erst schwankend wurde, als er hörte, daß Luthers entschiedenste Anhänger zum Teil Leute seien, die in Bordellen aus- und eingingen (vergl. Luthers Entgegnung auf diese Anklage: „Denn was Du schreibst, daß meine Partei hauptsächlich gefördert werde [jactari] von denen, welche die Bordelle besuchen [lupanaria colunt], darüber verwundere ich mich nicht und fürchte es nicht." Ep. Luth. ad Staupit. ex Mss. Bertrami). Wie Sleidan in seiner Geschichte der Reformation berichtet, befahl Leo X. seinem Legaten am Kaiserlichen Hofe, Thomas de Vio von Gaeta (Cajetan), wenn es nötig wäre, den Beistand des Kaisers zu verlangen, um Luther in Gewahrsam zu bringen und dann nach Rom zu senden, diesen selbst aber mit der Excommunication zu bedrohen, falls er sich weigern sollte, zu erscheinen. Luthers Freunde verbreiteten das Gerücht in Deutschland, man werde ihn, wenn er hinginge, unterwegs ersäufen oder überhaupt verschwinden lassen. Über seine Stimmung bei diesen Nachrichten werden seine eigenen Ergüsse uns später Aufschluß geben. Augenblicklich haben wir nur seine Gesinnung gegen den Papst und die Autorität der Kirche ins Auge zu fassen, um uns zu überzeugen, ob er sein unehrliches Spiel noch fortsetzt. Er hatte dem Papste selbst erklärt, sich dessen Entscheidung als der Stimme Christi unterwerfen zu wollen. Jene Vorladung nach Rom wird ihm am 7. August 1518 zugestellt. Gleich am 8. August wendet er sich unter Berufung auf die angebliche Hinterlist und Bosheit der Ablaßprediger, jener Mörder (homicidae), die auf sein Verderben ausgingen, an den kurfürstlichen Hofprediger Spalatin, um mit seiner Hülfe die Untersuchung in Rom zu hintertreiben. Denn das erfordere „die Ehre unserer ganzen Universität und meiner selbst." Jenes „ich bringe mich mit allem, was ich bin und habe, Dir dar", wie er dem Papste vor nicht ganz drei Monaten geschrieben, ist jetzt also ebenso wenig seine Absicht mehr, als der päpstlichen Entscheidung sich zu unterwerfen. Zwar begehrt er von Spalatin, ihm die Verwendung des Kurfürsten beim Kaiser zu erwirken, daß in Deutschland eine Commission behuf seiner An-

gelegenheit ernannt werde vom Papste. Aber 13 Tage später schreibt er wieder, wie er gehört habe, sei dem Cajetan seitens des Papstes der Auftrag geworden, den Kaiser und die Fürsten gegen ihn feindselig zu stimmen, und fügt hinzu: „So sehr fürchtet das Gewissen sogar so großer Bischöffe, ja mehr so groß ist und so unerträglich die Macht der Wahrheit über die Werke, die in der Finsternis geschehen sind.“ (De Wette I, 131 und 132.) Vor nicht ganz drei Monaten verehrt er anscheinend den Papst als die Stimme Christi, hier bezeichnet er ihn ziemlich unverblümt als einen vom bösen Gewissen geängstigten Liebhaber der Finsternis. Er hat die Macht der Wahrheit bei sich, und „fürchtet bei dem allem nichts“, denn er weiß, daß alles, was ich habe, und was jene anfechten, habe ich von Gott“, der es mit ihm machen möge, wie Er wolle. Nichtsdestoweniger ersucht dieser unerschrockene Inhaber der Wahrheit gegen seine vor ihm sich fürchtenden Feinde seinen Freund noch dringender, ihm die Hülfe des Kurfürsten zu verschaffen, damit er „jenem beabsichtigten kirchlichen Verhör und Urteile entgehen könne“ und verschmäht es nicht, indem er sich wolweislich mit dem „empfangenen Rath von Freunden“ den Rücken zu decken sucht (er mochte das Unwürdige solch feigen Benehmens selbst wol fühlen), dem Spalatin folgende Winkelzüge vorzuschlagen. Er will ein Gesuch beim Kurfürsten einreichen um freies Geleit. Wenn derselbe dies abschlagen würde („wie ich weiß, daß er thun wird“), „so hätte ich den gerechtesten Vorwand und Entschuldigung, in Rom nicht zu erscheinen.“ „Wenn Du also wolltest auch in meinem Namen den erlauchtesten Fürsten um ein Antwortschreiben bitten, wodurch er das freie Geleit mir abschlüge und meinem Risico mich überließe, wenn ich gehen wollte, so würdest Du mir einen trefflichen Dienst leisten; aber hier ist schleuniges Handeln vonnöten, die Tage eilen heran, der festgesetzte Termin kommt nahe, und wir sind durch weite Entfernung getrennt und die Geschäfte sind hinderlich.“ In der Nachschrift vergißt er nicht, auch noch eine Fälschung des Datums zu empfehlen, wieder, indem er sich hinter dem Rücken seiner angeblichen Berater verkriecht: „Dafür aber auch, raten sie, sei Sorge zu tragen, daß das Datum des Schreibens anticipiert werde, so daß das Schriftstück als vor der Vigilie St. Bartholomäi (die Vigilie St. Bartholomäi ist der 23. August) gezeichnet erscheine; und hierin sei keine Lüge enthalten, sagen sie, weil es gewiß sei und feststehe, daß der Fürst bis jetzt immer ein solches freies Geleit zu verweigern entschloßen gewesen sei.“ Zu diesem hübschen Ansinnen habe ich weiter nichts zu bemerken, als daß der Kurfürst, als Luther dies schrieb, beim Reichstage in Augsburg sich befand samt Spalatin. (Der Reichstag dauerte bis in den October 1518.) Im selben Monate ließ Luther eine im Juli gehaltene Predigt über den Bann drucken (Op. lat. 2, 306 ff. Erl. Ausg.), über welche er sich in seinen derzeitigen Briefen wiederholt äußert: „Ich habe neulich eine Predigt dem Volke

gehalten über die Kraft der Excommunication, in welcher ich gelegentlich taxiert habe die Tyrannei und Unwissenheit jenes schmierigen und schmutzigen (sordidissimi) Volks der Officialen, Commissare, Vicare. Voll Verwunderung ist jedermann: so etwas habe man noch nie gehört. Dann, was für ein Übel in der Zukunft mir auch daraus erwachsen mag, wir alle sind der Erwartung, daß ein neuer Brand dadurch entzündet wird; aber so macht das Wort der Wahrheit ein Zeichen, dem widersprochen wird." Nachdem er noch erwähnt hat, eine beabsichtigte Disputation über diesen Gegenstand sei auf Wunsch des Bischofs von Brandenburg unterblieben, höhnt er: „Siehe, was für ein ungeheurer Mann ich bin, daß auch meine bloßen Absichten unerträglich sind" (vide, quam sim monstrosus homo, cujus conatus etiam sunt intolerabiles). Erwägen wir, daß Luther in dieser Predigt geradezu ein neues Kirchenprincip aufstellt, wie Kahnis sagt: das protestantische, daß nämlich „die wesentliche Gemeinschaft der Kirche keine sichtbare, sondern eine unsichtbare sei, von der man nicht durch den Bann, sondern nur durch Sünde geschieden werden könne" (Janssen), eine Einseitigkeit, die alle bisherige, seit den Aposteln geltende Lehre und Praxis ins Angesicht schlägt, so wird man einsehen, daß Luthers Versicherungen, die bestehende Kirche nicht angreifen zu wollen, denen wir zwischendurch begegnen, wo er sie glaubt noch nötig zu haben, eitel Heuchelei sind. Damit stimmt überein, was Emser ihm vorwirft, daß er schon in Dresden geäußert habe, wo er nur einen Fürst wüßte, der ihm den Rücken halte, wollte er dem Papste und den Bischöffen und Pfaffen ein recht Spiel zurichten. „Er frage nichts nach des Pabsts Bann, habe bereits bei ihm beschlossen, darin zu sterben." Emser erbietet sich, ihn zu überführen, wenn er diese Äußerungen etwa in Abrede stellen sollte.

Luthers letzte Ziele und Zwecke brachten es mit sich, daß er den Druck seiner „Brände entzünden" sollenden Schriften allemal so schnell betrieb, daß die Abmahnungen seiner Freunde und des kurfürstlichen Hofes stets zu spät kamen. Wenn er sich durch diese nicht hindern ließ, da er einmal sich für das besondere Werkzeug Gottes zur Reformation hielt, daß er ihnen, die ihm mit ihrer Bedächtigkeit und Ängstlichkeit hinderlich erschienen, nicht alle seine Gedanken und Pläne immer klar enthüllte, wer könnte ihm daraus einen Vorwurf machen! Was alles Gute und Richtige, das er geschrieben hat, in Schatten stellt, was seinen Charakter befleckt und den Eindruck der Lauterkeit und Wahrhaftigkeit nicht aufkommen läßt, das ist das unehrliche, unwahre Verhalten und die dämonische Art des Schmähens, die überall seines Schreibens und Handelns Gepräge ist.

Es kann uns daher kaum wundern, wenn wir ihn sich fast in einem Atemzuge in Selbstwidersprüche verwickeln sehen. „Zweifle nicht", schreibt er am 1. September 1518 an Staupitz, dem er allerdings nicht so unverhüllt wie Spalatin sich zu entdecken wagte, weil er ihn nicht für ganz

sicher halten mochte, „daß ich frei sein werde in Erforschung und Behandlung der Schrift. Denn weder jene Citation, noch die beabsichtigten Bedrohungen machen auf mich den geringsten Eindruck. Unvergleichlich schlimmeres leide ich (?), wie Du weißt, das mich nötigt, jene zeitlichen und momentanen Blitze leicht aufzunehmen; nur daß ich die Kirchengewalt lautern Herzens verehren will. Wenn ich von einem Menschen excommuniciert werde, fürchte ich Dich allein zu verletzen, dem ich ein von Gott gegebenes richtiges und treues Urteil zutraue.“ (Später macht er ihm den Vorwurf, daß er sich weder für den Papst, noch für Christus entscheide: „Freimütig schreibe ich Dir dies, weil ich sehr fürchte, daß Du zwischen Christus und dem Papste in der Mitte hängen bleibst, während Du doch siehst, daß sie im heftigsten Streit begriffene Feinde sind. Wir wollen aber beten, daß der HErr Jesus mit dem Geiste seines Mundes diesen Sohn des Verderbens schleunigst zu Boden schlage. Willst Du mir hierin nicht folgen, so laß mich gehen und hingerissen werden: Ich werde durch Christi Gnade diesem Ungeheuer seine Ungeheuer nicht schweigen. In der That, höchst betrübt hat mich jene Deine Unterwerfung und mir einen andern offenbart, als jenen Staupitz den Verkünder der Gnade und des Kreuzes“ rc. 9. Februar 1521. (De Wette I, 558.) Der Vorsatz, die Kirchengewalt ehren zu wollen, steht hier wie eine weiße Taube zwischen lauter Raben. Er fährt alsbald fort: „Aber wenn Silvester und jener Silvestrische Sophist fortzufahren anfängt, auch mit anderen Nichtswürdigkeiten mich zu reizen, dann will ich nicht wieder spielen, sondern meinem Genie und meiner Feder die Zügel schießen lassen und ihm zeigen, in Deutschland gebe es Männer, die seine und die römischen Kniffe durchschauen; und ich wünsche, daß das so bald als möglich geschehe. Schon lange und zu sehr treiben die Römer ihr Spiel mit uns als wie mit ihren Tapsen und Tölpeln durch ihre endlosen Ränke, Künste und Kniffe, und täuschen uns nicht einmal so durch ihre Schlauheit, als wie sie uns unverschämt ins Gesicht schmähen. Denn ihr Bestreben ist, wie ich sehe, dieses, daß nur nicht das Reich der Wahrheit, d. i. Christi sei das Reich der Wahrheit, indem sie in wütender Geschäftigkeit das eine betreiben, daß in seinem eigenen Reiche die Wahrheit nicht gehört und betrieben werde. Ich wünsche ein Teil dieses Reichs zu werden, wenn auch nicht durch ein aufrichtiges Leben, so doch gewiß mit aufrichtiger Zunge und Herzen, das wenigstens mit Wahrhaftigkeit bekennt, was wo auch immer verbessert ist (. . et corde, utcumque emendata saltem veri confitente). Und ich erfahre, daß das Volk seufzt nach der Stimme seines Hirten Christus (hier nun nicht die Stimme des Papstes, sondern — Luthers), und daß die Jünglinge mit staunenswertem Eifer brennen für die heilige Schrift“ (d. h. Luthers Jünger wurden, denn das Studium der Schriftexegese wurde z. B. in Erfurt zu Luthers Studienzeiten noch

mit höchstem Eifer betrieben) .... „Es ist der Mutterleib der Rebecca: Es ist nötig, daß die Kinder in demselben zusammenstoßen, auch bis zur Gefährdung der Mutter selbst.“ (De Wette I, 137. 138.) Dieser letzte Satz sagt doch nichts anderes, als daß er seine neue Lehre und Theologie, durch die er die Kirche von Grund aus zu reformieren sich bestimmt glaubt, durchsetzen will auf die Gefahr hin, daß die Mutter (die Kirche) darüber zerreißt. Aber die Kirchengewalt verehrt er dabei „mit lauterm Herzen.“

Die Bemühungen des Kurfürsten beim päpstlichen Legaten waren indes von Erfolg begleitet. Der Cardinal verwandte sich für Luther und erwirkte von Rom, daß ihm die Sache übertragen wurde. Das war ein Zeugnis der Milde des Papstes und der freundlichen Gesinnung des Cardinals gegen den Augustinermönch. Freilich schwoll demselben dadurch der Kamm noch mehr. Das Volk lauschte seiner Meinung nach bereits auf ihn, als einen neuen Heiland; die Jugend strömte ihm zu; das wichtigste von allem war aber für ihn die jetzt bereits beginnende Bundesgenossenschaft mit den Häuptern der jüngern Humanistenschule, der er ja selbst von Erfurt her geistig angehörte, mit deren dortigen Vertretern er immer in Verbindung geblieben war, die ihn bereits als einen Vorkämpfer der Freiheit zu preisen begannen, nicht sowol wegen seiner Theologie, sondern nach Melanchthons Zeugnis (Corp. Reform. I. 657, vergl. Janssen II, 93) wegen seiner immer deutlicher hervortretenden Angriffe gegen die Autorität der Kirche. Diese Humanisten in Verbindung mit der revolutionären Adelspartei gebrauchten Luther alsbald als Werkzeug ihrer Pläne zur Einheimsung der reichen Kirchengüter und zum Umsturz aller bestehenden Ordnung. Er selbst aber gesteht, daß er, da er nichts dabei verlieren könne, nur zu gewinnen hoffe. „Ich singe mit Johannes Reuchlin: Wer arm ist, fürchtet nichts, kann nichts verlieren, sondern sitzt fröhlich in guter Hoffnung: Denn er hofft zu gewinnen.“ Juli 1518 an seinen Freund Link in Nürnberg (De Wette I, 130). Dazu kam das Bewußtsein, daß er „in aller Mund“, daß er „Deutschlands berühmtester Mann“ geworden war. „Seine Freunde feiern ihn, beten ihn an, kämpfen für ihn, sind bereit, für ihn alles zu bestehen; küssen seine Schriftchen; sie nennen ihn einen Herold der Wahrheit, eine Posaune des Evangeliums, einen Prediger des einzigen Christus, durch den allein der heilige Paulus redet.“ Aus Scheurls Briefbuch, vergl. Janssen II, 92. Wir dürfen nicht vergessen, in welcher politischen und religiösen Gährung sich Deutschland damals seit geraumer Zeit, lange bevor Luther auftrat, befunden hatte. Das alles trug wesentlich dazu bei, Luther die Aussicht zu gewähren, er werde gewinnen. Hiezu kam das lahme Auftreten der deutschen Bischöfe. Es ist also nicht zu verwundern, daß Luther, durch die Freundlichkeit Cajetans gegen ihn darin bestärkt, sich dem Glauben hingab, man

fürchte ihn bereits in Rom. „Der Cardinal-Legat", schreibt er nach seinem Verhör in Augsburg (an Spalatin 31. October 1518) „gefällt mir ausgezeichnet; und ich vermute stark, daß die Römer anfangen, sich zu fürchten und ihrer Sache wenig Vertrauen mehr schenken, und deswegen mit wunderbarem Genie Auswege suchen." De Wette I, 166. Während er im Mai noch für gut hielt, seine Jugend, Unmündigkeit, Ungelehrtheit als Schild gegen etwaigen bösen Ausgang vorzuhalten (wie seine Briefe an Scultatus und den Papst uns belehrt haben), um in diesem Falle das Ganze als einen Streich des ersten jugendlichen Eifers erscheinen zu lassen und so durchzuschlüpfen, hat er jetzt im October diese Maske kaum mehr nötig. Jedoch ist auch jetzt noch sein Betragen aus Berechnung, Feigheit, Unwahrhaftigkeit und Anmaßung zusammengesetzt. Davon wird uns wieder ein Vergleich seines neuen Briefes an den Papst mit seinem gleichzeitigen Handeln und seiner anderweitigen Correspondenz überzeugen.

Dieser zweite Brief an den Papst Leo X. ist vom 3. März 1519 datiert. Zwischen die Citation nach Rom und diesen Brief fällt die Verhandlung Cajetans mit Luther zu Augsburg im October 1518 und die erste Zusammenkunft des zweiten päpstlichen Gesandten, Miltitz, mit ihm in Altenburg (Januar 1519).

Was die erstere betrifft, so hatte ich früher jene bekannte Darstellung derselben mir angeeignet, wonach der Cardinal ebensowol durch große, bei dieser Gelegenheit in eclatanter Weise zu Tage getretene theologische Unwissenheit, als auch durch herrisches und hochfahrendes Wesen viel dazu beigetragen habe, daß der damals noch von aufrichtiger Ehrfurcht und Anhänglichkeit gegen den Papst und die Kirche erfüllte Luther weiter gedrängt worden sei. Jene Verhandlung soll ein wichtiges Moment gewesen sein für die Entwickelung der Überzeugung Luthers von dem unheilbaren Verderben des römischen Stuhls. — Liest man Luthers Correspondenz und Bericht über jene Verhandlung, so wird man finden, daß dieselben allerdings eine solche Darstellung veranlassen und begünstigen können. Liest man sie genauer, so wird man durch die Widersprüche, in welche Luther über des Cardinals Auftreten sich verwickelt, an dem herrischen und hoffärtigen Benehmen dieses Kirchenfürsten irre werden müssen. Will man die Sache recht beurteilen, dann darf man meines Erachtens nicht vergessen, daß Luther in seiner bekannten fixen Idee von seiner Berufung zum Reformator bereits sich völlig festgenistet hatte und auf alle andere Theologie mit souveräner Verachtung herabsah; vor allen muß man sich immer gegenwärtig halten, daß er von jenen Ideen der jüngern Humanistenschule erfüllt war, die das deutsche National-Bewußtsein gegen die Autoriät der Kirche aufzurufen bemüht waren, wie das aus den zuletzt gebrachten Texten lutherscher Briefe unzweideutig hervorgeht. Es lag in seinem Interesse, den Cardinal so schlecht als möglich zu machen, ihn als einen

hochmütigen und falschen Italiener darzustellen, dessen Theologie nicht der Rede werth sei. Und da er bisher nach jenem Grundsatze gehandelt hatte, zur Hintergehung und Vernichtung der päpstlichen Autorität sei alles ihm erlaubt, „um des Heils der Seelen willen", so wird es nicht mehr auffallen, wenn sein Verhalten zu diesem Grundsatze neue Commentare liefert. Ob der Cardinal klug und richtig verfahren ist, das zu untersuchen, ist nicht meines Orts; ich habe hier nur zu versuchen, den Eindruck zu beschreiben, den Luthers Verhalten auf mich gemacht hat.

Drei Tage nach seiner Ankunft in Augsburg schreibt er an Spalatin (10. October 1518), obgleich der Cardinal alle Milde verheiße, seien seine (Luthers) Freunde doch der Ansicht, daß er demselben nicht trauen dürfe. „Sie wissen nämlich, daß er gegen mich äußerst erbittert ist in seinem Innern, wie er äußerlich sich auch stellen möge; was auch ich anderswo nicht undeutlich erkannt habe" (quod et ego intellexi aliunde non obscure. De Wette I, 143). Wenige Zeilen nachher schreibt er: „Und ich weiß nicht recht, ob der hochwürdige Herr Legat mich fürchtet, oder Ungeheures im Schilde fürt." Wenn ich erwäge, wie gerade der freundlichen Nachsicht des Cardinals Luther es zu verdanken hat, daß seine Sache nicht in Rom, sondern in Deutschland, und zwar vor eben diesem seinem Fürsprecher in Rom, zur Verhandlung kommen sollte, so begreife ich nicht, wie Luther hier schreiben kann, er habe anderswoher erkannt, daß der Cardinal äußerst erbost auf ihn sei. Daß er sich das gern einredete, um für sein Verhalten darin eine gewisse Rechtfertigung zu gewinnen, scheint mir wahrscheinlich. Seine Gesinnung tritt schon in diesem Briefe hervor. Von dem Abgesandten des Cardinals, der ihn zum Widerruf seiner Sätze bestimmen sollte, sagt er: „Kurz er ist ein Italiener und bleibt ein Italiener", und schließt sein kurzes Referat über das mit demselben gehabte Gespräch mit den bezeichnenden Worten: „Aber ich habe diesen in der pelasgischen Kunst wenig geschickt instruierten Unterhändler entlassen, und er drückte sich. So hänge ich zwischen Hoffnung und Furcht; denn nicht wenig hat jener ungeschickte Vermittler meine Zuversicht gestärkt. Am wichtigsten sind aber einige Sätze am Schlusse dieses Briefs, aus denen klar hervorgeht, was von allen Versicherungen Luthers, der Autorität der Kirche sich unterwerfen zu wollen, gehalten werden muß. „Denn es ist gewiß, daß ich ein künftiges Concil anrufen werde, wenn Herr Hochwürden Legat mehr mit Gewalt als mit Urteil sollte vorgehen wollen." (De Wette a. a. O. 145.) Nachdem er dann erwähnt, daß der Papst dem Kurfürsten eine geweihte Rose geschickt habe, schließt er mit den Worten: „Summa Summarum, die römische Kirche (wenn man sich so ausdrücken darf, hat unersättlich Gold nötig, und vermehrt ihren Durst mit Emsigkeit durch ihr gieriges Verschlingen." (De Wette, S. 145.) So schreibt Luther am 8. October, und drei Tage später wirft er sich

vor den Cardinal nieder auf den Erdboden, wie er selbst erzählt (Br. a. d. Kurfürsten v. 19. Novbr. 1518, bei De Wette I, 176) und bittet „mit aller Ehrfurcht und Demut“ um Verzeihung, wenn er etwas unbesonnen geredet oder gehandelt hätte, er sei völlig bereit (me paratissimum) sich belehren und führen zu lassen in eine gesundere Einsicht (in saniorem sententiam), fügt auch noch für den Kurfürsten die Worte hinzu: „Wie ich auch heute noch gesinnt bin“ (sicut et hodie sentio). Hat man jene Ausdrücke vom 8. August gelesen, erwägt man, was er am 11. October dem Melanchthon schreibt: „Ich will lieber untergehen, als widerrufen, was ich so trefflich gesagt habe“, erinnert man sich, daß er die lauterste Theologie (sincerissimam theologiam) lehre, — so kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß Luther hier vor dem Cardinal eine Komödie spielt.

Cajetan konnte nach dem Briefe, den Luther, wie wir wissen, am 22. Mai an den Papst geschrieben hatte, in der Voraussetzung, daß derselbe ehrlich gemeint war, nicht anders erwarten, als daß auch diese Worte Luthers aufrichtig seines Herzens Gesinnung und Absicht aussprechen. Wie Luther selbst dem Kurfürsten berichtet (De Wette I, 176), nahm ihn der Kardinal „väterlich und mit größter Milde“ auf (paterne et clementissime me suscepit) und legte ihm sofort drei Punkte vor, wie Luther sich zu verhalten habe und zwar im Auftrage des Papstes: 1) Er möge in sich gehen und seine Irrthümer zurücknehmen; 2) versprechen, in Zukunft sich derselben zu enthalten; 3) alles meiden, wodurch die Kirche in Wirren gebracht werden könnte. An Spalatin schreibt er am 14. October 1518, der Kardinal habe ihn zwar schön behandelt, aber sei mit reiner Gewalt, nur mit Gewalt, mit unbeugsamer Gewalt gegen ihn verfahren, indem er weder öffentliches Disputieren ihm erlauben, noch selbst mit ihm habe disputieren wollen; er habe nur immer auf Widerruf gedrungen. (De Wette I, 147.) Im Briefe an Karlstadt von demselben Datum sagt er dasselbe und fügt hinzu, der Cardinal habe gesagt, er wolle nicht sein Richter sein, sondern in allen Sachen väterlich mit ihm umgehen. (De Wette I, 159.) Er habe Luther auch stets seinen lieben Sohn genannt und gegen Staupitz geäußert, daß Luther keinen besseren Freund habe, als ihn. „Aber wir glauben den Walen nicht mehr, denn wir sehen; denn der Legat giebt es vielleicht alles betrieglicher Weise für.) (ibid. 160 und 161.) Luther beurteilt hier die Gesinnung des Kardinals nach seiner eigenen. Denn er handelte allerdings betrüglich, und wenn er von dem Cardinal verlangte, er solle ihm nachweisen, worin er geirrt habe, so war das ein bloßes Manöver und ein Versuch, die Verhandlung in eine Disputation umzugestalten, während der Cardinal glauben mußte, Luther sei gekommen, um die Worte seines Briefes an den Papst zur That werden zu lassen. Luther seinerseits war sich ja klar bewußt, daß er eine

ganz andere Theologie lehre, daß namentlich seine Lehre von der Rechtfertigung allein aus dem Glauben mitsamt der Lehre von dem gänzlichen Mangel einer Wahlfreiheit in dem natürlichen Menschen, eine ganz neue war, die der herrschenden Kirchenlehre entgegenstand. Da er nun seinen Kopf darauf gesetzt hatte, diese seine Theologie mit allen Mitteln, und koste es die Einheit der Kirche, durchzusetzen und zur Herrschaft zu bringen und gar nicht im entferntesten daran dachte, nur ein Wort davon zurückzunehmen, so war alles das nichts als Schein und Heuchelei, was er schrieb, sprach oder that, um den Glauben zu erwecken, daß er an eine Unterwerfung unter das Urteil des Papstes oder der Kirche denke, oder an irgend einen Widerruf. Er wollte nicht belehrt werden von der Kirche, er wollte die Kirche belehren und zur Unterwerfung unter seine Lehre zwingen. Wie er am 2. September 1518 an Spalatin geschrieben hatte: „Ich hoffe, daß ich das, was ich zu verteidigen übernommen habe, schön verteidigen werde wider alle Meinungen der Thomisten. Es wird aber nötig sein, Gewaltsamkeit stattfinden zu lassen, ohne jedoch der Wahrheit etwas zu vergeben.“ (Violentiae autem locum dare necesse erit, veritate tamen salva. De Wette I, 139). Der Mann, der mit Gewaltsamkeit seine Autorität über die Autorität der Kirche erheben will, dem alles erlaubt ist zur Untergrabung der bestehenden Kirche, die er zu schmähen bereits sich nicht scheut, dieser Mann beklagt sich über die ihm vom Kardinal dadurch angeblich angethane Gewalt, daß dieser Widerruf von ihm fordert und Einstellen seiner aufreizenden Thätigkeit. Treten wir einen Augenblick in das Zimmer, in welchem jene Zusammenkunft stattfand. In seiner Milde hatte der Cardinal sich in eine längere Unterredung mit dem dreisten Augustinermönch eingelassen, obgleich er denselben nicht zum Disputieren zitiert hatte, und setzt ihm in einer längern Rede die Theologie des heil. Thomas auseinander. Der Mönch vergißt ganz, wer er ist, vor wem er steht, wohl zehnmal fällt er dem Kirchenfürsten in die Rede, der es nachsichtig übersieht, endlich überschreit er, wie ein ungehobelter Idiot, mit lauter Stimme seinen Vorgesetzten. So erzählt er selbst den Hergang. Vielleicht schwebte ihm bei diesem Benehmen jener Satz vor: „Es wird aber nötig sein, Gewaltsamkeit zu gebrauchen.“ (Decies fere coepi ut loquerer, toties rursus tonabat et solus regnabat. Tandem et ego clamare coepi dicens etc. (De Wette I, 148.) Wie würde wol, habe ich oft beim Lesen dieses lutherschen Briefes gedacht, ein königlich preußischer Ober-Consistorialrat einem wegen Irrlehre zur Verantwortung gezogenen Pastor den Standpunkt klar machen, wenn derselbe sich unterstände, in der Weise dieses Mönchs, genannt Luther, ihn zu überschreien, oder zu fordern, Hochwürden solle ihm erst einmal beweisen, daß seine Irrlehre nicht mit der Kirchenlehre übereinstimme. Übrigens wird niemals selbst ein protestantisches Kirchenregiment sich darauf einlassen können,

einem Irrlehre verbreitenden Geistlichen die Concession zu machen, daß es ihm erst beweise, worin er geirrt habe, wenn doch seine Abirrung sich so weit von der herrschenden Kirchenlehre entfernt, ja zu derselben klar in solchen Gegensatz tritt, wie Luthers Lehre zur Lehre der katholischen Kirche. Wollte Luther ehrlich und ehrenhaft handeln, dann mußte er anerkennen, meine Lehre und die Kirchenlehre sind zwei Gegensätze, widerrufen kann ich nicht, mithin muß ich die Kirche verlassen. Er aber hat es gemacht, wie es noch heute der falsche Liberalismus macht, er will seine Lehre mit Gewalt, List und Heucheleien der Kirche aufdrängen.

Während er schon am 8. October die Berufung an ein künftiges freies Concil in Petto hat, schreibt er am 17. October an den Cardinal: „Ich komme wieder, aber brieflich. Es möge Deine väterliche Würde mich mit aller Nachsicht hören." Abermal bittet er um Verzeihung und erklärt die aufrichtigste Reue (sincerissime doleo) zu empfinden über sein Betragen, daß er unbescheiden, heftig, unehrerbietig gegen den Papst gewesen; er sehe es nun ein, daß er bescheidener, demütiger und ehrerbietiger in der Sache sich habe benehmen müssen. Er will sich Mühe geben, ein anderer zu sein und in anderer Weise zu sprechen, ist völlig bereit und verspricht mit Leichtigkeit, daß er hinfort nicht mehr disputieren und schreiben, sondern die Sache ruhen lassen will. Nur möge auch seinen Gegnern Schweigen geboten werden; die letzten Worte „die mich provociert haben" — enthalten schon wieder eine Verdrehung der ganzen Sachlage, denn er hatte selbst den ganzen „Lärmen" angefangen, ohne daß ihn irgend jemand dazu provociert hatte; denn es war überall seines Amts nicht, die theologischen Streitigkeiten über den Ablaß unter das Volk zu bringen, geschweige denn, Predigten zu halten, welche geradezu gegen die Autorität der Kirche aufhetzten.

Nachdem er dann auseinandergesetzt, daß Thomas für ihn nicht solches Gewicht habe, um durch ihn von der Falschheit seiner Sätze überzeugt zu werden, fährt er fort: „Dies eine erübrigt aber, daß ich durch beßre Weise überzeugt werde, welche ist, wenn ich die Stimme der Braut zu hören gewürdigt werden möchte: denn diese hören ist gewißlich die Stimme des Bräutigams hören." Die Sprache erscheint mir hier schwerfällig, jedoch wird es der richtige Sinn sein, wenn ich die Worte verstehe als Ausdruck der Bereitwilligkeit, in dem Urteile der Kirche Christi Stimme anzuerkennen und diesem sich zu unterwerfen. Eine Zweideutigkeit möchte aber hier versteckt sein, da er hernach immer sagen konnte, die Stimme des Papstes erkenne ich nicht an als die Stimme der Kirche. Er hatte ja bereits die Appellation an ein Concil im Sinne. Doch bittet er schließlich den Cardinal, an den Papst zu berichten, damit die Kirche entscheide. „Denn nichts anderes wünsche ich, als die Kirche zu hören und ihr zu folgen." (De Wette I, 163.)

Es ist möglich, daß Luther bei der Abfassung dieses Briefes (am 17. October), den er auf Drängen des Staupitz und W. Link, seiner Freunde, schrieb, einen Anflug von Scham über sein Gebahren bei den Zusammenkünften mit dem Cardinal empfand. Bei der zweiten Zusammenkunft nämlich, am Tage nach der ersten, hatte Luther demselben in Gegenwart von eigens dazu mitgenommenen Zeugen einen Protest eingehändigt mit der Versicherung, daß er nie habe etwas lehren wollen, was gegen die Lehre der Kirche verstoße, und mit dem Erbieten, eine schriftliche Antwort, die ihm der Cardinal auf sein und seiner Begleiter Bitten gestattet hatte, und die er am folgenden Tage überreichte, und (wie er in den sogen. „Augsb. Acten" ausdrücklich sagt) alle seine Sätze dem Urteile des Papstes und der Universitäten Basel, Freiburg, Löwen und Paris zu unterwerfen und dann eine Äußerung fallen lassen des Inhalts, als sei er nur hergekommen, um mit dem Cardinal zu disputieren. In der folgenden Nacht hatte er ein Schriftstück ausgearbeitet zur Verteidigung seiner Sätze, dem ein Citat aus Panormitan eingefügt war, daß jeder Gläubige mehr Autorität habe, als der Papst, wenn er sich stütze auf beßre Autorität und Vernunft, als dieser. (De Wette I, 451.) Als der Cardinal beim Durchlesen dieses Schriftstücks (am folgenden Tage) an dies Citat gekommen war, hatte er inne gehalten und sich an Luther gewandt mit den Worten: Du willst, daß ich diese gehässigen Worte Seiner Heiligkeit vorlegen soll, nachdem Du ihm alle möglichen Versicherungen Deines kindlichen Gehorsams gegeben hast! — Als Luther aber gegen die Ermahnungen, zu widerrufen, taub geblieben war, hatte der Cardinal ihn mit dem Bedeuten fortgeschickt, er solle ihm nicht wieder kommen, darnach aber jene beiden Freunde zu ihm gesandt mit dem Auftrage, zu versuchen, ob sie vielleicht besser auf Luthers Gesinnung einwirken könnten.*) Die Frucht jener Einwirkung war der letztcitierte Brief. Vielleicht war, sage ich, durch die Güte des Cardinals ein Anflug von Scham in Luthers Gemüt hervorgerufen worden und hatte ihm die Worte des Briefes eingegeben. Übersehen dürfen wir aber nicht, daß er in derselben Nacht, in der er seinen Protest und seine Appellation „von dem schlecht unterrichteten an den beßer zu unterrichtenden Pabst" schrieb, an Spalatin sich äußert (De Wette I, 149): „An einer Appellation aber arbeite ich täglich, indem ich auch nicht eine Silbe widerrufen will; veröffentlichen aber will ich meine ihm gegebene Antwort, damit er auf dem ganzen Erdkreis blamiert werde, wenn er wie er angefangen, mit Gewalt in mich zu dringen fortfährt." Welch gehässige Gesinnung spricht aus diesen Worten! Sollte jener Brief vom 17. October wol ehrlich gemeint sein!? Gleich den folgenden Tag

*) Vgl. zu der ganzen Verhandlung bei Cajetan das 3. Buch meiner unter der Presse befindlichen Arbeit: Martin Luther, bei Kirchheim, Mainz.

schreibt Luther wieder an den Cardinal. Er sei sich bewußt, daß er nichts unterlassen habe, was für einen gehorsamen Sohn der Kirche Pflicht sei. Er gehe jetzt fort, da er seine Zeit nicht vergebens zubringen wolle in Augsburg; er habe dem Cardinal nichts mehr zu sagen, er habe eingesehen, daß seine Sache dem Cardinal lästig sei, daß eine Appellation an den Papst ihm sehr willkommen sein werde. Er habe gesagt, in welchem Falle er widerrufen könne; dem Urteile der Kirche unterwerfe er sich. Dem Kurfürsten würde es auch lieber sein, wenn er appelliere, als wenn er widerrufe. Der Cardinal möge seine Appellation dem Papste empfehlen. Notgedrungen und von seinen Freunden aufgefordert habe er sie verfaßt. In der Nacht entwich der tapfere Mönch heimlich aus Augsburg, so eilig, daß er Schuhe und Strümpfe zurückließ, derselbe, der am 11. October von Augsburg an Melanchthon geschrieben hatte: „Ich gehe hin, für euch mich opfern zu lassen, wenn es Gott gefällt. (De Wette I, 146.) Am 31. October (De Wette I, 166) schreibt er von Wittenberg an Spalatin, er sei voll Freude und Frieden und werde nun seine Antworten auf des Cardinals Vorlagen nebst der Appellation veröffentlichen, zugleich mit theologischen Gloßen zu dem päpstlichen Breve (das er ein teuflisches nennt), welches Spalatin ihm zugeschickt habe. Er glaubt nicht, daß es echt sei, sollte es aber auch von der Curie herstammen, auf alle Fälle wolle er sie (die „Papisten") bei dieser Gelegenheit lehren ihre schamlosen Unsinnigkeiten und bösartige Unwissenheit (impudentissimas temeritates et iniquissimam ignorantiam). Wir haben schon gesehen, daß das echte Breve des Papstes vom 9. November datiert und von Cajetan erst am 13. December veröffentlicht worden ist. Daß das Schriftstück, welches Luther hier erwähnt, nicht echt war, konnte er sich sagen, aber es bot dieses Falsificat ihm eine willkommene Handhabe, seinem Hasse gegen alle Autorität die Zügel schießen zu lassen.

Nachdem Luther seine Haut glücklich in Sicherheit gebracht hatte, suchte er dem nur mit Gewißheit zu erwartenden Banne durch seine Appellation an ein freies Concil zuvorzukommen (28. November 1518). Es stand ihm bereits fest, daß der Papst der Antichrist sei, viel größeres führte er im Schilde: Am 11. December 1518 schreibt er an Link: „Siehe, ich schicke Dir meine Acten, die ich schneller veröffentlicht habe, als der Legat gehofft haben mag. Aber mit viel größeren Dingen geht meine Feder bereits schwanger; ich weiß nicht, woher mir jene Betrachtungen kommen; die Sache hat nach meinem Urteil noch nicht ihren Anfang, geschweige, daß die römischen Matadors das Ende hoffen könnten. Ich will Dir meine Kleinigkeiten schicken, damit Du siehst, ob ich recht vermute, daß jener wahre Antichrist bei Paulus in der römischen Curie regiere; daß er schlechter als die Türken sei, glaube ich beweisen zu können." (De Wette I, 193.)

Der geneigte Leser wolle hier einen Rückblick gestatten. Auf Luthers Drängen war die Citation nach Rom in eine Verhandlung in Deutschland umgewandelt worden. Als diese nicht nach seinem Geschmack ausfiel, appellierte er gleichzeitig an das Urteil der vier oben bezeichneten Universitäten und an den „besser zu unterrichtenden" Papst (im October). Ohne die Entscheidung abzuwarten, appelliert er einen Monat später an ein „freies Concil". Wieder einen Monat später hat er erkannt, daß der Papst der wahre Antichrist sei, und seine Feder geht bereits schwanger, dies der Welt zu verkünden. Ungestüm reißt der Geist, von dem er getrieben wird, ihn vorwärts und abwärts, wie einen über Felsblöcke hinabschäumenden Sturzbach. Und wie aus seinem Munde die Schmäh- und Lästerworte hervorschäumen, eins das andere überstürzend und überbietend, so überstürzen und überbieten sich seine Angriffe auf die Kirche, zerreißen unaufhaltsam das letzte Band, das ihn mit dieser verbindet und verbreiten Tod und Verderben weit umher. Die Prophezeiung aus seinem Munde hat sich erfüllt, die er einige Jahre später in einem Briefe aussprach (De Wette II, 157): „Ich glaube Deutschland im Blute schwimmen zu sehen." Er selbst wollte es ja so, denn ohne Tumult und Blut könne die Sache nicht zu Stande kommen. So sehen wir ihn in Angriffen auf die Kirche sich förmlich überstürzen, gleichsam als wollte er alle Brücken hinter sich abbrechen und die Krisis beschleunigen. Er hatte versprochen, zu schweigen; kaum ist er in Wittenberg wieder angelangt, so veröffentlicht er die Acten über seine Augsburger Verhandlung. Die Warnungen seiner Freunde kommen natürlich wieder zu spät. „Ich halte dafür, schreibt er an Spalatin (9. December), daß ich hierin, wie in allen Dingen beschleunigen muß" (De Wette I, 191). Warum hätte er sonst seine Appellation an ein „freies Concil", d. h. an ein von der Oberhoheit des Papstes befreites Concil so rasch veröffentlicht und dadurch die Autorität des Papstes öffentlich angegriffen. Er behauptet zwar, der Drucker habe es wider seinen Willen gethan, es hätte bei ihm erst noch liegen sollen. Aber es ist ihm offenbar recht lieb so: „Gott hatte andere Gedanken" (De Wette I, 193), so erklärt er sich darüber. Wenn er sie noch nicht veröffentlichen wollte, warum wartete er nicht mit dem Drucke, bis die Entscheidung des Papstes auf seine Appellation an diesen gekommen war? Es ist immer dasselbe unredliche Spiel. Er glaubte wohl, in dem sächsischen Kurfürsten den Fürsten gefunden zu haben, der ihm den Rücken hielte, damit er dem Papste das Spiel anrichten könne. Ursache hatte er wol zu solchem Glauben, denn der Kurfürst hatte die Tactlosigkeit begangen, einen Brief des Cardinals, in welchem derselbe ihn aufforderte, den feige aus Augsburg entwichenen Mönch nach Rom zu spedieren oder aus dem Lande zu jagen, diesem zur Beantwortung einzuhändigen und für ihn gegen seine kirchliche Obrigkeit Partei zu nehmen.

Inzwischen war, vom Papste abgesandt, der Herr von Miltitz in Deutschland angekommen und hatte mit Luther in Altenburg eine Unterredung gehabt. Nun geht dasselbe Spiel wieder an. Wieder giebt Luther sich den Anschein, als habe es gar an ihm nicht gelegen, daß aus der Sache ein solcher Lärm geworden. Er habe versprochen, schreibt er im Januar 1519 dem Kurfürsten, hinfort in dieser Materie stille zu stehen, damit „die Sache sich zu Tode blute", sofern der Widersacher auch schweige „denn ichs dafur acht, hätt man mein Schreiben lassen frei gehen, es wär längest alls geschwiegen und ausgesungen, und ein jeglicher des Liedlins müde worden. Besorge auch, so diesem Mittel nicht Folge geschieht, und weiter werde angefochten mit Gewalt oder Worten, so wird das Ding allererstrecht erausfahren, und aus dem Schimpf ein Ernst werden. Denn ich meinen Vorrath noch ganz habe." (De Wette I, 207, 208.) Er wolle an den Papst schreiben, reuig bekennen, daß er der römischen Kirche zu nahe getreten, und seine Unterwerfung aussprechen. Auch wolle er in einer Schrift das Volk zum Gehorsam gegen die Kirche ermahnen, und die theologische Frage der Entscheidung des Erzbischofs von Salzburg unterbreiten. „Aber ich sorg, der Pabst wollt nit leiden einen Richter, so werd ich des Pabsts Urteil auch nit leiden." Was haben alle vorigen Versprechungen für einen Wert, da dieser Satz folgt, in welchem er sich der höchsten Autorität in der Kirche wie Partei gegen Partei gegenüber stellt? Ich frage wieder, was würde ein protestantisches Oberconsistorium oder ein Landesfürst als „Summepiskopus" thun, wenn ein ihm untergebener Pfarrer oder Professor so gegen dasselbe auftreten wollte?

Doch hören wir, was Luther über Miltitz schreibt am 2. Februar 1519. Aus den Worten können wir fast schon voraussagen, wie die Sache verlaufen wird. Luther läßt da in seine geheimen Gedanken blicken. Er schreibt an Egranus (De Wette I, 216): „Karl von Miltitz ist zu unserm Kurfürsten gesandt, bewaffnet mit mehr als 70 apostolischen Breves, zu dem Zweck erlassen, daß er mich lebendig und gebunden nach Jerusalem, zu jener Mörderin Rom führe; unterwegs aber von Gott zu Boden geschlagen, d. h. erschreckt durch die Menge derer, die mich begünstigen, indem er höchst neugierig allenthalben die Meinungen über mich ausgeforscht hatte, hat er die Gewaltsamkeit umgewandelt in ein verstelltes durch und durch falsches Wohlwollen, und in vielen Worten mit mir verhandelt, ich möchte zur Ehre der römischen Kirche meine Worte widerrufen. Ich habe ihm in diesem Sinne geantwortet: Es werde die Art des Widerrufs angegeben und der Irrtum begründet, aber derart, daß es Volk und Gelehrten hinreichend erkennbar ist, damit nicht ein Widerruf von üblem Anschein noch mehr Haß gegen Rom errege. Wir sind endlich übereingekommen, daß einem der Bischöfe von Salzburg oder Trier die Sache übergeben werde. Und so gingen wir freundschaftlich auseinander, sogar mit einem

Kuß (einem Judaskuß nämlich), denn er weinte auch bei seinem Ermahnen. Ich wieder stellte mich, als kennete ich diese Krokodilsthränen nicht. Bis soweit ist es gekommen. Was sie zu Rom jetzt thun werden, weiß ich nicht. Es hat mir Karl auch gesagt, in hundert Jahren sei keine Frage vorgekommen, die jenem stinkend faulen Volk der Cardinäle und römelnden Römlinge mehr zu schaffen gemacht hätte. Zehntausend Ducaten würden sie lieber hergeben, als dieser Sache ihren angefangenen Lauf lassen. Ich freue mich und befehle alles Gott" (De Wette I, 216). Wie ganz anders lautet dieser Brief als der an den Kurfürsten. Ganz ähnlich schreibt er am 20. Februar an Staupitz: „Ich glaube, daß meine Acta, d. h. der römische Zorn und Verachtung zu Dir gelangt sind. Gott reißt mich hin, treibt mich, ich will nicht sagen: Er führt mich. Ich bin meiner nicht mächtig: Ich will Ruhe haben, und werde hineingerissen mitten in die Tumulte." (De Wette I, 231.) Von Miltitz berichtet er noch, derselbe habe darüber geklagt, „daß ich den ganzen Erdkreis mir verbündet und dem Pabst entfremdet hätte". Dann folgt dieselbe Fabel, daß Miltitz ihn nach Rom, „das mörderische Jerusalem", „jenes bepurpurte Babylon" hätte gefangen einbringen sollen, so habe er's aus dem Hofe des Fürsten gehört. Da er an der Ausführung dieser Sache verzweifelt habe, habe er mit ihm, Luther, Verhandlungen begonnen, „damit er Rom zurückerstatte, was er ihm abspänstig gemacht." Über Miltitz' Freundlichkeit und Kuß sagt er auch hier: „Ich habe mich so benommen, als merkte ich diese Wälschheiten und Verstellungskünste nicht."

Ist es wahr, daß Miltitz ein Judas war Luther gegenüber? Sein Betragen sowol Luther als Tetzel gegenüber wird hart getadelt. Letzterem warf er in einem harten Briefe vor, er sei die alleinige Schuld an dem ganzen Skandal, und gestattete dem alten kranken Manne nicht einmal, die von dem Hasse der Augustiner gegen ihn (als Dominicaner) in Umlauf gesetzte Verläumdung öffentlich zu widerlegen; er habe gesagt, daß der Ablaß auch ohne Reue wirksam sei, auch wenn jemand die Mutter Gottes geschwächt hätte. Luther vergrößerte diese Verläumdung noch durch die Hinzufügung, Tetzel habe so auf der Kanzel gelehrt. Luther gegenüber machte sich Miltitz allerdings verschiedener Tactlosigkeiten schuldig, aber wir haben Luther bereits auf so vielen Verdrehungen, Entstellungen, Heucheleien und Lügen ertappt, haben jenen später den Jesuiten angedichteten Grundsatz: Der Zweck heiligt die Mittel, in so unmisverständlicher Weise von ihm aussprechen und üben sehen, daß wir Bedenken tragen, ihm in seinen Reden von Miltitz' Judasart Glauben zu schenken. Bereits hielt er sich auch für einen Mann, vor dem Rom zittere, dem der Erdkreis zufalle, und seine Phantasie sah sich überall umlauert von Nachstellungen, die der Neid der auf seine Größe und Gelehrsamkeit neidischen Feinde ihm bereiten sollte, so daß ich jene Verdächtigungen gegen Miltitz so lange für

Eingebungen dieser seiner Phantasie halten muß, bis anderweitig die Wahrheit derselben constatiert ist. Miltitz spielte den Diplomaten, das ist wahr, und spielte ihn schlecht; Luther spielt den Diplomaten und spielt ihn meisterhaft, gegen Miltitz, gegen den Kurfürsten, gegen den Papst; gegen diesen aber nur so lange, bis er glaubt, die Maske abwerfen zu können. Das ist der Eindruck, den insbesondere seine Correspondenz auf mich gemacht hat, und der durch seine Handlungsweise bestätigt wird. Die Apostel, die Propheten, die Martyrer und auserwählten Werkzeuge der ewigen Wahrheit haben nie Diplomaten gespielt. Ihrer ist solches Spiel unwürdig; zu ihnen kann trotz ungeheurer Erfolge und großer Gelehrsamkeit und „reiner Lehre" doch niemals zugezählt werden, wer erstere Kunst noch dazu in der Weise Luthers übt.

Die Ehre des römischen Stuhls, so schreibt Luther alsbald dem Papste wieder, und ruft Gott und alle Creatur dabei zu Zeugen auf, habe er niemals antasten, noch durch Listen untergraben wollen (3. März 1519). — Was schreibt er am 20. Februar 1519 seinem Freunde Scheurl? „Außerordentliche Freude hat mir jenes mit höchster Gelehrsamkeit verfertigte Gespräch des Julius und Petrus gemacht. Fürwahr es birgt viele Frucht, wenn es ernstlich gelesen wird. Es thut mir leid, daß es in Rom nicht bekannt ist. Ich möchte beinahe zu wünschen wagen, daß es die weiteste Verbreitung finden möchte, weil es allerdings die Gräuel der römischen Curie wenn auch nicht gerade zuerst aufdeckt, als vielmehr bestätigt, was schon lange überall, haha! bekannt ist, so daß die römischen Matadors durch derartige Kleinigkeiten an ihre Tyrannei und gottloseste Verwegenheit erinnert werden, wenn sie sehen, daß dieselbe auf dem ganzen Erdkreis in aller Munde ist." (De Wette I, 230.) Jener Dialog ist eine Schmähschrift über die Verderbnisse des Papsttums. Luther wünscht derselben die weiteste Verbreitung, aber das Ansehen des römischen Stuhls hat er, Gott und alle Creaturen sind seine Zeugen, niemals antasten, noch durch Ränke untergraben wollen.

Den Bischöfen will er die theologische Frage zur Entscheidung unterbreiten, so schreibt er dem Kurfürsten. Über die Bischöfe schreibt er seinem Freunde Spalatin am 12. Februar: „Ich bemerke, daß die Bischöfe endlich klug werden; daß es nämlich ihres Amts gewesen wäre, was sie nun an mir zumal sehen und deshalb sich schämen. Stolz und kühn nennen sie mich, beides stelle ich von mir nicht in Abrede; aber sie sind nicht solche Leute, die wüßten, was Gott ist, noch was wir selbst sind." (De Wette I, 224.) Und dieser Bischöfe Spruch sollte Luther aufrichtig gewillt gewesen sein, sich zu unterwerfen? Hatte er nicht auch die Entscheidung der Universitäten angerufen? Was thut er, als dieselbe wider ihn ausfällt? Unterwirft er sich? oder läßt er sich auch nur soweit zur Besinnung bringen, daß er seine Sätze und Lehren nochmals gewissenhaft

prüft und derweil stille ist? Nein, er weiß nicht genug Gift und Galle zu speien gegen dieselben. Ich will hier nur die schamlose Beschimpfung der Pariser theologischen Facultät berühren, die er, weil sie in einer gründlichen Schrift ihm eine Menge seiner Häresieen nachgewiesen hatte, einer H..e vergleicht, „quae ausa est divaricari pedes suos et toti orbi turpitudinem suam obscoenissimam disco operire.“ (De vat. monast. Op. lat. Erl. Ausg. VI, 265.) Der Vergleich ist so unerhört unzüchtig, daß ich im Deutschen ihn nicht wiedergeben mag. Wenn er also jemandes Entscheidung anruft und Unterwerfung unter dieselbe verspricht, so kann man das nur in dem Sinne verstehen: Ich werde die Entscheidung und Autorität anerkennen und mich unterwerfen, wenn sie mir Recht giebt; wenn nicht, so erkenne ichs auch nicht an. Wir haben ihn bereits aussprechen hören, daß er des Papstes Urteil nicht leiden werde, wenn dieser die Entscheidung des betreffenden Bischofs nicht anerkenne. So verwirft Luther nach einander die zuvor von ihm selbst angerufenen Entscheidungen, bis zuletzt seine eigene Infallibilität bleibt. Diese aber verhüllt er unter dem schönen Deckmantel des unbestreitbaren Satzes: Gott ist Richter, nämlich durch sein heiliges Wort. Wir werden noch wahre Monstra von Sophistik aus seiner Feder zu sehen bekommen.

Luther hatte dem Miltitz auch versprochen zu schweigen, wie er dies Versprechen schon mehrfach gegeben und ebenso oft gebrochen. Auch diesmal wieder bricht ers und drängt sich in die Leipziger Disputation ein. Wir werden darauf zurückkommen.

In einem Punkte hat er dem Miltitz Wort gehalten. Er hat an den Papst Leo X. geschrieben. Wenn wir diesen Brief lesen, so vergessen wir nicht, was er bereits am 11. December 1518 an W. Link schrieb: Seine Feder gehe mit größeren Dingen schwanger; in der römischen Curie regiere der wahre Antichrist, wie er glaube beweisen zu können. Lesen wir nun seinen Brief an den, welcher ihm der Antichrist ist, wie er demnächst glaubt beweisen zu können: „Allerseligster Vater, es zwingt mich wieder die Notwendigkeit, daß ich Hefe der Menschen und Staub der Erde Deine Seligkeit und so große Majestät anrede. Daher möge Deine Seligkeit dieses Dein Schäflein würdigen, ihm Dein väterliches und in Wahrheit Christum stellvertretendes Ohr mildiglichst zu leihen und dies mein Blöken gefälligst vernehmen. Es ist bei uns gewesen dieser ehrsame Mann Karl Miltitz, Deiner Seligkeit Kammersecretär, und hat die schwerwiegendsten Beschwerden bei dem erlauchtesten Kurfürsten Fridrich geführt über meine Unehrerbietigkeit und Verwegenheit gegen die römische Kirche und Deine Seligkeit, und fordert Genugthuung. Ich habe das gehört und den tiefsten Schmerz empfunden, daß mein so treu und eifrig gemeinter Dienst das Unglück haben mußte, daß das, was ich zum Schutze der Ehre der römischen Kirche angefangen hatte, sogar bei dem Haupte

dieser Kirche selbst in Unehrbietigkeit und in einem alles Übels vollen Verdacht hat gerathen müssen. Aber was soll ich thun, allerseligster Vater? ich bin gänzlich ratlos, die Macht deines Zornes kann ich nicht ertragen und weiß doch keinen Rat, wie ihr entrinnen. Es wird Widerruf meiner Disputation von mir gefordert. Wenn ich das leisten könnte, was durch denselben verlangt wird, unverzüglich würde ichs thun. Da aber meine Gegner mir das Widerspiel halten und mich drängen, sind meine Schriften weiter verbreitet, als ich jemals gehofft hatte; zugleich haben sie sich in vieler Herzen tiefer festgehängt, als daß sie könnten zurückgerufen werden, zumal unser Deutschland heute eine wunderbare Blüte zeigt von Genies, Gelehrsamkeit, Urteil. Wenn ich die römische Kirche ehren will, so scheint mir vor allen Dingen die Sorge obzuliegen, daß ich in keiner Weise widerrufe. Denn jenes widerrufen hieße nichts anders als die römische Kirche mehr und mehr verunehren und die Anklagen wider sie in aller Mund bringen.

Jene, jene, wahrlich, allerseligster Vater, haben der römischen Kirche diese Beleidigung zugefügt und sie beinahe in Schmach gebracht bei uns in Deutschland, denen ich Widerstand geleistet habe, d. h. die durch ihre faden Redereien unter dem Namen Deiner Seligkeit nur den schändlichsten Geiz cultiviert und die Heiligkeit mit der Schande Aegyptens befleckt und verabscheuenswert gemacht haben. Und als ob das noch nicht Übels genug wäre, verklagen sie mich, der ich solchen ihren entsetzlichen Gräueln entgegen getreten bin, als den Urheber ihrer Ruchlosigkeit bei Deiner Seligkeit.

Nun allerseligster Vater, **vor Gott und aller Creatur bezeuge ich,** daß ich niemals im Willen gehabt habe noch auch heute beabsichtige, die Macht der römischen Kirche und Deiner Seligkeit auf irgend eine Weise anzurühren oder durch irgend welche Hinterlist zu untergraben. Ja vielmehr aus Herzensgrund bekenne ich, daß die Macht dieser Kirche sei über alles, und nichts sei ihr vorzuziehen im Himmel und auf Erden, außer dem einen HErrn über alle Jesu Christo. Und nicht möge Deine Seligkeit irgend welchen Falschheiten Glauben schenken, welche anders über Luther hinterlistige Aussagen bereiten. Und das einzige, was ich in jener Sache thun kann, ich verspreche sehr gern Deiner Seligkeit, daß ich hinfort jenen Gegenstand der Ablässe ruhen lassen und gänzlich schweigen will (nur mögen auch meine Gegner jene leren Prahlereien zurückhalten), und daß ich auch für das Volk eine Schrift veröffentlichen will, durch welche sie erkennen und bewogen werden reinen Sinnes die römische Kirche zu verehren und nicht ihr die Ruchlosigkeit jener aufzubürden; daß sie auch nicht meine Heftigkeit gegen die römische Kirche nachahmen, die ich gebraucht oder vielmehr misbraucht habe und bin ausgeschritten gegen jene Blöker, ob endlich durch Gottes Gnade oder durch solche Be-

mühung die erregte Uneinigkeit wieder beigelegt werden könne. Denn das allein habe ich erstrebt, daß nicht durch die Abscheulichkeit fremder Habsucht befleckt wurde die römische Kirche, unsere Mutter, und nicht die Völker verführt würden in Irrtum noch lernten die Liebe den Abläßen nachsetzen. Alles übrige wird von mir weniger geschätzt, wie es denn auch frei ist. Werde ich aber noch mehr vermögen oder erkennen, werde ich ohne Frage völlig bereit sein. Christus erhalte Deine Seligkeit in Ewigkeit. Altenburg, den 3. März 1519.

Von den in diesem Meisterstück jener Diplomatie, welche die Worte gebraucht, um die Gedanken zu verbergen, enthaltenen teils halb, teils ganz unwahren Anklagen wider seine Gegner will ich absehen. Ich setze sogar einmal, sie seien völlig der Wahrheit gemäß, — so bleibt doch eine völlige Unwahrheit, daß Luther nichts anders gewollt habe, als die Ehre und Macht der römischen Kirche retten. Seine Briefe und Handlungen strafen ihn in solcher Weise Lügen, daß es unbegreiflich bleibt, wie ein Mann, der den Namen Christi immer im Munde führt, Gott und alle Creatur zu Zeugen anrufen kann, daß das sein einziges Bestreben gewesen sei, daß er niemals dagegen habe operieren wollen. Ebenso unbegreiflich bleibt, wie der Mann die Stirn haben kann zu schreiben, er wolle auch jetzt nicht die Macht der Kirche oder des Papstes anrühren oder hinterlistig untergraben, während er in dieser Zeit, wo er solches schreibt, seine Sätze für die Leipziger Disputation vorbereitet und die Decretalien durchstudiert, um wo möglich beweisen zu können, das Papsttum sei nur menschlichen Rechts, ja es sei der Antichrist. Diesen Brief an den Papst schreibt er den 3. März 1519. Und den 13. März 1519, also zehn Tage später, teilt er seinem Freunde Spalatin mit: „Ich studiere auch die Entscheidungen der Päbste für meine Disputation, und (ins Ohr sage ich dir's) ich weiß nicht, ob nicht der Pabst der Antichrist ist oder sein Apostel; so jämmerlich wird verzerrt und gekreuzigt Christus (d. i. die Wahrheit) in seinen Decreten. Ich werde in wunderbarer Weise zermartert, daß so dem Volke Christi mitgespielt wird unter dem Schein von Gesetzen und des Christennamens. Allmählich will ich Dir meine Glossen zu den Decreten abschreiben, damit auch Du siehest, was es sei mit Hintansetzung der Schrift Gesetze machen, nur in der Sucht die Tyrannei zu erlangen; zu schweigen von all den andern Handlungen der römischen Curie, die den Werken des Antichrist auf ein Haar gleichen, und an denen sie Überfluß hat. Es erstehen mir täglich mehr und mehr Hülfsquellen und Stützpunkte für die heil. Schrift." (De Wette I, 239.) Hiermit halte man den Brief vom 11. December 1518 an Link zusammen. Auch ist zu beachten, daß die Entschuldigungen, welche Luther in einem Briefe an den Kurfürsten vom 13. März 1519 vorbringt, wegen seiner (wider das dem Fürsten und Miltitz gegebene Versprechen, schweigen zu wollen)

einem Irrlehre verbreitenden Geistlichen die Concession zu machen, daß es ihm erst beweise, worin er geirrt habe, wenn doch seine Abirrung sich so weit von der herrschenden Kirchenlehre entfernt, ja zu derselben klar in solchen Gegensatz tritt, wie Luthers Lehre zur Lehre der katholischen Kirche. Wollte Luther ehrlich und ehrenhaft handeln, dann mußte er anerkennen, meine Lehre und die Kirchenlehre sind zwei Gegensätze, widerrufen kann ich nicht, mithin muß ich die Kirche verlassen. Er aber hat es gemacht, wie es noch heute der falsche Liberalismus macht, er will seine Lehre mit Gewalt, List und Heucheleien der Kirche aufdrängen.

Während er schon am 8. October die Berufung an ein künftiges freies Concil in Petto hat, schreibt er am 17. October an den Cardinal: „Ich komme wieder, aber brieflich. Es möge Deine väterliche Würde mich mit aller Nachsicht hören." Abermal bittet er um Verzeihung und erklärt die aufrichtigste Reue (sincerissime doleo) zu empfinden über sein Betragen, daß er unbescheiden, heftig, unehrerbietig gegen den Papst gewesen; er sehe es nun ein, daß er bescheidener, demütiger und ehrerbietiger in der Sache sich habe benehmen müssen. Er will sich Mühe geben, ein anderer zu sein und in anderer Weise zu sprechen, ist völlig bereit und verspricht mit Leichtigkeit, daß er hinfort nicht mehr disputieren und schreiben, sondern die Sache ruhen lassen will. Nur möge auch seinen Gegnern Schweigen geboten werden; die letzten Worte „die mich provociert haben" — enthalten schon wieder eine Verdrehung der ganzen Sachlage, denn er hatte selbst den ganzen „Lärmen" angefangen, ohne daß ihn irgend jemand dazu provociert hatte; denn es war überall seines Amts nicht, die theologischen Streitigkeiten über den Ablaß unter das Volk zu bringen, geschweige denn, Predigten zu halten, welche geradezu gegen die Autorität der Kirche aufhetzten.

Nachdem er dann auseinandergesetzt, daß Thomas für ihn nicht solches Gewicht habe, um durch ihn von der Falschheit seiner Sätze überzeugt zu werden, fährt er fort: „Dies eine erübrigt aber, daß ich durch beßre Weise überzeugt werde, welche ist, wenn ich die Stimme der Braut zu hören gewürdigt werden möchte: denn diese hören ist gewißlich die Stimme des Bräutigams hören." Die Sprache erscheint mir hier schwerfällig, jedoch wird es der richtige Sinn sein, wenn ich die Worte verstehe als Ausdruck der Bereitwilligkeit, in dem Urteile der Kirche Christi Stimme anzuerkennen und diesem sich zu unterwerfen. Eine Zweideutigkeit möchte aber hier versteckt sein, da er hernach immer sagen konnte, die Stimme des Papstes erkenne ich nicht an als die Stimme der Kirche. Er hatte ja bereits die Appellation an ein Concil im Sinne. Doch bittet er schließlich den Cardinal, an den Papst zu berichten, damit die Kirche entscheide. „Denn nichts anderes wünsche ich, als die Kirche zu hören und ihr zu folgen." (De Wette I, 163.)

Es ist möglich, daß Luther bei der Abfassung dieses Briefes (am 17. October), den er auf Drängen des Staupitz und W. Link, seiner Freunde, schrieb, einen Anflug von Scham über sein Gebahren bei den Zusammenkünften mit dem Cardinal empfand. Bei der zweiten Zusammenkunft nämlich, am Tage nach der ersten, hatte Luther demselben in Gegenwart von eigens dazu mitgenommenen Zeugen einen Protest eingehändigt mit der Versicherung, daß er nie habe etwas lehren wollen, was gegen die Lehre der Kirche verstoße, und mit dem Erbieten, eine schriftliche Antwort, die ihm der Cardinal auf sein und seiner Begleiter Bitten gestattet hatte, und die er am folgenden Tage überreichte, und (wie er in den sogen. „Augsb. Acten" ausdrücklich sagt) alle seine Sätze dem Urteile des Papstes und der Universitäten Basel, Freiburg, Löwen und Paris zu unterwerfen und dann eine Äußerung fallen lassen des Inhalts, als sei er nur hergekommen, um mit dem Cardinal zu disputieren. In der folgenden Nacht hatte er ein Schriftstück ausgearbeitet zur Verteidigung seiner Sätze, dem ein Citat aus Panormitan eingefügt war, daß jeder Gläubige mehr Autorität habe, als der Papst, wenn er sich stütze auf beßre Autorität und Vernunft, als dieser. (De Wette I, 451.) Als der Cardinal beim Durchlesen dieses Schriftstücks (am folgenden Tage) an dies Citat gekommen war, hatte er inne gehalten und sich an Luther gewandt mit den Worten: Du willst, daß ich diese gehässigen Worte Seiner Heiligkeit vorlegen soll, nachdem Du ihm alle möglichen Versicherungen Deines kindlichen Gehorsams gegeben hast! — Als Luther aber gegen die Ermahnungen, zu widerrufen, taub geblieben war, hatte der Cardinal ihn mit dem Bedeuten fortgeschickt, er solle ihm nicht wieder kommen, darnach aber jene beiden Freunde zu ihm gesandt mit dem Auftrage, zu versuchen, ob sie vielleicht besser auf Luthers Gesinnung einwirken könnten.*) Die Frucht jener Einwirkung war der letztcitierte Brief. Vielleicht war, sage ich, durch die Güte des Cardinals ein Anflug von Scham in Luthers Gemüt hervorgerufen worden und hatte ihm die Worte des Briefes eingegeben. Übersehen dürfen wir aber nicht, daß er in derselben Nacht, in der er seinen Protest und seine Appellation „von dem schlecht unterrichteten an den beßer zu unterrichtenden Pabst" schrieb, an Spalatin sich äußert (De Wette I, 149): „An einer Appellation aber arbeite ich täglich, indem ich auch nicht eine Silbe widerrufen will; veröffentlichen aber will ich meine ihm gegebene Antwort, damit er auf dem ganzen Erdkreis blamiert werde, wenn er wie er angefangen, mit Gewalt in mich zu dringen fortfährt." Welch gehässige Gesinnung spricht aus diesen Worten! Sollte jener Brief vom 17. October wol ehrlich gemeint sein!? Gleich den folgenden Tag

*) Vgl. zu der ganzen Verhandlung bei Cajetan das 3. Buch meiner unter der Presse befindlichen Arbeit: Martin Luther, bei Kirchheim, Mainz.

schreibt Luther wieder an den Cardinal. Er sei sich bewußt, daß er nichts unterlassen habe, was für einen gehorsamen Sohn der Kirche Pflicht sei. Er gehe jetzt fort, da er seine Zeit nicht vergebens zubringen wolle in Augsburg; er habe dem Cardinal nichts mehr zu sagen, er habe eingesehen, daß seine Sache dem Cardinal lästig sei, daß eine Appellation an den Papst ihm sehr willkommen sein werde. Er habe gesagt, in welchem Falle er widerrufen könne; dem Urteile der Kirche unterwerfe er sich. Dem Kurfürsten würde es auch lieber sein, wenn er appelliere, als wenn er widerrufe. Der Cardinal möge seine Appellation dem Papste empfehlen. Notgedrungen und von seinen Freunden aufgefordert habe er sie verfaßt. In der Nacht entwich der tapfere Mönch heimlich aus Augsburg, so eilig, daß er Schuhe und Strümpfe zurückließ, derselbe, der am 11. October von Augsburg an Melanchthon geschrieben hatte: „Ich gehe hin, für euch mich opfern zu lassen, wenn es Gott gefällt. (De Wette I, 146.) Am 31. October (De Wette I, 166) schreibt er von Wittenberg an Spalatin, er sei voll Freude und Frieden und werde nun seine Antworten auf des Cardinals Vorlagen nebst der Appellation veröffentlichen, zugleich mit theologischen Glossen zu dem päpstlichen Breve (das er ein teuflisches nennt), welches Spalatin ihm zugeschickt habe. Er glaubt nicht, daß es echt sei, sollte es aber auch von der Curie herstammen, auf alle Fälle wolle er sie (die „Papisten") bei dieser Gelegenheit lehren ihre schamlosen Unsinnigkeiten und bösartige Unwissenheit (impudentissimas temeritates et iniquissimam ignorantiam). Wir haben schon gesehen, daß das echte Breve des Papstes vom 9. November datiert und von Cajetan erst am 13. December veröffentlicht worden ist. Daß das Schriftstück, welches Luther hier erwähnt, nicht echt war, konnte er sich sagen, aber es bot dieses Falsificat ihm eine willkommene Handhabe, seinem Hasse gegen alle Autorität die Zügel schießen zu lassen.

Nachdem Luther seine Haut glücklich in Sicherheit gebracht hatte, suchte er dem nur mit Gewißheit zu erwartenden Banne durch seine Appellation an ein freies Concil zuvorzukommen (28. November 1518). Es stand ihm bereits fest, daß der Papst der Antichrist sei, viel größeres führte er im Schilde: Am 11. December 1518 schreibt er an Link: „Siehe, ich schicke Dir meine Acten, die ich schneller veröffentlicht habe, als der Legat gehofft haben mag. Aber mit viel größeren Dingen geht meine Feder bereits schwanger; ich weiß nicht, woher mir jene Betrachtungen kommen; die Sache hat nach meinem Urteil noch nicht ihren Anfang, geschweige, daß die römischen Matadors das Ende hoffen könnten. Ich will Dir meine Kleinigkeiten schicken, damit Du siehst, ob ich recht vermute, daß jener wahre Antichrist bei Paulus in der römischen Curie regiere; daß er schlechter als die Türken sei, glaube ich beweisen zu können." (De Wette I, 193.)

Der geneigte Leser wolle hier einen Rückblick gestatten. Auf Luthers Drängen war die Citation nach Rom in eine Verhandlung in Deutschland umgewandelt worden. Als diese nicht nach seinem Geschmack ausfiel, appellierte er gleichzeitig an das Urteil der vier oben bezeichneten Universitäten und an den „besser zu unterrichtenden" Papst (im October). Ohne die Entscheidung abzuwarten, appelliert er einen Monat später an ein „freies Concil". Wieder einen Monat später hat er erkannt, daß der Papst der wahre Antichrist sei, und seine Feder geht bereits schwanger, dies der Welt zu verkünden. Ungestüm reißt der Geist, von dem er getrieben wird, ihn vorwärts und abwärts, wie einen über Felsblöcke hinabschäumenden Sturzbach. Und wie aus seinem Munde die Schmäh- und Lästerworte hervorschäumen, eins das andere überstürzend und überbietend, so überstürzen und überbieten sich seine Angriffe auf die Kirche, zerreißen unaufhaltsam das letzte Band, das ihn mit dieser verbindet und verbreiten Tod und Verderben weit umher. Die Prophezeiung aus seinem Munde hat sich erfüllt, die er einige Jahre später in einem Briefe aussprach (De Wette II, 157): „Ich glaube Deutschland im Blute schwimmen zu sehen." Er selbst wollte es ja so, denn ohne Tumult und Blut könne die Sache nicht zu Stande kommen. So sehen wir ihn in Angriffen auf die Kirche sich förmlich überstürzen, gleichsam als wollte er alle Brücken hinter sich abbrechen und die Krisis beschleunigen. Er hatte versprochen, zu schweigen; kaum ist er in Wittenberg wieder angelangt, so veröffentlicht er die Acten über seine Augsburger Verhandlung. Die Warnungen seiner Freunde kommen natürlich wieder zu spät. „Ich halte dafür, schreibt er an Spalatin (9. December), daß ich hierin, wie in allen Dingen beschleunigen muß" (De Wette I, 191). Warum hätte er sonst seine Appellation an ein „freies Concil", d. h. an ein von der Oberhoheit des Papstes befreites Concil so rasch veröffentlicht und dadurch die Autorität des Papstes öffentlich angegriffen. Er behauptet zwar, der Drucker habe es wider seinen Willen gethan, es hätte bei ihm erst noch liegen sollen. Aber es ist ihm offenbar recht lieb so: „Gott hatte andere Gedanken" (De Wette I, 193), so erklärt er sich darüber. Wenn er sie noch nicht veröffentlichen wollte, warum wartete er nicht mit dem Drucke, bis die Entscheidung des Papstes auf seine Appellation an diesen gekommen war? Es ist immer dasselbe unredliche Spiel. Er glaubte wohl, in dem sächsischen Kurfürsten den Fürsten gefunden zu haben, der ihm den Rücken hielte, damit er dem Papste das Spiel anrichten könne. Ursache hatte er wol zu solchem Glauben, denn der Kurfürst hatte die Tactlosigkeit begangen, einen Brief des Cardinals, in welchem derselbe ihn aufforderte, den feige aus Augsburg entwichenen Mönch nach Rom zu spedieren oder aus dem Lande zu jagen, diesem zur Beantwortung einzuhändigen und für ihn gegen seine kirchliche Obrigkeit Partei zu nehmen.

Wenn man nach den wilden Schmähreden unbändiger Hoffart, nach den leidenschaftlichen Ergüssen eines ruhelosen Umsturzgeistes, nach den widerlichen Windungen und Winkelzügen einer falschen Diplomatie, wie sich das alles in lutherschen Stilübungen beisammen findet, zu dem ruhigen milden Ton der päpstlichen Bannbulle und ihres Eingangs großartigem Gemälde gelangt ist, hat man die Empfindung eines wohlthuenden, beruhigenden, besänftigenden Geistes. Man holt gleichsam Atem, man erholt sich von dem betäubenden Eindrucke unaufhörlichen Tobens und Rasens des Revolutionsgeistes.

Doch wir haben keine Zeit, dabei zu verweilen. Das Gespenst jenes ruhelosen Geistes, der gleich einem Titanen gegen alle Höhe anstürmen muß, taucht mit unheimlichem Grinsen wieder auf neben dem eben flüchtig betrachteten Bilde. „Es wird mir berichtet, es sei eine Bulle gegen mich losgelassen; die Welt kennt sie. Bis hierher ist sie nicht gekommen. Vielleicht hat diese Ausgeburt der Nacht und der Finsternis Furcht, mir unter die Augen zu treten. Endlich ist mir dies nächtliche Gespenst in seiner ganzen Schöne durch den Eifer meiner Freunde gezeigt worden. Ich weiß nicht, wahrlich, ob die Pabstesel meiner spotten. Nein, das ist, bei meiner Treu, ein Werk des Ecken, des lügenhaften, verlogenen, gottlosen, der Ketzerei überführten Menschen. Von Rom kommt der Mensch, das ist verdächtig: Ein würdiger Apostel dieses Apostolats. . . . Wer sie geschrieben hat, diese Bulle, wer es auch sei, ich sage es, es ist der Antichrist. Ich verfluche sie, diese Beleidigung und Lästerung Christi des Sohnes Gottes! Amen. . . Ich verfluche jeden Christen, der diese schandbare Bulle anerkennt, in die Flammen der Hölle! Ich erkläre ihn für einen Heiden und leibhaftigen Antichristen! Amen. . . Bulle, Ausgeburt einer Seifenblase, sage mir, Du einfältiger Antichrist, bist Du solch ein dummes Schaf, daß Du meinst, die Welt lasse sich von Dir schrecken! . . Welcher Schafskopf, welcher Esel, welcher Maulwurf, welcher Klotz kann nicht verdammen! Erröthet Deine H . . . nstirn nicht, daß Du so in einem christlichen Publikum es wagst, mit Deinen nichtssagenden, kraftlosen Worten, mit den Dünsten Deiner Worte, den Blitzen der himmlischen Worte zu widersprechen! . . . Du Leo X., ihr Römlinge, Cardinäle höret: Ich sage es euch ins Gesicht, wenn ihr diese Bulle zur Welt gebracht habt, wenn ihr sie als euer Werk bekennt, so gebrauche ich die mir von Gott in der Taufe verliehene Gewalt, durch die er mich zu seinem Sohn und Erben bestellt hat. Auf diesem Felsen, der weder die Höllenpforten, noch die des Himmels und der Erde fürchtet, rufe ich euch: Kehrt um zu Gott, widersagt euren satanischen Lästerungen gegen Jesum Christum, und zwar sogleich. Bedenkt, Er lebt und herrscht noch! Seht den Herrn kommen, der mit dem Geist seines Mundes diesen gottlosen Menschen, diesen Sohn des Verderbens wegblasen wird. Wenn der

Pabst diese Bulle gemacht hat, so erkläre ich Dich als den Antichristen." „Fürchtet euch nicht vor dieser Bulle; stirbt einer vor Furcht, so wird man statt der Glocken die F . . ze hören, wenn er begraben wird." So „Papst Luther I." (Wider die vermaledeite Bulle ꝛc.)

Luther hatte den Bann längst erwartet. Sein dritter Brief an den Papst macht den Eindruck einer geflissentlichen Verhöhnung des Papstes! Schon der Eingang ist ein ganz anderer, als in den beiden ersten, er „speiet", um mich dieses lutherschen Wortes zu bedienen, ausgesuchte Verachtung. „Unter den Gräueln dieses Jahrhunderts, mit denen ich schon ins dritte Jahr mich placke und Krieg führe, werde ich zuweilen genötigt, mich auch nach Dir einmal umzusehen und Deiner zu gedenken, Leo, seligster Vater" u. s. w. Der Inhalt des langen Schreibens ist kurz der: Ich bemitleide Dich, Leo, daß Du wie ein Lamm unter Wölfen mitten in der über allermaßen verderbten Curie und auf dem zur Schande vor aller Welt gewordenen Papststule sitzest. Deine Person habe ich nämlich nie gemeint, ich habe es vielmehr mit Dir sehr gut gemeint, wenn ich Deinen schandbaren Stuhl angegriffen habe. Ich rate Dir, steige herab und setze Dich auf eine Pfarre oder in ein kleines Landgut. Wie St. Bernhard seinem Papste Eugen, so sage ich Dir die Wahrheit, die allerdings weichliche Ohren nicht hören mögen. Und um nicht mit leeren Händen zu kommen, so lege ich dies Büchlein bei, daß zwar klein ist, wenn man bloß auf das Papier sieht, aber doch die ganze Summe des Christentums enthält. Da ich arm bin, habe ich nicht mehr, aber Du hast auch nichts mehr nötig, denn daß Du mit geistlichen Gütern gebessert wirst. Das ist der Inhalt des Briefes, den Luther die Dreistigkeit hatte, dem päpstlichen Gesandten einzuhändigen, welcher seinerseits sich soweit erniedrigte, dies Pamphlet von dem Augustinermönch anzunehmen. Das Buch, welches Luther beilegte, war die Schrift „von der christlichen Freiheit." In dieser Schrift entwickelt er zunächst seine Rechtfertigungslehre, dann aber, und deshalb wol hauptsächlich hat er sie für den Papst beigelegt, daß, weil alle Christen Priester Gottes seien, die Existenz eines besonderen Priesterstandes eine Beschimpfung des göttlichen Wortes sei, daß auch alle Ceremonien nichts als leere Förmlichkeiten seien, welche wegfallen müßten. Sollte Luther, als er diesen Brief schrieb, die päpstliche Bulle gekannt haben, wie ich freilich kaum glaube, so ist zu beachten, daß er davon direct nichts merken läßt, man könnte vielleicht die Aufforderung an den Papst, von dem apostolischen Stuhle herabzusteigen, als eine Art Repressalie auffassen. Es bleibt aber meines Erachtens nur eine Erklärung darüber übrig, was Luther noch mit diesem Briefe beabsichtigt haben mag, nämlich die, den Papst seine hämische Verachtung fühlen zu lassen. Denn daß solch ein Pamphlet keine mildernden Wirkungen würde hervorbringen können, mußte ihm klar sein. Nach allem Bisherigen war ihm gar nichts daran gelegen, dem Banne zu entgehen.

Daß er durch ein solches Schriftstück den Papst für seine Theologie gewinnen oder gar zum Absteigen vom apostolischen Thron bewegen würde, konnte er, ohne blind zu sein, nicht erwarten. Wenn also dieser Brief als ein letzter Versuch, zum Gehör zu kommen, der Wahrheit Gehör zu verschaffen, dargestellt wird, so war er, die Richtigkeit dieser Auffassung einmal vorausgesetzt, ein äußerst plumper. Oder wollte Luther seinem Gewissen genug thun, um sich sagen zu können, Du wenigstens hast im letzten Augenblicke noch alles gethan, was Du thun konntest, obgleich Du wußtest, daß es vergeblich war? Wir hören ihn gern sich darauf berufen, daß er ein Übermaß von Geduld, Friedensliebe, Demütigung, Bitten und Beschwörungen vergeblich an seine Gegner verschwendet habe, daher auch nicht schuld sei, wenn sie in ihrem Hasse gegen „die Wahrheit" ihren Untergang sich selbst bereiten. Es ist möglich, daß er solche Gedanken beim Schreiben dieses Briefes gehabt hat. Doch ist seine Sprache so verächtlich gegen die höchste Autorität der Kirche, die er behandelt, als wäre er ihr nicht nur gleichstehend, sondern als Prophet Gottes über sie erhaben, und lautet so hämisch und höhnisch, daß ich in diesem Briefe nur das Machwerk einer den Gegner zu guterletzt persönlich noch einmal so empfindlich wie möglich treffen wollenden Tendenz erblicken kann. Der Papst figuriert darin als ein dummes, weichliches, willenloses Schaf, dem man die Gutmütigkeit eines solchen Thieres nicht absprechen will, den man deshalb mitleidig bedauert, daß seine unheilbare Charakterschwäche ihn in den Untergang des Sodom, in dem er sich wohl zu fühlen scheint, unrettbar verwickelt. Während Luther also beteuert, daß er die Person des Papstes niemals habe antasten wollen, ist dieser Brief so abgefaßt, daß er Leo X. gerade persönlich aufs tiefste verletzen mußte. — Zu beachten ist noch, daß die für das Volk bestimmte deutsche Ausgabe, von Luthers Hand selbst besorgt, in ihren Ausdrücken noch giftiger ist als die lateinische. Das Volk sollte sehen, wie man mit der höchsten Autorität der Kirche ungestraft umgehen könne in dem Augenblicke, wo diese den Bann ausgesprochen. Der deutsche Brief hatte die Tendenz, dem Volke einen lebendigen Beweis von der Ohnmacht des Papstes gegenüber dem Wittenberger Titanen zu geben, der in der That sich dem Glauben hingab, man zittere in Rom vor ihm.

Man vergleiche noch die um diese Zeit geschriebenen Briefe Luthers über seine Vereinigung mit Hutten, die wir früher citiert haben; man erinnere sich an die im November 1520 erschienene Schrift: „Wider die Bulle des Antichrist's" nnd die aus derselben von uns angeführten Stellen, und an seine ebenfalls nach Publikation der Bulle erschienene Appellation von dem Papste an ein allgemeines christliches Concil, in welcher er alle Welt zum Widerstande gegen den Papst aufforderte und

für sich in die Schranken rief, so wird man den Geist verstehen, aus welchem dieser letzte Brief an den Papst geboren ist.

Daß Luther durchaus nicht willens war, der bloßen Predigt seiner Lehre den eventuellen Sieg zu überlassen, oder derselben durch eigenes Martyrium zum Siege zu verhelfen, das beweisen, soviel wir auch Versicherungen über seine Bereitschaft zum Martyrium begegnen und die Theorie von ihm feststellen hören mögen, „das Evangelium“ dürfe nur durch Predigt und Leiden, nicht durch Gewalt verbreitet werden, — das beweisen seine Aufforderungen zum Umsturze aller bisherigen Ordnung, das bestätigen seine Briefe über seinen Anschluß an die revolutionäre Adelspartei, das beweist dieser Anschluß selbst am besten.

Es wird gut sein, ihn selbst zu hören. Nachdem er am 10. December 1520 die päpstliche Bulle nebst allen Decretalen und dem ganzen canonischen Rechte unter dem Zujauchzen des Pöbels verbrannt und damit die offene und gewaltsame Revolution gegen die kirchliche Autorität thätlich begonnen hatte, fuhr er unter dem Schutze des durch Erasmus in Köln von der Richtigkeit der lutherschen Theologie überzeugten Kurfürsten fort, das Volk in Predigten und Schriften gegen den Papst aufzuhetzen. Und obgleich er eben erst an ein allgemeines Concil appelliert hatte, so verwarf er nun auch die Concilien. Zugleich arbeitete er durch Schriften an der Schürung der allgemeinen Aufregung. Der Papst ist ärger, als alle Teufel, denn er verdammt den Glauben (wie „das Evangelium“, so liebte er auch, „den Glauben“ als Bezeichnung seiner Lehre zu gebrauchen, in kluger Berechnung, daß er durch solche Schlagwörter öffentliche Meinung machen werde). Er befolgt schon ganz dieselbe Tactik, die wir heute eine gewisse Politik anwenden sehen. — Huß hat nur wenig gethan, belehrt er das Volk, er hat nur angefangen, das Evangelium zu predigen, er hat den Papst noch anerkannt. „Ich habe fünfmal mehr gethan, doch habe ich Sorge, ich thue ihm auch zu wenig.“ Huß will nur, daß ein böser Papst nicht Glied der Christenheit sei, man ihn aber doch dulden müsse als einen Tyrannen. „Ich aber, wenn heutigs Tags St. Peter selbs zu Rom säße, verneine ich dennoch, daß er Pabst wäre aus göttlicher Ordnung über alle andern Bischöffe.“ (Grund und Ursach aller Artikel, Erl. Ausg. 24, 134 ff.) Es ist nämlich nach ihm „gewiß, daß der Pabst gar nit Macht hat, noch die Kirch, zu setzen Artikel des Glaubens, noch Gebot der Sitten oder guter Werk“ (das. S. 128). Fassen wir die Absichten Luthers kurz zusammen, so sind es diese: „Den Primat und Episkopat sollte die Kirche abschaffen, den die Völker zusammenhaltenden Organismus zerreißen, an die Stelle ihres Cultus der Anbetung und des Opfers sollte sie das bloße Predigen setzen. An eine Verständigung, eine nur halb aufrichtige Wiedervereinigung konnten da nur Jene jetzt noch denken, welche das Wesen der protestantischen Lehre, die Tragweite der Bewegung ver-

kannten." (Döllinger, Kirche und Kirchen, 67.) „Nun war aber der Organismus der Kirche mit der staatlichen Ordnung und dem Leben der Völker so eng verflochten durch die vielhundertjährige Entwickelung, daß ihre Selbstauflösung ohne völligen Umsturz aller socialen und politischen Verhältnisse nicht möglich war. Man kann nicht sagen, daß Luther über diese Tragweite seiner „Reformation" sich unklar gewesen sei. Schon in seiner Schrift an den Adel tritt das hervor, daß er diesen allseitigen Umsturz beabsichtige, als Mitwirker der revolutionären Adelspartei. Die Berichte des päpstlichen Legaten Aleander auf dem Reichstage zu Worms zeigen uns, welche Befürchtungen man katholischerseits von dieser luther-hutten-sickingischen Revolutionsliga damals hegte. „In der That ist Sickingen jetzt allein in Deutschland König, denn er hat Gefolge, wann und wie viel er will." „Der Kaiser ist waffenlos." „Andre Fürsten sind unthätig, die Prälaten zittern und lassen sich verschlingen, wie die Kaninchen." „Der verarmte Adel, stark an Zahl, steht Sickingen bei allen Unternehmungen zu Gebote, Sickingen ist der Schrecken Deutschlands, vor dem alle erstarren." (Vergl. die treffliche Schilderung der Lage bei Janssen II, 145 ff.) Von Luther haben wir bereits gehört, daß er in diesem projectierten Umsturze aller Dinge nichts verlieren könne, aber viel zu gewinnen hoffe. Es ist geradezu abgeschmackt, was man uns in Schulen und Universitäten gelehrt hat, daß es eine Heldenthat Luthers gewesen sei, nach Worms zu gehen. Denn nicht der Kaiser und die Katholiken waren von ihm zu fürchten, sondern in der That hatte der Kaiser, der ohne bewaffnetes Gefolge in Worms anwesend war, den revolutionären Adel zu fürchten. In beständiger Lebensgefahr war der päpstliche Legat Aleander, an den Hutten von der Ebernburg aus schrieb: „Ich werde allen Fleiß anwenden, aller Eifer daran setzen, alle Anstrengungen und Wagnisse unternehmen, daß Du ohne Leben, eine Leiche, hinausgeschleppt werdest, der du voll Wuth, Wahnsinn, Verbrechen und Ungerechtigkeit zu uns kamst." Ähnliche Briefe richtete Hutten an die Kirchenfürsten: „Hebet euch weg von den reinen Quellen, ihr unreinen Schweine! Hinaus mit euch aus dem Heiligtum, ihr verruchten Krämer! Seht ihr nicht, daß die Luft der Freiheit weht, daß die Menschen, überdrüssig der vorhandenen Zustände, neue herbeizuführen suchen?" Volksversammlungen fanden statt, Reden wurden gehalten, Luther als unfehlbar und sündlos gepriesen. In Worms wurde von den Lutherschen eine Druckerei errichtet, die nichts als Schmähschriften wider die Verteidiger des väterlichen Glaubens druckte und dieselben verbreitete. „Die schon gebräuchlich gewordenen Bildnisse Luthers mit der Gloriole eines Heiligen oder dem heiligen Geiste in Gestalt einer Taube über dem Haupte, sowie Darstellungen Luthers und Huttens als gemeinsame Vorkämpfer der christlichen Freiheit wurden öffentlich feilgeboten." „Huttens Sendschreiben und zahlreiche Pamphlete, voll Spott und

Hohn gegen Luthers Gegner, liefen von Hand zu Hand." Es gehörte also von Luthers Seite eben keine Kühnheit dazu, nach Worms zu reisen, noch dazu mit kaiserlichem Geleite. Kühn war er nur, wenn er sicher war, daß ihm ein Starker den Rücken deckte, wie jetzt sein „Herr und Patron" Sickingen, der mit dem Aufgebote des gesamten fränkischen Adels zum Schlage bereit stand. Daß dieser Schlag jetzt, während des Reichstags zu Worms, noch nicht ausgeführt wurde, daran war, wie ich schon erwähnt habe, des Kaisers Gold schuld, das sowol Sickingen als Hutten damals blendete und so ihre verderblichen Pläne vorläufig wenigstens zurückhielt. — Welcher Art die Gefahren waren, denen Luther nach der protestantischen Sage bei seiner Reise nach Worms trotzte, lehrt uns ein Blick auf die Vorgänge in Erfurt bei seiner dortigen Anwesenheit. Er predigte in der Augustinerkirche; eine Predigt, wie sie ein Aufrührer nicht besser halten kann. Sie hatte aber auch ihre beabsichtigten Wirkungen. „Einer baut Kirchen, der andre wallt zu St. Jakob oder zu St. Peter, der dritte fastet und betet, trägt Kappen, geht barfuß &c.; solche Werke sind gar nichts und müssen in Grund zerstört werden. Und diese Worte merke; alle unsre Werke haben keine Kraft." Dann setzt er seine neue Rechtfertigungslehre auseinander und wendet sie auch sofort in einer Weise an, wie sie nicht besser wünschen kann, wer die bequemste Religionsweise allen andern vorzieht. „Was ist das (d. h. nach dem Zusammenhange: was schadet's), daß wir eine frische Sünde thun, so wir (nur) nicht so bald verzweifeln, sondern gedenken: ach Gott, du lebest noch, Christus, mein Herr, ist Zerstörer der Sünde: so bald ist die Sünde davon." Dann kam die eigentliche Spitze der Predigt: die Geistlichkeit weide ihre Schafe ungefähr so, wie die Fleischhauer am Osterabend thäten; unter dreitausend Pfaffen seien keine vier, die etwas taugten. Am Tage nach seiner Abreise ging's denn los: die Saat seiner Brandpredigt ging auf. Der Stadtpöbel und Studentenhaufen drangen gegen die Wohnungen der Geistlichkeit vor, „schlugen alle Fenster ein, stießen in den Stuben die Öfen ein, verderbten allen Baurath, zerspalteten die köstlichen vermosierten Tische und warfen die Stücke alles dessen, so sie verderbt hatten, auf die Gasse hinaus, samt allem was zum Essen dienete." Die Stiftsherren konnten sich nur durch eilige Flucht retten; der Magistrat ließ den Pöbel ungestraft. Luthers Freund, Joh. Lange, verkündete, man müsse „das Evangelium mit dem Schwerte erhalten." (Vergl. Janssen II, 162; Kampschulte, die Universität Erfurt in ihrem Verhältnis zum Humanismus und der Reformation 2, 106 ff.) Sollte jemand diesen Aufruhr als Wirkung lutherscher Predigt in Anspruch nehmen und etwa ihn als einen Beweis für die durch die Möglichkeit desselben documentierte Schlechtigkeit der Geistlichen benutzen wollen, so erinnere ich an den Pöbelaufruhr in Hannover, der sich als Katechismussturm gegen die Consistorialräte Uhlhorn und Niemann richtete,

von denen erzählt wurde, daß sie auch hätten laufen müssen, daß die Steine, mit denen ihnen die Fenster eingeworfen wurden, ihnen als Beweise dienen sollten, wofür man sie im Volke hielte. Es ist also die Weise, aus Aufruhren die Schlechtigkeit dessen, gegen den er sich erhebt, beweisen zu wollen, nicht ratsam. Luther hat sich seiner Zeit auch dagegen verwahrt, daß er der intellectuelle Urheber der furchtbaren Bauern-Revolution sei. Man hat ihm mit Recht erwidert: Du zwar willst die Bauern nicht anerkennen als Deine geistigen Kinder; aber sie erkennen Dich an; heute würde man sagen: Sie hängen sich an Deine Rockschöße und bleiben daran hängen; und nicht bloß die, auch der schmalkaldische und dreißigjährige Krieg, die Revolution und Morde in Schweden 2c. — Indes haben wir bei dem Erfurter Pöbelaufruhr uns nur zu dem Zwecke aufgehalten, um daran ein Beispiel zu geben, daß es von „dem heiligsten Hohenpriester" des Evangelii, wie Crotus Luther betitelte, gerade keine große Kühnheit war, seinen Triumphzug nach Worms zu halten. Hat er das wirklich gesagt, was man ihm in den Mund legt: „Und wenn die Papisten ein Feuer anzündeten, das von Wittenberg nach Worms reichte, so wollte ich hindurch. Und wenn in Worms so viele Teufel wären, als Ziegel auf den Dächern" — hat er dies wirklich gesagt, hat er dies wirklich vorher gesagt (nachher schreibt er dergleichen), so waren es spottwohlfeile Renommistereien. Nicht gesagt hat er aber die ihm angedichteten Worte: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders 2c." Das ist eine Fabel. Daß er diese Worte nicht gesprochen hat, daß sie vielmehr eine spätere Zuthat sind, ist nachgewiesen in einem Aufsatze in der protestantischen Zeitschrift „Studien und Kritiken" von Burkhard 1869, III. Dies nebenbei. Daß Luther bei dieser Reise nach Worms und seinem Aufenthalte dort auf den Schutz des Adels pochte, hat ihm schon Münzer vorgeworfen: „Daß Du zu Worms vor dem Reich gestanden bist", schreibt er ihm in seiner Schutzrede wider das geistlose sanftlebende Fleisch zu Wittenberg (d. i. Luther), „Dank hab der deutsche Adel, dem Du das Maul also wohl bestrichen hast und Honig gegeben. Denn er wähnte nicht anders, Du würdest mit Deinem Predigen bömische Geschenke geben, Klöster und Stift. So Du zu Worms hättest gewankt, wärest Du ehr erstochen vom Adel worden, denn losgegeben; das weiß doch ein jeder." (Vergl. hierzu außer Janssen: Strobel, Thomas Münzer, 166 und Menzel, Neuere Geschichte der Deutschen I, 94.) In der mehrerwähnten Schrift: Von des christlichen Standes Besserung an den deutschen Adel, hatte Luther dem Adel die Domstifte zugeteilt als Versorgungs-Anstalten für die nachgeborenen Söhne. Daß er aus Deutschland ein „zwiefaches Böhmen" machen wollte, haben wir bereits aus seinem Munde vernommen. Wie wir es zu verstehen haben, wenn er in Bezug auf sein zukünftiges Verhör in Worms dem Kurfürsten schreibt (De Wette I, 575): „Zum ersten bin ich bereit,

die römische Kirche zu ehren in aller Demut und derselben nichts vorziehen, weder im Himmel, noch auf Erden, denn allein Gott selber und sein Wort; darumb ich gern ein Widerruf thun will, in welchem Stücke mein Irrtum angezeigt wird" — das haben wir bereits genugsam erkannt. Ebenso wissen wir, daß es so schlimm mit seinen Martyriums-Absichten nicht gemeint ist, wenn er schreibt (24. März 1521. De Wette I, 579), „daß ich diese Diener des Satans lebend verachte und sterbend besiege." Wir wissen bereits, wie geflissentlich Hutten die Furcht des kühnen Mönchs vor Meuchelmord und Gift für seine Zwecke zu verwerten wußte. „Für mich sorge ich nichts, an dessen noch warmem Blute viele tausend Meuchelmörder auf dem ganzen Erdkreise schuldig gemacht worden sind" (ebendas.). Ja man sollte wahrhaftig für das Leben dieses Menschen zittern, dem (man höre und staune) auf dem ganzen Erdkreise die Dolche der Meuchelmörder geschliffen und (schaudert euch nicht die Haut?) das Gift der Giftmischer gemischt ist, wenn wir nicht ganz genau wüßten, daß das ganze berechneter Humbug auf der einen und die vor dem Rauschen eines Blattes erschreckende Heldenherzigkeit auf der andern Seite ist. Doch zerstören wir nicht den frommen Glauben so vieler an den göttlichen Heldenmut ihres Heros, des „allerheiligsten Hohenpriesters" des Luthertums: Er hat eben wieder ein „herrliches Wort" von sich gegeben, horchet in Andacht: „Wir sind willens den Satan zu schrecken und zu verachten." An Spalatin, 14. April 1521 (De Wette I, 587). Trotzdem müssen wir der Geschichte glauben, daß er bei seinem ersten Verhör so sehr den Mut verloren hatte, daß nur die Nächststehenden ihn verstehen konnten, und der Frankfurter Abgeordnete berichtet, er habe gesprochen, als ob er bange und erschrocken gewesen sei. Indes Hutten ließ nicht ab, ihm Episteln zur Ermutigung zu schicken.

Bekanntlich bat er sich auch eine Bedenkzeit aus, worauf er sich sagen lassen mußte, daß er aus der Vorladung hinreichend wissen könne, wozu er hergerufen sei und deshalb keine Bedenkzeit verdiene, doch wolle der Kaiser ihm aus angeborener Milde eine solche bis morgen gestatten. Am andern Tage denn that er nach dem Wunsche seiner Mitverschworenen und versagte unerschrocken jeden Widerruf. Als er in sein Quartier zurückgekommen war, schreibt Sixtus Oelhafen, Ratsherr aus Nürnberg, habe er in seiner Gegenwart die Hände ausgestreckt und mit fröhlichem Angesicht geschrieen: Ich bin hindurch! ich bin hindurch! (Janssen II, 164.) Seine Mitverschworenen waren in der Nacht vom 19. auf den 20. April thätig. Der Kaiser hatte am 19. eine eigenhändige Schrift den Ständen zugesandt, des Inhalts: Er wolle nach dem Vorbilde seiner Vorfahren dem christlichen Glauben und der römischen Kirche treu bleiben und fest anhangen, und mehr den heiligen Vätern glauben, die aus der ganzen Christenheit auf den Concilien versammelt gewesen, als diesem

einen Mönch; er bereue, daß er so lange zugesehen habe. Luther solle sich von Stund an entfernen; das freie Geleit solle er behalten und unangefochten zurückkehren. „Aber wir verbieten, daß er seine so verderbliche Lehre dem Volke predige, damit er keinen Tumult im Volke anrege.“ In der hierauf folgenden Nacht wurde an viele Hausthüren geschrieben: Wehe dem Lande, des König ein Kind ist. Am Rathhause wurde ein Zettel angeschlagen mit folgender Aufschrift: „Nachdem wir uns beredet und geschworen haben, den gerechten Luther nicht zu verlassen, unsrer Zahl nach vierhundert verschworene Edelleute, so kündigen wir einfältigen Verständnisses Fürsten und Herren Romanisten, zuvörderst dem Bischof zu Mainz, unsre ernstliche Feindschaft an, dieweil doch Ehre und göttlich Recht unterdrückt sein soll, ohne Anzeigung eines Namens und Zufügung aller Tyrannei über den Anhang der Pfaffen. Schlicht schreib ich, doch großen Schaden mein ich; mit achttausend Mann kriegen will ich. Bundschuh, Bundschuh, Bundschuh!“ (Bundschuh war das Loosungswort aufrührerischer Horden.) Wie Luther es versteht, Thatsachen zu entstellen, davon überzeuge sich der geneigte Leser, wenn er mit obigem Wortlaut des kaiserlichen Schreibens die Darstellung Luthers vergleicht in einem Briefe vom 21. August 1524 an den Kurfürsten (De Wette II, 543). Nachdem er versichert: „Wie demütiglich (!!) griff ich den Papst an, wie flehet ich, wie sucht ich, als meine ersten Schriften ausweisen“ (!), rühmt er sich weiter: „Ich bin zu Leipzig gestanden, zu disputieren vor der allergefährlichsten Gemein“ (er hatte sich bekanntlich mit Gewalt zur Disputation hinzugedrängt und war hoch zu Wagen wie im Triumph eingefahren), „ich bin zu Augspurg ohn Geleit (dies ist schon eine Lüge) vor meinem höchsten Feind erschienen“ (von dem er selbst gesteht, daß er „väterlich“ mit ihm umgegangen sei) und fährt dann fort: „Ich bin zu Worms vor dem Kaiser und dem ganzen Reich gestanden, ob ich wohl zuvor wußte, daß mir das Geleit gebrochen war (man muß staunen über diese Lüge) und wilde seltsame Tück und List auf mich gericht waren.“ Auf diese Lüge baut er dann die folgende Renommisterei: „Wie schwach und arm ich da war, da stund doch mein Herz der Zeit also: Wenn ich gewußt hätt, daß so viel Teufel auf mich gezielt hätten, als Ziegel auf den Dächern waren zu Worms, wäre ich dennoch eingeritten.“ Also 3 Jahre nachher spricht er diese Heldenworte!! —

Jene Drohungen erreichten denn auch wirklich, daß die Stände in den Kaiser drangen, er möge gestatten, daß etliche von ihnen noch einmal den Versuch machten, Luther zum Widerruf der in der Bulle verdammten Sätze zu bewegen. Dieser stand während dessen mit Hutten in fortwährendem brieflichen Verkehr. Hutten fürchtete noch immer, Luther möge zuletzt doch nachgeben und vergewissert ihn allernächsten Losbruchs (Janssen II, 165). Wie bekannt, blieben alle jene gutgemeinten Versuche vergeblich.

11*

Der Kaiser ließ ihm ankündigen, er solle ohne Säumen abreisen, unterwegs nicht predigen, noch Schriften ausgehen lassen; noch 21 Tage habe er freies Geleit. Am Abend vor seiner Abreise ließ ihm der Kurfürst von Sachsen in Gegenwart Spalatins mitteilen, man werde ihn bei Seite schaffen; den Ort, wohin, sollte er aber nicht wissen, auch der Kurfürst selbst wollte ihn nicht erfahren, um im Notfall seine Unkenntnis beschwören zu können. Luther schrieb seinem Freunde Cranach am 28. April unterwegs auf der Rückreise einen Brief, der von der unbändigen Unverschämtheit dieses aufgeblasenen Aufrührers ein beredtes Zeugnis giebt. Zuerst meldet er: „Ich laß mich einthun und verbergen, weiß selb noch nicht wo. Und wiewohl ich hätte lieber von den Tyrannen, sonderlich von des wütenden Herzog Georgen zu Sachsen Händen den Tod erlitten (wir kennen die Aufrichtigkeit solcher Renommistereien bereits), muß ich doch guter Leute Rath nicht verachten, bis zu seiner Zeit." Dann aber geht der hoffärtige Mensch, dem nur die Unkenntnis des Kaisers von den Angelegenheiten in Deutschland und dessen Milde ein Verhör und Gelegenheit zum Widerruf gestattet hatte, gegen das geltende kirchliche Recht los, gegen den Reichstag und schimpft darüber, daß er dort nicht zu einer seiner beliebten Disputationen zugelassen ist. „Man hat sich meiner Zukunft in Worms nicht versehen (offenbar bildet er sich ein, auch der Kaiser sei vor ihm in Furcht gewesen), und wie mir das Geleit ist gehalten, wisset ihr alle wol aus dem Verbot, das mir entgegen kam (nämlich zu predigen; welches Verbot jede unbefangene Betrachtung der Sache für durchaus gerecht halten muß). Ich meinet, Kaiserliche Majestät sollt ein Doctor oder funfzig haben versammelt, und den Münch redlich uberwunden; so ist nichts mehr hie gehandelt, denn so viel: Sind die Bücher Dein? Ja. Willt Du sie widerrufen oder nicht? Nein. So hab Dich. O wir blinde Deutschen, wie kindisch handeln wir und lassen uns so jämmerlich die Romanisten äffen und narren." „Es muß ein klein Zeit geschwiegen und gelitten sein: Ein wenig sehet ihr mich nicht; und aber ein wenig sehet ihr mich, spricht Christus. Ich hoff, es soll itzt auch so gehen. Doch Gottes Wille als der allerbeste geschehe hierin wie im Himmel und Erden." Das Verbot, keine Schriften ausgehen zu lassen, hielt er nicht, im Vertrauen auf seinen demnächstigen Schlupfwinkel. Zwei Tage nach der Abreise ließ er zwei Sendschreiben ausgehen, eins an den Kaiser, das andere an die Stände; das letztere erschien sofort als Flugschrift wieder mit Luthers Bilde auf der Rückseite des Titels, wo er den Heiligenschein um den Kopf und den heiligen Geist als Taube über demselben hat. (Die Nachweise bei Janssen II, 168). Auch Denkmünzen wurden geprägt, eine mit der Umschrift: Doctor Martin Luther, selig der Leib, der Dich getragen hat. Ich füge nur noch hinzu, daß die Nachricht von seiner Einsetzung von den Verschworenen ausgenutzt wurde zu Gerüchten, er sei

verrätherischer Weise gefangen genommen, mishandelt, getötet worden, seinen Leichnam habe man gefunden in einem Bergstollen. Die Absicht dieser Aussprengungen ist leicht zu erkennen. So bekam die Feigheit eine Märtyrerglorie.

Sechstes Kapitel.

Luthers „Beweis", daß der Papst der Antichrist sei.

Es hat der geschichtliche Abriß, den ich glaubte einschalten zu sollen, den unwahren Charakter Luthers und seines Treibens, wie er sich mir dargestellt hat aus seinen Schriften, genügend erkennen lassen, auch die für Beurteilung der sogenannten Reformation nicht unwichtige Thatsache seiner Vereinigung mit der humanistisch gefärbten Revolutionspartei des deutschen Adels berücksichtigt. So interessant es auch ist, die Entwickelung weiter zu verfolgen in ihrem geschichtlichen Verlauf, so glaube ich denselben verlassen zu sollen, um zunächst Luther zu hören über die für die innere Berechtigung seines Auftretens bedeutsame Lehre, daß der Papst der Antichrist und die Kirche die babylonische H . . e ist. Er will das natürlich aus der Schrift belegen, aber seine Exegese ist in diesem Punkte ebenso jammervoll und wissenschaftlicher Beachtung unwert, als der Versuch, den Primat Petri exegetisch wegzubringen. Zur Beleuchtung der traurigen und gewaltsamen Tortur, welcher dieser Gründer einer neuen und zwar biblischen Theologie die Schriftstellen zu unterwerfen versteht, führe ich nur an, daß in der Stelle: Du bist Petrus und auf diesen Felsen (Petra im Griechischen) werde ich meine Kirche bauen, die Worte auf diesen Felsen nicht auf Petrus, sondern auf den HErrn selbst sich beziehen sollen, so daß der Sinn wäre: Du bist Petrus, und auf diesen Felsen, d. h. auf mich werde ich bauen. Jeder mit einigem Verständnis für Sprache versehene Mensch wird den Widersinn solcher Exegese aus dem Zusammenhange sofort erkennen, denn im Syro-Chaldäischen, in dem Christus diesen Ausspruch als in seiner Landessprache that, heißt es zweimal K e p h a s hintereinander. Der von mir hochgeschätzte Commentar von Meyer sagt (zu Matth. 16, 18 S. 353): „Ohne Zweifel wird übrigens hier dem Petrus der Primat unter den Aposteln zuerkannt"; und (S. 354) „Die oft von der Polemik gegen Rom ergriffene Auskunft, mit dem Felsen sei nicht Petrus selbst, sondern der feste Glaube und dessen Bekenntnis von Seiten des Apostels gemeint, ist unrichtig, da das hinzeigende *ἐπὶ ταύτῃ τῇ πέτρᾳ* (auf diesem Petra, d. i. Felsen) nach dem eben gesagten *σύ εἶ πέτρος* (Du bist Petrus) nur den Apostel selbst meinen kann, wie ihn auch das folgende *καὶ δώσω* (ich werde Dir geben) meint." In Betreff des Pabsttums äußert sich Meyer natürlich abweisend: „Dieser

Primat, nämlich des Petrus, ist unparteiisch zugegeben, aber ohne die römischen Consequenzen, da Jesus weder Nachfolger des Petrus im Auge hat (ich frage, woher weiß denn Meyer das?), noch die Päpste solche Nachfolger sind (das ist eben eine bloße unbewiesene Behauptung der Partei), noch Petrus selbst jemals römischer Bischof gewesen ist (das ist eine Behauptung, deren Unrichtigkeit die Katakomben beweisen). Die Gründe, die hier angegeben werden, sind rein subjectiver Art. Vor einer Reihe von Jahren hatten protestantische Sendlinge in Rom zu einer öffentlichen Disputation herausgefordert, in welcher sie beweisen wollten, daß der Apostel Petrus weder Bischof der römischen Gemeinde, noch überhaupt je in Rom gewesen sei. Ich verfolgte damals diese Disputation mit höchstem Interesse nach den Berichten, welche die luthersche Kirchenzeitung (herausgegeben von Luthardt) brachte. Nach diesen Berichten endete die Disputation mit einer völligen Blamage der Protestanten, sie machte auf mich, erinnere ich mich noch, den Eindruck, daß das Papsttum doch wohl besser gegründet sein müsse, als man protestantischerseits zugeben will.

Doch hören wir Luther selbst. In dem Pamphlet: „Wider das Papsttum zu Rom vom Teufel gestiftet, 1545 (Erl. Ausg. 26. S. 110 ff.) finden wir seine Exegese zu Matth. 16. „So ist nu dieser Fels allein der Sohn Gottes Jesus Christus, und niemand anders.“ „Hieraus siehestu, daß die Meinung Christi in diesem Spruch eben die ist, da er sagt Joh. 11, 25: Ich bin das Leben &c.“ „Denn in diesen wenigen Worten Petri, die er sammt den andern Jüngern bekennt (denn sie stehen alle für einen Mann in dieser Antwort Petri — man beachte diese völlige Verkehrung des Thatbestandes) ist begriffen das ganze Evangelium.“ (S. 161.) „Nu der HErr will sagen: Du bist Petrus, d. i. ein Felser. Denn Du hast den rechten Mann erkennt und genennet, welcher der rechte Fels ist, wie ihn die Schrift nennt, Christus. Auf diesen Fels, d. h. auf mich, Christum, will ich meine ganze Christenheit bauen.“ „Das ist der einfältige, einige, gewisse Verstand dieser Worte, und kann kein andrer sein, wie die Wort klärlich und gewaltiglich geben“ (S. 162). Wir fügen hinzu: Ich, Luther, habe es gesagt, quod erat demonstrandum.

Luther führt aber auch einen geschichtlichen Beweis, daß das Papsttum vom Teufel in die Kirche geworfen sei. Derselbe ist zu amüsant, als daß wir uns versagen könnten, dem geneigten Leser ihn vorzuführen. In der oben angeführten Schrift (S. 124) führt er ihn folgendermaßen: „Summa, sie sind Kaiser Phokas Creatur und Erben; der hat zuerst das Pabsttum zu Rom gestiftet; demselben folgen sie treulich nach. Derselbe Phokas, als ein Kaisermörder zu Constantinopel, schlug seinen Herrn, Kaiser Moritzen mit Weib und Kind tot. Also thun die Päbste auch; haben sie nicht selber können die deutschen Kaiser totschlahen, wie Clemens IV.

das edle Blut Konradinum, den letzten Herzogen zu Schwaben und erblichen König zu Neapel ließ mit dem Schwert öffentlich richten; haben sie nicht mit Verräterei und aller teuflischer Bosheit die Kaiser umbringen können: so ists doch ja ihr völliger Wille und ihnen allezeit leid gewest, daß ihr blutdürstiger mörderischer boshaftiger Wille gefeilet und verhindert ist worden. Es sind wie gesagt des Kaisers Phokas, ihres Stifters und Kaisermörders Nachkommen, verzweifelte, durchtriebene Erzspitzbuben, Mörder, Verräter, Lügner und die rechte Grundsuppe aller böseften Menschen auf Erden; wie sie selber zu Rom sagen. Schmücken sich darnach mit dem Namen Christi, St. Petri und der Kirchen; so sie doch voll sind der allerärgsten Teufel in der Hölle; voll, voll und so voll, daß sie nichts denn eitel Teufel ausspeien, sch . . . . n und schneuzen können; solchs wirst du sagen, daß es die Wahrheit sei, wenn du die Historien liesest, wie sie mit den Kaisern sind umbgangen.“ S. 137. „St. Gregorius, da es ihm angeboten ward von etlichen großen Bischoffen, weigert er sichs hart und schreibt, daß seiner Vorfahren keiner so vermessen sein gewest, daß er solchen Titel habe annehmen oder führen wollen, wie wol das 6. Concilium zu Chalcedon hätte solchs ihnen angeboten. Schleußt und spricht kurzum, es solle sich keiner den obersten Bischof oder der ganzen Christenheit nennen.“ S. 138. „Dieser St. Gregorius ist der letzte Bischof zu Rom gewest, und hat nach ihm die römische Kirche keinen Bischof mehr gehabt bis auf den heutigen Tag, wird auch keinen mehr kriegen, es würde denn eine wunderliche Änderung; sondern eitel Päbste, d. i. des Teufels Larven.“ „Denn das ist gewiß, wie gesagt, daß zu St. Gregors Zeiten kein Pabst ist gewest, und er selbst auch sammt seinen Vorfahren kein Pabst hat wollen sein, dazu mit vielen Schriften das Pabsttumb hat verdammt.“ „Aber nach seinem Tode ward Sabinianus Bischof 1½ Jahr, den rechne ich unter die Päbste; denn er wol so ein großer Unflat war, als ein Papst ist.“ „Nach demselben ward Bonifaz III. erwählt. Da gieng der Zorn Gottes an. Dieser Bonifaz erlanget bei dem Kaisermörder Phokas, daß er solle sein Pabst oder der Oberst über alle Bischoffe in der ganzen Welt.“ „Da haben wir nun den Ursprungk und den Anfang des Pabsttumbs, zu welcher Zeit, und wer denselben gestiftet hat, nämlich Kaiser Phokas, der Kaisermörder, der seinen Herrn Kaiser Moritz mit Weib und Kind köpfen ließ.“

Wir haben Luther ausreden lassen, um zugleich eine Probe seiner glänzenden Geschichtskenntnis zu geben. Das Papsttum ist also eine Stiftung des Kaisers Phokas. S. 148 jedoch erhebt er sich zur Krone seiner geschichtlichen Beweisführung: „Wo kommt das Pabsttumb her? Ich sage nach wie vor, es kommt vom Teufel, weil es nicht aus der Kirchen, die Gott durch seinen heiligen Geist regiert, noch weltlicher Oberkeit (Kaiser Phokas war wol keine weltliche Obrigkeit?) kommt; solchs

will ich also mächtiglich beweisen, daß auch die Höllenpforten nichts dawider sollen vermügen.“ Quod erat demonstrandum.

Mit dieser brillanten Geschichtsschreibung möge der freundliche Leser noch einige andere Geschichtsproben Luthers zusammenstellen, die mehr oder weniger alle die teuflische Herkunft und Art des Papsttumbs erhärten sollen. Wie er Gregor VII. behandelt, haben wir schon gesehen. Nicht besser ergeht es Alexander III. Luther ließ 1545 eine eigene Schrift ausgehen unter dem Titel: Pabsttreue Hadrians IV. und Alexanders III. gegen Kaiser Friedrich Barbarossa (Erl. Ausg. 32, 358 ff.), mit der Tendenz, in diesen beiden Päpsten dem Volke ein greifbares Bild von der teuflischen Beschaffenheit des Papsttums vor die Augen zu stellen. Hadrian IV., belehrt er das Volk, habe sich von den Mailändern mit Gold bestechen lassen, den Kaiser zu bannen; dafür habe Gott ihn redlich gestraft: bei einem Spazierritt sei ihm eine Fliege in den Hals geflogen, daran sei er erwürgt. Luther scheint zu glauben, diese Fliege müsse wol eine Art Teufel gewesen sein. Noch besser ist die Geschichtsfabrication über Alexander III. Als Friedrich Rotbart seinen Kreuzzug gemacht habe, da habe Papst Alexander III. an den saracenischen Sultan ein Bild des Kaisers geschickt, mit der Bitte, denselben meuchlings morden zu lassen. Friedrich sei nach Jerusalem gekommen und habe es erobert. Auf dem Rückwege habe ihn sein Kaplan zu einem Flußbade zu bereden gewußt, und das sei die verabredete Gelegenheit gewesen, den Kaiser zu überfallen. Und richtig, als die beiden nackend im Wasser gewesen, seien die Meuchelmörder plötzlich aus den Büschen hervorgebrochen und hätten den Kaiser nackend gefangen und abgeführt zum Sultan. Dieser aber habe, als er den trefflichen Charakter des Kaisers erkannt, denselben nach Deutschland zurückkehren lassen, nachdem er ihm das Bubenstück des Papstes mitgeteilt. Bei der Nachricht von Friedrichs Rückkehr sei das böse Gewissen des Papstes höchlich erschrocken, aber, Luther weiß sich nicht zu erklären, wie das möglich gewesen, der Kaiser sei von seinem Nachzuge gegen den Papst, durch pfäffische Überredungskünste bethört, abgeschwenkt nach Venedig, habe sich hier vor dem Papste niedergeworfen und sei von diesem zweimal auf den Hals getreten worden. In der Vorrede zu dieser Schrift fährt er nach der Versicherung, daß er den Kaiser Rotbart sehr lieb habe, fort: „Und solchen theuern Mann soll ein solcher unflätiger Wanst, fauler Bauch, garstiger Balg und schnöder Sack, Papst Alexander III., mit Füßen treten, dem er nicht wert wäre, die Schuhe auszuziehen.“

Fast noch schlimmer kommt Bonifaz VIII. und Clemens VII. weg. Es würde zu weit führen, alles, was Luther über diese beiden Päpste in seiner Schrift über die Fabel von der Schenkung Constantins zu erzählen weiß, hier aufzuführen. Nur einige Züge seien gestattet. Bonifaz VIII.,

„ein Hauptschalk über alle Schälke und abgefeimter Bube über alle Buben“, habe den König Philipp von Frankreich abgesetzt. „Aber König Philippus war dennoch zu seiner Zeit ein ziemlicher Lutherscher; der stellete dem heiligsten Vater Bonifacio nach durch die Columneser, bis er ihn kriegt in seines eigen Vaters Haus, in der Kammer, darin er geboren war, und warf ihn, des Teufels Namen, in einen Kerker, darin er vor Leide in 30 Tagen starb. Damit Gott zeigt, er soll nicht höher fahren, denn seine Geburt vermocht.“ rc.*)

Die weltlichen Besitzungen des Kirchenstaats, belehrt Luther seine Gläubigen weiter, hätten die Päpste „mit den Schlüsseln gestohlen, geraubt und in die Kirchen gethan.“ Denn es ist gewißlich wahr, daß des Pabsts Schlüssel sind sacrilegium et ineffabile spolium, ein Kirchenraub, desgleichen von Anfang der Welt nicht geschehen ist, wenn alle Kirchenraub auf einen Haufen kommen sollten.“ (Wider das Pabsttum, S. 211.) Ein andermal ists die Messe, die von den Päpsten dazu erfunden und gebraucht sei, Geld und Gold, Krone und Herrschaft zu gewinnen. In seinem Brief über die Schmähschrift „von der Winkelmesse“ 1534 (Erl. Ausg. 31, S. 377 ff.) läßt er sich dahin vernehmen: „Das will ich euch zu bedenken geben, wenn die Messe so wenig trüge und gäbe zeitlicher Ehre, Reichtum und Gewalt, als das liebe Evangelium giebt (nämlich Luthers Lehre: Man erinnere sich an die geraubten Kirchengüter, säcularisierten Klöster rc., sowie an die angemaßte Jurisdiction der Bischöfe, das Prinzip des Landeskirchentums und die durch dasselbe bewirkte Knechtung der Kirche unter dem Staat), wie viel meint ihr wol, sollte man heute finden ernste Messehalter? (die katholische Geistlichkeit im Culturkampfe, unter dem Brodkorbgesetze rc. ist eine Antwort auf diese Verläumdung Luthers). Fürwahr wir hätten diese vergangenen (ich will nicht zu weit rechnen) 600 Jare weder Pabst, Cardinäl, Bischoff, noch andere Meßknechte gesehen, sondern wären alle evangelisch oder luthersch worden. Aber weil die Messe Geld, Ehre und Gewalt getragen hat, ist aus solchem Jarmarkt und Hantierung

*) Zur Richtigstellung dieser Geschichtsleistung gestatte ich mir für den freundlichen Leser, dem die Geschichte des Papstes Bonifaz VIII. nicht gegenwärtig sein sollte, nur einige Bemerkungen. Das im Auftrage des französischen Königs im September 1303 gegen den Papst in Anagni verübte Attentat brachte denselben allerdings in die Gewalt der das päpstliche Schloß erstürmenden Söldner; der 84jährige Papst erwartete seine Feinde im vollen päpstlichen Ornate, soll auch mishandelt sein. Am dritten Tage seiner Gefangenschaft erhoben sich die Bürger von Anagni, vertrieben die Sölder und setzten den Papst in Freiheit. Dieser bewies große Milde gegen die gefangenen Feinde, begab sich nach Rom und fiel bald in ein hitziges Fieber, dem er nach feierlicher Ablegung des Glaubensbekenntnisses erlag (11. October 1303). Seine Feinde verbreiteten das Gerücht, er sei im Wahnsinn gestorben und habe vor seinem Tode sich in Verzweiflung selbst zerfleischt. Am 9. October 1605 erhob man seine Gebeine und fand sie ohne jede Spur einer Verletzung. (Vergl. Hergenröther, Kirchengeschichte I, 835).

solchs groß Gut gewonnen, daß sie nu der Welt Reich unter sich bracht und dazu unterstanden haben, auch den Himmel und Gottes Reich und Majestät unter sich zu bringen.“ Noch besser wirds S. 389. „Und ist kein Zweifel, wenn mir Gott soviel gäbe, daß ich den Pabst und sein Pabsttum könnte so reich und hoch machen, als sie bisher gewesen sind, und möchten des gewiß sein, daß es so bleiben sollte, ach ich wollte in einem Monden Papst, Cardinal, Bischoff, Pfaffen, Münch und all das Gewürm und geiziges Ungezicfer besser luthersch machen, als ich selbst bin. Noch meinen die scarpgelehrten, diebsinnigen, diebwilligen und raubgierigen Herren, es solle niemand, der heilige Geist selbst nicht (der in Luther incarniert ist), verstehen, daß sie allein umb ihren Geiz, Bauch, Herrschaft und Gewalt so heftig streiten fur ihre Messe.“

Aus diesem und anderem giftigen Gerede Luthers ist mir die Überzeugung bestärkt worden, daß der Mann nie einen Begriff von dem Princip des Katholicismus gehabt, nie gewußt hat, was die katholische Kirche ist; daß er eine ganz oberflächliche Geschichts- und eine ebenso oberflächliche Lebensanschauung gehabt haben muß, eine Lebensanschauung, die alles beurteilt und bemißt lediglich nach den Gesichtspunkten irdischen Vorteils. Er vergißt, daß in der Kirche der heilige Geist das Lebensprinzip ist, der sie nicht verlassen hat, auch nicht in den Zeiten tiefsten Verfalls. (Eine ganz andere Frage ist, ob der heilige Geist, der ein Geist der Einheit ist, auch in den lutherschen und den andern Secten das Lebensprinzip ist, trotz ihrer Trennung vom Leibe der Kirche.) Man vergleiche mit diesen giftigen Anschuldigungen die Bekenntnisse, die wir ihn über die Früchte seiner Lehre werden aussprechen hören, da wird man sich überzeugen, daß die Beweggründe und die Lebens- und Sinnesrichtung, welche er hier der katholischen Kirche für die Zeit von Gregor dem Großen an zudictiert, gerade unter seinen Jüngern und in dem von Fürsten zur Annahme seines Kirchentums gezwungenen Volke in erschreckendem Grade offenbar geworden sind.

Den geneigten Leser bitte ich, mir einen Abstecher nach Tolfa zu gestatten, da wir vom Kirchenstaat und den Einnahmen des Papstes einmal reden. Im Frühlinge v. J. fiel mir eine Nummer des Hannoverschen Volksschulboten in die Hand und in derselben eine Notiz über die Alaun-Quellen zu Tolfa des Inhalts, daß in der Bulle Leos X. vom 14. September 1517, gegen welche Luther seine bekannten Thesen gerichtet habe, umfassender Ablaß für die schwersten Verbrechen, Mord, Meineid, Ehebruch, gegen Geld in Aussicht gestellt werde, wogegen u. a. wenigen Fällen die Einführung von Alaun aus nicht europäischen Ländern gänzlich ausgeschlossen sei. Diese Notiz ist begleitet von den in lutherschen Blättern geläufigen Ausfällen über Verkauf von Sünden-Vergebung, Geldgier der Päpste u. s. w. Diese Notiz ist auch in die „Bayerische Lehrerzeitung“

übergegangen (30. April 1880; die Nummer des Volksschulboten ist mir entfallen), die zwar jene Ausfälle nicht wiedergiebt, indeß doch auch es nicht lassen kann, die Alaun-Gruben von Tolfa als eine der wertvollsten Einnahmequellen des Papstes zu bezeichnen, die zu solcher Höhe gestiegen sei durch Verbot der Alaun-Einfuhr aus anderen Ländern und Erhöhung der Preise in Tolfa, „daß kein Ablaßpreis hoch genug gesetzt werden konnte, um den Ausfall zu decken, den die durch den Ablaß erkaufte freie Einfuhr von Alaun hervorgebracht haben würde." Die Tendenz dieser letzten Bemerkung ist durchsichtig. Nach vielem Suchen nach einer genauen Instruction über die hier berührte Sache fand ich bei einem Besuche in Eichstätt eine solche in dem „Pastoral-Blatt des Bistums Eichstätt", Nr. 21 (vom 4. Mai 1880) ff., aus welcher ich die Hauptsachen hier einfüge, um sowol zur Richtigstellung jener tendenziös gefärbten Notizen beizutragen, als auch an diesem Beispiele die Art und Weise zu illustrieren, wie man im Luthertum dem Vorgange Luthers in Entstellung geschichtlicher Thatsachen noch heute getreulich nachfolgt. Zunächst ist zu constatieren, daß die betreffende Bulle Leos X. im Bullarium magnum IX., 38, katholischerseits längst veröffentlicht ist. Sodann ist zu constatieren, daß Luther seine Thesen gar nicht gegen jene Bulle vom 18. September gerichtet hat, sondern in ihnen vom Ablaß im allgemeinen redet und in These 38 geradezu sagt: Des Pabsts Ablaß ist mit nichten zu verachten. Ferner ist die betreffende Bulle Leos X. eine bis auf den Eingang wörtliche Wiederholung der Bulle Julius II. vom 11. Januar 1510. Der Bann von Tolfa hat mit dem Bau der Peterskirche überall gar keinen unmittelbaren Zusammenhang, sondern liegt auf einem ganz andern Gebiete, wie schon die Zusammenstellung desselben mit dem Verbot von Waffeneinfuhren in die Gebiete der Türken u. a. Muhammedaner zeigt. „Zur Zeit der Kreuzzüge hatten nämlich gewisse Krämerseelen so sehr alle christlichen und patriotischen Gesinnungen vergessen, daß sie den Saracenen verschiedenes Kriegsmaterial lieferten." Wie, füge ich hinzu, Luther derselben Schlechtigkeit sich wiederholt dadurch schuldig gemacht hat, daß er zur Verweigerung der Heeresfolge und der Steuernkriege geradezu aufforderte, ins Angesicht des kaiserlichen Aufgebots. (Erst später, als die Gefahr auch die neuen Kirchengebilde treffen konnte, läßt er sich zu seiner sogenannten Heerpredigt gegen die Türken herbei.) Gegen jene Schlechtigkeit trat 1179 Papst Alexander III. mit dem Banne gegen alle auf, welche dergleichen Handel zum Schaden der Christen mit den Saracenen trieben. Bei jedem neuen Ausbruch des Saracenen- und später des Türkenkrieges wurde dieser Bann wiederholt. Papst Nikolaus V. verfügte 1450, daß solchen Sündern die Absolution nicht erteilt werden solle, bevor sie nicht von ihrem Vermögen den gleichen Wert der an die Ungläubigen gelieferten Waaren zu Subsidien für das heilige Land erlegt hätten. Als Konstanti-

nopel gefallen, Athen erobert, Serbien und Bosnien in die Gewalt der Türken gerathen war und Ungarn aufs höchste bedroht wurde, suchte Papst Pius II. vergeblich die Fürsten zur Verteidigung der Christenheit zu bewegen. Da wurden die Alaunquellen von Tolfa entdeckt, 1461. Bisher konnte Alaun nur aus den Ländern der Muhammedaner erlangt werden — von einem amerikanischen Alaun wußte die Welt auch zu Luthers Zeiten nichts. Die Christen mußten dem Erbfeinde der Christenheit für diesen Stoff jährlich hunderttausende von Ducaten zahlen. Johann v. Castro war der glückliche Entdecker von Tolfa. In Konstantinopel hatte er durch die Eroberung der Stadt durch die Türken alles, was er durch Alaunfärbung dort gewonnen hatte, verloren und nur sein Leben und sein Genie nach Italien gerettet. Als er die Alaunquellen zu Tolfa entdeckt hatte, eilte er zum Papste (er war von diesem zum Schatzmeister des Kirchenstaats ernannt worden) und verkündete ihm voll Freude: „Heute melde ich euch den Sieg über die Türken, nämlich 300 000 Ducaten jährlicher Einkünfte, welche jene dem Abendlande für Färbestoffe abnehmen. Ich fand sieben Berge so voll von dem besten Alaun, daß sie hinreichen, sieben Weltteile damit zu versorgen.“ Sachkundige Genuesen erklärten den entdeckten Alaun für reiner, als den orientalischen. Tausende von Arbeitern wurden noch von Pius II. beschäftigt in den Gruben. Erst seit 1814 ist der römische Alaun vom Markte verschwunden, „nachdem man dieses Doppelsalz auf chemischem Wege herzustellen weiß.“ Am 23. August 1461 bestätigte der Papst den ersten Vertrag über die Ausbeutung der Gruben. Die Barone von Tolfa, die Stadt Corneto erhielten Anteil, letztere zur Herstellung ihrer Mauern und zur Aussteuerung armer Mädchen, die päpstliche Kammer aber erhielt von je 1000 Pfund Alaun 2 Goldgulden. Pius II. bestimmte den Ertrag für den Türkenkrieg, der in Vorbereitung war, und bezog in die das Verbot des Waffen- und Provianthandels mit den Türken erneuernde Bulle auch den Handel mit Alaun mit ein. „Nachdem in unsern Tagen Gott der Herr Barmherzigkeit an uns gethan aus der Tiefe der Erde herauf und die reichsten Alaunadern wie durch ein Wunder im Patrimonium des heil. Petrus bei Tolfa geöffnet hat, offenbar deshalb, damit nicht länger mehr durch das Geld der Christen die Verfolgung der Türken gestärkt werde, sondern uns Christen das Geld zu unserer Verteidigung bleibe, haben wir es für gerecht und der Güte Gottes angemessen befunden, daß der volle Ertrag, welcher ehedem durch die Einführung des Alauns aus der Levante den Türken zum Verderben der Christen diente, nunmehr an uns übergehe zur Hülfe für die katholische Kirche, zumal nach Ausweis der Proben dieser Alaun viel besser und billiger, dabei so reichlich vorhanden ist, daß er vollständig für den Bedarf der Christen genügt.“ (Raynald. ad ann. 1463, num. 86.) Im Conclave Pauls II. setzten die Cardinäle fest, daß der Ertrag der Alaungruben von Tolfa ganz und

gar für den Türkenkrieg verwandt werden sollte (a. a. O. 1464, num. 52), und der neue Papst bestätigte diesen Beschluß für die Dauer seiner Regierung (das. num. 62), nachdem er für das laufende Jahr 100 000 Goldgulden für die Rüstungen bestimmt hatte.

Im ersten Artikel der im Conclave Innocenz VIII. 1484 festgestellten Wahlcapitulationen findet sich folgende, von allen Cardinälen beschworene Festsetzung: „Wenn die Notwendigkeit eintritt, der Christenheit zu ihrer Verteidigung wider die Türken zu Hülfe zu kommen, so wird der Papst alle Einkünfte aus den Alaunwerken von Tolfa auf diese Hülfe verwenden, und wenn der Ertrag dieser Werke nicht die Summe von 50 000 Ducaten erreicht, so wird der Papst aus anderen Einkünften der römischen Kirche den Ertrag bis auf die genannte Summe ergänzen, so daß niemals von den Einkünften der Alaungruben etwas ausgegeben oder zu anderen Zwecken ausgelegt werden darf unter Strafe des Bannes und des Gottesraubes. Über die Einkünfte von Tolfa haben die Cleriker der apostolischen Kammer und des heiligen Collegiums Rechnung zu führen und zu legen, und der aufzustellende Schatzmeister hat nur auf Anweisung des Papstes und der ältesten Cardinäle Zahlungen zu machen. Im Bedürfnisfalle zahlt das Cardinalscollegium 10 000 Ducaten darauf, und trägt hiezu jeder Cardinal nach Maßgabe seines Einkommens bei. Kommt es aber zu einem allgemeinen Kriege der Fürsten und Völker der Christenheit wider die Türken, so bietet der Papst außer den Einkünften der Alaungruben, 100 000 Ducaten, den Zehnten der Kirchen, die Ablaßopfer und anderen Kirchensteuern, die Cardinäle aber für sich 20 000 Ducaten." (Rayn. 1484, num. 31.) Diesen Artikel beschwor der Papst „unter Strafe des Meineides und des Bannes, wovon ich weder mich selbst lossprechen noch die Lossprechung einem Andern übertragen will." (das. num. 41); es beschwor ihn Julius II., es beschwor ihn auch Johann von Medici, nachmals Leo X. (das. 1503, num. 4). Die Einfuhr von Alaun aus den unter türkischer Oberhoheit stehenden Ländern war also bei Strafe des Bannes seit 1461 in derselben Weise verboten, wie Waffen- und Provianthandel mit den Türken, um nicht diesen die Mittel zu ihren Eroberungskämpfen gegen die Christenheit selbst in die Hände zu liefern. Ferner: die Päpste mußten feierlich erklären und beschwören bei ihrer Wahl, daß die Einkünfte von Tolfa als ein Gottesgut anzusehen und nur für die Kosten des Türkenkrieges zu verwenden seien, bei Strafe des Bannes und Gottesraubes, wovon sie selbst sich in keiner Weise lossprechen könnten. So war es selbstverständlich ganz correct, wenn bei Erteilung von Indulgenzen, z. B. für die Almosen zum Bau der Peterskirche, das Reservat von Tolfa mit namhaft gemacht wurde. Daher kehrt es in allen Diplomen für jene Sammlungen wieder (Bulle Clemens VII. vom 1. Juni 1525, Pauls III. vom 3. Februar 1542, Pauls IV. vom 24. Juni 1555, cf. Bullar. rom. taurin. VI,

79, 322), so lange die Türkenkriege dauerten. Pius V. erkämpfte 1571 durch seine Gebete den Seesieg von Lepanto, durch den die türkische Seemacht gebrochen wurde; seitdem kommt das Reservat von Tolfa nicht mehr vor, indem Sixtus V. durch die Bulle Ad clavum apostolicae (5. Mai 1596) einen Staatsschatz deponierte, der nur in gewissen Fällen, und zwar immer zuerst behuf des Krieges gegen die Türken, angegriffen werden dürfe, und denselben als Gott geweihtes Gut durch eigenen und der Cardinäle Eidschwüre und die Strafe des Bannes in seiner Bestimmung schützte (das. VIII, 693) Clemens VIII. wiederholt diese Bestimmungen 14. Februar 1592 (das. IX. 523.) Was das für ein Geist ist, der jenen frommen protestantischen Blättern eine solche bösartige Verdrehung und Entstellung dieses Reservats von Tolfa in die Feder dictiert hat, wird jeder wahrheitsliebende Leser sofort sich sagen müssen.

Interessant ist, um zu Luther zurückzukehren, daß er einerseits Gregor den Großen von der Zahl der Päpste ausschließt, andererseits ihm die Erfindung der Messe, dieser eigensten Ausgeburt des höllischen Papsttums und höchsten Gräuel des Antichrists, zudictiert.

Professor Luther behauptet also: der Papst ist der Antichrist, die katholische Kirche ist seit Gregor d. Gr. sein, des Antichrists, Reich, seit der Apostelzeit hat sie das wahre Evangelium nicht gehabt, sie kann überhaupt irren in der Feststellung von Dogmen, erst Luther ist der unfehlbare Bringer des lautern Evangeliums. Daß das letztere nicht der Fall ist, das dürfte aus dem Bisherigen schon ziemlich erwiesen sein, und wird noch mehr erhärtet werden. Aber gesetzt auch, daß jener protestantische Pfarrer Recht hätte, der auf die Frage einer Seele, die im Begriff stand, zur katholischen Kirche zurückzukehren, hinsichtlich Luthers das große Wort gelassen aussprach: was geht uns Luther an, Luther ist nicht unser Papst, aber seine Erfahrung ist eine Erfahrung der Kirche für alle kommende Zeit (mit einer solchen Phrase lasse ich mich nicht abfertigen), so hat doch Luther unzweideutig erklärt, daß eins von beiden wahr oder falsch sei, eins das andre ausschließe: ist Luthers Lehre die wahre, so ist der Papst vom Teufel und der Antichrist; ist er das nicht, so ist Luther ein falscher Prophet und Ketzer, seine Lehre falsch und Ketzerei. Wo bleibt die innere Berechtigung des Luthertums, überhaupt des Protestantismus, wenn sich die notwendige Voraussetzung desselben als falsch erweisen sollte, wenn der Papst nicht der Antichrist ist, wenn der Protestantismus seine Identität mit der ältesten Kirche oder seinen innern Zusammenhang mit derselben nicht nachweisen kann? Giebt es überall keine unfehlbare Kirche, ist die kirchliche in den Dogmen, Symbolen und fixierte Tradition nichts, dann gerät eben alles in Schwanken. Hat die Kirche im 2. Jahrhundert irren können, wer steht mir dafür, daß sie im 3. und 4. Jahrhundert bei Feststellung des neutestamentlichen Kanons nicht auch geirrt hat.

Das ist richtig, einen wörtlichen Befehl Christi, daß zu Rom das Papsttum als Nachfolger des Primats Petri existieren solle, findet man in der Bibel nicht. Den bedürfen wir auch nicht. Uns genügt, daß dem Petrus der Primat erteilt und von dem HErrn durch jenes Wort: weide meine Schafe, weide meine Lämmer, nach der Auferstehung bestätigt worden ist. Daß der HErr dem Jünger, der ihn verläugnet und dadurch seines Apostolats und des mit diesem verbundenen Primats sich unwürdig fühlen mußte, durch jenes Wort eine Bestätigung desselben und des Auftrags, nach seiner Bekehrung seine Brüder zu stärken, geben und derselben ihn vergewissern wollte, wird jeder unbefangene und nachdenkende Leser des Evangeliums anerkennen müssen. Das genügt uns. Aber war Petrus in Rom und römischer Bischof? Woher können wir eine Gewißheit darüber uns verschaffen? Es besteht eine Kirche, deren Anfänge in die apostolische Zeit unbestritten zurückreichen. Soweit wir dieser Kirche Geschichte zurückverfolgen können, ebenso weit reicht ihre Verknüpfung mit der Überlieferung und dieser mit ihr zurück, daß Petrus ihr erster Bischof war.

Ihr nennt das eine Sage, etwa weil im N. Testament nichts davon geschrieben stehe. Ich will davon schweigen, daß sehr bedeutende Namen unter Euch die Kindheits-Geschichte des HErrn, seine Versuchung, seine Himmelfahrt, viele auch seine Auferstehung Sagen nennen, obwol alle diese Daten im N. Testamente geschrieben stehen: und Ihr rechnet diese Leute zu Euch. Ich will auch nicht urgieren, daß z. B. im N. Testamente nichts davon gesagt ist, was ein Sacrament sei, und doch nehmen viele Protestanten, im Vergleich zu der Gesamtheit allerdings nur wenige, Sacramente an. Schon hier zeigt sich die Unsicherheit, das Schwanken, die Inconsequenz Eures ganzen Standpunkts. Wenn wir nun anderweitig Documente vorlegen können, die bezeugen, daß die älteste Christenheit in Rom übereinstimmend geglaubt, gewußt, bezeugt haben muß, daß Petrus der erste Bischof in Rom war, werdet Ihr dann auch noch diese Überlieferung eine Sage nennen? Wollt Ihr's, wir haben nichts dagegen, aber dann müßt Ihr auch zugestehen, daß all eure Geschichte mit samt dem N. Testamente in Unsicherheit, Ungewißheit, Schwanken sich auflöst. Wir wissen wol, daß Lipsius, Baur, Schwegler, Zeller und Frohschammer die Succession der römischen Bischöfe von Petrus bis Evaristus als eine aller geschichtlicheu Grundlage entbehrende tendenziöse Erfindung oder doch als bloße Sage darzustellen, Papier, Tinte, Zeit und Gelehrsamkeit verschwendet haben, daß ersterer sogar die Zeugnisse und Documente in den Katakomben Roms unter dem Einfluß *seiner* Tendenz, nämlich die Succession wegzudemonstrieren, betrachtet und demselben anzupassen sich abmüht. Diesen Tendenz-Geschichtsbaukünstlern stellen wir ein kurzes Wort des wahrlich nicht nach Rom schielenden Gieseler gegenüber, „daß es parteiische Polemik war, wenn einzelne Protestanten läugnen wollten,

daß Petrus je in Rom gewesen sei." (Kirchengesch. I, 80.) Es mögen nur einige Andeutungen hier folgen.

Aus dem Jahre 354 ist noch vorhanden die Recension eines christlichen Almanachs (a. d. Jahre 336) von Furius Dionysius Philocalus, welcher enthält 1) ein Verzeichnis der Todes- und Begräbnistage der Päpste von Lucius bis Julius I. (255—352); 2) einen Kalender mit den Hauptfesten, insbesondere den Jahresfesten der Märtyrer, in welchem auch Petri Stuhlfeier verzeichnet ist; 3) ein Papstkatalog von Petrus bis Leberius. Der erste Teil dieses letzteren Katalogs stammt aus einer Quelle, als welche das Chronikum des Hippolyt angesehen wird. Das Pontificalbuch meldet, daß in einer halb unter der Erde liegenden Krypta der Kirche St. Sebastian in Rom die Leiber der Apostel Petrus und Paulus eine Zeitlang geruht haben. Das wird bestätigt durch eine handschriftlich noch erhaltene Inschrift des Papstes Damasus, welche (übersetzt) also lautet: „Hier, das darf dir nicht verborgen bleiben, ruheten Heilige einst. Wenn du nach ihrem Namen fragst, es waren Petrus und Paulus. Das Morgenland sandte Schüler, wie wir billig gestehen. Die Heiligen selbst sind durch die Verdienste ihres Märtyrertodes Christo zu den Sternen gefolgt, sind eingegangen in die himmlische Heimat, in das Reich der Seligen. Rom aber wurde gewürdigt, sie als seine Mitbürger zu bewahren. Möge dem Damasus gestattet sein, dieser Dinge zu gedenken zu eurem Preise, ihr neu aufgegangenen Sterne." (Vgl. Kraus, die röm. Katakomb. 134.) Papst Damasus lebte um 370. — Eckart hat 1729 in seinem Comment. de rebus Franciae Orientalis ein Itinerarium (Reisehandbuch) nach Handschriften, die sich in der Würzburger Universitätsbibliothek befinden, veröffentlicht, mit dem ein Wiener Codex übereinstimmt, deren Texte aus dem Anfange des 7. Jahrhunderts stammen werden. (Kraus, S. 29, 30). Dies Reisehandbuch stellt sich dar als das Tagebuch eines Pilgers, der die von ihm besuchten Katakomben genau beschreibt. Solcher alten Reisehandbücher für den Besuch der Katakomben giebt es mehrere. Nach dem Zeugnis derselben haben die Leiber der Apostel Petrus und Paulus in der oben erwähnten Krypta während der Dauer von 40 Jahren geruht.

Kraus teilt (S. 135) die Legende mit von dem Versuche, den einige Zeit nach dem Märtyrertode der beiden Apostel orientalische Christen gemacht haben, die Leichname derselben, ihrer Landsleute, nach dem Oriente zu überführen. Es scheint dieser Legende ein wirkliches Factum zu Grunde zu liegen. Wenigstens nimmt 200 Jahre später Papst Gregor der Große in dem Briefe an die Kaiserin Constantina auf dasselbe Bezug, indem er deren Wunsch, für die Kapelle des kaiserlichen Palastes in Constantinopel von ihm das Haupt St. Pauli zu erhalten, ablehnt. Daß die leider durch Fundamentierung der Peterskirche größtenteils zerstörten Grüfte des

Vaticans zu den ältesten Grabstätten der Christen gehören, beweisen verschiedene dort erhobene Monumente, z. B. der im Pariser Louvre befindliche Sarkophag der Livia Primitiva mit der Darstellung des guten Hirten inmitten seiner Lämmer, des Fisches und des Ankers, und der Inschrift:

LIVIA NICARVS
LIVIAE PRIMITIVAE
SORORI FECIT
Q. V. AN. XXIIII. M. VIIII.

Ferner ein Grabstein mit D.M. und der Inschrift: *ΙΧΘΥΣ ΖΩΝΤΩΝ*. Weiter ein Sarg mit der uralten Aufschrift LINVS. Das Pontificalbuch erzählt, Bischof Anencletus, wahrscheinlich der Vorgänger (und nicht der Nachfolger) des Clemens auf dem apostolischen Stuhle, habe das Grabdenkmal des Apostels Petrus, der ihn zum Bischof geweiht, erbaut und den Begräbnisplatz der Bischöfe hergerichtet. Wenn Lipsius das alles teils für Erfindung erklärt, teils mit Stillschweigen übergeht, um die Anwesenheit und das Grab des Apostels wegdisputiren zu können, so ist solches Verfahren von Giseler bereits gebrandmarkt. Was mich betrifft, so sind mir diese Documente Bestätigungen der Überlieferung. Dieselbe wird durch die uralten Bilder des Apostels bestätigt. Eusebius bezeugt in seiner Kirchengeschichte, daß er Bilder der Apostel Petrus und Paulus, auch des HErrn selbst gesehen habe; es sei das nicht zu verwundern, bemerkt er, da die Alten alle um sie hochverdienten Männer nach heidnischer Sitte als Wohlthäter geehrt haben.*) „Als die älteste Darstellung der Apostel ist wahrscheinlich ein Bronzemedaillon in der vatikanischen Bibliothek anzusehen“, welches in dem Grabmal der heil. Domitilla gefunden worden ist und aus den Zeiten der flavischen Kaiser stammt. Ein anderes Bild,

*) Euseb. Buch VII. 18. Euseb. erzählt von einer Gruppe die er selbst in Cäsarea Philippi vor dem angeblichen Hause der von Christo geheilten Blutflüssigen gesehen habe, und welche eine auf ein Knie gebeugte Frauengestalt dargestellt habe, die ihre Hände gegen eine vor ihr stehende und die Hand gegen sie ausstreckende Mannsgestalt emporreicht. Zu den Füßen der Mannsgestalt wachse eine fremdartige Pflanze, die ein Heilmittel gegen mancherlei Krankheiten abgebe. „Diese Mannsgestalt nun soll das Bild Jesu sein. Es hat sich bis auf unsere Zeit erhalten und ich habe es mit eigenen Augen gesehen, als ich die Stadt besuchte. (Gieseler in seiner Kirchengeschichte stellt es in Abrede, daß es eine Darstellung Christi sei, es soll das Denkmal eines heidnischen Kaisers gewesen sein. Jedenfalls hat nicht Gieseler, sondern Eusebius es gesehen und es wäre doch recht wunderbar, wenn der das Bild eines Kaisers nicht hätte sofort erkennen können an Abzeichen der kaiserlichen Würde.) Und man darf sich keineswegs darüber wundern, daß die Heiden, welche von unserm Heilande Wohlthaten empfingen, dergleichen anfertigen ließen, da wir auch Bildnisse seiner Apostel Paulus und Petrus, und Christum selbst mit Farben gemalt auf noch vorhandenen Gemälden gesehen haben, indem die Alten, an ihrer Gewohnheit festhaltend, nach heidnischer Sitte diese Männer als Erretter auf solche Art bei sich zu verehren pflegten.

ebenfalls im Vatikan, auf einer Bronceplatte, ist in S. Priscilla, nach anderen in S. Callisto, gefunden, es zeigt das Brustbild Petri in derselben Auffassung, und stammt, nach dem Stil der Arbeit zu urteilen, aus dem 3.—4. Jahrhundert. Der nämliche Typus kehrt in den Bildnissen der beiden Apostel wieder, die sich in den sogenannten Goldgläsern der Katakomben finden. Über diese Goldgläser vergl. Kraus, S. 330 ff. „Zuweilen sind die Apostel nebeneinander stehend, zuweilen sitzend dargestellt. Einigemal schwebt Christus über ihnen und setzt auf das Haupt eines jeden von ihnen eine Siegerkrone; ein andersmal läßt sich auf beide eine einzige Krone herab, um anzudeuten, daß sie auch im Tode nicht getrennt sein sollen. Diese Krone wird zuweilen zu einem Kreise, mit dem Labarum (Kreuzesfahne) oder dem Monogramm Christi in der Mitte dargestellt und steht dann oft auf einer Säule, jener „Säule, dem Grundstein der Wahrheit", „der von den glorreichsten Aposteln Petrus und Paulus gegründeten großen, altehrwürdigen und überall bekannten Kirche zu Rom." Zuweilen haben die Bilder symbolische Bedeutung. Es finden sich nämlich Darstellungen, in denen die heilige Jungfrau Maria, oder auch St. Agnes, die besondere Zierde der römischen Kirche unter ihrer Wolke von Märtyrern, in der Mitte in betender Stellung, und zu beiden Seiten Petrus und Paulus in viel kleinerem Maßstabe abgebildet sind. Diese Darstellungen sind ohne Zweifel Symbolisirungen der Kirche zu Rom. (Beim Eingange von S. Agnese fuori le mura sieht man noch heute die Inschrift des Papsts Damasus: Ut Damasi precibus faveas precor inclyta virgo (daß du die Bitten des Damasus begünstigen wollst, berühmte Jungfrau, bitte ich.) Von hoher Bedeutung ist der Umstand, daß der Primat des Petrus klar und unzweifelhaft durch etliche dieser uralten Bilder in den Goldgläsern bezeugt wird. Petrus wird dargestellt unter dem Bilde des an den Felsen schlagenden Moses mit ausdrücklicher Hinzufügung des Namens Petrus. Zwei solcher Bilder befinden sich im vaticanischen Museum. Was will diese Darstellung besagen? Wie Prudentius sich ausdrückt, daß Petrus als der Moses des neuen Gottesvolkes betrachtet wurde. Ähnliche Darstellungen finden sich nämlich auf Gemälden in den Katakomben und auf Sarkophagen der alten Christen. „Sie erklären zugleich, weshalb der Stab, das Sinnbild der göttlichen Allmacht, nur in den Händen Mosis, Christi und Petri getroffen wird." Diese sind, Christus voran, die beiden andern in seinem Auftrage und als seine Stellvertreter, die Führer des auserwählten Volkes. „Für wenige Jahre führte das fleischgewordene Wort diesen Stab der Allmacht in sichtbarer Hand; und als es dann seine leiblich sichtbare Anwesenhait der Welt wieder entzog, so trat, um mit Makarius von Ägypten zu reden, an Mosis Stelle der heil. Petrus, dem die neue Kirche und das neue Priesterthum anvertraut war." Daher findet sich die an den Felsen

schlagende Figur auf den Sarkophagen fast immer mit dem von den Trabanten des Herodes Agrippa festgenommenen Apostelfürsten zusammengestellt und ebendaher schreibt sich die oft auffallende Übereinstimmung in den Gesichtszügen der beiden Hauptfiguren. Am Ende der Haupthalle des Museums im Lateran steht ein Sarkophag, dessen Vorderseite einige Hauptmonumente aus dem Leben des Apostels darstellt. Das erste Feld zeigt Petrus, wie er den Herrscherstab eben von dem Herrn empfangen hat, während der Hahn zu seinen Füßen an die Verläugnung erinnert. Das zweite Feld stellt den Apostel dar, ebenfalls mit dem Stabe, aber als Gefangenen (irdische Gewalt kann ihm den Stab und die Regierung nicht entreißen, denn Christus hat sie ihm übertragen.) Im dritten Felde ist Petrus unter dem Bilde des an den Felsen schlagenden Moses dargestellt. „Der nämliche Gedanke kehrt in den Bildern der ältesten Cubicula (Totenkammer in den Katakomben wieder. Alle sacramentalen Gnaden sind hier dargestellt, als aus einem Strome, den Petrus hervorströmen läßt, entspringend.“ Vergleichen wir mit diesen Darstellungen eine Äußerung des heil. Augustin, die Luther nicht beherzigt zu haben scheint. Er schreibt an Papst Innocenz I.: „Wir wollen durch unser Büchlein Deinen reichen Strom nicht vermehren; wir wollen nur von Dir bestätigt wissen, daß auch unser, wenn auch noch so kleiner Wissensstrom, aus derselben Quelle, wie der Deine mächtige entströmt.“ (Der Papst antwortete ihm darauf mit Bezugnahme auf St. Petrus, von welchem „unser Episkopat und die ganze Autorität des römischen Stuhles seinen Ursprung nimmt“, von dem alle übrigen Kirchen, wie Ströme von ihrem gemeinsamen Quell ausgiengen.“) Wir erinnern uns hierbei der in unsern Augen lächerlichen Geschichtsfabrikation Luthers von der Stiftung des Papsttums durch Phokas, und an den unbändigen Hochmut des „Propheten“, der auch St. Petrum wenn er jetzt auf dem römischen Stuhle säße, nicht als Papst, d. h. als geistliches Oberhaupt der Kirche anerkennen wollte. Doch was ist der große Augustin, der inmitten seiner Gemeinde an den Wällen seiner von den Vandalen belagerten Bischofsstadt starb, gegen einen Luther, der, den Mund voll Martyriumsbereitschaft, sich von bewaffneten Reisigen in Sicherheit bringen ließ! Ja, was ist St. Petrus selbst, der auf dem Vatican in Rom den Kreuzestod litt, gegen einen Luther, der mit Worten sich zum Opfer darbot für „sein Evangelium“, aber in der That es vorzog, bei Nacht und Nebel ohne Schuhe und Strümpfe aus Augsburg zu entweichen. — Ein anderer Sarkophag zeigt in einem seiner Reliefs den HErrn inmitten seiner Jünger, unter welchen die Hauptfiguren die Typen von St. Petrus und St. Paulus tragen. Petrus nimmt mit ehrfurchtsvoll verhüllten Händen von dem Herrn das Gesetz des neuen Bundes in Empfang. Auf andern Darstellungen desselben Gedankens trägt die Rolle, welche Christus dem Petrus übergiebt, die Aufschrift: Dominus dat legem (derr Herr giebt das Gesetz).

Wenn der Protestantismus vom Anfange seines Entstehens an sich alle mögliche Mühe gegeben hat, den Aufenthalt und den Episkopat Petri in Rom als eine Fabel wegzudisputieren, so muß einen unbefangenen Sinn der Umstand allein schon bedenklich gegen diese Versuche machen, daß dieselben nicht das Ergebnis von unparteiischen Forschungen sind, sondern daß sie gemacht wurden, um die von vornherein feststehende Parteimeinung, Petrus sei niemals Bischof von Rom gewesen, nachträglich zu beweisen. Es verhält sich damit ähnlich wie mit der Weise, in der Luther verfuhr, um festzusetzen, daß die katholische Kirche nicht die wahre sei! Ich behaupte, ihr seid nicht die wahre Kirche, nun müßt ihr beweisen, daß ihr sie seid. Wenn er dann daraus, daß er und sein Anhang dieselbe Taufe, die richtigen Schlüssel &c. besäßen, beweisen will, daß er die wahre Kirche sei, so ist das eine Ungeniertheit ohne gleichen. Denn alles, worauf er sich stützt, hat er von der „Papstkirche“ herübergenommen und hat keine andere Sicherheit und Gewißheit für die Ächtheit dieser Dinge die Bibel mit eingeschlossen, als die Autorität der „Papstkirche“; ist diese unwahr und unecht, wer steht mir dafür, daß nicht alles unecht und unwahr ist, was dieselbe überliefert hat? Oder hat Luther eine Offenbarung darüber empfangen, welche Stücke echt, welche unecht seien? Und kann er solche Offenbarung nachweisen? Daß er's behauptet, ist noch lange kein Beweis.

Ich ziehe dem lutherschen „Enthusiasmus“ die durch die weit über 1000 Jahre alte Überlieferung gestützte und durch die Monumente der Katakomben beglaubigte Überzeugung der Kirche von dem apostolischen Stuhl Petri in Rom vor. Es sei mir noch gestattet, einen uralten sichtbaren Zeugen für dieselbe zu erwähnen: das ist die Reliquie des bischöflichen Stuhls, auf dem der Apostelfürst gesessen hat, und der von den ersten Zeiten der römischen Kirche her als solcher verehrt worden ist. Den Nachweis, daß diese ehrwürdige Reliquie, die noch heute als der Stuhl Petri verehrt wird, von Anfang der römischen Kirche an als solcher angesehen wurde, bitte ich den geneigten Leser in dem öfter erwähnten Buche von Kraus nachsehen zu wollen, dessen Lectüre ich hiermit den Lesern, die sich weiter unterrichten wollen, zu empfehlen mir erlaube.

Es dürfte sich noch empfehlen, Luthers Angaben über die Stiftung des Papsttums durch Phokas mit der Geschichte zu vergleichen, wie sie in Wirklichkeit ausgesehen hat. Luther also stellt folgende Behauptungen auf: 1) Gregor der Große sei nie Papst gewesen, weil er den Titel episcopus universalis (allgemeiner Bischof) nicht habe führen wollen; 2) das Papsttum sei von Phokas gestiftet, weil dieser den Bischof Bonifaz III. zum Papste gemacht habe. Seitdem habe Rom keine Bischöfe, sondern nur Päpste gehabt. Wenden wir uns zu dem letzteren Punkte zuerst. In den Biographien der Päpste findet sich allerdings die Notiz, daß der Usur-

pator Phokas in Constantinopel den Primat über die gesamte Kirche, welchen der Patriarch von Constantinopel für sich in Anspruch nahm, der römischen Kirche und dem Stuhle Petri zugesprochen habe. Was aber Luther daraus macht, ist abgeschmackt. Jene Notiz kann nur besagen, daß Phokas dem Patriarchen seiner Residenz diesen Titel zu führen verbot während er den Papst Bonifazius III., den Nachfolger Gregors, als den rechtmäßigen Inhaber desselben anerkannte.

Die Patriarchen von Constantinopel hatten sich seit etwa einem Jahrhundert dem Rechte des römischen Papstes, sie zu bestätigen, zu entziehen gesucht. (Papst Agapet hatte bei seiner Anwesenheit in Rom 636 noch den Mennas zum Patriarchen von Constantinopel geweiht.) Einer dieser Versuche war es, den Phokas hinderte. Aber nicht sowohl Bonifazius III., sondern gerade Gregor, den Luther nicht unter die Päpste rechnet, von dem er in seiner Unwissenheit oder Unwahrhaftigkeit behauptet, er verdamme das Papsttum, gerade Gregor d. Gr. ist der, welcher nach allen Seiten den Primat des römischen Stuhls befestigte, entwickelte, verteidigte und den Grund zu politischer Unabhängigkeit und Souveränität legte. Ist Bonifaz III. ein „Teufelskopf" ꝛc., ein „Antichrist", „Erzspitzbube" und wie die Schimpfnamen gegen den Papst weiter lauten, so ist Gregor d. Gr. das alles zehnfach. Den Titel episcopus universalis wollte er nicht haben, das ist richtig; dieser von den byzantinischen Patriarchen usurpierte, von Gregor d. Gr. ihm auf das entschiedenste bestrittene Titel ist genau genommen eine unrichtige Bezeichnung. Mit um so größerer Energie hat er dagegen die thatsächliche Suprematie über die Kirchen nicht bloß des Abend-, sondern auch des Morgenlandes verteidigt und geübt. Bekanntlich war die These, die Luther in Leipzig stellte und um deretwillen er sich hauptsächlich zu der Disputation hinzudrängte, die gegen den Primat des Papstes gerichtete. „Daß die römische Kirche allen andern überstehe, wird zwar in den über alle Maßen unfruchtbaren Decreten der römischen Päbste aus den letzten 400 Jahren behauptet, aber widerlegt durch die feststehende Geschichte von 1100 Jahren, den Text der Schrift und den Beschluß des an Heiligkeit alle andern übertreffenden Concils von Nicäa." Als seiner Zeit der „Janus" erschienen war, schaffte ich mir das als eine vernichtende Kritik des Infallibilitätsdogmas gepriesene Buch an und suchte, so gut es ging, dasselbe zu verdauen. Da mir eine so umfassende Kenntnis der geschichtlichen Details abging, wie sie nötig war, um eine Stellung zu demselben nehmen zu können, auch auf meiner Landpfarre die Hülfsmittel mir nicht zu Gebote standen, um durch das wirre Durcheinander jenes Buches durchzufinden, so mußte ich zunächst mit dem Totaleindruck mich begnügen. Derselbe war der, daß, wenn Janus keine Verdrehungen, Fälschungen, Zweideutigkeiten enthielt, die oben angeführte These von Luther mit glänzender Überlegenheit verteidigt werden mußte. Spätere Studien der Ka-

nones der ältesten Synoden und Concilien, in Hefele's Conciliengeschichte, über die Leipziger Disputation u. a. m. haben mich jedoch schon seit längerer Zeit überzeugt, daß in dem Janus eine ganz willkürliche Mischung von Wahrheit, Verdrehung und Fälschung anzuerkennen ist, daß zum Teil mit Stillschweigen übergangen wird, was der Tendenz des Buches nicht paßt, daß der päpstliche Primat nicht nur von Gregor dem Großen, sondern auch vor ihm von den Päpsten beansprucht, verteidigt und bei gegebenen Gelegenheiten geübt, wie andererseits von Vätern und Concilien bis in die ältesten Zeiten hinauf anerkannt wird. So ist's mir nicht mehr verwunderlich, daß Luther trotz aller Renommistereien über die Leipziger Disputation, die sich bei ihm finden, das Geständnis sich entschlüpfen ließ: male disputatum est (wir haben schlecht disputiert.) (In einem Briefe an Spalatin.) Und so hat sich der Eindruck und die Überzeugung mir ergeben, daß das Papsttum nicht, wie Luther will, ein „aus dem Hintern des Teufels in die Kirche gesetztes Teufelswerk“ ist, sondern eine durch das Blut von fast so vielen Märtyrerpäpsten, als in den ersten drei Jahrhunderten Päpste waren, befruchtete, von Gott in der Geschichte beglaubigte, durch die unerschrockene Verteidigung der Lehre des Evangeliums und der Sittengebote Gottes, wie auch der unterdrückten und untertretenen Wehrlosigkeit gegen tyrannische Gewalten und hinterlistige Häresiarchen gerechtfertigte Institution ist, durch welche Christus nicht bloß dem von den byzantinischen Kaisern den Stürmen und Verheerungen der Völkerwanderung preisgegebenen Italien den Retter, sondern der Kirche und ihrer Einheit den Mittelpunkt, der Cultur des Christentums, seiner Ausbreitung und Erhaltung den Halt und mächtigsten Förderer gegeben hat. Die Phrase: „Rom hat keine Verheißung in der Schrift“, die mir oft entgegen geworfen ist, zerfällt gegenüber der großartigen Beglaubigung des Papsttums, die Gott ihm im Laufe der Jahrhunderte durch die Geschichte gegeben hat, in nichts zusammen, abgesehen davon, daß sie auf einer gewaltsamen Exegese beruht. So kläglich der luthersche Versuch einer geschichtlichen Nachweisung, daß das Papsttum als Stiftung des Phokas ein Teufelswerk sei, Fiasco macht, ebenso kläglich erscheinen mir die Versuche seiner Nachtreter, deren letzte in der Erklärung des Infallibilitätsdogmas den endlich erfolgten letzten Sterbeschrei des Papsttums begrüßten, bereits aber bekennen müssen, daß wol nie die geistige und geistliche Macht desselben höher dagestanden hat, als jetzt nach 10 Jahren eines wahrlich mit ebensoviel Machtentfaltung als Berechnung staatlicherseits geführten Culturkampfes. Die Mittel, von denen Luther sich den ihm als nahe bevorstehend gewissen und von ihm mit großem Bombast prophezeiten Untergang des Papsttums versprach, und die er empfahl, sind gegenwärtig bereits sämtlich verbraucht, und während das Luthertum und der Protestantismus innerlich immer mehr sich auflösen, steht der Stuhl Petri

und die katholische Kirche fester als je. Wer von den geneigten Lesern die merkwürdige Schrift des berühmten protestantischen Geschichtsforschers Mac Aulay über Ranke, Geschichte der römischen Päpste, nicht kennen sollte, dem glaube ich dieselbe zur Lectüre und Betrachtung empfehlen zu sollen, obgleich ich meinerseits längst nicht alles unterschreiben kann, was darin gesagt ist.

So verführerisch es auch für mich wäre, den Versuch der Nachweisung hier einzuschalten, daß der Primat Petri im römischen Stuhl und den Päpsten vor Gregor dem Großen in der Kirche anerkannt und bezeugt ist, um die lutherschen Auslassungen allseitig würdigen zu können, so glaube ich hier doch darauf verzichten zu sollen, weil dadurch der Umfang dieses Schriftchens mehr erweitert werden möchte, als die Geduld des Lesers vielleicht ertragen dürfte. Dem Zwecke dieser Zeilen, nämlich zu zeigen, daß ich auch durch geschichtliche Studien, welche ich, so gut es meine beschränkten Verhältnisse erlaubten, angestellt habe, um über die mich bewegenden Fragen ins klare zu kommen, zu meiner Überzeugung hingeführt, bezw. in derselben befestigt bin, diesem Zwecke wird, soweit es den Primat betrifft, genügt sein.

Siebentes Kapitel.

Luthers „Beweis“, daß die heil. Messe ein vom Papste erfundener Teufelsgräuel sei.

Kehren wir zu den Unterstellungen Luthers zurück, so möchte noch die Behauptung desselben eine kurze Erörterung veranlassen, daß das Meßopfer eine Erfindung Gregors des Großen und eine hauptsächliche Geld- und Machtquelle zur Etablierung des Papsttums gewesen sei. Höfling datiert die „Erfindung“ des Meßopfers auf Cyprian zurück. Diese Behauptung erscheint seltsam, da z. B. auch Eusebius von Cäsarea von der Darbringung des Blutes Christi redet: „Wir bringen dar . . . das zur Besprengung dienende Blut des Lammes Gottes, welches die Sünden der Welt hinwegnimmt.“ (zu Psalm XCI. 608). Auch Kyrillus von Jerusalem stellt es als die alte, allgemein bekannte Lehre der Kirche von Jerusalem dar: „Wir bringen den für unsere Sünden geschlachteten Christus dar“, wie Döllinger nachweist in seinem „Hippolyt und Kallistus.“ Hat Kyrill im Jahre 344 das von dem Bischof von Karthago erst gelernt? Hippolyt, der bekanntlich vor Cyprian gelebt hat, erklärt klar und bestimmt, daß der Leib des Herrn selbst es ist, welchen die Kirche in ihrem täglichen Opfer Gott als ihr Opfer darbringt. Das bezeugen auch die Katakomben in ihren Denkmälern. Obgleich nämlich die heiligen Geheimnisse von der ältesten Kirche vor den Augen der Welt gleichsam mit einem undurchdringlichen Schleier verhüllt wurden (daher

jene Verläumdungen, die Christen opferten und verzehrten Kinder in ihren Gottesdiensten, aus den dunklen Gerüchten von dem Opfer und der Communion entstanden sein mögen), so wird doch in den Katakomben auch bildliche Darstellung liturgischer Acte angetroffen, unter diesen auch des heil. Opfers und der Communion. Unmittelbar an die Papstgruft stößt ein Complex von Grabkammern, deren älteste dem Ende des zweiten Jahrhunderts angehören (Kraus, S. 308). In diesen Kammern befindet sich ein Cyclus liturgischer Bilder. Die Taufe ist dargestellt in verschiedener Weise; Tertullian, der um die Zeit der Entstehung dieser Bilder in Rom lebte, giebt sozusagen einen für dieselben zur Erläuterung brauchbaren Commentar. Die Eucharistie findet gleichfalls eine Darstellung in der Scene der Brotverwandlung und des Mahls am See Genezareth. Die von Protestanten versuchte Verflüchtigung in eine Darstellung des „himmlischen Freudenmahls“ ist aus der Tendenz, die Auffassung der Eucharistie als des Sacraments des Leibes und Blutes Christi abzudisputieren, sehr erklärlich, aber von De Rossi, der wohl ein besserer Kenner der Altertümer sein dürfte, als junge protestantische Theologen, vollständig entkräftet. In diesem Cyclus findet sich endlich das Opfer Abrahams. Daß dieses als Symbol des eucharistischen Opfers aufzufassen ist, dazu nötigt der Zusammenhang der Composition. Daß Protestanten auch diese Erklärung wegzudisputieren suchen, um nicht genötigt zu sein, das eucharistische Opfer in den Katakomben anzuerkennen, kann uns bei dem Geiste, der stets verneint, nicht auffallen. Diese Tendenzdeutung will das Opfer Isaaks hier als Darstellung des blutigen Opfers Christi bestimmen. Nun ist gewiß das eucharistische Opfer kein anderes, als das auf Golgatha dargebrachte, es ist die unblutige Darstellung und Darbringung desselben vor Gott, wie man auch sagen kann, die Erneuerung dieses einen und einzigen und ewigen Opfers: aber in dem Bilde unserer Katakomben sollte nicht die blutige Seite des Opfers, sondern in Übereinstimmung mit den vorhergehenden Symbolen die sacramentale, eucharistische Seite desselben zur Darstellung gelangen. Die Opferung Isaaks war keine blutige, so paßt sie gar nicht einmal als bildliches Symbol für die Kreuzigung. In Hebr. 11, 17—19 ist gar keine Beziehung auf das Kreuzesopfer enthalten. Dagegen wird im Kanon der Messe das Opfer Abrahams, nebst dem Abels und Melchisedeks, als Vorbild des eucharistischen Opfers aufgeführt, wozu Petri in seiner Agende die wunderliche Bemerkung macht: Man beachte, in welche Kategorie das Opfer Christi gestellt wird, gleich als wenn darin eine Herabwürdigung des letzteren enthalten wäre, wenn die Kirche Gott bittet, Er möge unsere Darbringung des ewigen Opfers ebenso gnädig aufnehmen, als die Opfer Abrahams 2c. „Das Opfer, welches wir darbringen, ist das Leiden des HErrn“, das war, wie Döllinger unwiderleglich dargethan hat, die zu den Zeiten Papst Zephyrinus in Rom geltende

Kirchenlehre (in jener Zeit entstanden jene Gemälde), wie in Afrika und Kleinasien dieselbe Lehre galt. Eins jener Gemälde stellt den consecrierenden Priester dar, dessen Bekleidung blos mit dem Pallium, während die über den mit den symbolischen Broten und Fischen ausgestreckte Hand nebst der Schulter unverhüllt bleiben, ein Beleg ist für das hohe Alter der Gemälde. Der consecrierende Priester ist nach der Lehre der alten Kirche der Stellvertreter Christi, welcher „wiederholt, was Christus that, und Gott dem Vater ein wahres und vollkommenes Opfer in der Kirche darbringt." (Cyprian, epist. ad Cornel. 54). — Im Arcosolium des Hermes, füge ich bei dieser Gelegenheit hinzu, findet sich ein Basrelief, welches die Weihe des Diakons darstellt. (Kraus 327.) Ancient Christianity and sacred Art in Italy, die Schrift eines Protestanten, äußert sich mit Bezug auf diese Darstellungen in den Katakomben: „Wenn jemand ohne Voreingenommenheit und Vorurteil ausschließlich aus den in den Katakomben erhaltenen Erinnerungen vergangener Zeit sich das Ideal einer christlichen Kirche zusammenstellen wolle, so müsse er auf dem Wege leidenschaftsloser und unparteiischer Untersuchung zu dem Resultate kommen, daß in dem Gottesdienste einer solchen Kirche sich alles um den geheimnisvollen Mittelpunkt sacramentaler Institution drehte."

Die Wandlung der Elemente Brot und Wein in den Leib und Blut Christi wird dargestellt durch die Nebeneinanderstellung der Brotvermehrung und der Hochzeit zu Kana. In der Regel finden sich diese beiden Scenen zusammengestellt mit einer dritten, welche das Mahl des HErrn mit 7 Jüngern darstellt. Daß der Künstler nicht eine Geschichte abbilden, sondern „eine religiöse Vorstellung symbolisch aussprechen wollte", zeigt er dadurch, daß er zuweilen sieben statt sechs Wasserkrüge, acht statt sieben Brotkörbe malt. In den Katakomben von Alexandrien sind 1864 die Reste eines Gemäldes gefunden, das nach De Rossi aus dem 4. Jahrhundert stammt. Auf demselben sind die in Rede stehenden Scenen neben einander dargestellt. In der Mitte sitzt oder steht Christus, wie die noch erhaltenen Zeichen und Worte zu beiden Seiten seines Hauptes, auch der noch sichtbare große Glorienschein anzeigen. Rechts von ihm eine nicht mehr recht erkennbare Gestalt, die durch beistehende Inschrift als Petrus bezeichnet ist; links, ebenfalls bezeichnet, Andreas, dem Herrn einen Korb mit Fischen darreichend. Zu den Füßen Christi stehen mehrere gut erkennbare Brotkörbe. Weiter rechts eine Gruppe, die Hochzeit zu Kana darstellend, in welcher über der mittelsten Figur der zu Tische liegenden Gäste die Worte stehen: *ΗΑΓΙΑ ΜΑΡΙΑ*, „die heilige Maria", und über einer dahinterstehenden Gestalt *ΤΑ ΠΑΙΔΙΑ*, „die Mägde"; ganz zur Rechten steht der HErr, bezeichnet durch den Glorienschein und die Buchstaben IC (Jesus). Das linke Feld zeigt eine Gruppe Speisender mit der Überschrift: *ΤΑΣ ΕΥΛΟΓΙΑΣ ΤΟΥ ΧΥ ΕΣΘΙΟΝΤΕΣ (τὰς*

εὐλογίας τοῦ Χριστοῦ ἐσθίοντες = die Christi Segen Essenden). Das Wort eulogia, welches schon St. Paulus von der heil. Communion gebraucht hat, und mit welchem Kyrill von Alexandrien das geweihte Brot und Wein bezeichnet, erklärt das Bild als eine Darstellung der heil. Communion. Später, als die Theilnahme der Gläubigen an der Communion des das heil. Opfer verwaltenden Priesters immer seltener wurde, diente dieses Wort zur Bezeichnung der bloß gesegneten (nicht consecrierten) Brote, die unter das Volk verteilt wurden. Dieser Gebrauch findet auch heute noch an manchen Orten statt: In der Kathedrale zu Toul z. B. habe ich einer solchen Verteilung gesegneter Brote während des Hochamtes beigewohnt. — Es wird den geneigten Leser nicht verdrießen, wenn ich nach dem hochinteressanten Buche von Kraus (S. 248 ff.) noch einige hierher gehörende Denkmäler anführe. Das eine ist die aus dem Ende des 2. Jahrhunderts stammende Grabschrift des Bischofs Aberius von Hierapolis in Phrygien. Die uns hier interessierenden Worte derselben lauten: „Überall hatte ich meine Genossen im Gottesdienste (auf meinen Reisen in Syrien und nach Rom): Der Glaube brachte hervor und setzte jedem einzelnen eine Speise dar, den Fisch aus derselben Quelle, den übergroßen unbefleckten Fisch, den die makellose Jungfrau ergriffen und ihren Freunden ganz zum Essen hingegeben hatte; und dieselbe gab ihnen guten gemischten Wein mit Brot. . . Jeder, der mit mir gleichen Glaubens ist, wird, wenn er dies liest, für mich beten." Wer von meinen freundlichen Lesern mit der Geschichte des christlichen Altertums bekannt ist, wird sogleich diese Inschrift verstehen, welche den Christen verständlich war, während sie den Heiden die heiligen Geheimnisse verhüllen sollte. Der Fisch ist das Symbol Christi (vgl. über die Entstehung dieses geheimnisvollen Zeichens Kraus 241 ff.) Die seligste Jungfrau, die auch in den Sybillinen (I, 359) mit dem Brot zusammengestellt wird, hat auch das Attribut fons Bethlemicus, Quelle von Bethlehem (Haus des Brotes). Der Quell, aus welchem sie den unbefleckten Fisch ergriffen hat, ist die Gnade des ewigen Gottes, welche die Menschwerdung des Sohnes zum Heile des menschlichen Geschlechts beschlossen und die makellose Jungfrau zur Trägerin derselben verordnet hat. Durch ihren Gehorsam und Glauben hat sie denselben ergriffen in der Empfängnis und durch die Geburt im Hause des Brotes der Menschheit gegeben, daher sie selbst wieder Quell genannt wird. Sie hat Ihn geboren, damit Er das von ihr empfangene Fleisch hingäbe zum Sühnopfer und damit zum Brote, das seinen Gläubigen Speise des Lebens sein sollte (Joh. 6). Die Worte „Guten gemischten Wein mit Brot" zeigen, daß diese geheimnisvollen Sätze den das Grab besuchenden Christen erinnern sollen der heil. Communion, in welcher Er den „Fisch", von der Jungfrau „ergriffen und ihren Freunden zum Essen hingegeben", zur Speise empfängt, und bei welcher er des Begrabenen

fürbittend gedenken soll. Diese letzten Worte der Inschrift sind auch nach einer andern Seite hin bedeutungsvoll: Sie legen unzweideutig klar, daß im 2. Jahrhundert das Gedächtnis und die Fürbitte für die Verstorbenen beim heil. Opfer Brauch gewesen ist.

Ein anderes Epitaphium ähnlichen Inhalts ist im Jahre 1839 gefunden worden auf dem Kirchhofe St. Pierre d'Estrier bei Autun. Die Archäologen schwanken über das Alter desselben zwischen dem 3. und 4. Jahrhundert. Der Inhalt aber stammt aus viel älterer Zeit. Die Christen werden nämlich „die göttlichen Kinder des himmlischen Fisches" genannt, als welche sie das Leben der Unsterblichkeit aus dem Wasser der Taufe empfangen haben, und aufgefordert: „Iß mit Begier die süße Speise des Heilands, in dem Du den Fisch in Deinen Händen hältst."

Diese und viele andere Denkmäler der Katakomben bezeugen uns also, daß die alte Christenheit das heil. Meßopfer ebenso aufgefaßt und dargebracht hat, wie es heute noch die katholische Kirche thut, daß sie die Eucharistie als die reale Gegenwart des Leibes und Blutes Christi unter den Gestalten des verwandelten Brotes und Weines geglaubt hat, daß sie bei dieser Feier Fürbitte für die Verstorbenen geübt und, wie ich gleich hinzufüge und später belegen werde, die Seelen der Märtyrer angerufen hat um ihre Fürbitte, daß überhaupt der Mittelpunkt ihres Gottesdienstes das Opfer und die Eucharistie gewesen ist.

Dadurch ist mir unzweifelhaft geworden, daß das Luthertum und überhaupt der Protestantismus keine innere Gemeinschaft mit der Kirche der Katakomben hat, daß er etwas anderes ist und keine innere Berechtigung hat, sich zu bezeichnen als die wahre Fortsetzung der alten und apostolischen Kirche. Es ist mir unzweifelhaft, daß die luthersche Abendmahlslehre von der Impanation etwas der alten Kirche ganz unbekanntes, fremdes, eine Erfindung Luthers ist, daß die Kirche der Katakomben die Wandlung der Elemente in den Leib und das Blut Christi geglaubt hat, als das immer neu sich vollziehende Wunder derselben Allmacht, die das Wasser zu Kana in Wein verwandelte. „Aber auch die Kirche der Katakomben, die Kirche des 2. Jahrhunderts hat irren können", so hat man mir gesagt. Ich antworte: Hat die Kirche des 2. Jahrhunderts in diesen höchsten Geheimnissen des Christentums irren können und, wie der Protestant genötigt ist zu sagen, wirklich geirrt, so geräth eben alles in Schwanken, so ist Christus umsonst auf diese Erde gekommen, da Er nicht einmal die unverhüllte Fortleitung der Wahrheit auf uns zu bewerkstelligen verstand, so ist keine Grenze und kein Ende mehr des Irrtums, dann können Lukas und Matthäus auch geirrt haben in der Kindheitsgeschichte Christi. Ich sage mit Kaiser Karl V., ich will lieber bleiben bei dem, was die Kirche durch soviel Jahrhunderte geglaubt, gelehrt, bekannt und geübt hat und wofür das Blut unzähliger Märtyrer geflossen ist, als was Luther und seinesgleichen

erfunden und angeblich aus der Bibel als ihm neu geoffenbartes Evangelium herausexegesiert haben.

Hören wir noch, ehe wir zu den Umsturzplänen des Augustiners von Wittenberg zurückkehren, den heil. Augustin über die höchsten Geheimnisse des Christentums. In seiner Erklärung des 33. Psalms spricht er: „Wie ihr wisset, hatten die Juden einst ihr blutiges Opfer nach der Ordnung Arons; und auch dies war ein Geheimnis, denn bis dahin gab es kein Opfer des Leibes und Blutes unseres Herrn, wie es der Gläubige kennt, und wie das Evangelium es beschreibt, ein Opfer, das nun überall verbreitet ist (diffusum). Stellet euch dann diese beiden Opfer vor Augen, das eine nach der Ordnung Arons, das andere nach der Ordnung Melchisedeks. Denn es steht geschrieben: Der HErr hat es geschworen, und es wird Ihn nicht gereuen: Du bist ein Priester in Ewigkeit nach der Ordnung Melchisedeks. Von wem heißt es: Du bist ein Priester in Ewigkeit nach der Ordnung Melchisedeks? Von unserm HErrn Jesus Christus. Und wer war Melchisedek? Er erinnert dann an die Geschichte desselben und fährt fort: „Das Opfer Arons ist nun weggefallen, das Opfer nach der Ordnung Melchisedeks hat begonnen . . . . . unser HErr Jesus Christus wollte unser Heil in seinem Leibe und Blute. Aber wie kam es, daß Er uns sein Fleisch und Blut empfahl? Durch seine Demut. Denn nur, wenn er demütig war, konnte er wünschen, von uns genossen zu werden. Betrachtet seine Größe: Im Anfange war das Wort, das Wort war bei Gott und Gott war das Wort. Sehet diese Speise des ewigen Lebens, diese Speise der Engel an. Engel essen sie und die Gewalten und himmlischen Geister; sie essen und sättigen sich, und doch bleibt das, was sie sättigt und erfreuet, ganz und unversehrt. Aber wie können Sterbliche sich dieser Speise nähern? Wie kann ihr Herz solcher Speise werth sein? Es mußte notwendiger Weise dieselbe zur Milch werden und so den Unmündigen mundgerecht werden.“ Dann folgt der wol allgemein bekannte schöne Vergleich der Verwandlung des Brotes in das Fleisch des HErrn mit der Verwandlung des Brotes in das Fleisch der Mutter (ipsum panem mater incarnat).

Es giebt in den Homilien des heil. Chrysostomus, Kyrills von Jerusalem, Ambrosius, Gregors des Großen u. a. eine Reihe Aussprüche über die Geheimnisse der Eucharistie, die zu einem schönen Kranze von Zeugnissen sich vereinigen, daß nicht erst Paschasius Radbertus die Lehre von der Wandlung ersonnen hat, daß dieselbe vielmehr als allgemeiner Glaube der Kirche vorauszusetzen ist. Daß aber das Sakrament erst durch den Genuß zu Stande komme, dieses horrendum lutherscher Dogmatik schlägt nach meiner, aus den Monumenten und Schriften der alten Kirche gewonnenen Überzeugung dem Glauben und der ganzen Anschauungsweise derselben ins Angesicht.

Kehren wir nun, so unerquicklich die Sprechweise Luthers durch ihre Frivolität bei Behandlung der heiligsten Geheimnisse auch ist, und so widerlich der Umsturzgeist seiner kirchenpolitischen Pläne uns auch anweht, zu dem Vater des Luthertums zurück.

Was zunächst die heil. Messe betrifft, so haben wir schon eine Probe seiner Verunglimpfung derselben gehabt. Die Messe soll erfunden sein zum Zweck der Bereicherung, sie ist ein „Drachenschwanz und Teufelswerk." Das sagen die lutherschen Kirchenordnungen ihrem Meister nach, wenn sie auch an Frivolität des Ausdrucks ihn nicht erreichen. Ein wahres Spottstück ist der Commentar oder vielmehr die Randglossen, die er dem Meßkanon beigegeben hat; derselbe Geist spricht aus der unerquicklichen Schrift: Von der Winkelmesse und Pfaffenweihe 1533. In dieser letztern führt er den Teufel ein, der ihn überführt habe, daß die Messe so wenig etwas sei, als die Priesterweihe. Ob der Teufel zwar ein Lügner sei, so lüge er doch darin nicht, wenn er dem Menschen seine Sünde vorrücke, denn dabei werde er beglaubigt durch die beiden Zeugen, Gottes Gebot und das eigne Gewissen des Menschen. Der Teufel hatte, wie Luther dort berichtet, ihm hauptsächlich vorgehalten, daß er während der 15 Jahre, die er früher Messe gelesen, das gethan habe als ein Mensch, der selbst keinen Glauben gehabt an die Gegenwart Christi im Opfer und Sakrament. Auch die ihn geweiht hätten, seien glaublose Leute gewesen, hätten ihn also nicht weihen können. „Wie habt ihr können wandeln? Denn ihr seid die Personen nicht gewest, die wandeln sollten." Es ist mir aufgefallen, daß Luther in diesem Dialog mit dem Teufel mehr als einmal indirect zugesteht, daß er ein „glaubloser Mensch" gewesen beim Messelesen, d. h. an das Mysterium nicht geglaubt habe, welches er zu verwalten hatte. Ich schenke ihm darin völligen Glauben. Denn in seinen ersten Schriften bis zu dem Streite mit Zwingli sind ihm Taufe und Abendmahl, wo er darauf zu sprechen kommt, bloße Zeichen*) (signa); die „Gestalt des Sacraments" ist ihm nichts, das einzige Reale dabei ist ihm das Wort. Er stimmt also anfangs so ziemlich mit Zwingli überein. Auch ist zuzugestehen, daß seine Rechtfertigungslehre wirkliche Sacramente überflüssig macht. Wenn er hernach gegen Zwingli plötzlich die reale Gegenwart Christi im Sacra-

*) „Wer nit tauft sein will, der laß anstehen. Wer nit will das Sacrament empfahen, hat sein wol Macht. Also wer nit beichten will, hat sein Macht auch fur Gott" (über die Beichte: Erl. Ausg. 28, 344.) In der Schrift von beider Gestalt des Sacraments 1522 (Erl. Ausg. 28 307) sagt er, wenn erst seine Messe, d. h. die ihres Inhalts entleerte, aufgekommen sein würde, dann „würd man wol sehen, daß des Sacraments Gestalt am Tod nit not wäre: sintemal die Wort des Sacraments da sind, da die Macht anliegt, und gnug wäre, daß man gesund die Gestalt nähme, oder sie nicht verachtet im Sterben. Es haben die Papisten die Sacrament den Sterbenden so nöthig macht und doch die Wort so allein nötig sind, verschwiegen." (Dies letztere ist wieder eine seiner gewöhnlichen Lügen.)

ebenfalls im Vatikan, auf einer Bronceplatte, ist in S. Priscilla, nach anderen in S. Callisto, gefunden, es zeigt das Brustbild Petri in derselben Auffassung, und stammt, nach dem Stil der Arbeit zu urteilen, aus dem 3.—4. Jahrhundert. Der nämliche Typus kehrt in den Bildnissen der beiden Apostel wieder, die sich in den sogenannten Goldgläsern der Katakomben finden. Über diese Goldgläser vergl. Kraus, S. 330 ff. „Zuweilen sind die Apostel nebeneinander stehend, zuweilen sitzend dargestellt. Einigemal schwebt Christus über ihnen und setzt auf das Haupt eines jeden von ihnen eine Siegerkrone; ein andersmal läßt sich auf beide eine einzige Krone herab, um anzudeuten, daß sie auch im Tode nicht getrennt sein sollen. Diese Krone wird zuweilen zu einem Kreise, mit dem Labarum (Kreuzesfahne) oder dem Monogramm Christi in der Mitte dargestellt und steht dann oft auf einer Säule, jener „Säule, dem Grundstein der Wahrheit", „der von den glorreichsten Aposteln Petrus und Paulus gegründeten großen, altehrwürdigen und überall bekannten Kirche zu Rom." Zuweilen haben die Bilder symbolische Bedeutung. Es finden sich nämlich Darstellungen, in denen die heilige Jungfrau Maria, oder auch St. Agnes, die besondere Zierde der römischen Kirche unter ihrer Wolke von Märtyrern, in der Mitte in betender Stellung, und zu beiden Seiten Petrus und Paulus in viel kleinerem Maßstabe abgebildet sind. Diese Darstellungen sind ohne Zweifel Symbolisirungen der Kirche zu Rom. (Beim Eingange von S. Agnese fuori le mura sieht man noch heute die Inschrift des Papsts Damasus: Ut Damasi precibus faveas precor inclyta virgo (daß du die Bitten des Damasus begünstigen wollst, berühmte Jungfrau, bitte ich.) Von hoher Bedeutung ist der Umstand, daß der Primat des Petrus klar und unzweifelhaft durch etliche dieser uralten Bilder in den Goldgläsern bezeugt wird. Petrus wird dargestellt unter dem Bilde des an den Felsen schlagenden Moses mit ausdrücklicher Hinzufügung des Namens Petrus. Zwei solcher Bilder befinden sich im vaticanischen Museum. Was will diese Darstellung besagen? Wie Prudentius sich ausdrückt, daß Petrus als der Moses des neuen Gottesvolkes betrachtet wurde. Ähnliche Darstellungen finden sich nämlich auf Gemälden in den Katakomben und auf Sarkophagen der alten Christen. „Sie erklären zugleich, weshalb der Stab, das Sinnbild der göttlichen Allmacht, nur in den Händen Mosis, Christi und Petri getroffen wird." Diese sind, Christus voran, die beiden andern in seinem Auftrage und als seine Stellvertreter, die Führer des auserwählten Volkes. „Für wenige Jahre führte das fleischgewordene Wort diesen Stab der Allmacht in sichtbarer Hand; und als es dann seine leiblich sichtbare Anwesenhait der Welt wieder entzog, so trat, um mit Makarius von Ägypten zu reden, an Mosis Stelle der heil. Petrus, dem die neue Kirche und das neue Priesterthum anvertraut war." Daher findet sich die an den Felsen

schlagende Figur auf den Sarkophagen fast immer mit dem von den Trabanten des Herodes Agrippa festgenommenen Apostelfürsten zusammengestellt und ebendaher schreibt sich die oft auffallende Übereinstimmung in den Gesichtszügen der beiden Hauptfiguren. Am Ende der Haupthalle des Museums im Lateran steht ein Sarkophag, dessen Vorderseite einige Hauptmonumente aus dem Leben des Apostels darstellt. Das erste Feld zeigt Petrus, wie er den Herrscherstab eben von dem Herrn empfangen hat, während der Hahn zu seinen Füßen an die Verläugnung erinnert. Das zweite Feld stellt den Apostel dar, ebenfalls mit dem Stabe, aber als Gefangenen (irdische Gewalt kann ihm den Stab und die Regierung nicht entreißen, denn Christus hat sie ihm übertragen.) Im dritten Felde ist Petrus unter dem Bilde des an den Felsen schlagenden Moses dargestellt. „Der nämliche Gedanke kehrt in den Bildern der ältesten Cubicula (Totenkammer in den Katakomben wieder. Alle sacramentalen Gnaden sind hier dargestellt, als aus einem Strome, den Petrus hervorströmen läßt, entspringend." Vergleichen wir mit diesen Darstellungen eine Äußerung des heil. Augustin, die Luther nicht beherzigt zu haben scheint. Er schreibt an Papst Innocenz I.: „Wir wollen durch unser Büchlein Deinen reichen Strom nicht vermehren; wir wollen nur von Dir bestätigt wissen, daß auch unser, wenn auch noch so kleiner Wissensstrom, aus derselben Quelle, wie der Deine mächtige entströmt." (Der Papst antwortete ihm darauf mit Bezugnahme auf St. Petrus, von welchem „unser Episkopat und die ganze Autorität des römischen Stuhles seinen Ursprung nimmt", von dem alle übrigen Kirchen, wie Ströme von ihrem gemeinsamen Quell ausgiengen.") Wir erinnern uns hierbei der in unsern Augen lächerlichen Geschichtsfabrikation Luthers von der Stiftung des Papsttums durch Phokas, und an den unbändigen Hochmut des „Propheten", der auch St. Petrum wenn er jetzt auf dem römischen Stuhle säße, nicht als Papst, d. h. als geistliches Oberhaupt der Kirche anerkennen wollte. Doch was ist der große Augustin, der inmitten seiner Gemeinde an den Wällen seiner von den Vandalen belagerten Bischofsstadt starb, gegen einen Luther, der, den Mund voll Martyriumsbereitschaft, sich von bewaffneten Reisigen in Sicherheit bringen ließ! Ja, was ist St. Petrus selbst, der auf dem Vatican in Rom den Kreuzestod litt, gegen einen Luther, der mit Worten sich zum Opfer darbot für „sein Evangelium", aber in der That es vorzog, bei Nacht und Nebel ohne Schuhe und Strümpfe aus Augsburg zu entweichen. — Ein anderer Sarkophag zeigt in einem seiner Reliefs den HErrn inmitten seiner Jünger, unter welchen die Hauptfiguren die Typen von St. Petrus und St. Paulus tragen. Petrus nimmt mit ehrfurchtsvoll verhüllten Händen von dem Herrn das Gesetz des neuen Bundes in Empfang. Auf andern Darstellungen desselben Gedankens trägt die Rolle, welche Christus dem Petrus übergiebt, die Aufschrift: Dominus dat legem (derr Herr giebt das Gesetz).

Wenn der Protestantismus vom Anfange seines Entstehens an sich alle mögliche Mühe gegeben hat, den Aufenthalt und den Episkopat Petri in Rom als eine Fabel wegzudisputieren, so muß einen unbefangenen Sinn der Umstand allein schon bedenklich gegen diese Versuche machen, daß dieselben nicht das Ergebnis von unparteiischen Forschungen sind, sondern daß sie gemacht wurden, um die von vornherein feststehende Parteimeinung, Petrus sei niemals Bischof von Rom gewesen, nachträglich zu beweisen. Es verhält sich damit ähnlich wie mit der Weise, in der Luther verfuhr, um festzusetzen, daß die katholische Kirche nicht die wahre sei! Ich behaupte, ihr seid nicht die wahre Kirche, nun müßt ihr beweisen, daß ihr sie seid. Wenn er dann daraus, daß er und sein Anhang dieselbe Taufe, die richtigen Schlüssel &c. besäßen, beweisen will, daß er die wahre Kirche sei, so ist das eine Ungeniertheit ohne gleichen. Denn alles, worauf er sich stützt, hat er von der „Papstkirche" herübergenommen und hat keine andere Sicherheit und Gewißheit für die Ächtheit dieser Dinge die Bibel mit eingeschlossen, als die Autorität der „Papstkirche"; ist diese unwahr und unecht, wer steht mir dafür, daß nicht alles unecht und unwahr ist, was dieselbe überliefert hat? Oder hat Luther eine Offenbarung darüber empfangen, welche Stücke echt, welche unecht seien? Und kann er solche Offenbarung nachweisen? Daß er's behauptet, ist noch lange kein Beweis.

Ich ziehe dem lutherschen „Enthusiasmus" die durch die weit über 1000 Jahre alte Überlieferung gestützte und durch die Monumente der Katakomben beglaubigte Überzeugung der Kirche von dem apostolischen Stuhl Petri in Rom vor. Es sei mir noch gestattet, einen uralten sichtbaren Zeugen für dieselbe zu erwähnen: das ist die Reliquie des bischöflichen Stuhls, auf dem der Apostelfürst gesessen hat, und der von den ersten Zeiten der römischen Kirche her als solcher verehrt worden ist. Den Nachweis, daß diese ehrwürdige Reliquie, die noch heute als der Stuhl Petri verehrt wird, von Anfang der römischen Kirche an als solcher angesehen wurde, bitte ich den geneigten Leser in dem öfter erwähnten Buche von Kraus nachsehen zu wollen, dessen Lectüre ich hiermit den Lesern, die sich weiter unterrichten wollen, zu empfehlen mir erlaube.

Es dürfte sich noch empfehlen, Luthers Angaben über die Stiftung des Papsttums durch Phokas mit der Geschichte zu vergleichen, wie sie in Wirklichkeit ausgesehen hat. Luther also stellt folgende Behauptungen auf: 1) Gregor der Große sei nie Papst gewesen, weil er den Titel episcopus universalis (allgemeiner Bischof) nicht habe führen wollen; 2) das Papsttum sei von Phokas gestiftet, weil dieser den Bischof Bonifaz III. zum Papste gemacht habe. Seitdem habe Rom keine Bischöfe, sondern nur Päpste gehabt. Wenden wir uns zu dem letzteren Punkte zuerst. In den Biographien der Päpste findet sich allerdings die Notiz, daß der Usur-

pator Phokas in Constantinopel den Primat über die gesamte Kirche, welchen der Patriarch von Constantinopel für sich in Anspruch nahm, der römischen Kirche und dem Stuhle Petri zugesprochen habe. Was aber Luther daraus macht, ist abgeschmackt. Jene Notiz kann nur besagen, daß Phokas dem Patriarchen seiner Residenz diesen Titel zu führen verbot während er den Papst Bonifazius III., den Nachfolger Gregors, als den rechtmäßigen Inhaber desselben anerkannte.

Die Patriarchen von Constantinopel hatten sich seit etwa einem Jahrhundert dem Rechte des römischen Papstes, sie zu bestätigen, zu entziehen gesucht. (Papst Agapet hatte bei seiner Anwesenheit in Rom 636 noch den Mennas zum Patriarchen von Constantinopel geweiht.) Einer dieser Versuche war es, den Phokas hinderte. Aber nicht sowohl Bonifazius III., sondern gerade Gregor, den Luther nicht unter die Päpste rechnet, von dem er in seiner Unwissenheit oder Unwahrhaftigkeit behauptet, er verdamme das Papsttum, gerade Gregor d. Gr. ist der, welcher nach allen Seiten den Primat des römischen Stuhls befestigte, entwickelte, verteidigte und den Grund zu politischer Unabhängigkeit und Souveränität legte. Ist Bonifaz III. ein „Teufelskopf“ rc., ein „Antichrist“, „Erzspitzbube“ und wie die Schimpfnamen gegen den Papst weiter lauten, so ist Gregor d. Gr. das alles zehnfach. Den Titel episcopus universalis wollte er nicht haben, das ist richtig; dieser von den byzantinischen Patriarchen usurpierte, von Gregor d. Gr. ihm auf das entschiedenste bestrittene Titel ist genau genommen eine unrichtige Bezeichnung. Mit um so größerer Energie hat er dagegen die thatsächliche Suprematie über die Kirchen nicht bloß des Abend-, sondern auch des Morgenlandes verteidigt und geübt. Bekanntlich war die These, die Luther in Leipzig stellte und um deretwillen er sich hauptsächlich zu der Disputation hinzudrängte, die gegen den Primat des Papstes gerichtete. „Daß die römische Kirche allen andern überstehe, wird zwar in den über alle Maßen unfruchtbaren Decreten der römischen Päbste aus den letzten 400 Jahren behauptet, aber widerlegt durch die feststehende Geschichte von 1100 Jahren, den Text der Schrift und den Beschluß des an Heiligkeit alle andern übertreffenden Concils von Nicäa.“ Als seiner Zeit der „Janus“ erschienen war, schaffte ich mir das als eine vernichtende Kritik des Infallibilitätsdogmas gepriesene Buch an und suchte, so gut es ging, dasselbe zu verdauen. Da mir eine so umfassende Kenntnis der geschichtlichen Details abging, wie sie nötig war, um eine Stellung zu demselben nehmen zu können, auch auf meiner Landpfarre die Hülfsmittel mir nicht zu Gebote standen, um durch das wirre Durcheinander jenes Buches durchzufinden, so mußte ich zunächst mit dem Totaleindruck mich begnügen. Derselbe war der, daß, wenn Janus keine Verdrehungen, Fälschungen, Zweideutigkeiten enthielt, die oben angeführte These von Luther mit glänzender Überlegenheit verteidigt werden mußte. Spätere Studien der Ka-

nones der ältesten Synoden und Concilien, in Hefele's Conciliengeschichte, über die Leipziger Disputation u. a. m. haben mich jedoch schon seit längerer Zeit überzeugt, daß in dem Janus eine ganz willkürliche Mischung von Wahrheit, Verdrehung und Fälschung anzuerkennen ist, daß zum Teil mit Stillschweigen übergangen wird, was der Tendenz des Buches nicht paßt, daß der päpstliche Primat nicht nur von Gregor dem Großen, sondern auch vor ihm von den Päpsten beansprucht, verteidigt und bei gegebenen Gelegenheiten geübt, wie andererseits von Vätern und Concilien bis in die ältesten Zeiten hinauf anerkannt wird. So ist's mir nicht mehr verwunderlich, daß Luther trotz aller Renommistereien über die Leipziger Disputation, die sich bei ihm finden, das Geständnis sich entschlüpfen ließ: male disputatum est (wir haben schlecht disputiert.) (In einem Briefe an Spalatin.) Und so hat sich der Eindruck und die Überzeugung mir ergeben, daß das Papsttum nicht, wie Luther will, ein „aus dem Hintern des Teufels in die Kirche gesetztes Teufelswerk" ist, sondern eine durch das Blut von fast so vielen Märtyrerpäpsten, als in den ersten drei Jahrhunderten Päpste waren, befruchtete, von Gott in der Geschichte beglaubigte, durch die unerschrockene Verteidigung der Lehre des Evangeliums und der Sittengebote Gottes, wie auch der unterdrückten und untertretenen Wehrlosigkeit gegen tyrannische Gewalten und hinterlistige Häresiarchen gerechtfertigte Institution ist, durch welche Christus nicht bloß dem von den byzantinischen Kaisern den Stürmen und Verheerungen der Völkerwanderung preisgegebenen Italien den Retter, sondern der Kirche und ihrer Einheit den Mittelpunkt, der Cultur des Christentums, seiner Ausbreitung und Erhaltung den Halt und mächtigsten Förderer gegeben hat. Die Phrase: „Rom hat keine Verheißung in der Schrift", die mir oft entgegen geworfen ist, zerfällt gegenüber der großartigen Beglaubigung des Papsttums, die Gott ihm im Laufe der Jahrhunderte durch die Geschichte gegeben hat, in nichts zusammen, abgesehen davon, daß sie auf einer gewaltsamen Exegese beruht. So kläglich der luthersche Versuch einer geschichtlichen Nachweisung, daß das Papsttum als Stiftung des Phokas ein Teufelswerk sei, Fiasco macht, ebenso kläglich erscheinen mir die Versuche seiner Nachtreter, deren letzte in der Erklärung des Infallibilitätsdogmas den endlich erfolgten letzten Sterbeschrei des Papsttums begrüßten, bereits aber bekennen müssen, daß wol nie die geistige und geistliche Macht desselben höher dagestanden hat, als jetzt nach 10 Jahren eines wahrlich mit ebensoviel Machtentfaltung als Berechnung staatlicherseits geführten Culturkampfes. Die Mittel, von denen Luther sich den ihm als nahe bevorstehend gewissen und von ihm mit großem Bombast prophezeiten Untergang des Papsttums versprach, und die er empfahl, sind gegenwärtig bereits sämtlich verbraucht, und während das Luthertum und der Protestantismus innerlich immer mehr sich auflösen, steht der Stuhl Petri

und die katholische Kirche fester als je. Wer von den geneigten Lesern die merkwürdige Schrift des berühmten protestantischen Geschichtsforschers Mac Aulay über Ranke, Geschichte der römischen Päpste, nicht kennen sollte, dem glaube ich dieselbe zur Lectüre und Betrachtung empfehlen zu sollen, obgleich ich meinerseits längst nicht alles unterschreiben kann, was darin gesagt ist.

So verführerisch es auch für mich wäre, den Versuch der Nachweisung hier einzuschalten, daß der Primat Petri im römischen Stuhl und den Päpsten vor Gregor dem Großen in der Kirche anerkannt und bezeugt ist, um die lutherschen Auslassungen allseitig würdigen zu können, so glaube ich hier doch darauf verzichten zu sollen, weil dadurch der Umfang dieses Schriftchens mehr erweitert werden möchte, als die Geduld des Lesers vielleicht ertragen dürfte. Dem Zwecke dieser Zeilen, nämlich zu zeigen, daß ich auch durch geschichtliche Studien, welche ich, so gut es meine beschränkten Verhältnisse erlaubten, angestellt habe, um über die mich bewegenden Fragen ins klare zu kommen, zu meiner Überzeugung hingeführt, bezw. in derselben befestigt bin, diesem Zwecke wird, soweit es den Primat betrifft, genügt sein.

Siebentes Kapitel.

Luthers „Beweis“, daß die heil. Messe ein vom Papste erfundener Teufelsgräuel sei.

Kehren wir zu den Unterstellungen Luthers zurück, so möchte noch die Behauptung desselben eine kurze Erörterung veranlassen, daß das Meßopfer eine Erfindung Gregors des Großen und eine hauptsächliche Geld- und Machtquelle zur Etablierung des Papsttums gewesen sei. Höfling datiert die „Erfindung“ des Meßopfers auf Cyprian zurück. Diese Behauptung erscheint seltsam, da z. B. auch Eusebius von Cäsarea von der Darbringung des Blutes Christi redet: „Wir bringen dar . . . das zur Besprengung dienende Blut des Lammes Gottes, welches die Sünden der Welt hinwegnimmt.“ (zu Psalm XCI. 608). Auch Kyrillus von Jerusalem stellt es als die alte, allgemein bekannte Lehre der Kirche von Jerusalem dar: „Wir bringen den für unsere Sünden geschlachteten Christus dar“, wie Döllinger nachweist in seinem „Hippolyt und Kallistus.“ Hat Kyrill im Jahre 344 das von dem Bischof von Karthago erst gelernt? Hippolyt, der bekanntlich vor Cyprian gelebt hat, erklärt klar und bestimmt, daß der Leib des Herrn selbst es ist, welchen die Kirche in ihrem täglichen Opfer Gott als ihr Opfer darbringt. Das bezeugen auch die Katakomben in ihren Denkmälern. Obgleich nämlich die heiligen Geheimnisse von der ältesten Kirche vor den Augen der Welt gleichsam mit einem undurchdringlichen Schleier verhüllt wurden (daher

jene Verläumdungen, die Christen opferten und verzehrten Kinder in ihren Gottesdiensten, aus den dunklen Gerüchten von dem Opfer und der Communion entstanden sein mögen), so wird doch in den Katakomben auch bildliche Darstellung liturgischer Acte angetroffen, unter diesen auch des heil. Opfers und der Communion. Unmittelbar an die Papstgruft stößt ein Complex von Grabkammern, deren älteste dem Ende des zweiten Jahrhunderts angehören (Kraus, S. 308). In diesen Kammern befindet sich ein Cyclus liturgischer Bilder. Die Taufe ist dargestellt in verschiedener Weise; Tertullian, der um die Zeit der Entstehung dieser Bilder in Rom lebte, giebt sozusagen einen für dieselben zur Erläuterung brauchbaren Commentar. Die Eucharistie findet gleichfalls eine Darstellung in der Scene der Brotverwandlung und des Mahls am See Genezareth. Die von Protestanten versuchte Verflüchtigung in eine Darstellung des „himmlischen Freudenmahls" ist aus der Tendenz, die Auffassung der Eucharistie als des Sacraments des Leibes und Blutes Christi abzudisputieren, sehr erklärlich, aber von De Rossi, der wohl ein besserer Kenner der Altertümer sein dürfte, als junge protestantische Theologen, vollständig entkräftet. In diesem Cyclus findet sich endlich das Opfer Abrahams. Daß dieses als Symbol des eucharistischen Opfers aufzufassen ist, dazu nötigt der Zusammenhang der Composition. Daß Protestanten auch diese Erklärung wegzudisputieren suchen, um nicht genötigt zu sein, das eucharistische Opfer in den Katakomben anzuerkennen, kann uns bei dem Geiste, der stets verneint, nicht auffallen. Diese Tendenzdeutung will das Opfer Isaaks hier als Darstellung des blutigen Opfers Christi bestimmen. Nun ist gewiß das eucharistische Opfer kein anderes, als das auf Golgatha dargebrachte, es ist die unblutige Darstellung und Darbringung desselben vor Gott, wie man auch sagen kann, die Erneuerung dieses einen und einzigen und ewigen Opfers: aber in dem Bilde unserer Katakomben sollte nicht die blutige Seite des Opfers, sondern in Übereinstimmung mit den vorhergehenden Symbolen die sacramentale, eucharistische Seite desselben zur Darstellung gelangen. Die Opferung Isaaks war keine blutige, so paßt sie gar nicht einmal als bildliches Symbol für die Kreuzigung. In Hebr. 11, 17—19 ist gar keine Beziehung auf das Kreuzesopfer enthalten. Dagegen wird im Kanon der Messe das Opfer Abrahams, nebst dem Abels und Melchisedeks, als Vorbild des eucharistischen Opfers aufgeführt, wozu Petri in seiner Agende die wunderliche Bemerkung macht: Man beachte, in welche Kategorie das Opfer Christi gestellt wird, gleich als wenn darin eine Herabwürdigung des letzteren enthalten wäre, wenn die Kirche Gott bittet, Er möge unsere Darbringung des ewigen Opfers ebenso gnädig aufnehmen, als die Opfer Abrahams ꝛc. „Das Opfer, welches wir darbringen, ist das Leiden des HErrn", das war, wie Döllinger unwiderleglich dargethan hat, die zu den Zeiten Papst Zephyrinus in Rom geltende

Kirchenlehre (in jener Zeit entstanden jene Gemälde), wie in Afrika und Kleinasien dieselbe Lehre galt. Eins jener Gemälde stellt den consecrierenden Priester dar, dessen Bekleidung blos mit dem Pallium, während die über den mit den symbolischen Broten und Fischen ausgestreckte Hand nebst der Schulter unverhüllt bleiben, ein Beleg ist für das hohe Alter der Gemälde. Der consecrierende Priester ist nach der Lehre der alten Kirche der Stellvertreter Christi, welcher „wiederholt, was Christus that, und Gott dem Vater ein wahres und vollkommenes Opfer in der Kirche darbringt." (Cyprian, epist. ad Cornel. 54). — Im Arcosolium des Hermes, füge ich bei dieser Gelegenheit hinzu, findet sich ein Basrelief, welches die Weihe des Diakons darstellt. (Kraus 327.) Ancient Christianity and sacred Art in Italy, die Schrift eines Protestanten, äußert sich mit Bezug auf diese Darstellungen in den Katakomben: „Wenn jemand ohne Voreingenommenheit und Vorurteil ausschließlich aus den in den Katakomben erhaltenen Erinnerungen vergangener Zeit sich das Ideal einer christlichen Kirche zusammenstellen wolle, so müsse er auf dem Wege leidenschaftsloser und unparteiischer Untersuchung zu dem Resultate kommen, daß in dem Gottesdienste einer solchen Kirche sich alles um den geheimnisvollen Mittelpunkt sacramentaler Institution drehte."

Die Wandlung der Elemente Brot und Wein in den Leib und Blut Christi wird dargestellt durch die Nebeneinanderstellung der Brotvermehrung und der Hochzeit zu Kana. In der Regel finden sich diese beiden Scenen zusammengestellt mit einer dritten, welche das Mahl des HErrn mit 7 Jüngern darstellt. Daß der Künstler nicht eine Geschichte abbilden, sondern „eine religiöse Vorstellung symbolisch aussprechen wollte", zeigt er dadurch, daß er zuweilen sieben statt sechs Wasserkrüge, acht statt sieben Brotkörbe malt. In den Katakomben von Alexandrien sind 1864 die Reste eines Gemäldes gefunden, das nach De Rossi aus dem 4. Jahrhundert stammt. Auf demselben sind die in Rede stehenden Scenen neben einander dargestellt. In der Mitte sitzt oder steht Christus, wie die noch erhaltenen Zeichen und Worte zu beiden Seiten seines Hauptes, auch der noch sichtbare große Glorienschein anzeigen. Rechts von ihm eine nicht mehr recht erkennbare Gestalt, die durch beistehende Inschrift als Petrus bezeichnet ist; links, ebenfalls bezeichnet, Andreas, dem Herrn einen Korb mit Fischen darreichend. Zu den Füßen Christi stehen mehrere gut erkennbare Brotkörbe. Weiter rechts eine Gruppe, die Hochzeit zu Kana darstellend, in welcher über der mittelsten Figur der zu Tische liegenden Gäste die Worte stehen: *HAΓIA MAPIA*, „die heilige Maria", und über einer dahinterstehenden Gestalt *TA ΠAIΔIA*, „die Mägde"; ganz zur Rechten steht der HErr, bezeichnet durch den Glorienschein und die Buchstaben IC (Jesus). Das linke Feld zeigt eine Gruppe Speisender mit der Überschrift: *TAΣ EYΛOΓIAΣ TOY XY EΣΘIONTEΣ* (τὰς

εὐλογίας τοῦ Χριστοῦ ἐσθίοντες = die Christi Segen Essenden). Das Wort eulogia, welches schon St. Paulus von der heil. Communion gebraucht hat, und mit welchem Kyrill von Alexandrien das geweihte Brot und Wein bezeichnet, erklärt das Bild als eine Darstellung der heil. Communion. Später, als die Theilnahme der Gläubigen an der Communion des das heil. Opfer verwaltenden Priesters immer seltener wurde, diente dieses Wort zur Bezeichnung der bloß gesegneten (nicht consecrierten) Brote, die unter das Volk verteilt wurden. Dieser Gebrauch findet auch heute noch an manchen Orten statt: In der Kathedrale zu Toul z. B. habe ich einer solchen Verteilung gesegneter Brote während des Hochamtes beigewohnt. — Es wird den geneigten Leser nicht verdrießen, wenn ich nach dem hochinteressanten Buche von Kraus (S. 248 ff.) noch einige hierher gehörende Denkmäler anführe. Das eine ist die aus dem Ende des 2. Jahrhunderts stammende Grabschrift des Bischofs Aberius von Hierapolis in Phrygien. Die uns hier interessierenden Worte derselben lauten: „Überall hatte ich meine Genossen im Gottesdienste (auf meinen Reisen in Syrien und nach Rom): Der Glaube brachte hervor und setzte jedem einzelnen eine Speise dar, den Fisch aus derselben Quelle, den übergroßen unbefleckten Fisch, den die makellose Jungfrau ergriffen und ihren Freunden ganz zum Essen hingegeben hatte; und dieselbe gab ihnen guten gemischten Wein mit Brot. . . Jeder, der mit mir gleichen Glaubens ist, wird, wenn er dies liest, für mich beten.“ Wer von meinen freundlichen Lesern mit der Geschichte des christlichen Altertums bekannt ist, wird sogleich diese Inschrift verstehen, welche den Christen verständlich war, während sie den Heiden die heiligen Geheimnisse verhüllen sollte. Der Fisch ist das Symbol Christi (vgl. über die Entstehung dieses geheimnisvollen Zeichens Kraus 241 ff.) Die seligste Jungfrau, die auch in den Sybillinen (I, 359) mit dem Brot zusammengestellt wird, hat auch das Attribut fons Bethlemicus, Quelle von Bethlehem (Haus des Brotes). Der Quell, aus welchem sie den unbefleckten Fisch ergriffen hat, ist die Gnade des ewigen Gottes, welche die Menschwerdung des Sohnes zum Heile des menschlichen Geschlechts beschlossen und die makellose Jungfrau zur Trägerin derselben verordnet hat. Durch ihren Gehorsam und Glauben hat sie denselben ergriffen in der Empfängnis und durch die Geburt im Hause des Brotes der Menschheit gegeben, daher sie selbst wieder Quell genannt wird. Sie hat Ihn geboren, damit Er das von ihr empfangene Fleisch hingäbe zum Sühnopfer und damit zum Brote, das seinen Gläubigen Speise des Lebens sein sollte (Joh. 6). Die Worte „Guten gemischten Wein mit Brot“ zeigen, daß diese geheimnisvollen Sätze den das Grab besuchenden Christen erinnern sollen der heil. Communion, in welcher Er den „Fisch“, von der Jungfrau „ergriffen und ihren Freunden zum Essen hingegeben“, zur Speise empfängt, und bei welcher er des Begrabenen

fürbittend gedenken soll. Diese letzten Worte der Inschrift sind auch nach einer andern Seite hin bedeutungsvoll: Sie legen unzweideutig klar, daß im 2. Jahrhundert das Gedächtnis und die Fürbitte für die Verstorbenen beim heil. Opfer Brauch gewesen ist.

Ein anderes Epitaphium ähnlichen Inhalts ist im Jahre 1839 gefunden worden auf dem Kirchhofe St. Pierre d'Estrier bei Autun. Die Archäologen schwanken über das Alter desselben zwischen dem 3. und 4. Jahrhundert. Der Inhalt aber stammt aus viel älterer Zeit. Die Christen werden nämlich „die göttlichen Kinder des himmlischen Fisches" genannt, als welche sie das Leben der Unsterblichkeit aus dem Wasser der Taufe empfangen haben, und aufgefordert: „Iß mit Begier die süße Speise des Heilands, in dem Du den Fisch in Deinen Händen hältst."

Diese und viele andere Denkmäler der Katakomben bezeugen uns also, daß die alte Christenheit das heil. Meßopfer ebenso aufgefaßt und dargebracht hat, wie es heute noch die katholische Kirche thut, daß sie die Eucharistie als die reale Gegenwart des Leibes und Blutes Christi unter den Gestalten des verwandelten Brotes und Weines geglaubt hat, daß sie bei dieser Feier Fürbitte für die Verstorbenen geübt und, wie ich gleich hinzufüge und später belegen werde, die Seelen der Märtyrer angerufen hat um ihre Fürbitte, daß überhaupt der Mittelpunkt ihres Gottesdienstes das Opfer und die Eucharistie gewesen ist.

Dadurch ist mir unzweifelhaft geworden, daß das Luthertum und überhaupt der Protestantismus keine innere Gemeinschaft mit der Kirche der Katakomben hat, daß er etwas anderes ist und keine innere Berechtigung hat, sich zu bezeichnen als die wahre Fortsetzung der alten und apostolischen Kirche. Es ist mir unzweifelhaft, daß die luthersche Abendmahlslehre von der Impanation etwas der alten Kirche ganz unbekanntes, fremdes, eine Erfindung Luthers ist, daß die Kirche der Katakomben die Wandlung der Elemente in den Leib und das Blut Christi geglaubt hat, als das immer neu sich vollziehende Wunder derselben Allmacht, die das Wasser zu Kana in Wein verwandelte. „Aber auch die Kirche der Katakomben, die Kirche des 2. Jahrhunderts hat irren können", so hat man mir gesagt. Ich antworte: Hat die Kirche des 2. Jahrhunderts in diesen höchsten Geheimnissen des Christentums irren können und, wie der Protestant genötigt ist zu sagen, wirklich geirrt, so geräth eben alles in Schwanken, so ist Christus umsonst auf diese Erde gekommen, da Er nicht einmal die unverhüllte Fortleitung der Wahrheit auf uns zu bewerkstelligen verstand, so ist keine Grenze und kein Ende mehr des Irrtums, dann können Lukas und Matthäus auch geirrt haben in der Kindheitsgeschichte Christi. Ich sage mit Kaiser Karl V., ich will lieber bleiben bei dem, was die Kirche durch soviel Jahrhunderte geglaubt, gelehrt, bekannt und geübt hat und wofür das Blut unzähliger Märtyrer geflossen ist, als was Luther und seinesgleichen

erfunden und angeblich aus der Bibel als ihm neu geoffenbartes Evangelium herausexegesiert haben.

Hören wir noch, ehe wir zu den Umsturzplänen des Augustiners von Wittenberg zurückkehren, den heil. Augustin über die höchsten Geheimnisse des Christentums. In seiner Erklärung des 33. Psalms spricht er: „Wie ihr wisset, hatten die Juden einst ihr blutiges Opfer nach der Ordnung Arons; und auch dies war ein Geheimnis, denn bis dahin gab es kein Opfer des Leibes und Blutes unseres Herrn, wie es der Gläubige kennt, und wie das Evangelium es beschreibt, ein Opfer, das nun überall verbreitet ist (diffusum). Stellet euch dann diese beiden Opfer vor Augen, das eine nach der Ordnung Arons, das andere nach der Ordnung Melchisedeks. Denn es steht geschrieben: Der HErr hat es geschworen, und es wird Ihn nicht gereuen: Du bist ein Priester in Ewigkeit nach der Ordnung Melchisedeks. Von wem heißt es: Du bist ein Priester in Ewigkeit nach der Ordnung Melchisedeks? Von unserm HErrn Jesus Christus. Und wer war Melchisedek? Er erinnert dann an die Geschichte desselben und fährt fort: „Das Opfer Arons ist nun weggefallen, das Opfer nach der Ordnung Melchisedeks hat begonnen . . . . , unser HErr Jesus Christus wollte unser Heil in seinem Leibe und Blute. Aber wie kam es, daß Er uns sein Fleisch und Blut empfahl? Durch seine Demut. Denn nur, wenn er demütig war, konnte er wünschen, von uns genossen zu werden. Betrachtet seine Größe: Im Anfange war das Wort, das Wort war bei Gott und Gott war das Wort. Sehet diese Speise des ewigen Lebens, diese Speise der Engel an. Engel essen sie und die Gewalten und himmlischen Geister; sie essen und sättigen sich, und doch bleibt das, was sie sättigt und erfreuet, ganz und unversehrt. Aber wie können Sterbliche sich dieser Speise nähern? Wie kann ihr Herz solcher Speise werth sein? Es mußte notwendiger Weise dieselbe zur Milch werden und so den Unmündigen mundgerecht werden.“ Dann folgt der wol allgemein bekannte schöne Vergleich der Verwandlung des Brotes in das Fleisch des HErrn mit der Verwandlung des Brotes in das Fleisch der Mutter (ipsum panem mater incarnat).

Es giebt in den Homilien des heil. Chrysostomus, Kyrills von Jerusalem, Ambrosius, Gregors des Großen u. a. eine Reihe Aussprüche über die Geheimnisse der Eucharistie, die zu einem schönen Kranze von Zeugnissen sich vereinigen, daß nicht erst Paschasius Radbertus die Lehre von der Wandlung ersonnen hat, daß dieselbe vielmehr als allgemeiner Glaube der Kirche vorauszusetzen ist. Daß aber das Sakrament erst durch den Genuß zu Stande komme, dieses horrendum lutherscher Dogmatik schlägt nach meiner, aus den Monumenten und Schriften der alten Kirche gewonnenen Überzeugung dem Glauben und der ganzen Anschauungsweise derselben ins Angesicht.

Kehren wir nun, so unerquicklich die Sprechweise Luthers durch ihre Frivolität bei Behandlung der heiligsten Geheimnisse auch ist, und so widerlich der Umsturzgeist seiner kirchenpolitischen Pläne uns auch anweht, zu dem Vater des Luthertums zurück.

Was zunächst die heil. Messe betrifft, so haben wir schon eine Probe seiner Verunglimpfung derselben gehabt. Die Messe soll erfunden sein zum Zweck der Bereicherung, sie ist ein „Drachenschwanz und Teufelswerk.“ Das sagen die lutherschen Kirchenordnungen ihrem Meister nach, wenn sie auch an Frivolität des Ausdrucks ihn nicht erreichen. Ein wahres Spottstück ist der Commentar oder vielmehr die Randglossen, die er dem Meßkanon beigegeben hat; derselbe Geist spricht aus der unerquicklichen Schrift: Von der Winkelmesse und Pfaffenweihe 1533. In dieser letztern führt er den Teufel ein, der ihn überführt habe, daß die Messe so wenig etwas sei, als die Priesterweihe. Ob der Teufel zwar ein Lügner sei, so lüge er doch darin nicht, wenn er dem Menschen seine Sünde vorrücke, denn dabei werde er beglaubigt durch die beiden Zeugen, Gottes Gebot und das eigne Gewissen des Menschen. Der Teufel hatte, wie Luther dort berichtet, ihm hauptsächlich vorgehalten, daß er während der 15 Jahre, die er früher Messe gelesen, das gethan habe als ein Mensch, der selbst keinen Glauben gehabt an die Gegenwart Christi im Opfer und Sakrament. Auch die ihn geweiht hätten, seien glaublose Leute gewesen, hätten ihn also nicht weihen können. „Wie habt ihr können wandeln? Denn ihr seid die Personen nicht gewest, die wandeln sollten.“ Es ist mir aufgefallen, daß Luther in diesem Dialog mit dem Teufel mehr als einmal indirect zugesteht, daß er ein „glaubloser Mensch“ gewesen beim Messelesen, d. h. an das Mysterium nicht geglaubt habe, welches er zu verwalten hatte. Ich schenke ihm darin völligen Glauben. Denn in seinen ersten Schriften bis zu dem Streite mit Zwingli sind ihm Taufe und Abendmahl, wo er darauf zu sprechen kommt, bloße Zeichen*) (signa); die „Gestalt des Sacraments“ ist ihm nichts, das einzige Reale dabei ist ihm das Wort. Er stimmt also anfangs so ziemlich mit Zwingli überein. Auch ist zuzugestehen, daß seine Rechtfertigungslehre wirkliche Sacramente überflüssig macht. Wenn er hernach gegen Zwingli plötzlich die reale Gegenwart Christi im Sacra-

*) „Wer nit tauft sein will, der laß anstehen. Wer nit will das Sacrament empfahen, hat sein wol Macht. Also wer nit beichten will, hat sein, Macht auch fur Gott“ (über die Beichte: Erl. Ausg. 28, 344.) In der Schrift von beider Gestalt des Sacraments 1522 (Erl. Ausg. 28 307) sagt er, wenn erst seine Messe, d. h. die ihres Inhalts entleerte, aufgekommen sein würde, dann „würd man wol sehen, daß des Sacraments Gestalt am Tod nit not wäre: sintemal die Wort des Sacraments da sind, da die Macht anliegt, und gnug wäre, daß man gesund die Gestalt nähme, oder sie nicht verachtet im Sterben. Es haben die Papisten die Sacrament den Sterbenden so nöthig macht und doch die Wort so allein nötig sind, verschwiegen.“ (Dies letztere ist wieder eine seiner gewöhnlichen Lügen.)

ment, entgegen seiner früheren Ansicht und im Widerspruch mit seinem ganzen System feststellt und seine wunderliche Impanationslehre beweisen will, so erklärt sich das zum guten Teil aus seinem Ärger und Eifersucht, daß ein zweiter neben ihm als Reformator auftreten will. Dieses Selbstbekenntnis, daß er ohne Glauben an das Mysterium Messe gelesen habe, macht auch erst die Frivolität erklärlich, mit der er dieselbe behandelt, wenn er die Communion ein „Fressen" nennt (du schweigest dort im Winkel und frissest's allein, der du doch ungläubig und unwürdig bist und speisest niemand damit, sondern verkäufst es als dein übrig gut Werk," so läßt er den Teufel zu ihm sagen), wenn er gar so weit geht, zu erklären, daß er „lieber ein Hurenwirt oder Räuber wollte gewesen sein", denn 15 Jahre Messe gelesen, oder, wie er sich ausdrückt: „Christum mit Messiren so geopfert und gelästert" zu haben (Walch. Ausg. XXII, 1236). Die Messe sei ein Gräuel, schlimmer als aller kananitischer Götzendienst. „Wiewohl ich ein großer, schwerer und schändlicher Sünder gewest bin, und meine Jugend auch verdammlich zugebracht und verloren habe, so sind doch das meine größten Sünden, daß ich so ein heiliger Mönch gewesen bin und mit so viel Messen über funfzehn Jare lang meinen lieben Herrn so graulich erzürnt, gemartert und geplagt habe. (Walch. Ausg. XX, 1384.) „Die Opfermesse, halt ich, sei ein gemein Werk aller Teufel, da sie alle Hände, allen Rath, alle Bosheit und alle Schalkheit zusammen geschlagen, und diesen Gräuel gestiftet und erhalten haben" (ibid. XVI, 2002). Daher spricht er den frommen Wunsch aus, daß alle Christen, wenn sie nur den Namen Messe hörten, erschrecken und sich segnen möchten, „als vor einem Teufelsgräuel" (XIX, 1576).

Woher kommt dieser infernalische Haß gegen das, was die Kirche von der Apostel Zeiten her als ihr höchstes Heiligtum und als den Quell aller Gnaden und geistlichen Kräfte gefeiert hat? Luther weiß in der angeführten Schrift „von der Winkelmesse" allerlei zu erzählen von Verspottung der Messe durch Mönche, die er in Italien angehört habe. Da sei ihm der Gedanke gekommen, redet man in Rom so frei über Tisch also: Wie? Wenn sie allzumal beide Papst, Cardinal samt den Curtisanen also Messe hielten? wie fein wäre ich betrogen, der ich von ihnen so viel Messe gehört hätte. In Deutschland gebe es auch viele Pfaffen, die mit Schwelgen und H . . . . ei Tag und Nacht zubrächten und dennoch morgens Messe hielten. „Wer will hier Bürge sein, daß sie nicht auch haben auf solch römische und curtisanische Weise Messe gehalten und uns lassen eitel Brot und Wein anbeten?" „Lieber laß uns hie untereinander trösten und mit den Papisten sagen, wir sollen solche Messe in der Meinung und im Glauben der heil. Kirche hören und sehen. Ja mein Freund, behalt Du solchen Glauben und Meinung; mir nit. Ich will einen solchen Glauben und Meinung haben, die heißt also: Ich bin durch solch

Exempel gebrannt, gewitzigt und gewarnt, daß ich nimmermehr will bei solcher Winkelmesse sein." Von Münzer erzählt er dann, der habe sich damit gerühmt, beim Messehalten die Worte der Wandlung ausgelassen „und solcher ungeweihter Herrgötter wol 200 gefressen" zu haben. „Was wird solcher Greuel mehr geschehen sein in allen Landen, da wir nichts von wissen? denn es wol zu vermuten steht, daß wir das wenigst erfahren haben, und solch Exempel uns genugsam sollten warnen und alle Winkelmessen verdächtig halten, ja gar nichts achten." Das Volk könne ja nicht hören, ob der „Meßpfaff" die Worte der Wandlung wirklich spreche, da sie leise gebetet werden, noch weniger, ob er die Meinung und Wille habe, das Amt nach der Intention der Kirche zu halten. Es ist zuzugeben, daß auf den ersten Blick diese Rede Luthers ein ängstliches Gemüt erschrecken und bedenklich machen können. Indes steht, was das leise Sprechen der Worte der Wandlung betrifft, die Sache doch so, daß dieselben doch immer so artikuliert und langsam gesprochen werden sollen, daß die dem celebrierenden Priester zunächst Knieenden sie deutlich verstehen. Ich wenigstens habe sie oftmals deutlich und klar gehört. Sodann widerspricht Luther, wenn er hier den Glauben des Priesters als notwendig zum Vollzug der Wandlung hinstellt (s. oben) sich selbst, da er anderswo lehrt, daß auch der ungläubige Priester, wenn er nur richtig consecriere, das Sacrament wirklich reiche. Will er hier nichts davon wissen, daß man solche Messen, in denen der Priester die Worte der Wandlung, sei es aus Versehen oder aus Unglauben vergesse oder verstümmele, ansehen solle als durch die Meinung und Glauben der Kirche, in denen man ihnen beiwohne, gleichsam ersetzt, so lehrt er anderswo, daß bei der Taufe der fehlende Glaube des Kindes durch den Glauben der Kirche (in den Gevattern) ersetzt und vertreten werde. Man sieht, es kommt ihm hier darauf allein an, das Volk im Glauben an die Unversehrtheit der Celebration wankend zu machen und dabei stolpert er nicht über Selbstwidersprüche. Will man aber diese lutherschen Gedanken auf die Sacramentshandlung der Protestanten anwenden, so bitte ich, zu bedenken, daß die Zeiten des Rationalismus unzählige Menschen auf „Gott, Tugend, Unsterblichkeit" getauft sind, also in Wirklichkeit Heiden blieben, daß in Betreff der Abendmahlsfeier in denselben Zeiten wol kaum ein Geistlicher unter Hundert die Consecrationsworte im Glauben lutherscher Abendmahlslehre gesprochen hat, zu schweigen davon, was ich oben erwähnt habe, als durchschlagende Momente, daß auch vom lutherschen Standpunkte aus jeder, der sich nicht frommem Dusel hingiebt, unsicher werden muß, ob er wirklich ein Sacrament empfängt. Was das Vergessen der Wandlungsworte betrifft, so kann ich kaum denken, daß jemand, der in dem gewöhnlichen Besitz seiner fünf Sinne ist, dasselbe fertig bringen könnte, da er die Worte *lesen* muß, und niemals ohne Assistenz ist, die

ihn auf alle Fälle aufmerksam macht, wenn die Wandlung herrannaht. Was Luther in den oben erwähnten Reden vorbringt, ist nichts als leeres Gerede, wenn man's bei Lichte besieht; das alles erklärt seinen Haß gegen die heil. Messe nicht. Ich kann mir denselben nur aus zweierlei Gründen erklären: Zum ersten daraus, daß er die Messe als den Mittelpunkt des katholischen Kirchentums erkannt hat und sich sagen muß, daß dasselbe nicht gestürzt wird, wo die Messe unangetastet bleibt; sodann daraus, daß er nur mit bösem Gewissen an sein Messehalten zurückdenken konnte, wenn er sich sagen mußte, wie er ja eingesteht, daß er dieselbe stets ohne Glauben an das Mysterium gehalten habe.

Es wirft nämlich auf seinen Charakter, insbesondere auf die Unwahrhaftigkeit und Unlauterkeit desselben, ein ihn verurteilendes Licht, was er sagt in seinen Ratschlägen, wie man die Messe wegbringen, oder um's deutsch zu sagen, wie seine Prädicanten das an der Messe hängende Volk um dieselbe betrügen sollten. Diese Ratschläge stellen zugleich die gewöhnliche Sage ins rechte Licht, das Volk habe seine Reformation mit Begier ergriffen und durchgeführt. Auf diesen Punkt komme ich später zurück.

In der Schrift „von beider Gestalt des Sacraments“ 1522 hören wir ihn folgendermaßen reden. (Erl. Ausg. 28, 304 ff.) „Also, wie nämlich St. Paulus um der Schwachen willen die Beschneidung zuweilen gebraucht habe, während er sonst doch dagegen gepredigt hätte, müssen wir hier auch thun, dieweil wir den gemeinen Mann nicht können von dem Sacrament ziehen, wie es wol sein sollte (im Vorhergehenden hatte er den Rat gegeben, die Prädicanten müssen vor allen Dingen suchen den gemeinen Mann vom Halten der österlichen Zeit abzubringen), bis das Evangelium (hier soviel als die Lehre, daß die Gestalt des Sacraments, d. h. also der Gebrauch desselben zur Seligkeit unnötig sei) erkannt werde, müssen wir die Einfältigen, so darunter sind, schonen, sie nicht beider Gestalt brauchen lassen, oder dazu helfen und also thun: aufs erste den alten Brauch lassen bleiben, daß man mit geweiheten Kleidern, mit Gesang und allen gewöhnlichen Ceremonien uf latinisch Messe halt, angesehen, daß solches alles eitel äußerlichs Ding ist, daran den Gewissen keine Fahr liegt.“ Hiernach ist also das, was er sonst nicht abscheulich genug machen kann als vermaledeiten Teufelskram, bloße Komödie, daran den Gewissen keine Fahr liegt. Es ist unbegreiflich, wie ein ehrlicher Mann dem „Teufelskram und Grundsuppe alles papistischen Gräuels“ solche Concession machen kann. War es seine ehrliche Meinung, daß die Messe ein recht eigentlicher Teufelsgräuel sei, dann dürfte er sie aus Opportunitätsrücksichten auch nicht einen Tag dulden, sondern mußte in seinem neuen Kirchentum sie mit Stumpf und Stiel ausrotten, auf die Gefahr hin, das Volk zu verlieren. Daß er diesen „jesuitischen Kniff“, dem Volke Sand in die Augen zu streuen, um es unter dem Scheine, als behielte es den alten

Gottesdienst, um denselben zu betrügen und seine neue entleerte Weise ihm einzuschmuggeln — daß er diesen „jesuitischen Kniff" mit der Praxis des Apostels der Beschneidung gegenüber decken will, ist nur ein Manöver. Die Beschneidung ist von St. Paulus nie als eine Erfindung des Teufels hingestellt worden. Wo es gilt, zur Täuschung und Betrug des Volkes den Teufelskram der Messe einstweilen beizubehalten, da ist derselbe plötzlich eine das Gewissen in keiner Weise gefährdende Ceremonie. „Daneben", fährt er fort, „mit der Predigt die Gewissen frei behalten, daß der gemeine Mann erlerne, daß solches geschehe nicht darumb, daß es müsse also geschehen oder Ketzerei sei, wer anders thät, wie die tollen Gesetze des Pabsts dringen."

„Aufs andre, die Priester, die Messe halten, müssen meiden alle Wort und Collecten, die auf Sacrificium lauten. Denn solchs ist nicht ein Ding, das frei zu thun oder lassen, wie das näheſt gesagt; sondern es soll und muß ab sein, es ärger sich daran wer da will. Es kann aber der Priester solchs wol meiden, daß der gemeine Mann nimmer erfährt, und ohne Ärgernis ausrichten. Wer aber verstockt nicht will solche Worte meiden, der antworte fur sich selbst und man lasse ihn immer machen." Hier hört Ihr's aus Luthers eigenem Munde, wie er Eure Väter um ihren Gottesdienst, um ihr Heiligstes, was sie hatten, betrogen hat, ohne daß sie es merkten; wie er die Prädicanten seiner Schule anweist, den äußeren Schein der bisherigen Messe zu behalten, aber die Hauptsache, das Opfer, wegzulassen und etwa anderes, Gebete u. dgl. einzuschalten, so „daß es der gemeine Mann nimmer erfährt." Oben haben wir gehört, daß ein Hauptgrund gegen die Messe der sei, daß viel Betrug möchte unterlaufen sein, den man nicht gemerkt habe; hier weist er seine Jünger an, in derselben Handlung das Volk gerade in der Weise zu betrügen, die er vorher als ein Kennzeichen der Teufelei gebrandmarkt hat, ohne aber beweisen zu können, daß es vorgekommen sei. Ich muß sagen, daß kaum etwas in Luther mich so empört hat, als diese schamlose Anweisung, das Volk am Altare zu betrügen. Doch hören wir diese Instruction weiter. „Zum dritten, daß man in der Predigt wol treibe die Wort des Sacraments: das ist mein Leib, denn es liegt tausendmal mehr an denselben Worten, denn an den Gestalten des Sacraments." Wenn das wahr wäre, dann wäre allerdings das Abendmahl überflüssig, consequent ist's freilich auf lutherschem Standpunkt, und es ist katholisierende Inconsequenz, wenn heute viele Orthodoxe das Sacrament zum Mittelpunkte des Gottesdienstes machen; Kliefoth hat denen gegenüber meines Erachtens Recht, wenn er die Predigt als Mittel- und Höhepunkt festhält, das ist einzig luthersch. Jene müssen, wollten sie ihren Standpunkt consequent durchführen, zur katholischen Kirche zurückkehren; sie bleiben aber, ähnlich den Puseyten, auf halbem Wege stehen: die Energie, welche zur Über-

windung der althergebrachten Vorurteile und zum Durchbrechen des Dorngestrüpps der Entstellungen erforderlich ist, scheint zu fehlen. Bequemer ist's allerdings, und Opfer erfordert's auch nicht, ein bischen mehr oder weniger in katholisierenden Liebhabereien zu dilettantieren, als mit Halbheiten brechen. Luther fährt dann fort: „Und ohne solche Worte ist das Sacrament nicht ein Sacrament, sondern ein Spott fur Gott. Darumb ist in der Papisten Kirche wol das Sacrament, es wird aber niemand gegeben: denn sie verbergen die Wort und geben nur die Gestalt, das ist greulich."

Er widerspricht sich aber und scheint sich selbst nicht klar zu sein, ob er in der Communion unter einer Gestalt das Sacrament anerkennen soll oder nicht. Wo er die Tendenz hat, die Messe zu verunglimpfen, da verlangt er, daß niemand glaube, er empfange wirklich Leib und Blut des HErrn. „Ich sage noch weiter, weil es ungewiß ist, ob in der Winkelmessen der Leib und Blut Christi sei und gewißlich ein lauter Menschentand ist, so sollt Du bei Leib und Leben nit gläuben, daß Christus Leib und Blut da sei" (von der Winkelmesse, S. 325). Niemand, der den christlichen Glauben habe, könne eine Messe hören, „sondern weil er weiß, daß in solcher Messe der Pfaff keinen rechten Glauben hat, noch haben kann: So ist er nicht schuldig von solcher Messe zu halten, daß da nicht eitel Brot und Wein sei und bleibe" (S. 330). Dann sagt er wieder; „Darumb, wenn ein Pfarrherr im Osterfest oder sonst das Jar über den Leuten vom Altar her hat eine Gestalt gereicht, das ist wahrhaftig das Sacrament, wiewol allein die Hälft gewest; die ander Gestalt, so er nicht gereicht, sondern allein fur sich selbst genossen, halt ich, sei nicht das Sacrament (bis sie es beweisen), sondern schlechter Wein gewest." (S. 367.) In dem Brief über sein Buch von der Winkelmesse (1534) stellt er gar in Abrede, gesagt zu haben, daß der Leib Christi nicht da sei, wenn nur eine Gestalt gereicht werde, und geht zu der Erklärung fort, daß das Sacrament bleibe auch in der Messe, die er Teufelswerk und -Erfindung nennt. (Erl. Ausg. 31, 380 ff.) Er will das Sacrament von der Messe so scheiden, daß letztere zu Grunde ginge und jenes allein bleibe. (384.) Das Opfern und Empfahen des Sacraments habe der Teufel in der Messe so nahe ineinander gemengt, wie die falschen Wirte Wasser und Wein untereinandermengen (385.) Wenn es ihm darauf ankommt, Ratschläge zu geben, wie man dem Volke, ohne daß es von demselben gemerkt wird, unter der Maske der Messe dieselbe wegnehme, da sieht er kein Unrecht darin, die Messe einstweilen mehr oder weniger ganz beizubehalten, denn man könne „die Freiheit" nicht mit Eile in's Volk bringen (von beider Gestalt, Erl. Ausg. 28, 307). Aber man solle damit anfangen und sachte vorgehen, daß man in der Woche nur einmal, dann nach und nach im Monat nur einmal, und überhaupt nur dann Messe hielte, wenn

Leute da wären und es begehrten. „Aber es ist zu frühe, solchs anzufahen: die Gewissen werden mir nicht folgen, bis daß es besser gepredigt und verstanden werden. Indes kann ich den Capellanen und Priestern, die da müssen Messe halten, nicht anders rathen, denn daß sie solches thun den armen irrigen Gewissen zu Dienst aus Liebe: Doch daneben etliche Messen fallen lassen und säuberlich mit der Zeit einen Einbruch machen, soviel sie können und sich leiden will, und getrost drauf predigen, daß solchs allermeist durchs Wort abfalle.“ Als bestes Wirkungsmittel empfiehlt er dann den Prädicanten seiner Partei die Appellation an die Habsucht und den Geiz der Leute: Man solle nicht mit Gewalt die Priester von den Altären reißen, es „ist gnug, daß man dawider predige und sage dem Volk, daß es nichts dazu gebe und keine halten lasse oder stifte; so werden sie durch solche Predigt mit der Zeit wol selbs fallen.“

Für die Kranken möge man einstweilen das Sacrament in den Monstranzen aufbewahren; wenn aber seine Lehre und Messe erst aufkomme, „würd man wol sehen, daß des Sacraments Gestalt am Tod nit not wäre“ (vgl. oben).*)

Den Einzelnen giebt er den Rat, wenn sie an einen Ort kämen, wo nur eine Gestalt gegeben werde, und man glaube dort, nicht communicieren zu dürfen, so solle man sich also berichten: „Aufs erste hast Du doch die Wort des Sacraments (anderswo sagt er das Gegenteil, die Wort seien nicht da, und darum sei es kein Sacrament, oder doch zum mindesten zweifelhaft, ob es sei), die das Hauptstück darin sind; dieselben kannst Du fassen und üben, also wol, wenn Du eine oder beide oder gar keine Gestalt nimmst, daß Du ganz ohne Fahr bist und dennoch des Sacraments Kraft empfähest.“ (a. a. O. 305.) Denn „des Sacraments Gestalt empfahen muß nicht sein, sondern man kann sie lassen und allein die Wort halten. Denn Christus hat nicht geboten, das Sacrament zu genießen“ (anderswo sagt er, deshalb sei die Messe ein Greuel, weil sie das Sacrament nicht darreiche und also dem ausdrücklichen Gebot Christi es zum

*) Als Luther noch katholischer Priester war, kam die Pest nach Wittenberg. Seine Freunde drangen in ihn, sich davonzumachen. Er antwortete: „Ich hoffe, die Welt wird nicht einfallen, wenn gleich Bruder Martin stirbt. Nimmt die Pest überhand, so werde ich die Brüder in alle Welt zerstreuen; ich bin hierher gesetzt. Wegen meines Gehorsams darf ich nicht fliehen, bis der Gehorsam, der mich hergerufen, mirs befiehlt. Nicht, daß ich mich vor dem Tode nicht fürchtete, denn ich bin nicht der Apostel Paulus, sondern nur sein Erklärer, aber ich hoffe, Er wird mich von meiner Furcht befreien“ (an Lange, 26. October 1516). Das war die Sprache des katholischen Priesters. — Hier erklärt er, die Sterbenden hätten das Sacrament selbst nicht nötig, sie möchten sich an die Worte desselben erinnern, das sei genug. Wer denkt hier nicht an die Flucht der protestantischen Geistlichen in Californien vor dem gelben Fieber, oder an Calvins Gesuch um Befreiung von der Pflege der Pestkranken, oder an jenen „Collegen“, der überzeugt war, „der Prediger“ müsse in Befolgung obrigkeitlicher Vorschriften mit gutem Beispiel vorangehen und dürfe daher Häuser nicht betreten, an denen das Blatternbrett hänge!

Genuß zu geben entgegenstehe: „Christus Meinung ist die, daß man soll das Sacrament oder Messe also halten, daß es seinen Christen ausgeteilt und den andern gereicht werde"). Ist nun Brot und Wein in der Messe, sagt er, so sind die „Meßpfaffen die allergrößten Betrüger." Ist aber Leib und Blut Christi wirklich da, so sind sie „die größten Gottesräuber und Kirchendiebe", denn es sei zum Austeilen geordnet (von der Winkelmesse, Erl. Ausg. 31, 320). Hier dagegen sagt er: Christus hat den Genuß des Sacraments nicht geboten, „er hats frei gesetzt zu nießen, wer da will, doch also, daß er beide Gestalt nehme, so er kann." Es ist erstaunlich, wie Luther hier mit dem klaren uneingeschränkten unbedingten Gebote: Solches thut zu meinem Andenken, umspringt. Wo steht denn dabei, wer es will oder: Ihr braucht's nicht zu thun, es ist nicht nötig? Eine Beschränkung des Gebots ist doch nur beim Genuß des Kelchs zugelassen durch den Zusatz: So oft ihrs trinket; aus diesen Worten kann man herauslesen, daß sie den Kelch nicht gerade immer zu genießen brauchen (bei der Einsetzung, so kann man vielleicht sagen, war die Darreichung desselben von der Darreichung der Brotsgestalt durch einen zeitlichen Zwischenraum getrennt.) Aber wo steht denn da, daß die Nießung des Leibes auch in jedermanns Belieben gestellt sei. Das ist luthersche Handhabung der Schrift und der Gebote.*) Die Geringschätzung des Sacraments, die aus dem Bisherigen ersichtlich sein dürfte, tritt uns in dieser Periode der Schriftstellerei Luthers mehrfach entgegen. Er sucht es in den Augen des Volkes herabzudrücken, um die Messe zu Falle zu bringen: „Darumb weit mehr an diesen Worten gelegen ist (das ist mein Leib), denn an dem Sacrament selbst; und ein Christ sich gewöhnen soll, vielmehr auf diese Worte achten, denn auf das Sacrament." „Denn es ist je wahr, daß Du ohne das Sacrament leben, fromm und selig werden kannst; aber ohne das Wort kannst Du nicht leben, fromm noch selig werden, ob Du gleich des Tages nicht allein dreimal, sondern auch alle Stund dreimal das Sacrament empfiengest." (Von Anbetung des Sacraments. Erl. Ausg. 29, 391. 392.)

Wer diese Expectorationen des „Reformators" nachdenkend erwägt, dem muß es, sollte ich denken, zum mindesten zweifelhaft werden, ob es ihm wirklich allein um Gottes Ehre und der Seelen Heil zu thun war, ob er wirklich nur Gott und Gottes Sache mit seinen Umsturzplänen und Brandschriften fördern, oder ob er nicht vielmehr seine Autorität der Kirche aufdrängen, seine Ehr- und Herrschsucht befriedigen wollte. War die Messe einmal in seinen Augen ein „Teufelsgräuel", wie konnte er es mit der Ehre Gottes und dem Heile der Seelen vereinen, solche Rat-

*) Eine ähnliche Abschwächung eines klaren, uneingeschränkten Gebotes wird uns in Luthers Bemerkungen über das dritte Gebot: Gedenke des Sabbaths, daß du ihn heiligst, begegnen.

schläge zu geben, die den Götzendienst und Teufelsgreuel duldeten, um das Volk allmählich und sicher seinem projectierten Kirchenwesen unvermerkt zu unterwerfen! Später, als er den Nachkommen des Kurfürsten Friedrich, der sich uns als ein ebenso beschränkter, als in dem, was ihm glücklich beigebracht war, hartnäckiger Mensch darstellt, glücklich durch das in jenem berüchtigten und folgenschweren Briefe vom 22. November 1526 als Princip aufgestellte Territorial-Kirchentum sich eingefangen hatte, als er gedeckt durch Schwert und Polizeiknuten des weltlichen Summepiskopus seine Visitationsartikel dem verblüfften Volke Sachsens aufdrängen konnte, da war es mit der „Schonung der irrenden Gewissen ebenso sehr ein für alle mal vorbei, als mit der Freiheit der Gemeinden, die Lehre zu urteilen." Da konnte er als neuer Papst von kurfürstlicher Gnade in dem kleinen Bezirke wenigstens unumschränkt das eigentliche Princip des Protestantismus, nämlich des Protestes gegen jede Duldung anderer Meinung neben seiner, zur Geltung bringen und durchführen. Wir werden genötigt sein, diesem interessanten Umschwunge in Luthers Gesinnung und Praxis später unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Halte ich diese seine spätere Weise mit den jetzt betrachteten Ratschlägen zusammen, so ergiebt sich mir die Überzeugung, daß der Mann ad majorem Dei gloriam sich, seine Herrschaft, in der Kirche durchsetzen wollte, daß alles andere, was er als Zweck angiebt, Geklingel ist. Ich will damit nicht in Abrede stellen, daß er die fixe Idee hatte, daß eo ipso seine und seiner Lehre Herrschaft ein Beitrag zu Gottes Ehre, ja eine bedeutende Vermehrung derselben sein müsse.

Achtes Kapitel.

Luthers diplomatische Versuche.

Politische Berechnungen, politische Zwecke, politische Machtmittel verschmähte er daher nicht nur nicht, sondern er suchte gerade durch diese, nicht durch Predigt und Martyrium allein, seine Ziele, nämlich alleinige Herrschaft seiner Lehre, zu erreichen.

Um den Papst leichter zu stürzen, um den Kaiser Karl V. womöglich zu kirren, hören wir ihn diesen und die Fürsten auffordern, des Kirchenstaats sich zu bemächtigen. In ähnlicher Weise sucht er die Bischöfe zu vertreiben, und damit die Reichsverfassung zu stürzen, um seinem Evangelium „eine Öffnung zu machen." Zuerst war Sickingen sein Herr und Patron, mit dessen Hülfe er die Vertreibung der Bischöfe durchzusetzen hoffte. Als die Adelsrevolution Fiasco machte, hatte Luther in richtiger Witterung desselben dieses vorausgesagt und bereits längst durch seine revolutionären Schriften Boden in der Volksmasse zu fassen gesucht. Als die Bauernaufstände und ihre endliche Besiegung durch die Fürsten vorüber

waren, hatte er sich bereits den letzteren ganz in die Arme geworfen, rechtzeitig aus einer die Volksmassen aufwiegelnden Sprache in eine dieselben den tollen Hunden gleichstellende übergehend. Zwischendurch suchte er auch die Bischöfe wieder zu gewinnen, indem er mit neuen Auflagen von Münzerschen Aufläufen drohte; auch dem Kaiser streute er abwechselnd Weihrauch, abwechselnd predigte er offene Empörung gegen ihn, das Reichsoberhaupt einen „sterblichen Madensack“ und „einen Tyrannen und Teufelsknecht“ schimpfend. Während er einerseits das Nationalitätsprincip cultivierte und das Nationalbewußtsein der Deutschen in seinem Interesse gegen die geistliche Autorität aufzustacheln bemüht war, ging er andererseits so weit, nicht nur die ganze Reichsverfassung mit dem Umsturze zu bedrohen, sondern sogar öffentlich zur Verweigerung der Heeresfolge gegen die Türken*) und also zum Hochverrat an Kaiser und Reich aufzufordern. Zuletzt wurde der Revolutionsgenosse Huttens und Sickingens ein gehorsamer Diener der omnipotenten Staatsgewalt, Prophet und Mundrohr eines kleinen Territorialpapstes.

Ein gewisses Geschick in Benutzung der Verhältnisse, eine gewisse Schmiegsamkeit gegenüber politischen Veränderungen, kluge Berechnung der Volksleidenschaft, des Volksgefühls, der Verarmung des Adels, des Schuldendrucks der Fürsten, und vor allem die Gabe einer um Schlagwörter niemals verlegenen Volksberedtsamkeit, das alles finden wir in Luther vereint mit dem Mangel jeglicher Scrupulosität in Betreff der Mittel, mit denen er seinen Zweck erreichen will.

Wenden wir unsere Aufmerksamkeit dem Verhalten zu, welches er den deutschen Bischöfen gegenüber einschlug. Wir haben schon gesehen, daß er wiederholt sich den Anschein gab, als wolle er sich und seine Sache ihrem Urteile unterwerfen. Daß das nicht in dem Sinne gemeint war, in welchem jene es auffassen mußten, wenn sie ihn nicht durchschaueten, und wie es gemeint war, haben wir ebenfalls bereits gesehen. Hier glaube ich noch ferner hervorheben zu sollen, daß er allerdings darauf speculierte, sie oder doch etliche und namentlich den Erzbischof von Mainz für seine Sache zu gewinnen und vom Papste abzuziehen. Was letzteren betrifft, so kannte Luther den Ehrgeiz und die Habsucht dieses Brandenburgers zu genau, als daß er nicht hätte versuchen sollen, diese Eigenschaften sich nutzbar zu machen. Dazu kam, daß der Erzbischof im Anfange des „lutherschen Lärmens“ in den Händen der Humanisten war, die ihn bereits mit dem Gedanken an einen vom Papste unabhängigen kirchlichen Primat über Deutschland geködert haben mochten. „Albrecht war kein Mann von innerlich erlebter Religion, von ernstem sittlichen Wandel; gründliche theolo-

*) Als die Türken näher und drohender herankamen, drehte er freilich die Fahne und schrieb seine „Heerpredigt“ gegen dieselben.

gische Studien hatte er nie betrieben; er gab sich keine Mühe für die praktische Ausbildung des Clerus." (Janssen II, 61.) Dieser leichtlebige Kirchenfürst hatte eine Zeitlang Ulrich von Hutten in seinen Diensten, dessen Revolutionsgeist wir zur Genüge kennen gelernt haben. Wir fügen nur hinzu, daß Hutten unter den frivolen, alles Heilige mit Kot bewerfenden und in den Praktiken der Unzucht bewanderten Besuchern der „Krone" in Mainz nach seiner eigenen Schilderung der schlimmste war und schließlich der Syphilis erlag. Das war Luthers bester Freund und Berater bis zum Wormser Reichstag, und nebst dem wilden Crotus sein Vorbild in Schmähschriften. Albrecht, müssen wir hinzufügen, hatte als Obercommissär für den Ablaß diese günstige Gelegenheit benutzt, um die Schulden zu bezahlen, die er bei den Fuggern gemacht hatte, um die 20 000 Gulden Palliengelder bezahlen zu können, die das Erzstift Mainz bei jeder Neubesetzung nach Rom zahlen mußte. Dieser von Luther mit Recht angegriffene und klug benutzte Misbrauch hatte binnen 10 Jahren zweimal stattgefunden und das Volk gegen den römischen Stuhl hoch erbittert. Welche Handhabe für Luther, diese Erbitterung durch Erregung des deutschen Nationalgefühls gegen die aussaugenden „Wälschen" zu verschärfen! Doch muß man der Wahrheit die Ehre geben und anerkennen, daß nicht sowol diese Misbräuche es waren, gegen die Luther seinen Angriff richtete, sondern die kirchliche Lehre vom Ablaß selbst, wie wir oben schon aus Luthers eigenem Munde gehört haben. Die Misbräuche waren für ihn nur ein in kluger Berechnung angesetzter Hebel, mit dem er das ganze Kirchengebäude umzustoßen unternahm, wie wir ebenfalls aus seinem Munde vernehmen. In der Schrift „von der Winkelmesse" führt er sein Programm weiter aus, daß er nämlich, nachdem er den Ablaß, Wallfahrten, Fegfeuer weggefegt habe, nun auch um sein Werk vollends auszuführen den „garstigen Chresem" (die Priesterweihe) und Messe stürzen wolle. Dem Ablaß hätten sie nicht helfen können, weil sie zu lange geharrt hätten, d. h. ihm zu einer Umgestaltung der Kirchenlehre und -Verfassung nicht rechtzeitig zugefallen wären. („Hie, was die Weihe und Messe betreffe, künntet ihr noch etwas schaffen, weil wir leben; nach unserm Tod, so erfahrt denn, was euch euer Schreien mit ihrem Schelten und Lästern helfen, gleichwie sie euch am Ablaß 2c. geholfen haben." Erl. Ausg. 31, 310 ff.) Daß er den Ablaß angegriffen und damit die Tyrannei des Papstes in Deutschland, der die Stifte zu hart mit Geldzahlungen angegriffen, daß er auch „die Müncherei" angetastet, hätten die Bischöfe gar gern gesehen, da sei er ihnen ein „feiner Lehrer" und „liebes Kind" gewesen, ja sie würden es nicht leiden, „daß solche Wanzken und Läuse wiederum sollten in ihren Pelz gesetzt werden, sind froh, daß ich ihren Pelz so rein gelauset habe." (Vermahnung an die Geistlichen in Augsburg 1530. Erl. Ausg. 24, 336). Wiederholt machte also Luther den Versuch, die Bischöfe für seine Umsturz-

pläne zu gewinnen, indem er ihnen teils Anerbietungen machte, teils durch Drohungen sie zu schrecken suchte. Albrecht von Mainz sehen wir auch in der That auf den Köder anbeißen. Er rechnete, als die Adelsverschwörung im Gange war, offenbar darauf, daß er Oberhaupt der neuen Kirche werden würde. (Janssen II, 100.) In dem Sendschreiben an den Adel Deutschlands hatte Luther diese Neugestaltung einer Deutschen Nationalkirche bereits in Anregung gebracht. Der Erzbischof hoffte sogar, die hutten-luthersche Pariei werde ihr behülflich sein bei Einziehung und Verteilung der Kirchengüter (das. S. 207). Daß sie Grund zu solcher Voraussetzung hatten, beweist der Umstand, daß Albrecht dem Luther, als dieser schon in Bann und Acht war, melden ließ, er sei für ihn und werde „dieselbe Sache des Evangeliums" führen, aber auf einem bessern und und bequemern Wege, daß er auch die Ausführung des Wormser Edicts in seinen Sprengeln Mainz, Magdeburg und Halberstadt verhinderte. Bezeichnend sind Luthers Drohung mit Enthüllungen und des Erzbischofs demütige Antwort (December 1521, De Wette II, 112 und Walch. XIX, 661). Katholischerseits fürchtete man sogar, Albrecht werde Mainz in ein weltliches Fürstentum umwandeln. Ich führe dies Beispiel an, um zu zeigen, wie klug und berechnend Luther die Verhältnisse und namentlich die Blößen der Bischöfe zu verwerten verstand. So ließ Albrecht auch Sickingens Räuberzug gegen Trier ungehindert geschehen.

Andererseits forderte Luther geradezu zur Vertreibung der Bischöfe auf, insbesondere in der schon angeführten Schrift: Wider den falsch genannten geistlichen Stand des Papsts und der Bischöffe 1522. In diesem Pamphlet fordert „der Prophet der Deutschen" alle „lieben Gottes Kinder und rechten Christen" zur Vertreibung der Bischöfe auf. Die Schrift ist eine Frucht der Verbindung Luthers mit der hutten-sickingenschen Revolutionspartei; es atmet in ihr derselbe Revolutionsgeist, wie in der schon mehrfach erwähnten früheren an den Adel Deutschlands. Die Bischöfe waren größtenteils neben ihrem bischöflichen Amte Landesfürsten. Ihre Vertreibung war zugleich eine politische Revolution. Es kann nicht oft genug darauf aufmerksam gemacht werden, daß der lutherschen „Reformation" von ihrer Geburt an der Charakter eines politischen Umsturzes von Luther selbst aufgeprägt worden ist, daß sie denselben in ihrem Verlaufe immer mehr ausgeprägt hat, daß sie überhaupt, wie ebenfalls die zwinglisch und calvinisch gefärbten „Reformationen", nur durch politische Acte zur Durchführung gelangt ist. In Betreff letzterer, der zwinglischen und calvinischen „Reformation" wird das auch lutherscherseits wol zugestanden, dagegen als ein besonderes Kennzeichen der Reinheit der lutherschen häufig hervorgehoben, daß sie frei von politischem Beiwerk, daß sie nur durch die Macht „der Predigt des Evangeliums" und der lutherschen Gesänge durchgeführt sei. So wenigstens habe ich in meiner Jugend- und

Studienzeit die Sache ansehen lernen, auf Grund der Darstellungen, die mir gegeben wurden. Zur Steuer der Wahrheit bemerke ich, daß diese falsche Darstellung ihren Urheber an Luther selbst hat, der wiederholt sich rühmt, daß sein neues Kirchenwesen nur durch sein Wort, nicht durch Anwendung von Gewalt zu Stande gebracht werde, und zu Stande gekommen sei. Als Beispiel führe ich an eine Stelle aus dem Briefe, in welchem er den sächsischen Kurfürsten auffordert, „nicht zu schlafen noch zu säumen“, sondern dem Treiben Münzers „aus Schuld und Pflicht ordentlicher Gewalt“ zu wehren, „dem Aufruhr zuvorzukommen“ und „die Unruhigen zu strafen“. Wie Christus und die Apostel keine Kirchen zerbrochen noch Bilder zerhauen, sondern mit Predigen und Leiden die Herzen gewonnen hätten, darnach Kirchen und Bilder von selbst gefallen wären, „also sollen auch wir thun. Zuerst die Herzen von den Klöstern und Geisterei reißen. Wenn die nu davon sind, daß Kirchen und Klöster wüst liegen, so laß man denn die Landesherren damit machen, was sie wöllen. Was geht uns Holz und Stein an, wenn wir die Herzen weg haben? (später nahm er sehr gern Holz, Stein, Kirchen und Kirchengüter weg, da sein Kirchenwesen ohne Kirchen und Pfarren hätte bleiben müssen, wenn es aus eigenen Mitteln hätte sollen alles neu herstellen!). „Siehe, wie ich thu; ich hab noch nie kein Stein antastet, und gar nichts gebrochen, noch gebrannt an Klöstern (man beachte diese Sophisterei, da er doch oft genug zur Zerstörung aufgefordert hat), noch werden durch mein Wort jetzt an viel Orten die Klöster ledig, auch unter den Fürsten, die dem Evangelio wider sind.“ u. s. w. (De Wette II, 547.) Nachdem ich die Geschichte derselben namentlich aus Luthers und Melanchthons Briefwechsel und Schriften und andern Quellen aufs neue studiert habe; ist mir die Überzeugung geworden, daß jene Darstellung eine völlige Fälschung der Geschichte enthält. Daß dieselbe aber noch heute vielerwärts als bare Münze gilt, davon habe ich unlängst ein Zeugnis gesehen: Die hussitische Bewegung, so las ich in einem „christlichen“ Blatte, werde von katholischer Seite immer als eine politische Revolution dargestellt, das sei Verlogenheit und zeige, welchen Stoß der Hussitismus, d. h. die evangelische Wahrheit, dem Papismus versetzt habe, so daß dieser die ihm beigebrachte Wunde noch heute nicht verschmerzen könne und die eigene Überzeugung von der Wahrheit des evangelischen Zeugnisses des Huß durch die Anschuldigung politischer Umsturztendenzen zu betäuben bemüht sei. Also ganz dieselbe perfide Weise, die Luther zu handhaben beliebte gegen die Verteidiger der alten Kirche und ihres Glaubens, kehrt noch heute wieder. Solche Geschichtsfälschungen tischen „christliche“ Blätter des Protestantismus fortwährend ihren Lesern auf. Wir werden uns überzeugen, daß auch in Augsburg von Seiten der protestantischen Stände es sich nicht um Wahrheit und Lehre handelte, sondern um kirchenpolitische Errungenschaften.

Daß Luther mit vollem Bewußtsein dessen, was er that, seine neue Lehre zum Hebel politischen Umsturzes gebrauchen wollte, das bezeugen in seinen eigenen Briefen die Äußerungen, welche geradezu die weltlichen Fürsten mit einschließen als Opfer des Umsturzes. Als er gegen den Willen seines Landesherrn von der Wartburg entwichen war, teils um den Bilderstürmereien und dem Aufruhr in Wittenberg, der ihm zu früh ausgebrochen war, zu steuern, teils und hauptsächlich, weil er besorgte, vergessen zu werden, das Heft aus der Hand zu verlieren und vielleicht sehen zu müssen, daß seine „Reformation" im Sande verliefe, schrieb er eine Entschuldigung an seinen Landesherrn in zwei Briefen, deren ersten vom 5. März 1522 De Wette „ein bewundernswürdiges Denkmal des hohen Glaubensmuts" nennt, „von welchem Luther erfüllt" gewesen sei. Um den „hohen Glaubensmut" zu Worte kommen zu lassen, möge etliches folgen, das zunächst nicht hierher gehört, aber immerhin zur Charakteristik Luthers dient. „Von meiner Sach aber, gnädigster Herr, antwort ich also: E. K. F. G. weiß, oder weiß sie es nicht, so laß sie es ihr hiermit kund sein, daß ich das Evangelium nicht von Menschen, sondern allein vom Himmel durch unsern Herrn Jesum Christum habe, daß ich mich wol hätte mögen (wie ich denn hinfort thun will) einen Knecht und Evangelisten rühmen und schreiben. „Daß ich mich aber zum Verhöre und Gericht erboten habe, ist geschehen, nicht, daß ich daran zweifelt, sondern aus übriger Demut, die andern zu locken." (An der Schrift wider Heinrich VIII. bedauert er diese „Demut" wie folgt: „Leid ist mirs, daß ich mich zu Worms fur den Kaiser so weit herunterließ — man beachte diese unbändige Hoffart! —, daß ich wollt Richter leiden uber meine Lehre und hören, wo jemand mir einen Irrtumb erweisete. Denn ich sollt nicht haben solch närrische Demut furgewandt, dieweil ichs gewiß war, und fur den Tyrannen doch nichts half" — (hier schimpft er den Kaiser einen Tyrannen! —) „Nu ich aber sehe, fährt er in dem Briefe an den Kurfürsten fort, daß meine zuviel Demut gelangen will zur Niedrigung des Evangelii, und der Teufel den Platz ganz einnehmen will, wo ich ihm eine Hand breit räume, muß ich aus Not meines Gewissens anders thun. Ich hab E. K. F. G. gnug gethan, daß ich dies Jar gewichen bin, E. K. F. G. zu Dienst. Denn der Teufel weiß fast wol, daß ichs aus keinem Zag gethan hab. Er sahe mein Herz wol, da ich zu Worms einkam, daß wenn ich hätte gewußt, daß soviel Teufel auf mich gehalten hätten, als Ziegel auf den Dächern sind, wäre ich dennoch mitten unter sie gesprungen mit Freuden." Dann muß Herzog Georg herhalten, den er schlimmer als einen Teufel nennt. Sein „hoher Glaubensmut" auf dem Papier äußert sich weiter: „Das weiß ich je von mir wohl, wenn diese Sach zu Leipzig also stünde, wie zu Wittenberg, so wollte ich doch hineinreiten, wenns gleich ... neun Tage eitel Herzog Georgen regnete, und ein jeglicher wäre

neunfach wütender denn dieser ist. Er hält meinen Herrn Christum fur einen Mann aus Stroh geflochten; das kann mein Herr und ich eine Zeitlang wohl leiden." „Ich wollt Herzog Georgen schnell mit einem Wort erwürgen, wenn es damit wäre ausgereicht." Dann ermahnt er den Kurfürsten, sich der Reichsordnung nicht zu widersetzen, wenn der Kaiser ihn (Luther) sollte einfangen wollen, denn das sei Empörung. — Man muß bei diesen, seinem sonstigen Geschreibe widersprechenden Worten beachten, daß er an den Kurfürsten Friedrich schreibt, den er durch eine, seiner gewöhnlichen Redeweise analoge Schreibart fürchten mußte, sich abwendig zu machen. Wagen konnte Luther schon die Entweichung, denn der Kaiser war nicht in Deutschland, hier alles in Verwirrung. In dem zweiten Briefe an den Kurfürsten, der diesem so anstößig war, daß Luther zu einer Umarbeitung sich bequemen mußte, wird er deutlicher. Zwar thue er es nicht aus Verachtung kaiserlicher Majestät oder irgend einer Obrigkeit — diese hatte er schon verachtet und verhöhnt, sowol durch Übertretung des Verbots zu predigen auf seiner Rückreise von Worms, die er im Vertrauen auf sein baldiges Verschwinden wagen konnte, sondern vielmehr noch durch sein Pamphlet gegen das Wormser Edikt (siehe weiter unten), — sondern weil in seiner Abwesenheit der Satan in seine Hürde gefallen sei. Dann aber folgt die charakteristische Stelle, um deretwillen ich diese Briefe angezogen habe: „Die dritte (Ursach) ist, daß ich mir ubel furcht und sorge, ich sei sein, leider, allzu gewiß, vor einer großen Empörung in deutsch Landen, damit Gott deutsche Nation strafen wird. Denn wir sehen, daß dies Evangelium fällt in den gemeinen Mann trefflich, und sie nehmens fleischlich auf; sehen, daß es wahr ist und wollens doch nicht recht brauchen. — Er schreibt an den Kurfürsten, rechnet aber darauf, daß der sickingensche Hauptschlag, den kaiserliches Gold in Worms hingehalten hatte, nun bald erfolgen werde. Im August 1522 erfolgte er wirklich; mit welchem Ausgange, haben wir uns bereits in Erinnerung gebracht. — „Dazu helfen nu die, so da sollten solch Empörung stillen, fahen an mit Gewalt das Licht zu dämpfen, sehen aber nicht, daß sie dadurch die Herzen nur erbittern und zur Aufruhr zwingen, und sich eben stellen, als wollten sie selbst, oder je ihre Kinder vertilgt werden; welchs ohne Zweifel Gott also schickt zur Plage." (Die Reichsfürsten sind's, die er meint, und die er ohne Frage gern für sich gewonnen hätte. Später sollte ihnen sowohl die Niederlage Sickingens als auch der Bauern zur Verstärkung ihrer Macht gereichen; sie sollten dann die Erben jener werden, Luthers Sache in die Hand und — ihm aus der Hand nehmen.) „Denn die geistliche Tyrannei ist geschwächt, dahin allein ich trachtet mit meinem Schreiben: Nu sehe ich, Gott will es weiter treiben, wie er Jerusalem und seinen beiden Regimenten thät. Ich habs neulich erlernet, daß nicht allein geistlich, sondern auch weltlich Gewalt (die Reichsfürsten)

muß dem Evangelio weichen, es geschehe mit Lieb oder Leid; wie es in allen Historien der Biblien klärlich sich weiset." Der Kurfürst möge sich darauf verlassen: „Es ist viel anders im Himmel, denn zu Nürnberg beschlossen; und werden leider sehen, daß die so itzt meinen, sie habens Evangelium fressen, wie sie noch nicht haben das Benedicite (Gebet vor Tisch) gesprochen."

In einer Nachschrift zu diesem Briefe heißt es dann: „Wiewol ich die Empörung, die ich bisher veracht und über die Priesterschaft alleine gedacht, nicht gefurcht habe"; — dem Kurfürsten durfte er selbstverständlich nicht verraten, daß er einer der Haupträdelsführer dieser Empörung seit Jahr und Tag gewesen — „nu aber sorge ich, sie möcht an der Herrschaft anfahen und die Priesterschaft wie eine Landplage mit einwickeln (De Wette II, 137—144). — Ergo, lieber Kurfürst, siehe bei Zeiten zu, daß du die richtige Stellung zu den kommenden Dingen findest! Wir erinnern uns des Anklopfens Huttens, ob der Kurfürst wol geneigt sei, mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen.

Zur Erklärung der Anführung von Nürnberg bemerke ich für die meiner freundlichen Leser, denen die geschichtliche Sachlage im Augenblicke nicht gegenwärtig sein sollte, daß in Nürnberg seit Herbst 1521 das Reichsregiment seine Thätigkeit eröffnet und jetzt auf den 23. März 1522 einen Reichstag ausgeschrieben hatte, um über einen Zug gegen die an den Grenzen Niederösterreichs stehenden Türken zu verhandeln. Luther meint hier ohne Zweifel, daß aus dem Türkenkriege nichts werden würde, weil inzwischen die „Empörung", d. h. der Versuch Sickingens zum Sturze der bisherigen Reichsverfassung eintreten werde. Denn für sich und „sein Evangelium" hatte er von dem Reichsregiment nichts zu fürchten. „Für die Ausführung des Wormser Edikts, welches der Kaiser dringend befohlen, geschah vom Regimente so wenig, daß in Nürnberg selbst luthersche Bücher gedruckt und öffentlich feil geboten, ja von einzelnen Kanzeln luthersche Lehren verkündigt und Papst und Bischöfe, Kirchengebote und alle Bräuche und Ordnungen hart geschmäht wurden. Die juristischen Beisitzer des Regiments waren großenteils abgesagte Feinde des alten Kirchentums, dagegen Liebhaber der Kirchenschätze und Güter." (Janssen II, 264). Wenn das bischöfliche Regiment erst abgethan sei, hofften sie, werde das „weltlich Regiment worin sie selb, Gelehrte des Rechts, anstatt der Fürsten und Bürger befehlen würden, gar groß aufgehen." Auf die Beschwerde Herzog Georgs über die fortwährenden Schmähungen Luthers auf Papst, Kaiser und Reichsfürsten, die er mit den eingesandten Schriften belegte, bekam er eine nichtssagende Antwort, während der kaiserliche Statthalter, Pfalzgraf Friedrich, ihm gar erklärte, gegen dieser Art Dinge habe sich nichts machen lassen. Von Nürnberg hatte also Luther nichts zu fürchten.

Anzuerkennen ist, daß Luther auf der Wartburg beständig gute Fühlung mit seinen Mitverschworenen von der sickingenschen Partei gehabt haben muß. Vielleicht war jene mysteriöse junge Deme, von Berlibs wird sie genannt, von der Luther auf der Wartburg nächtliche Besuche empfing, eine Vermittlerin zwischen ihm und den Herren von Sickingen und Hutten. Der Volksmund jener Zeit behauptete zwar, der Teufel sei es selbst gewesen, der den „Reformator in Gestalt jener jungen Frau besucht habe, — Luther selbst erzählt weitläufig, wie ihn der Teufel bei einem nächtlichen Besuche unterrichtet und überzeugt habe, daß die heilige Messe Teufelswerk sei (von der Winkelmesse, Erl. Ausg. 31, 311 ff.) — etliche Geschichtsschreiber meinen, jene junge Frau habe Luther das kaiserliche Decret überbracht; indes wenn jenen dunklen Gerüchten etwas wahres zu Grunde liegt, so läßt sich's am ersten vermuthen, daß die junge Frau „dem Junker Georg" (Luthers Name auf der Wartburg) wichtige Mitteilungen geheimster Art aus dem Lager ihrer Standesgenossen zu überbringen übernommen hatte. So viel geht auf alle Fälle aus dem letztbesprochenen Briefe hervor, daß Luther auf der Wartburg in heimlicher Verbindung mit der revolutionären Adelspartei blieb und von ihr über ihre Pläne auf dem Laufenden erhalten wurde.

Zur Erklärung der vorsichtigen Sprache Luthers dem Kurfürsten gegenüber, die wir auch in früheren Proben schon beobachtet haben, wird es zweckdienlich sein, hier einige Daten beizubringen, aus denen hervorgehen dürfte, daß dem Fürsten die Sache zuweilen recht lästig war. Dem Besucher der Wartburg wird es auffallen, daß das Zimmer Luthers in der Nähe der Aufenthaltsorte der Schloßbedienten liegt, nicht in dem Teile des Schlosses, in welchem die Gäste beherbergt wurden, welche zu ehren waren. Wenn nun auch der Kurfürst anfangs nicht wissen wollte, wohin Luther gebracht wurde, so erfuhr er's doch später ohne Frage, denn er hat ihm schreiben lassen. Und gesetzt auch nicht, so schließen wir aus Luthers Briefwechsel, daß der Kurfürst seinen Unterhalt dort bestritt. Er äußert sich über denselben in folgender wirklich liebenswürdigen Weise: „Mir nämlich machts nichts aus, wo ich mich umtreibe, nur daß ich diesen Menschen nicht endlich lästig und beschwerlich werde. Denn ich möchte nicht, daß jemand durch mich belästigt werde. Überhaupt aber glaube ich, daß ich auf unsres Kurfürsten Kosten und Rechnung hier lebe; sonst bliebe ich nicht eine Stunde länger hier, wenn ich wüßte, daß ich dieses Mannes (des Schloßwächters oder -Voigts) Einkommen verzehrte, obgleich er mich freundlich und gern mit allem bedient. Du weißt nämlich, daß wenn einmal jemandes Hab und Gut durchgebracht werden soll, es am ehesten der Fürsten Vermögen sein mag, weil ein Fürst sein und nicht zugleich irgendwie ein Räuber sein unmöglich oder kaum möglich ist, und zwar ein um so größrer Räuber, je größer der Fürst ist." (De Wette II, 43.)

Obgleich diese Worte Worte des „teuren Gottesmannes“ sind, so muß man doch denselben zugestehen, daß sich im Grunde eine ordinäre Gesinnung in ihnen dokumentiert. Denn Luther hielt jedenfalls den Kurfürsten für seinen Wohlthäter. — Doch ich wollte einige Daten beibringen, daß Luther seinem Beschützer und Wohlthäter oft recht lästig fiel. Das mögen wir aus den vielen Warnungen und Verboten erkennen, welche der Kurfürst durch Spalatin dem ungestümen Revolutionsdrange seines Schützlings zukommen ließ, die fast immer „zu spät“ kamen oder übertreten und nicht beachtet wurden, ferner daraus, daß Luther wiederholt genötigt wurde durch des Kurfürsten Machtspruch, bereits Geschriebenes wieder umzuschreiben, weil das Erstgeschriebene zu arg erschien. Insbesondere erkennen wir es aus den Bettelbriefen Luthers, da er um einen neuen Rock, um Wildpret, Wein ꝛc. bittet, den Fürsten an gegebene Versprechungen erinnernd; und aus seinen Beschwerden über Mangel: im November 1523 beklagt er sich bei Spalatin, er müsse Schulden über Schulden machen: „Staupitz zahlt uns bis jetzt nichts aus von unsern Einkünften und der Rentmeister bekümmert sich nicht um uns. So geraten wir täglich mehr und mehr in Schulden und ich weiß nicht, ob ichs noch länger dem Kurfürsten klagen oder ob ichs gehen lassen soll, daß verderben was verderben will, wodurch ich endlich gezwungen würde, in Armut und Not Wittenberg zu verlassen, und den Papisten und Kaiserlingen genugzuthun. Ich für mein Teil würde gern eine gute Gelegenheit ergreifen wegzugehen überdrüssig der Härte und Undankbarkeit dieser Stadt.“ (De Wette II, 433.) Dieser Brief wirft ein eigentümliches Licht auf die Stellung Luthers zum Hofe wie zur Stadt. Zu vergleichen ist ein Brief vom 16. October desselben Jahres, aus dem wir erfahren, daß Luther beinahe der einzige Bewohner seines bisherigen Klosters war (cum ego solus ferme sim domesticus nostri monasterii), trotzdem aber von Schulden leben mußte, weil die Revenüen des Klosters nicht gezahlt wurden (Certa aere alieno vivimus jam diu ob defectum censuum). Daher wünscht Luther, der Kurfürst möge das Kloster sich aneignen und dann ihn unterhalten (cum tandem tota substantia sit at Principem reversura, curet hoc breve vitae meae tempus hic censibus nostris ac propediem suis me ali.) (De Wette II, 424.) Doch ist er des Lebens überdrüssig (spero tamen non diu me victurum). So gab ihm Gott die Früchte „seines Evangelii“ in recht greifbarer Weise zu schmecken. Am 6. November neue Klagen und neue Betteleien (De Wette II, 431), Schulden und Mangel, „daher bitte“, schreibt er Spalatin, „daß diese Schuld uns durch die Güte des Fürsten geschenkt werde oder daß wir schleunigst Geld von Bressen erhalten. Sonst haben wir nichts in der Hand zum Zahlen, und vieles andre unterdes geborgt, und jener bläuet uns schon mit seinen Schimpfreden.“ (De Wette II, 431.) Einen Tag später schreibt er

wieder in dieser Finanznot und proponiert dem Kurfürsten wieder, den Fundus des Klosters zu annectieren und dafür ihn zu unterhalten für Lebenszeit, damit er den Krieg gegen den Papst führen könne. „Übrigens, was ich neulich schrieb von der Einziehung unsers Einkommens, die der Kurfürst vornehmen möchte, habe ich so gemeint, daß der Fürst unsere gesammte Berechtigung an sich zurücknehme (hatte der Kurfürst das Kloster gegründet, und hatte Luther ein Recht, ein solches sauberes Geschäft demselben anzutragen?) und so lange uns (d. h. mir) das gewohnte Einkommen zukommen lasse, bis unser Mönchstum ganz ausgestorben ist, und er dann zu dem Ganzen in das anfängliche Verhältnis zurücktritt" (d. h. zu deutsch: die fromme Stiftung ausraubt). Noch stärker werden seine Klagen im Anfang des folgenden Jahres: „Unsere Einkünfte," schreibt er, am 1. Februar 1524 an Spalatin, „sind, wie ich Dir bereits geschrieben, seit 2 Jahren nicht ausgezalt, und Blanaus drängt und verklagt uns, dann der Rentmeister von Wittenberg benimmt sich herrisch genug gegen uns, nachdem er uns auf Befehl des Kurfürsten Getreide teils geliehen, teils verkauft hat, während er die Abgaben uns vorenthält. Sind wir dazu hier, daß wir allen bezalen, aber uns niemand bezalt? Es ist erstaunlich! Christus wird diesen Verhältnissen auch ein Ende machen." (De Wette II, 473.) Man vergleiche hierzu die Briefe vom 24. und 29. April 1524, vom 10. Juli und 24. December. Sehr bitter wird er in dem letztgenannten Briefe, in dem er sich darüber ereifert, daß Spalatin mit der Form seines Gesuchs um Sequestration des Klosters und Übergabe eines demselben gehörigen Gebäudes für sich zur Wohnung unzufrieden ist und erklärt, wenn er Fleisch und Wein entbehren müsse, könne er sich auch mit Brot und Wasser nähren. Noch bitterer wird er in demselben Monat (De Wette II, 583. 584): „Übrigens war die Veranlassung meines Verdachts (daß man am Hofe ihn und seinen Unterhalt lästig finde) die Sitte jenes Hof's da (des kurfürstlichen), überdies der Gräuel im Hause des Götzen, der bei uns offenbar geworden ist (caeterum meae suspicionis occasio fuit mos istius aulae, tum monstrum in domo idoli apud nos editum), — so äußert sich der Mann über den Kurfürsten, seinen Beschützer, weil derselbe die Eintreibung der Klostereinkünfte nicht besorgt, während Luther selbst bekennt, daß, weil sie die Klosterinstitutionen nicht mehr beobachteten, das Benefizium erloschen sei (vergl. De Wette II, 432) — da ich nämlich den Sinn des Kurfürsten erkenne, daß es ihm keine Sorge machen würde, wenn jene Einkünfte ausbleiben, und jeder seines Wegs geht. Zu welchem ich ohne Bedenken die zäle, welche die Klosterregeln verlassen — das hatte er selbst auch gethan — (und nur) verzehren (wollen) (der Text lautet: Qui desertis institutis monasterii . . . consumere)." Dann folgt Aufzählung der Notstände. Schließlich heißt es: „Diese Lebensweise kann nicht lange dauern. Diese Saumseligkeit

des Kurfürsten soll wol nicht mit Recht Argwohn erregen! Ich wahrhaftig hätte schon längst das Kloster verlassen und anderswo mich niedergelassen, um von meiner Arbeit zu leben (obgleich ich auch hier nicht ohne Arbeit lebe), wenn nicht die Schmach des Evangelii und also auch die des Kurfürsten mich hier festgehalten hätte — wie gütig und selbstverleugnend diese Sorge um die Schmach des Kurfürsten, den er selbst eben geschmäht hat! — damit man nämlich nicht sage, ich sei vertrieben, und die Feinde der Frömmigkeit sich freuen ihre Hoffnung erfüllt zu sehen. Denn mein Auszug könnte nicht ohne großen Lärm geschehen." (De Wette II, 584.) Man muß die Geduld Luthers bewundern, mit welcher er sich an die Rockschöße des Kurfürsten anklammert, obgleich er, wie wir sehen, seinem Ingrimm zuweilen Luft machen muß, daß der Kurfürst nicht luthrisch werden will (das ist der eigentliche Hauptärger) und sich nicht zum Executor der Klostereinkünfte für Luthers „Fleisch und Wein" hergiebt. Der Fürst wollte seine Einwilligung nicht geben zur Abschaffung der Messe, noch zur Aufhebung der Kanoniker, er hatte sich sehr bestimmt gegen das Brechen des Gelübdes und die Priesterehe geäußert, so daß Luther lediglich aus Scheu vor des Fürsten Verachtung und der mutmaßlichen Folgen derselben für ihn seine brennende Begierde zu heiraten zurückhalten mußte (sie weiter unten) — alles Grund genug zu einer inneren Animosität gegen seinen Beschützer;*) aber auf der andern Seite der Brotkorb! der wog schwerer, zumal er noch beschwert war mit der zarten Sorge um die „Schmach des Evangelii und also auch des Kurfürsten." Luther that also klüglich nach dem Sprüchwort: Mit Geduld und Spucken fängt man Mucken. Der Kurfürst war alt, der Nachfolger hoffnungsvoll, und um so mehr als die Beschränktheit

*) Zu vergleichen sind noch, um Luthers Verhältnis zu seinem Kurfürsten (Friedrich) zu beleuchten, die Emfehlung der Fürbitte für das Leben desselben in einem Briefe an Joh. Lange, 28. März 1522, in welchem er seine Furcht ausspricht, der Fürst werde nicht lange mehr leben und hinzufügt: „wenn dies Haupt hinweggenommen ist, wird auch hinweggenommen werden das Glück, welches Gott gegeben hat und giebt unserm Syrien" mit der in demselben Briefe und anderswo hervortretenden Mißachtung des Schutzes, den er von dem Kurfürsten genoß („ich bin vogelfrei, dem Morde ausgesetzt, durch keinen Schutz geschützt, außer durch den himmlischen"), vergl. weiter unten. Ferner der Wunsch, daß der Fürst in Frieden sterben möge, wenn Sickingens Revolution losschlage (auf welche Luther seine Hoffnung setzte) mit der bitteren Äußerung an Spalitin (vom 12. April 1522) darüber, daß der Kurfürst Luthers Einmischungen nicht will. (Luther hatte in plumper Weise für einen gewissen Pfaffenbeck gebeten und dem Fürsten gedroht, wenn er nicht folge, werde er, Luther, demselben rauben und stehlen für jenen, denn der Fürst sei schuldig, ihn zu ernähren, De Wette II, 174.) „Ich will den Fürsten ferner nicht belästigen mit solchen Bittgesuchen, aber nicht ohne seinen Schaden". „Ich habe nach meiner Natur einen Abscheu vor dem Hofe, daher wird es mir keine unliebe Veranlassung sein, wenn ich niemals nötig haben werde auch nur brieflich an denselben zu kommen." (De Wette II, 187. 179.)

seines Kopfes Aussicht gab, daß Luthers Kopf in Sachsen wenigstens sich durchsetzen werde.

Aus dem allen ist es erklärlich, daß Luther, während er in Voraussicht des sickingenschen Losbruchs den Fürsten ihren Untergang verkündete, wenn sie nicht „seinem Evangelio“ sich unterwürfen, dem alternden Kurfürsten gegenüber im ganzen devot erscheint. Und als Sickingens Niederlage die Fürstenmacht verstärkt hatte, da stand ein noch gefährlicherer Feind der letzteren bereit, der die fürstlichen Kronen in ganz anderer Weise erzittern machte, und Luther schielte, wie wir sehen werden, mindestens mit einem Auge zu diesem so lange hinüber, bis auch dessen Niederlage entschieden war. Das waren die Bauern. Sind sie besiegt, dann werden wir Luther mit all seinem „Donnern und Blitzen“ und seinem ganzen Vorrat von „Schwefelwasserstoffgas“ gegen seine bisherigen Freunde sich kehren und dem neu aufgegangenen Stern des Landesfürstentums sich anvertrauen sehen. Der Mann verstand sich bei all seinem Ungestüm vortrefflich auf die Kunst politischer Berechnung.

Kehren wir indes zu dem Standpunkte zurück, von welchem wir ausgingen, um das Verhältnis Luthers zu seinem Kurfürsten zu erklären, während er den Fürsten insgemein den Untergang prophezeite. (S. 530.) Wir blieben stehen bei den Briefen, die er nach seiner Rückkehr von der Wartburg an den Kurfürsten richtete. Kurze Zeit nach Abfassung dieser Briefe schreibt er (19. März 1522) an Link: „Die Erstlinge des Siegs haben wir und triumphiren über die päbstliche Tyrannei, die vorher Könige und Fürsten drückte: Wie vielmehr werden wir die Fürsten selbst besiegen und verachten. Nicht lügt der, welcher gesagt hat: Alles hast Du unter seine (hier nach seiner Exegese: Luthers) Füße gethan. Indem daß er sagt: Alles, hat er nicht auch die Bulle jenes Dresdeners (Herzog Georg, von Luther „das Dresdener Schwein“ tituliert) und aller, die neulich in Nürnberg waren, inbegriffen? Versuchen sie es nur und fahren sie nur fort, Christum (in mir, Luther) zu verwerfen, so werden wir unterdes in Sicherheit zuschauen und abwarten, daß der Vater den Sohn zu seiner Rechten könne bewahren vor dem Angesicht und Schwanz jener rauchenden Brandstummel. Gar sehr fürchte ich aber, wenn die Fürsten fortfahren zu hören auf jenes dumme Hirn des Herzogs Georg, daß ein Aufruhr entsteht, der durch ganz Deutschland die Fürsten und Magistrate vernichtet und zugleich den ganzen Clerus einschließt. So nämlich erscheint mir die Lage der Dinge. Das Volk ist überall aufgeregt und hat Augen; durch Gewalt will und kann es nicht unterdrückt werden. Der HErr ist's, der dies thut und diese Drohungen und die beabsichtigten (intentata) Gefahren vor den Augen der Fürsten verbirgt; ja er wird durch die Blindheit und Gewaltthätigkeit derselben solches vollbringen, sodaß ich Deutschland im Blute schwimmen zu sehen glaube. Daher bitte

ich Dich bei der Erbarmung Christi, bester W., bete samt den Deinigen für uns (= für mich, plur. majest.), und wir werden uns als eine Mauer setzen gegen Gott für das Volk an jenem Tage seines großen Grimmes." (An diese Worte werden wir gedenken, wenn wir Luthers Schrift wider die Bauern betrachten; da werden wir sehen, in welcher Weise dieser Mann des Volkes sich annahm, das durch seine Brandschriften aufgehetzt, „seinem Evangelio eine Öffnung zu machen" aufgestanden war, und Deutschland buchstäblich im Blute schwamm.) — „Die Lage ist sehr ernst durch das, was bevorsteht (Res seria est quae instat), und jener dumme Dresdener Kopf*) trägt keine Sorge für die Völker, nur seinem Blödsinn und veraltetem Haß will er fröhnen. Dann wenn Du etwas kannst, sei geschäftig, daß durch eure Senatoren die Fürsten bewogen werden, bescheiden und ohne Gewaltthätigkeit zu beschließen und zu handeln, **und bedenken, daß die Völker nicht mehr so beschaffen sind, wie bisher, und wissen, daß das Schwert des Bürgerkriegs gewißlich über ihren Hälsen hängt.** Jene betreiben Luthers Verderben, aber sicherlich bewirkt Luther ihre Erhaltung (man höre und staune!); nicht dem Luther, nein ihnen steht der Untergang bevor, den sie mir bereiten, und ich sollte sie fürchten. **Dies rede ich gewißlich im Geiste, wie mir vorkommt.** Wenn überhaupt der Zorn im Himmel beschlossen ist, daß er weder durch Gebete noch durch Ratschläge verhindert werden kann, so werden wir das wenigstens erlangen, daß unser Josias (der Kurfürst) im Friden entschlafe, und die Welt ihrem Babylon überlassen wird. Was Christus denkt, weiß ich nicht; das aber weiß ich, daß ich in dieser Sache noch nie so erbitterten und stolzen Geistes gewesen bin, als ich jetzt bin. Und obgleich ich alle Stunde der Todesgefahr ausgesetzt bin inmitten meiner Feinde, ohne allen menschlichen Schutz (hierzu vergl. was ich über die Zustände in Deutschland während jener Zeit des Nürnberger Reichsregiments beigebracht habe) so habe ich doch nichts je in meinem Leben so verachtet, als jene dummen Drohungen des Herzogs Georg und ähnlicher. Und es wird dieser Geist (Luthers nämlich), zweifle nicht, Herr werden über Herzog Georg und alle, die gleichen Blödsinn haben. Ich bin nüchtern (sic!), da ich dies schreibe; es ist noch früh; in der Fülle frommen Herzensvertrauens schreibe ich. Mein Christus lebt und herrscht, und ich werde leben und herrschen." Der Brief ist's wert, bedacht zu werden. Das wunderliche Gemisch blutdürstigen Fanatismus und betender Augenverdrehung, vermeintlicher Sorge für Gottes, Christi, des Volkes, der Fürsten Wohlergehen und rasenden Umsturzgeistes, das uns hier einmal wieder, ich möchte sagen, plastisch

*) Herzog Georg beantragte beim Nürnberger Reichsregiment die Unterdrückung der lutherschen Brandschriften, daher der giftige Haß des Volksaufrührers.

entgegentritt, erinnert mich an jene meisterhaft von Walter Scott dargestellten Herzensergüsse und Charakterbilder der puritanischen Rundköpfe Englands, die ich als junger Mensch mit Vergnügen las, obgleich ich stets Partei nehmen mußte gegen sie. — Luther schrieb diesen Brief, als er von der Wartburg in Wittenberg angelangt war. (De Wette II, 157. 158.)

Um aber Luther nicht unrecht zu thun, müssen wir hinzufügen, daß er nicht Revolutionär von Profession war, daß er geruhen wollte, nicht allein Fürsten, sondern auch den Kaiser, selbst Bischöfe in ihren Ämtern, Würden und Besitz zu lassen, wenn sie „seinem Evangelio" halfen „Öffnung machen" und die alte Kirche umstoßen. Es scheint mir, daß er sich darüber klar war, daß „sein Evangelium", wenn es praktisch durchgeführt werden, und die Consequenzen zur That werden sollten, die bisherige Kirchenverfassung umstürzen, nicht bloß den Primat des Papstes, sondern auch die Jurisdiction der Bischöfe vernichten, die Hierarchie zertrümmern und aus der Kirche eine Demokratie auf breitester Grundlage machen mußte, und daß damit zugleich die ganze Reichsverfassung stürzen mußte. Consequentes, logisches Denken ist freilich in seinen theologischen Ausführungen nicht seine Stärke, seine Politik war auch eine Politik von Fall zu Fall. Der Haß gegen jede Autorität, außer gegen seine eigene, war eine Haupttriebfeder bei ihm, die Durchführung seiner Lehre und Herrschsucht eine andere. Zur Erreichung dieser Zwecke war ihm, wie wir sahen, jedes Mittel recht, jeder Bundesgenosse willkommen: heute die Reichsritter, morgen die Bauern, übermorgen die Fürsten, am liebsten wäre es ihm gewesen, wenn die Bischöfe ihm zur Durchführung seiner Gelüste ihre Macht, Ansehen und Jurisdiction zur Disposition gestellt hätten. Selbst nachdem er die wütendsten Brandschriften gegen sie geschrieben, versucht er auch nach der Wartburgs-Episode noch den Erzbischof von Mainz, ja vor dem Augsburger Reichstage noch die Bischöfe überhaupt an seinen Wagen zu spannen. Es macht fast den Eindruck, daß wenn der Papst sich hätte herbeilassen können, ihn etwa zum Primas von Deutschland zu machen mit plein pouvoir (unbeschränkter Vollmacht), sein Evangelium predigen zu lassen und nach seinen Ideen die deutsche Kirche zu gestalten, daß er dann aus dem erbosten Feinde ein guter Freund des Papsttums geworden wäre. Wenn wir weiter unten seine Stellung zur weltlichen Obrigkeit ins Auge zu fassen haben, werden wir sehen, daß er sich vollständig häutet, sobald er einen Fürsten und Obrigkeit findet, die „ihm den Rücken hält" und aus einem Revolutionär umschlägt in den Verfechter des krassesten Absolutismus. War das da möglich, warum sollte es auch nicht möglich gewesen sein auf rein kirchlichem Boden? Daneben aber begegnen uns zu oft Äußerungen, die nicht nur eine schlaue politische Berechnung bezeugen, sondern auch darthun, daß er die Tragweite seines Prinzips besser erkannte, als die meisten seiner

Zeitgenossen: eine Reformation ist nur möglich durch Umsturz der bisherigen Verfassung von Grund aus, nur durchführbar durch politische Umwälzungen, so haben wir ihn wiederholt sich aussprechen hören. Dahin gehört auch jene Ratgebung in Betreff der Messe, die wir von ihm vernommen haben, und die er damit zu begründen pflegt, daß wenn nur das Volk in „seinem Evangelium“ erst genugsam unterrichtet sein würde, dann dieselbe, sowie überhaupt alles, was ihm anstößig war, ganz von selbst allmählich in Wegfall kommen würde. Hierin hat er ohne Zweifel recht und bekundet Überblick. Ich erkläre mir diese Politik von Fall zu Fall, dieses Schwanken und Versuchen die „größten Wölfe“ selbst zu ködern zur Annahme „seiner Lehre“ daraus, daß er ein wenn auch vielleicht nicht völlig zum Bewußtsein gekommenes Gefühl seiner eigentlichen Schwäche hatte, nämlich des gänzlichen Unvermögens aufzubauen und eine wirkliche Kirchenbildung herzustellen allein durch „sein Evangelium“ ohne eine andere, sei es geistliche, sei es weltliche Macht, die ihm „den Rücken“ hielte. So groß sein Genie war zum Zerstören, so groß war der Mangel jeglichen Genius für selbständigen Kirchenbau, nachdem die mehr als tausendjährige Verfassung der Kirche von ihm zerschlagen war. Damit beginnt die schon angedeutete Wendung. Das ist aber auch für mich ein durchschlagendes Moment, daß der Mann eine göttliche Mission zur Reformation nicht hatte. —

Bischöfe und geistliche Höhe, so belehrt er uns in seiner Brandschrift wider die Bischöfe (1522) müsse härter gestraft werden, als weltliche. Denn während das weltliche Regiment eine göttliche Ordnung ist, komme die geistliche Höhe nicht aus Gott, sondern habe sich selbst aufgeworfen und sei daher vom Teufel. Sage man aber, ohne Aufruhr könne sie nicht abgestellt werden, so antwortet er: soll darum etwa Gottes Wort (d. h. „sein Evangelium“) nachbleiben und alle Welt verderben? Besser alle Bischöfe würden ermordet, alle Klöster und Stifte ausgewurzelt, denn daß eine Seele verloren ginge, geschweige denn alle. Wollten die Bischöfe Gottes Wort (d. h. seine Lehre) nicht annehmen, „was begegnet ihnen billig, denn ein starker Aufruhr, der sie von der Welt ausrotte? Und das wäre nur zu lachen, wenn es geschehe.“ Um aber den rechten Fleck beim Volke zu treffen und es gegen die Bischöfe gründlich aufzuhetzen, nimmt er seine Gründe für die Vertreibung der Bischöfe von der Magen- und Beutelfrage her. Was sind sie denn eigentlich, ihr Leute? Leben sie nicht wie die Tiere? Wißt ihr nicht, daß alle ihre Güter eigentlich eure sind, daß sie von eurem Schweiße prassen und nichts für euch thun? Weiß man nicht, daß Bistumb, Stift, Klöster, hohe Schulen eitel Schmalzgruben sind, darin Fürsten und aller Welt Güter sich sammeln, und sie von eigenen Gütern nichts haben? Sie meinen nicht anders, denn daß sie das edelste Kleinod der Christenheit sind, und St. Petrus nennt sie Schand und Makel. Sie vermaledeien und verdammen die Wahrheit, die

sie nicht kennen. Das macht, sie sind in ihrem Wesen ersoffen, recht viehisch, sinnlich, tierische Menschen, die keinen Geist je geschmeckt haben." „Wölfe, Tyrannen, Seelmörder und des Antichrists Apostel, nicht Bischöffe, sondern ungelehrte Götzen und Potzen, Larven und Maulaffen sind sie, die nicht soviel können, daß sie wüßten, was ein Bischof heiße, schweige, was eines Bischofs Amt sei." „Sie sind Bischöfe, aber nicht der Christen, sondern der Diebe, Räuber und Wucherer, ja Hauptdiebe, Hauptmörder, Hauptwucherer." „Und daß ich's herausschütte: so soll jedermann wissen, daß die Bischöfe, die jetzt über viel Städte regieren, nicht christliche Bischöfe nach göttlicher Ordnung sind, sondern aus teuflischer Ordnung, sind auch gewiß des Teufels Boten und Statthalter." Dieses Pamphlet wird gekrönt durch eine Nachschrift, die er „Bulle und Reformation" betitelt: „Alle die dazuthun, Leib, Gut und Ehre daran setzen, daß die Bistum verstöret, und der Bischöfe Regiment vertilget werde, das sind liebe Kinder Gottes und rechte Christen, halten über Gottes Gebot und streiten wider des Teufels Ordnung." „Wiederum alle, die da halten über der Bischöfe Regiment und sind ihnen unterthan mit willigem Gehorsam, die sind des Teufels eigen Diener und streiten wider Gottes Ordnung und Gesetz." „Ein jeglicher Christ soll dazu helfen mit Leib und Gut, daß ihre Tyrannei veracht, ein Ende nehme, und fröhlich thun alles, was ihnen nur zuwider ist, gleich als dem Teufel selbst." „Das sei mein, Doctor Luthers Bulle, die da giebt Gottes Gnade zum Lohn allen, die sie halten und ihr folgen. Amen." — Aber er hat nie einen Stein angerührt, noch Kirchen zerbrochen! — (Hier verheißt er also Gottes Gnade als einen Lohn, macht die Vertreibung der Bischöfe zu einem Verdienst vor Gott, dies Werk ist also eine Ausnahme von seiner sonstigen Regel, daß auch die besten Werke kein Verdienst haben vor Gott.) Über diese seine Brandschrift äußert er sich gegen Spalatin (26. Juli 1522): „Meine Schrift gegen die Bischofslarven habe ich absichtlich so scharf gefaßt. Ich sehe, daß ich vergeblich mich erniedrige, nachgebe, beschwöre und alle Fridfertigkeit versuche. Deswegen werde ich mit den wütenden und die Hörner täglich mehr aufrichtenden um so härter verfahren und meine Hörner gegen sie üben, den Satan (d. h. natürlich hier den Episkopat) reizen, bis er alle Kräfte und Angriffe erschöpft hat und in sich selbst zusammenstürzt. Fürchte dich daher nicht, und gieb die Hoffnung auf, daß ich ihrer schonen werde. Aufruhr und Neuerungen, wenn sie solche erdulden müssen, erdulden sie nicht auf meine Veranlassung, sondern weil ihre Tyrannei es hervorruft und ihr Geschick es fordert." (De Wette II, 235, 236.) Noch heftigere Äußerungen bietet ein vier Wochen älterer Brief an Staupitz, aus dem ein Satz uns schon begegnet ist (De Wette II, 215.) „Denn jenen unreinen Cölibat, die Gottlosigkeit der Messen, die Tyrannei der Orden und was alles durch Menschen eingeführt und gegen die gesunde Lehre aufgerichtet ist, habe ich

mir vorgenommen zu verfolgen mit dem Wort, zu thun, was Christus vorher gesagt hat, daß seine Engel sammeln würden aus seinem Reiche alle Ärgernisse. Ich habe zu zerstören jenes Reich des Gräuels und des Verderbens, den Pabst mitsammt seinem ganzen Körper. Und das geschieht schon ohne uns, ohne Hand, allein durchs Wort(!?). Denn sein Ende ist gekommen vor dem HErrn (und es steht noch heute — welcher Prophet!) Es ist eine Sache über unsere Begriffe und Sinne, daher darf ich nicht zögern, wenn jemand das begreifen kann (ideo non est quod morer, cum quis possit.) Daher ist es der Größe Gottes höchst würdig, daß große Erregungen der Gemüter, große Ärgernisse, große Gräuel entstehen." In dem Tone geht es weiter. Er kommt dann auf die Hinrichtung einiger lutherscher Aufrührer in den Niederlanden, die in Ausführung des Wormser Edicts geschah, und erklärt: „Auch über meine Verbrennung beratschlagt man sich, aber ich provociere täglich mehr den Satan und seine Schuppen, damit herbeieile jener Tag Christi, der den Antichrist zerstören wird." Ich bitte zu beachten, daß die gewöhnliche Erscheinung aller Secten und Sectenhäuptlinge, die Verkündigung des nahe bevorstehenden jüngsten Tages uns schon einigemal bei Luther begegnet ist, bei ihm aber in der besonders drastischen Weise hervortritt, daß er mit seinen Revolutions- und Schmähschriften den Satan zu provocieren und den jüngsten Tag zu größerer Eile zu nötigen sich steif und fest einbildet. Gewöhnlich nennt man das Enthusiasmus, Luther selbst schilt andere, die es gerade so machen wie er, Enthusiasten. — Wir bitten einem andern Erguß lutherschen Enthusiasmus die geneigte Aufmerksamkeit nicht zu versagen. Am 26. Juni schreibt er an Lange: „dasselbe hoffen wir auch von uns — nämlich verbrannt zu werden; (diese enthusiastische Hoffnung nimmt sich gar zu komisch aus in dem Munde eines Mannes, der sich bene that an Wildpret, Bier und Wein, und von einer lächerlichen Furcht für sein Leben derart geängstigt wurde, daß er von lauter Gift und Dolchen träumte) also verbrannt zu werden, hoffen auch wir (seit einiger Zeit redet er auch in Briefen so erhabenen Inhalts nur im Pluralis Majestaticus); also verbrannt zu werden hoffen auch wir; zumal das Gerücht stark auftritt, daß der Kaiser und der Pabst in Nürnberg zusammen kommen würden, damit jene beiden Götzen erfüllen, was Christus will (jetzt weiß also der Prophet, was Christus will, vor einiger Zeit wußte er es noch nicht), nämlich daß sie ihres eignen Regiments Ende herbeiführen und den jüngsten Tag machen (novissimum faciant). Wir wollen also Christum bitten, daß er sie entweder bekehre oder sie ihre Wut vermehren, damit sie gleich untergehen (quo statim pereant). Ich werde nicht aufhören, den Satan und Satans Schuppen zu provocieren und zu reizen, damit sie mit ihren eigenen Zähnen sich zerreißen." (De Wette II, 214.)

Während Luther die Schrift gegen die Bischöfe und derartige Briefe

schrieb, wie vorstehende Proben uns veranschaulichen, waren seine Verbündeten nicht müssig. Bauern, Köhler, Drescher und ähnliche Leute zogen, zugerichtet von den lutherschen und huttenschen Schriften und Prädicanten, im Lande umher und predigten überall Freiheit und Gleichheit, Abschaffung der Zehnten, der Kirchengebote, Wegnahme der Kirchen- und Pfarrgüter, und Flugschriften ähnlichen Inhalts durchflogen Stadt und Land. Allgemein bekannt war die Verbindung Luthers mit Sickingen und der Revolutionspartei, wie die Zeitgenossen bezeugen. Melanchthon hielt es daher für gut, diesem Gerede zu widersprechen. Indes Luther war der Sache Sickingens so sicher, daß er im Anfange des Jahres 1523 seine berüchtigte Schrift: „Von weltlicher Oberkeit, wie weit man ihr Gehorsam schuldig sei" in die Welt schickte. Welches Gewicht bleibt einer solchen, die Gedanken der hutten-lutherschen Revolutionspartei in bekannter lutherscher Weise der Welt verkündenden Brandschrift gegenüber noch dem melanchthonschen Dementi! Überdies hatte Luther dem Sickingen, als seinem „besondern Herrn und Patron", eine Schrift über die Beichte gewidmet und dadurch ihrer freundschaftlichen Stellung öffentlich Ausdruck gegeben. Obgleich es manchem gehen mag, wie es mir beim Studium lutherscher Schriften gegangen ist, man wird der sich ewig wiederholenden Renommistereien überdrüssig — so bitte ich doch einen Blick auf dies Schreiben zu werfen. Denn er vergleicht da alles, was ihm und Sickingen, Hutten und Consorten entgegensteht, mit den Kananitern, denen Gott ins Herz gegeben habe, trotzig und mutig wider Israel zu streiten, um sie dadurch zu verstören und zu Grunde zu richten, daß ihnen „keine Gnad erzeiget würde." „Diese Historien sichet mich an als wollt sie ein Exempel geben unsern Päbsten, Bischofen, hochgelehrten und anderen geistlichen Tyrannen." Es geschieht „auch von Gott, daß sie verstockt nach keiner Demut denken, nach keinem Frid trachten, auf daß sie auch zuletzt ohn alle Barmherzigkeit untergehen müssen." Ich habe schon darauf aufmerksam gemacht, daß Luthers ganzes Auftreten auf's engste zusammenhängt mit dem eigentlichen Wurzelpunkt seiner ganzen Theologie, dem unbedingten Prädestinatianismus. Dieser blickt auch in diesen Worten durch. Bedenken wir nun, daß er dies schreibt an den gefürchtetsten, grausamsten, vor keinem Mittel, auch vor hochverräterischen Verbindungen mit dem Könige von Frankreich nicht zurückschreckenden Räuberhäuptling Sickingen, daß er diesem die Rolle des Josua hier anweist, nachdem er, der neue Moses, „von dem Plan geschupft" sei (er schrieb dies von der Wartburg), so wird man sich des Eindrucks nicht entschlagen können, daß die Tendenz dieses Briefes die ist, den Empfänger zu fanatisieren. „Wandeln sie nit," d. h. werden sie mir und meinem Prophetentum nicht gehorsam, „so wird ein andrer ohn ihren Dank wandeln (d. h. alles umstürzen), der nit wie Luther mit Brief und Worten, sondern mit der That sie lehren wird." An wen anders konnte Sickingen

bei diesen Worten denken als an sich selbst: Luther stellte ihn als den von Gott prädestinierten Josua hin, der die von Gott verstockten Kananiter, Bischöfe und Fürsten mit dem göttlichen Gericht zu strafen hatte. Wir denken dabei an ähnliche Erscheinungen, die später in England an Cromwell und den protestantischen Prädicanten zu Tage traten.

Welche Gedanken und Pläne dieser von Luther installierte Josua hatte, ersehen wir aus dem Verlauf der Geschichte. „Um dem Worte Gottes die Thür zu öffnen, welche der Erzbischof von Trier auf das härteste geschlossen," rückte Sickingen zum Kreuzzuge gegen diesen Reichs- und Kirchenfürsten vor. In Spalatins Nachlaß heißt es: „Und wie er (Sickingen) schier wollt anziehen, schrieb mir, Spalatino, einsten Hartmut von Cronberg, daß Franz von Sickingen auszöge gegen den Erzbischof von Trier, dem Evangelium eine Öffnung zu machen." (Janssen II, 235.) Dabei hatte der luthersche Josua die Anmaßung, das Reichsbanner zu führen, um den Schein sich zu geben, als geschehe dieser Raubzug im Dienste des Kaisers. Als Feldzeichen ließ er auf die Ärmel seiner Reisigen den Spruch einnähen: Herr, dein Wille geschehe. Hatte doch sein Moses und Prophet ihm in dem angezogenen Briefe aus der Schrift offenbart, daß es des Herrn Wille also sei. Luthersche Prädikanten begleiteten das Heer, um es zu fanatisieren. So sehen wir das Luthertum gleich bei seiner Geburt sich selbst darbieten als Deckmantel eines „politisch-kirchlichen Raubzugs"; der erste Religionskrieg auf deutschem Boden ist von dem Luthertum erregt und sanktioniert. Und damit wir jene von uns schon angeführten Worte Luthers: Daß Deutschland durch seinen Handel, natürlich ohne seine Schuld, denn Gott selbst schickte es so durch die Verstockung der Kananiter-Bischöfe und -Fürsten, ein zwiefaches Böhmen werden würde, noch besser in ihrer ganzen Bedeutung erkennen: Sickingen wollte die Rolle eines deutschen Ziska spielen (Janssen II, 124, 125) und was der Kaiser, auf den man vorher gerechnet, verabsäumt habe, ins Werk setzen und mit der Tyrannei der Fürsten und Bischöfe aufräumen. (Vergl. Janssen II, 233 und Ulmann, Franz von Sickingen 267 ff.) Der Bote, der die Verbindung Sickingens mit Luther in dieser Zeit vermittelte, war der frühere Dominikanermönch Bucer. „Auf das schleunigste muß ich zu Sickingen zurück, da er mich mit einem hochwichtigen Auftrag abermal absenden will. Ich mußte ihm versprechen, sobald als möglich bei ihm zu sein, da er mich wahrscheinlich nach Sachsen zu schicken beabsichtigt." „Bete zum Herrn mit den Deinigen, daß er meinen Rittern beistehen möge, die in solchem Eifer für das Evangelium entflammt sind, daß sie mit Freuden für die Behauptung desselben Hab und Gut, Leib und Leben daranzusetzen bereit sind. Sie sind bis jetzt noch in solchem erfolgreichen Fortgange, daß wenn der Herr sich von ihrem Vorhaben nicht etwa abwendet, so könnte die Tyrannei der Großen gar wol gestürzt

werden. Er schaffe, was wohlgefällig ist in seinen Augen. Wenn mich nicht alles täuscht, so ist eine große und allgemeine Umgestaltung der Dinge vor der Thür, welche jene besorgten Rücksichtler (damit sind solche gemeint, die abrieten) nicht lange fragen wird, ob sie wollen oder nicht." So schrieb Bucer an seinen Freund Sapidus schon am 7. Juli 1522. Er wurde wirklich nach Sachsen zu Luther geschickt und äußerte bei der Gelegenheit den Wunsch, längere Zeit bei ihm und Melanchthon verweilen zu können. Eine Hauptstelle in dem vereinbarten Programm nahm die Sequestration der Kirchengüter ein. (Janssen II, 232, 233.) Auf Luthers Vorschläge in Betreff derselben komme ich später zurück. Für sich selbst hatte Sickingen den Plan, „Kurfürst von Trier, ja noch ein mehreres" zu werden. So äußerte er sich nach der Einnahme von St. Wendel. Daher Spalatin über ihn schrieb: Entweder irre ich mich, oder dieser Anführer des Bürgerkriegs will ein Julius Cäsar werden. (Janssen II, 236, 239.) Als später Erzherzog Ferdinand sich bemühte, zwischen Sickingen und den gegen ihn sich rüstenden Reichsfürsten einen friedlichen Ausgleich zu vermitteln, wies jener alle Vermittlung zurück mit der Erklärung, er sei ein von Gott zur Bestrafung der Geistlichkeit ausgewähltes Rüstzeug und habe beschlossen, das auszuführen, wozu ihn Gott berufen habe. (Janssen a. a. O. 247.) So hatte sein Prophet Luther ihm seiner Zeit aus der Schrift geoffenbart. Als aber Sickingen im Vertrauen auf diese luthersche Offenbarung jene Worte sprach (Ende 1522), da war sein „Prophet" schon im Begriff, seinem bisherigen Freunde den Rücken zu kehren. „Franz Sickingen", schreibt der treue Bundesgenosse am 19. December 1522 an Link, „hat dem Pfalzgrafen den Krieg erklärt, die Sache wird äußerst schlecht ablaufen." (De Wette II, 265.) Noch einmal gedenkt der Prophet seines früheren Josua bei der Nachricht von seiner Niederlage und seinem Ende: „Gestern habe ich Franz Sickingens wahre und bejammernswerte Geschichte gehört und gelesen. Gott ist (freilich) gerecht, aber ein wunderlicher Richter." (Deus justus, sed mirabilis judex.) De Wette II, 340. (Mai 1523.) „Hätte Gott ihn nicht abberufen, so würde Sickingen den Fürsten größeres Unheil gebracht haben, als einst Johannes Ziska dem Königreiche Böhmen verursachte", schreibt eine Basler Chronik. (Janssen II, 248.)

Es macht auch noch einen unangenehmen Eindruck, daß Luther für diesen seinen frühern Freund und Bundesgenossen, den er als seinen sonderlichen Patron und Herrn verehrt hatte, den er nicht wenig in sein waghalsiges Unternehmen hineingetrieben, dessen eigenes und das von ihm vergossene Blut er in hohem Maße mit auf dem Gewissen hatte, — daß er für diesen Mann, dem er immerhin viel zu verdanken hatte, im Unglücke nichts weiter hat, als jene Paar Worte, mit denen er ihn abthut. Wir hören auch nicht, daß er ihn vorher gewarnt hätte. In ähnlicher undankbarer

und feiger Weise sagte sich Melanchthon von dem in Sickingens Niederlage verflochtenen und flüchtig gewordenen Hutten, seinem und Luthers früheren Freunde und Bundesgenossen, los (vergl. bei Janssen II, 252). Die Gefühle wahrer christlicher Freundschaft scheinen beiden Reformatoren fremd gewesen zu sein. Die Undankbarkeit Luthers gegen seine Wohlthäter und Beschützer haben wir ja auch früher schon kennen gelernt.

Luther fuhr indes fort, auf Bischöfe und Fürsten zu fluchen und zu schelten. Er hatte schon längst in kluger Berechnung aller Verhältnisse daran gearbeitet, die unteren Volksschichten aufzuwiegeln. Seine gegen die Obrigkeiten speziell gerichteten Schriften übergehen wir einstweilen, um den Krieg gegen die „geistliche Höhe“ zu verfolgen. Im Jahre 1523 ließ er einen Unterricht in die Welt gehen, welcher wie kaum ein anderer auf die unteren Volksmassen berechnet war; daß eine christliche Versammlung Recht habe, „alle Lehre zu urteilen und Lehrer zu berufen und abzusetzen.“ Inwiefern er sich selbst hiervon ausnahm, haben wir bereits uns gemerkt. Überall, so belehrt er die Massen, wohin sein Evangelium nicht gehe, seien „eitel Heiden“, „wie heilig und fein sie immer wandeln.“ „Daraus folgt unwidersprechlich, daß die Bischöfe, Stifte, Klöster und was des Volks ist, längst keine Christen noch christliche Gemeinde gewesen sind.“ Der freundliche Leser wird sich seiner sonderbaren Beweisführung noch erinnern. Denken wir diesem Gedanken einen Augenblick nach, so wird uns unschwer klar werden, daß es Luther nicht darauf ankam, was der Wahrheit gemäß, was mit Logik und Erfahrung vereinbar, was durchführbar ist, sondern allein darauf, die Massen gegen die bestehende Ordnung aufzuwiegeln. Selbst den untersten Volksschichten entstammend, wußte er gleichsam instinktmäßig die Kunst zu handhaben, die den Volksredner macht und die Punkte ins rechte Licht zu stellen, die geeignet waren, die Massen zu elektrisieren. Hätte er diese Begabung im Dienste der lautern Wahrheit verwertet, welcher Segen hätte er werden können für die Kirche, wie für die socialen Verhältnisse! Da er aber diese seine Begabung in den Dienst seiner Herrschsucht und, was noch gefährlicher, einer grundstürzenden Lüge stellte, so mußte seine Beredtsamkeit zerstörerisch wirken. Den Wirkungen desselben stand er schließlich völlig ratlos gegenüber und verlor nach seinem eigenen Geständnis (s. unten) das Spiel aus der Hand. Hätte er es über sich vermocht, ruhig zu erwägen den grundstürzenden Irrtum, den er in dem oben angeführten Grundsatze aussprach, so würde er ohne Frage bald auf die Schwierigkeit gestoßen sein, wie es denn möglich sei, daß das Urteil über die Lehre denen zustehen sollte, die schon wegen ihres Bildungsgrades gar nicht in der Lage waren, die Quellen der Offenbarung zu prüfen oder auch nur in ihrer Ursprache zu lesen, die immer darauf angewiesen waren, auf fremde Autorität hin als Offenbarung anzunehmen, was sie auf sich selbst gestellt gar nicht erfassen und beurteilen konnten.

Die Zuhörer waren doch nicht Ohren- und Augenzeugen dessen gewesen, was sie als Thatsachen göttlicher Offenbarung anerkennen sollten, sie konnten höchstens die Autorität des einen Predigers mit der eines andern vergleichen, sollten sie nun entscheiden, wer von beiden Recht habe, so kam allerdings als höchste Autorität ihr eigener Geschmack heraus, aber wie verschieden war derselbe! Das Endresultat war: so viel Köpfe, so viele Kirchen; da war im Grunde alles Predigen und die Prädicanten selbst überflüssig.

Doch was halten wir uns hierbei auf. Selbst unser fortgeschrittenes Jahrhundert hat es nicht so weit gebracht, daß die Massen der Leithämmel entbehren können, daß die in theoretisch richtiger Consequenz lutherscher Grundsätze für mündig erklärten Gemeinden sich selbst kirchlich regieren und versorgen können, ohne die Einheit auch nur eines Duodezsektleins in Gefahr zu bringen; immer ist zur Erhaltung einer kirchlichen Einheit ein Regiment nötig, das über den Zuhörern steht und soviel Macht hat, um widerhaarige „Gesalbte" und andersmeinende „Priester" zum Gehorsam zu zwingen.

Luthers Lehre von der Macht jedes einzelnen Christen, Lehre zu urteilen und zu treiben, ist zwar ein die Massen zündendes Schlagwort, aber zugleich ein Humbug. Er selbst war am wenigsten gewillt, sich und seine Lehre unter dies sein eigenes Princip zu stellen, und hat demselben bald genug ins Angesicht geschlagen. Jetzt kam es ihm nur darauf an, den Funken in die Massen zu werfen: Die Bischöfe und geistliche Höhe sind Wölfe, Diebe und Mörder, und haben es reichlich verdient, als solche vertrieben und verjagt zu werden.

Doch nicht allein die Bischöfe selbst waren Gegenstand der Angriffe Luthers: den ganzen Bestand der Kirche wollte er vernichten; namentlich auch auf die Stifter und Klöster sah er's ab. Und zwar predigte er ungescheut die gewaltsame Zerstörung derselben. Einige Proben mögen genügen. „Das Plärren in den Stiften und Klöstern ist ein lauter Spott und Versuchen Gottes," so predigt er und läßt diese Predigten drucken, „daß wohl Zeit wäre, daß man einmal Gottes Spott und Versuchen weniger machte und vertilgte solche Spotthäuser." „Es wäre besser, daß man alle Kirchen und Stift in der Welt auswürzelte und zu Pulver verbrennte, wäre auch weniger Sünde, ob's auch jemand aus Frevel thät, denn daß eine einige Sele in solchem Irrtum verführt und verderbt wird." „Denn Gott hat nichts von Kirchen, sondern allein von Seelen geboten, welche seine rechte eigentliche Kirche sind." „Es wäre gut, daß man alle Kirchen auf einmal in aller Welt umkehrte, und in gemeinen Häusern oder unter dem Himmel predigte, betete, taufte und alle christliche Pflicht übete." Seine Frivolität reißt ihn soweit fort, daß er sogar die Wirtschaft der Bordelle lieber will und erträglicher findet, als den katholischen Gottes-

dienst: „Hie siehest du, warum der Donner gemeiniglich in die Kirchen für alle andern Häuser schlägt, daß ihnen Gott feinder ist, denn keinen andern, darum daß in keiner Mordgruben, in keinem Frauenhaus solche Sünde, solch Gotteslästern, solch Selmord und Kirchenverstörung geschieht, noch geschehen mag, als in diesen Häusern. Denn wo nicht wird das lauter Evangelium (als solches bezeichnet er immer nur seine Lehre) gepredigt, da ist gar viel ein geringer Sünder der öffentliche Frauenwirt, denn derselbig Prediger, und das Frauenhaus auch nicht so böse, wie dieselbige Kirche; und wenn derselbige Frauenwirt gleich alle Tage neue Jungfrauen und fromme Eheweiber und Klosternonnen zu Schanden macht, das daheim schrecklich und gräulich Ding ist zu hören, dennoch ist er nicht so böse und schädlich, als ein solcher papistischer Prediger." Wenn der geistliche Stand nicht seiner Lehre folgen wolle, „da wollt ich nicht allein, daß diese meine Lehre Ursach wäre, Klöster und Stift zu zerstören, sondern ich wollt, sie lägen schon auf einem Haufen in der Asche." Man lese diese Predigten nach; sie finden sich in der Erlanger Ausgabe im 7. Bande, etwa von der 120. Seite an. Denselben Wunsch spricht er auch in der Schrift von den Mönchsgelübden aus (1522), er wünsche, daß das ganze Mönchswesen wie Sodom und Gomorrha vertilgt werde. (Erl. Ausg. Op. lat. VI, 311.)

Als die Saat aufgegangen war, die Luther durch diese Aufhetzungen der Volksmassen gesäet hatte, und Deutschland mit Strömen Bluts und rauchenden Trümmern zerstörter Kirchen und Klöster angefüllt war, doch aber in dem größern Teile Deutschlands die bischöfliche Jurisdiction noch bestand, beliebt es Luther, einen Augenblick einen andern Ton anzuschlagen. Der Reichstag zu Augsburg stand vor der Thür. Da schrieb er seine „Vermahnung an die Geistlichen zu Augsburg im Reichstag versammelt", 1530. In dieser Schrift droht er den Bischöfen, wenn sie seiner Lehre sich nicht unterwürfen, einesteils mit dem Türken (Erl. Ausg. 24, S. 332), andererseits mit neuen Aufruhren (S. 333). Münzers Aufruhr sei die göttliche Strafe dafür gewesen, daß man auf dem Reichstage zu Worms seinem Evangelio sich nicht unterworfen habe; etliche Fürsten hätten auch schon früher das Wormser Edict in ihren Ländern verbieten müssen, „wollten nicht selbst mit Land und Leuten in Fahr sitzen." „Warlich, warlich", fährt er fort, „die Sachen sind zu groß, menschliche Weisheit und Gewalt ist viel zu geringe dazu: Gott muß helfen, sonst wird das Übel ärger. Das ist gewiß, so ihr auf eurem Trotz und Pochen beharren wollt, so sollt ihr wissen, daß des Münzers Geist auch noch lebt und meines Besorgnis mächtiger und fährlicher, denn ihr glaubet und itzt begreifen künnt. Es gilt auch euch mehr denn uns." Höchst charakteristisch tritt das Lächerliche der Großthuerei Luthers in ihrer ganzen Größe hervor in dem Passus dieser Schrift, in welchem er

sich als den eigentlichen Retter der bischöflichen Jurisdiction und Stellung hinstellt, als den, der eigentlich den Wellen des Bauernkrieges Halt geboten hätte, und der auch jetzt noch der einzige Hort und Schutz des Episkopats sei. Doppelt lächerlich ist diese plumpe Renommage, als ihm selbst in derselben Schrift das naive Geständnis entschlüpft, das Spiel sei ihm bereits größtenteils aus der Hand gewunden, zumal als er nicht bloß bis dahin Mord und Brand gegen die Bischöfe und ihre ganze Körperschaft gepredigt, sondern im Bereich seines Einflusses die Kirche bereits der fürstlichen Willkür ausgeliefert, ja selbst das im tiefsten Grunde antichristliche Prinzip des Territorial-Kirchentums und fürstlichen „Summepiskopats“ aufgestellt und im krassesten Widerspruch mit seinen früheren Prinzipien durchgeführt hatte. Er, der in Sachsen die bischöfliche Jurisdiction vernichtet und den Kurfürsten zugewiesen hatte, der selbst jetzt nichts mehr war, als ein abhängiges Werkzeug fürstlicher Willkür, hat die Dreistigkeit, den Bischöfen sich zu präsentieren als ihren eigentlichen Beschützer und durch die Drohung mit Entziehung dieses seines Schutzes den Versuch zu machen, ob er sie zur Anerkennung seiner theologischen Suprematie bringen kann. Zur Belohnung für ihre Unterwerfung will er die Gnade haben, „den bischöflichen Zwang“, da wo derselbe vernichtet ist, „wieder aufzurichten.“ Diese Appellation an die Dummheit oder Prinziplosigkeit der Bischöfe ist um so auffallender, als es, wie gesagt, gar nicht mehr in seiner Hand war, dies Versprechen auszuführen, selbst vorausgesetzt, daß es ehrlich gemeint gewesen. Der Kurfürst und vor allem der hessische Landgraf, den Melanchthon immer nur „den Macedonier“, oder „den Antiochus“ nennt, würden sich bedankt haben, die Kirchengewalt und Kirchengüter wieder aus der Hand zu geben. An der Ehrlichkeit dieses Versprechens im Munde Luthers ist nach seiner bisherigen Doppelzüngigkeit mit Recht zu zweifeln. Ehrlich war nur das darin, daß er bereits die Tyrannei des fürstlichen Territorialismus zu fühlen begann. In Melanchthons Munde scheint es aber wirklich ehrlich gewesen zu sein, wenigstens zeigen seine Briefe von Augsburg tiefen Abscheu gegen diese neue Kirchenreform, und die Augsburgsche Confession desavouiert sie mehr oder weniger deutlich. Doch hören wir zunächst Luther selbst.

Nachdem er die Thatsache berührt, daß Münzer und er bittere Feinde gewesen, läßt er sich weiter vernehmen. „So wißet ihr auch, wie treulich und fest wir gehalten haben wider alle Rottengeister, und wenn ich rühmen dürft, so wollt ich schier sagen, wir wären eure Schutzherrn gewest, und sei unser Geschäft, daß ihr bisher seid blieben, was ihr noch seid. Und hätten wir gethan (nämlich gemeinschaftliche Sache mit den Bauern gemacht), ich sorge, wahrlich eure Gelehrten wären der Sachen zu schwach gewest, und sollten euch die Schwärmer und Rotten bald ein anders gelehrt haben.“ Die Aufruhre sollen beileibe nicht aus seiner Lehre ge-

kommen sein.*) „So steht das Werk allda am Tage, meine starken Zeugen, daß die Rottengeister meine Lehre allzeit veracht und höher verfolgt haben, denn eure Lehre, und ich hab mich auch stärker müssen gegen sie setzen und härter wehren, denn ich wider den Pabst je gethan.“ Diese plumpe Unwahrheit ist kaum begreiflich, da ja seine freundlichen Aufforderungen zur Beraubung und Vernichtung des Papstes vor jedermanns Auge dalagen. Die Gründe, weshalb er Karlstadt verfolgte, mit Münzer feind war und zuletzt gegen seine bisherigen Freunde, die Bauern, tobte, werden wir weiter unten zu betrachten haben. —

Beim Wormser Reichstage sei seine Lehre im Schwange gewesen, aber ohne Aufruhr. Der Adel habe gedroht, wo der Kaiser nicht den Beschwerden abhülfe, wollten sie es selbst thun. Er scheint seine Verbindung mit Sickingen und Hutten rein vergessen zu haben und thut ungeniert, als ob er damals nie zum Aufruhr aufgefordert hätte: „Wie dünkt euch? Wo das wäre angegangen (wie es die Aufrührer darnach anfingen), und wäre nur ein Prediger aufgestanden, der dazu gerathen hätte, wo wollt ihr Geistlichen itzt sein?“ Wir bitten hingegen, sich der oben von uns beigebrachten Stellen aus seinen Schriften an den Adel und seinen Briefen zu erinnern.

Es folgt dann eine weitläufige Wiederholung der „Misbräuche“,**) die er habe abbringen wollen, und jene bezeichnende Drohung wegen Antastung seiner „Ehe“, die wir kennen lernten, und dann „die Wahl“, die er den Bischöfen anbietet. Erstlich: „laßt uns euer Amt ausrichten, gebt uns das Evangelium frei zu lehren“ (nämlich in euren Sprengeln); zweitens: „so wollen wir über das nichts von euch begehren, noch Sold von euch nehmen“ (sehr großmütig!) „Drittens wollen wir euch lassen bleiben was ihr seid, und lehren, daß man auch solle eure Güter lassen.“ „Thut ihr's nicht, so behalten wir die Ehre, und verliert ihr beide, Frid und Ehre.“ Viertens: „könnt ihr den bischöflichen Zwang anrichten (sofern ihr uns das Evangelium frei lasset), da will ich für mein Teil euch getrost zu helfen und rathen, auf daß ihr doch etwas bischöfliches Amt auch haben möget. Und also hättet ihr denn zwei Stücke bischöfliches Amts; eines, daß wir und die Prediger an euerstatt das Evangelium lehrten; das andre, daß ihr hülfet solchs handhaben mit bischöflischem Zwang.“ (S. 369 ff.) Wie gesagt, ich bezweifle, daß Luther hier ehrlich ist. War's ehrlich gemeint, so war es eine Desavouierung seiner bisherigen Sprechweise, nach der die Bischöfe eitel Buben, Mörder, Teufelsknechte sein sollten. Aber

*) Wir erinnern an seine für die Massen berechneten Brandschriften und machen auf den weiter unten zu beleuchtenden Causalnexas zwischen seiner Predigt und den Bauernaufruhren aufmerksam.

**) Vergl. dagegen seine Aussagen in seinem Trostbrief an den kranken Tetzel.

eine so vollständige Umwandlung seiner Gesinnung und Anschauung ist kaum glaublich, zumal er nach dem Augsburger Tage in die alte Schmähweise zurückfällt (in dem wütenden Pamphlet: Warnung an meine liebe Deutschen) und während des Reichstags bemüht war, alle Versuche Melanchthons, die bischöfliche Jurisdiction zu halten für den protestantischen Teil, geflissentlich hintertrieb.

„Was sollen wir weiter thun? Wahrlich, wir tragen schwer, haben euch und die Rottengeister und alle Welt, ja alle Teufel auf uns geladen, und uns hilft niemand. (!) Werdet ihr nun nicht wollen auch helfen, sondern immerfort drücken, so sehet zu, daß ihr uns den Rücken nicht entzwei brechet und die Geduld zu hoch versuchet. Werdet ihr die frummen Ketzer dämpfen wollen, **die euch tragen, so sehet zu, wo ihr bleibt. Es ist uns leider das Spiel nicht mehr in der Hand,** wie bisher gewesen: der Teufel hat's uns entwandt; wir kunnen wahrlich euch nimmer helfen, helft euch nu auch selbst und sehet nicht euch, sondern den gemeinen Haufen und lieben Frieden an."

Er bietet dann sogar die Pfarrbesetzung den Bischöfen an, natürlich unter der Bedingung, seine Lehre anzunehmen. „Wollen sie aber das Evangelium dämpfen oder sogar unbußfertig bleiben, des mögen sie ihr Ebentheuer stehen, wir predigen doch, was wir wollen. Auch sitzen sie so feste nicht. Haben sie Lust zu Unglück, so hat Gott einen andern Münzer erweckt, der sie vollend stürze." „Wollen sie nicht Bischoffe sein in Gottes Namen, so seien sie ins Teufels Namen Bader, ohn' daß wir nicht schuld noch Ursachen dazu sein. Die Lutherschen bleiben wol Meister, weil Christus bei ihnen und sie bei ihm bleiben, wenn gleich Hölle, Welt, Teufel, Fürsten und alles sollt unsinnig werden. (a. a. O. S. 372.)

Um das halbe und unwahre Entgegenkommen Luthers den Bischöfen gegenüber, das uns in dem angezogenen Schriftstück entgegentritt, möglichst allseitig würdigen zu können, möchte ein kurzer Rückblick auf die geschichtliche Entwickelung seit Sickingens Fall sich empfehlen, soweit er die Stellung Luthers und seiner Partei zu den Bischöffen betrifft. Denn in diese Zeit fällt die Wendung und der Umschlag in Luthers Richtung, der von der schwerwiegendsten Bedeutung für die Weiterentwicklung der ganzen Angelegenheit werden sollte, wie er selbst in den Worten gesteht: das Spiel sei nicht mehr in seiner Hand.

Neuntes Kapitel.

Luther stellt das Princip des Landeskirchentums auf.

Seine Stellung zu den Bauern haben wir später zu betrachten. Hier sei nur erwähnt, daß dieselbe zur Folge hatte die Abwendung des Volkes von ihm, und für ihn die Erkenntnis, daß er mit seinem Gemeindeprincip

die projectierte Kirchenbildung nicht durchführen konnte. Wie nicht oft genug betont werden kann, liegt hier ein bedeutungsvoller Moment für den Nachweis, daß er nur Zerstörer, nicht göttlich berufener Reformator war. Rat- und thatlos stand er der allgemeinen kirchlichen Zerstörung und Verwirrung gegenüber, die er angerichtet hatte, und die in Sachsen zunächst für seine reformatorische Begabung der Probierstein sein sollte, an welchem dieselbe sich als illusorisch erwies. Nach dem Siege der Reichsfürsten über die Bauern ging noch über ein Jahr hin, bis der siegreiche Stand sich der lutherschen Revolution annahm und bemächtigte. Er that dies, der neue sächsische Kurfürst Johann vorne an, auf ausdrückliche mehrfach wiederholte Vorstellungen keines andern als Luthers selbst, der damit sein reformatorisches Unvermögen für alle Zeiten unwiderleglich documentiert hat. Fortan war es nicht mehr die Lehre Luthers, sondern die nach eigener Souveränetät lüsterne Politik einzelner Fürsten und Stände, welche neue Secten, aber nicht eine Reformation der Kirche zu Stande brachte. Bis dahin hatte Luther stets vorgegeben, nur seine Lehre, nur die Predigt des lautern Worts durchsetzen und mit Hülfe dieser die Kirche umgestalten zu wollen. Daß dies nur Phrase war, daß er erst mit Hülfe der Adelsrevolution, dann durch die Erregung der untern Volksschichten seinem „Evangelium“ eine „Thür zu öffnen“ versuchte, haben wir gesehen. Aber theoretisch hielt er an der Behauptung fest, nur seine **Lehre** sei das Universalmittel, daher er neben seiner nicht bloß die objective Kirchenlehre nicht dulden wollte, sondern auch jede andere subjective Auffassung des Christentums unbedingt verwarf. Allerdings war es, wie wir aus seinem eigenen Munde oft genug nachgewiesen haben, von vorn herein seine Absicht gewesen, funditus (von Grund aus) die ganze bestehende Kirchenverfassung, namentlich die bischöfliche und päpstliche Jurisdiktion und Autorität zu zerstören, mit Hülfe der sich ihm gerade darbietenden Zerstörungsmittel. Aber er hatte sich eingebildet, nach vollendeter Zerstörung könne er als von Gott unmittelbar dazu berufener und gesandter Prophet durch seine Lehre allein eine neue Kirchenbildung hervorzaubern. In Sachsen war 1526 diese Zerstörung und Desorganisation vollendete Thatsache geworden. Daß es so bleiben sollte, war keineswegs seine Absicht. Aber daß die Volksmassen nun in Opferwilligkeit und Begeisterung ihm als ihrem Führer folgen und nach seiner Anweisung und unter seinen Auspicien ein neues Kirchenwesen herstellen würden, das war eine verhängnisvolle Illusion. Es ist eine große Geschichtslüge, was uns gelehrt worden ist und noch vielfach gelehrt wird, daß um der Lehre Luthers willen, aus reinem Durst nach seinem Evangelium, Millionen freiwillig von der alten Kirche sich abgewandt hätten. Dafür ist Luther selbst der beste Zeuge.

Da wir der Stellung Luthers den Volksmassen gegenüber eine besondere Betrachtnng widmen müssen, so spare ich die Belege aus Luthers

Schriften für diese auf und begnüge mich hier mit der Bemerkung, daß er die erwachsene Generation glaubte aufgeben zu müssen und mit Hülfe der in seinem Evangelio zu unterrichtenden Jugend seinen Zweck zu erreichen hoffte. Aber auch diese konnte er allein durch seine Lehre gar nicht festhalten; er ward bald inne, daß, nachdem die bischöfliche Autorität zerstört war, er keinerlei Autorität hatte, um die Jugend in den Unterricht seines Evangeliums zu zwingen. Ebensowenig besaß er die Autorität, einen neuen Cultus und Kirchenordnung einzurichten. Seine Ratschläge, wie das Volk unmerklich um die Messe zu betrügen sei, haben wir vernommen. In dieser seiner Ratlosigkeit that er den folgenschweren Schritt und legte das gesamte Kirchenwesen dem siegreichen Reichsfürstenstande zu Füßen und stellte das Princip des Landeskirchentums auf, d. h. er übergab die Herstellung und Obhut des Kirchenwesens dem Territorialfürsten als einen Teil seiner obrigkeitlichen Gewalt, so daß fortan der Landesfürst der Bischof oder Papst seines Landes wurde.

Das wichtigste Actenstück hierüber ist der Brief an den Kurfürsten Johann vom 22. November 1526.

Schon im Juni 1525, gleich nach dem Tode des Kurfürsten Friedrich, welcher in der alten Kirche gestorben ist, fingen seine Petitionen bei dem Nachfolger desselben an, er möge das Kirchenwesen in seine Hand nehmen. In allen diesen Briefen ist seine Beweisführung, daß der Fürst solches thun dürfe und müsse, immer dieselbe. Es sei die Not, die dazu zwinge, da keine andere Autorität mehr im Lande sei, die die Sache durchführen könne, das ist der erste Beweis. Bald folgt als zweiter und wichtigster, als principieller die Behauptung, der Fürst als Obrigkeitsspitze habe das Recht und die Pflicht, wie der Brücken, Stege und Wege, so auch des Kirchenwesens sich anzunehmen.

Protestantischerseits hat man seit der Entdeckung, die Ranke gemacht haben will, dem Territorial-Kirchentum in dem Reichstagsabschiede von Speyer im Sommer 1526 eine Rechtsgrundlage zu geben versucht. Das ist, wie ein trefflicher Artikel von O. Klopp aus den Quellen nachweist, eine vollständige Fälschung der Geschichte (hist.-polit. Bl. Band 60, S. 109 ff.). Vergegenwärtigen wir uns die Lage. Das Jahr 1526 zeigt uns Deutschland blutend und rauchend unter den Folgen des Bauernkrieges. Von König Ludwig von Ungarn erschienen Gesandte in Speyer und forderten im Interesse der Solidarität der gemeinsamen Sache der Christenheit schleunige Hülfe gegen die Türken. Die katholischen Stände des Reichs forderten die Ausführung des Wormser Edicts. Sachsen und Hessen widersprachen, denn sie gingen bereits mit dem Plane um, die religiösen Wirren bei der Abwesenheit des Kaisers auszubeuten zur Vermehrung ihrer Machtstellung. Sie trachteten nach Souveränetät der Reichsfürsten dem Kaiser gegenüber. Der Statthalter des Kaisers, sein

Bruder Ferdinand, suchte zu vermitteln, weil ihm die Türkennot am Herzen lag. Er brachte den Beschluß zu Stande, daß binnen einem bis anderthalb Jahren ein allgemeines oder doch wenigstens ein Nationalconcil gehalten werden solle. „Mittler Zeit vergleichen und vereinigen sich die Stände in Sachen, die das Wormser Edikt angehen, mit ihren Unterthanen für sich also zu leben, zu regieren und zu halten, wie ein jeder solches gegen Gott und Kaiserliche Majestät zu verantworten hoffen und getrauen.“ (27. August 1526.)

An demselben Tage wurde die Schlacht bei Mohacz geschlagen, in welcher König Ludwig von Ungarn Krone und Leben verlor, weil die Deutschen in Folge der hochverräterischen Gesinnung der protestantischen Reichsstände (man vergleiche die unten folgenden Belege) ihm wegen ihrer Sonderinteressen keine Hülfe geschickt hatten. Ungarn blieb von da an 160 Jahre in türkischer Gewalt.

Der Reichstags-Abschied von Speyer ist, da er ein Concil in Aussicht nimmt, eine stricte Anerkennung der bisherigen Jurisdiction der alten Kirche, nicht eine Aufhebung derselben. Daraus folgt, daß das Landeskirchentum an ihm keinerlei Rechtsgrundlage hat. Auch Luther hat sich nie auf denselben berufen, was er sicherlich nicht unterlassen hätte, wenn er in ihm eine Rechtsgrundlage hätte erkennen können. Er eifert vielmehr gegen die Concilien, wie gegen die Reichstage. Die oben angeführte Schrift an „die Geistlichen zu Augsburg“ beginnt damit, daß er und seine Anhänger keinen Reichstag nötig hätten, denn er wisse, daß er den rechten Weg und Regel habe. Wenn sie einen Reichstag beschickten, so geschehe das nur, um das ganze Volk seiner Lehre zu unterwerfen.

Das freilich muß zugegeben werden, daß mit diesem Reichstags-Abschiede factisch das Wormser Edict preisgegeben war, daß die katholischen Stände sich über die Tragweite desselben nicht klar waren und sich diese Bestimmung gefallen ließen aus Schwäche und Furcht. Der sächsische Kurfürst hatte nämlich mit dem Landgrafen Philipp von Hessen im Mai 1526 das Torgauer Bündnis abgeschlossen, dem eine Anzahl anderer norddeutscher Stände beitraten. Man wollte sich gegenseitig gegen die Ausführung des Wormser Edicts unterstützen und trieb die Verläugnung des Patriotismus soweit, daß man in Speyer die Türkengefahr auszubeuten suchte im Sonderinteresse der eigenen Souveränetät. So hat sich der Protestantismus in Deutschland bei seinem Entstehen gleich mit dem unauslöschlichen Brandmal des Verrats der gemeinsamen Interessen des deutschen Vaterlandes gezeichnet.

Sehen wir uns nun die neue Form des Territorial-Kirchentums an, in welcher es in Sachsen ins Leben trat. Luthers oben bereits erwähnter Brief vom 22. November 1526 lautet mit Ausnahme des Eingangs, den wir übergehen können, folgendermaßen: „Erstlich ist des Klagens über alle

Maßen viel der Pfarrherren fast an allen Orten. Da wollen die Bauern schlechts nichts mehr geben, und ist solcher Undank unter den Leuten für das heilige Gotteswort, daß ohne Zweifel eine große Plage furhanden ist von Gott; und wenn ichs mit gutem Gewissen zu thun wüßte, möchte ich wohl dazu helfen, daß sie keinen Prediger oder Pfarrherren hätten und lebten wie die Säue, als sie doch thun: da ist keine Furcht Gottes noch Zucht mehr, weil des Pabsts Bann ist abgegangen, und thut jedermann, was er nur will. Weil aber uns allen, sonderlich der Oberkeit geboten ist (wo ist das der Oberkeit geboten?), für allen Dingen doch die arme Jugend, so täglich geboren wird und daher wächst, zu ziehen und zu Gottesfurcht und Zucht halten, muß man Schulen und Prediger und Pfarrherren haben. Wollen die Ältern ja nicht, mögen sie immer zum Teufel hinfahren. Aber wo die Jugend versäumet und unerzogen bleibt, da ist die Schuld der Oberkeit, und wird das Land voll wilder, loser Leute, daß nicht allein Gottes Gebot, sondern auch unser aller Not zwingt, hierin Wegs fürzuwenden." (Wir merken uns hier, daß Luther der Obrigkeit die Verwahrlosung der Jugend in die Schuhe schiebt, werden aber sehen, wer der Zerstörer der kirchlichen Schulen in Wahrheit gewesen ist.) „Nun aber in E. K. F. G. Fürstentum päbstlicher und geistlicher Zwang und Ordnung aus ist, und alle Klöster und Stift E. K. F. G. als dem obersten Häupt in die Hände fallen, kommen zugleich mit auch die Pflicht und Beschwerde, solches Ding zu ordnen; denn sich's sonst niemand annimmt, noch annehmen kann noch soll. (Wir bemerken uns dies Armutszeugnis, das ein „Gottesmann und Evangelist" sich hier ausstellt.) Derhalben wie ich alles mit E. K. F. G. Kanzler, auch Herrn Niclas von Ende geredt, will es vonnöten sein, aufs förderlichst von E. K. F. G., als die Gott in solchem Fall dazu gefordert und mit der That befället, von vier Personen lassen das Land zu visitieren: zween, die auf die Zinse und Güter, zween die auf die Lehre und Person verständig sind, daß dieselben aus E. K. F. G. Befehl die Schulen und Pfarren, wo es not ist, anrichten heißen und versorgen." Also auch die Lehre soll aus fürstlichem Befehl und Vollmacht visitiert werden. Es ist mithin durchaus luthersch, wenn die Obrigkeit, bestehe sie nun in welcher Form es sei, auch in die Lehre, auch in den Religionsunterricht der Jugend, in die Sacramentsverwaltung sich nicht nur einmischt, sondern geradezu alle Leitung und Bestimmung über dieselbe von sich aus regelt. Die Gegner dieser obrigkeitlichen Machtvollkommenheit über die innersten Interna kirchlichen Lebens können sich nicht auf Luther berufen, sondern stehen mit ihm, wie er jetzt lehrt und wie er sein „Kirchenwesen" eingerichtet hat, oder vielmehr, wie er die Einrichtung desselben in der Erkenntnis, daß er's nicht konnte, der Obrigkeit anempfohlen und prinzipiell begründet hat, in völligem Widerspruch. Alles Widersprechen gegen die durchgreifendste Verstaatlichung der

Kirche ist eine Desavouierung Luthers und zwingt den, welcher consequent sein will, zurückzukehren zu katholischen Principien. Weist man auf die „Freikirchen", so ist gerade das ihre Klage, daß sie die Jugend sich nicht erhalten können, und ihr Lebenslauf, daß sie sich immer mehr zersplittern; indem sie der Entwickelung des früher von Luther proclamierten Prinzips der allgemeinen Freiheit, Lehre zu urteilen rc. anheimfallen.

„Wo eine Stadt oder Dorf ist, die des Vermögens sind, hat E. K. F. G. Macht (aber nicht das Recht nach damals herkömmlichen Rechtsbegriffen) sie zu zwingen, daß sie Schulen, Predigtstühle, Pfarren halten. Wollen sie es nicht zu ihrer Seligkeit thun noch bedenken, so ist E. K. F. G. da als oberster Vormund der Jugend und aller, die es bedürfen, und soll sie mit Gewalt dazu halten, daß sie es thun müssen, gleich als wenn man sie mit Gewalt zwingt, daß sie zu Brucken, Steg und Weg, oder sonst zufälliger Landesnot geben und dienen müssen" (man beachte die Kategorie, in welche Luther hier Pfarren, Kirchen, Schulen stellt). „Was das Land bedarf und not ist, da sollen die zu geben und helfen, die des Landes gebrauchen und genießen. Nu ist kein nötiger Ding, denn Leute ziehen, die nach uns kommen und regieren sollen. Sind sie aber des Vermögens nicht und sonst zu hoch beschwert, so sind da die Klostergüter, welche furnehmlich dazu gestiftet sind und noch dazu zu gebrauchen sind, des gemeinen Mannes desto baß zu verschonen. Denn es kann E. K. F. G. gar leichtlich bedenken, daß zuletzt ein bös Geschrei würde, auch nicht zu verantworten ist, wo die Schulen und Pfarren niederliegen, und der Adel sollte die Klostergüter zu sich bringen, wie man denn schon sagt, und auch etliche thun. Weil nun solche Güter E. K. F. G. Kammer nichts bessern und endlich doch zu Gottesdienst gestift sind, sollen sie billig hiezu am ersten dienen. Was hernach übrig ist, mag E. K. F. G. zur Landesnotdurft oder an arme Leute wenden."

Der Kurfürst hatte sich zwar schon eine Reihe widerrechtlicher Eingriffe in kirchliche Gerechtsame gestattet; doch waren das immer nur Einzelheiten. Das von Luther hier aufgestellte Prinzip, daß eine Obrigkeit kraft ihres weltlichen Rechts und Gewalt nach ihrem Gefallen das Kirchenwesen sollte gestalten und regieren, war ein bis dahin unerhörter, mit allem Rechtsbewußtsein in Widerspruch stehender Gedanke, sodaß der Kurfürst noch nicht sofort zuzugreifen sich entschließen konnte. Der hessische „Antiochus" machte weniger Umstände, er verfuhr ohne weiteres nach diesem neuen Prinzip, das man auch in dem Satze cujus regio illius religio (welche Religion der Landesherr hat, die muß sein Land auch annehmen) ausdrücken kann. Erst im Juli 1527 übte der von Luther installierte neue Landespapst seine neue Gewalt aus. Charakteristisch ist die von Luther den Visitationsartikeln beigegebene Vorrede. Darin werden „alle frommen Pfarrherren" angewiesen, „willig, ohne Zwang, nach der

Liebe Art solchen unseres Landesherrn Fleiß und unsere Liebe und Wohlmeinung nicht undankbarlich und stolziglich zu verachten.“ Das klingt ja sehr liebevoll und scheint es der Freiheit jedes einzelnen zu überlassen, ob er der Visitation sich fügen will oder nicht. Aber das scharfe Ende kommt noch: „Wo etliche sich mutwillig dawider setzen würden, und ohne guten Grund ein Sonderliches wollten machen, wie man denn wilde Köpfe findet, die aus lauter Bosheit nicht können etwas gemeines oder gleiches tragen, sondern ungleich und eigensinnig sein, ist ihr Herz und Leben — solche müssen wir wie Spreu von der Tenne sich von uns sondern lassen.“ Wie das gemeint ist, lehrt der Satz: „Die Obrigkeit ist schuldig darüber zu halten, daß nicht Zwietracht, Rotten und Aufruhr unter den Unterthanen sich erheben.“ Was er hier der im Dienste seiner Lehre gedachten Obrigkeit zugesteht, das bezeichnet er, wenn es vom Kaiser und Reichstag gegen ihn und seine unerhörten Brandschriften angewandt werden soll, als die Mordanschläge von „Bluthunden“ und fordert, wie wir hernach sehen werden, zu bewaffnetem Widerstande dagegen auf. Gegen die Autorität der anderthalbtausendjährigen Kirche stellt er den Satz auf: Jeder Christ hat Recht und Pflicht Deine Lehre zu urteilen, und darf weder Papst noch Bischof noch irgend eine Autorität anerkennen, außer „Gottes Wort“, d. h. außer Luthers Auslegung desselben. Nachdem er selbst ein mitsprechender Theologe des neuen sächsischen Landespapstes geworden, eröffnet er kraft der ihm von diesem übertragenen Commission: Hier hat niemand anders zu denken, lehren und glauben, als nach meiner Lehre. Wer hier sich erlaubt eine eigene Meinung zu haben, gehört zu den wilden Köpfen, die Rotten machen und muß das Land meiden. Ist das ein und derselbe Luther? — Seine Vorstellung bei Aufstellung des Prinzips des Landespapstes war ohne Frage die, daß letzterer seine obrigkeitlichen Gewalt- und Machtmittel ihm, Luther als dem Propheten, zu dienstwilliger Verfügung stellen sollte, so daß im Grunde doch er der eigentliche Papst war. Das war denn auch Lehre der späteren Dogmatiker in dem von ihnen entdeckten Dogma von der Hierarchie der 3 Stände, daß nur die Obrigkeit könne als Landespapst anerkannt werden, welche ihre Macht dem Lehrstande zur Verfügung stellt. Indes blieb dies Theorie; in Wirklichkeit hat sich das fürstliche Landespapsttum nicht sowohl von Luthers ursprünglicher Lehre, sondern von politischen Rücksichten leiten lassen. Durch Luther ist die Sklaverei der Kirche unter die Staatsomnipotenz zum Prinzip erhoben, mag er auch von „Notbischöfen“ reden.

Aus der lutherschen Visitationsordnung folgte natürlich, daß, wer bei der alten Kirche bleiben wollte, das Land zu meiden hatte. Diese luthersche Unduldsamkeit wurde denn auch bald zum zweiten Prinzip des nunmehr in Geburt tretenden Protenstantismus erhoben. Auf dem Reichstage zu Speyer 1529 kam die neue Sectenbildung zur Sprache. Die Mehrheit

der Stände erklärte solches Vorgehen der protestantischen Fürsten für eine unberechtigte Auslegung des Reichstags-Abschiedes von 1526. Man wolle nochmals ein allgemeines Concil abwarten; bis dahin sollten die Stände, die das Wormser Edict ausgeführt hätten, dabei bleiben, diejenigen aber, welche die neue Lehre eingeführt, keine weiteren Neuerungen machen und das Messelesen in ihren Gebietsteilen nicht hindern. Dieser Beschluß gestattete also die Beibehaltung des neuen Sectenwesens, wo es eingeführt war, und forderte daneben die Duldung der alten Kirche. **Gegen diesen Beschluß protestierten die Fürsten des Torgauer Bündnisses.** Der Protestantismus ist also, geschichtlich betrachtet, nicht etwa, wie man uns gelehrt hat, ein Protest gegen die Unfehlbarkeit der Kirche, **der Protestantismus ist ein Protest gegen die Duldung der alten Kirche in seinem Bereiche;** er stellt also das Prinzip der Intoleranz auf. Der Culturkampf unserer Tage ist mithin ein Kind des Protestantismus.

Herr Ranke will in seiner Geschichte des Zeitalters der Reformation diesen Protest damit rechtfertigen, daß eine Zulassung der Messe gleichbedeutend gewesen sei mit einer „völligen Auflösung des neu Gegründeten"; „die noch in den Anfängen ihrer Bildung begriffene evangelische Welt mußte dadurch in kurzem wieder zu Grunde gehen." (III, 121.) Wir acceptieren diese Aussage bestens, denn ein kläglicheres Armutszeugnis konnte der Kraft lutherscher Lehre nicht ausgestellt werden. Andererseits ist zu constatieren, daß Herr Ranke hier seine Rechtfertigung jenes Protestes hernimmt nicht vom Standpunkte des Rechts, sondern von dem in unserm Decennium so oft promulgierten Standpunkte der „politischen Notwendigkeit", der Zweckmäßigkeit. Wer erinnert sich nicht bei der flagranten Rechtsverletzung, mit welcher der junge Protestantismus sich in die Welt einführt, an jenen Satz seines Vaters und Propheten: Zur Hintergehung und Vernichtung der papistischen Kirche ist uns alles erlaubt. Diese von Seiten der protestantischen Geschichtsmacher den Jesuiten fälschlich imputierte, in Wirklichkeit aber luthersche Moral: Der Zweck heiligt die Mittel, wird in der Folge durch die ganze Geschichte des Protestantismus mit immer neuen Commentaren illustriert. Wir denken an Kurfürst Moritz's Hochverrat, an Heinrich VIII. und Cromwell, an Elisabeth und die französischen Hugenotten, an Gustav Adolf, an Friedrich II. von Preußen u. a. Beispiele bis in unsere Zeit hinein.

Herr Ranke kommt jedoch auch auf den Rechtsstandpunkt zu sprechen. „Wenn", so läßt der protestantische Hofhistoriograph sich vernehmen, „wenn auf gesetzlichem (?) Wege eine Gründung vollzogen, ein lebendiges Dasein gepflanzt worden ist, darf alsdann die höchste Gewalt, in einem oder dem andern Momente anders constituiert, die Befugnis in Anspruch nehmen, das Gegründete wieder umzustürzen und zu vernichten? Hat nicht vielmehr das zum Dasein gelangte nun auch das Recht zu sein, sich

zu verteidigen?" Wir wiederholen: Wenn, ja wenn — Herr Ranke verschweigt, daß eben dieses wenn zu Speyer 1526 ausdrücklich verneint worden ist, daß mit andern Worten **der Reichstags-Abschied von Speier in seinen unzweideutigen Worten die neue Sectenbildung für ungesetzlich erklärt.** Die Behauptung, dieselbe sei auf gesetzlichem Wege geschehen, steht also in Widerspruch mit dem klaren Wortlaut des Abschiedes von 1526, sie ist nichts anderes als Geschichtsfälschung. Aber das ist die Wahrheit, daß die neue Sectenbildung sich halten konnte nur in derselben Weise, wie sie entstanden ist, durch Rechtsbruch und Gewalt, durch Lug und Unduldsamkeit gegen die alte Kirche. Man gebe der katholischen Kirche heutzutage in protestantischen Gebieten nichts weiter als die Freiheit der Lehre, Predigt und Ausbildung in der Organisation, die der Protestantismus Dank der Loge in katholischen Ländern erlangt hat, so wird man sehen, welche geistige Kraft der Kirche und welche dem Protestantismus inne wohnt. Man nehme diesem das Bündnis mit Loge und Liberalismus, den Schutz und die Förderung der weltlichen Macht, man stelle ihn rein auf seine geistige Macht, so wird er den Anblick, den er uns in Amerika bietet, auch hier zeigen; er wird zu der Bedeutungslosigkeit zusammenschrumpfen, hier noch schneller als in Amerika, in die das orthodoxe Luthertum hier schon längst versunken ist, so daß es sein Dasein lediglich verdankt — der katholischen Kirche, hinter der es sich verkriecht, die es aber von Zeit zu Zeit beschimpfen muß, damit man nicht merkt, wo es eigentlich sich versteckt hat.

Es war eine Unehrlichkeit, daß die protestantischen Stände sich den Anschein gaben, als gehörten sie noch zur katholischen Kirche, während sie in der That durch die Durchführung des antichristlichen Territorial-Prinzips sich von derselben losgesagt hatten. Anerkannt wurde dies neue Sectenwesen erst 1555 in Folge des Hochverrats des Moritz.

Die Augsburgische Confession — und das ist für uns, und wie ich glaube für alle wahrhaft gläubigen Lutheraner, die nicht in den landläufigen Vorurteilen gegen die Kirche befangen sind, von hoher Bedeutung — die Augsburgische Confession anerkennt das Territorial-Prinzip nicht, wie auch ihr Wortlaut die Messe noch festhält, obgleich wol kaum zu leugnen ist, daß ihre Unterschreiber unter Messe etwas anderes verstanden, als was der gemeinkirchliche Gebrauch des Wortes darunter versteht, ja vielmehr absichtlich das Wort in einem andern Sinne brauchten, ohne die katholische Partei hierüber aufzuklären; der Zweck dabei war, diese zu täuschen. Wer aber sich bloß an den Wortlaut der Augsburger Confession hält und die trügerische Tendenz ihrer Unterschreiber unberücksichtigt läßt, der kann von dem Boden derselben aus den Rückweg zur Mutterkirche finden, zum wenigsten doch an einer Einigung der wenigen gläubigen Elemente in der Masse des Protestantismus mit der Kirche arbeiten helfen.

Wenden wir also unser Auge nach Augsburg. Die protestantischen Stände specülierten auf die Türkengefahr (Suleiman hatte Wien belagert), um vom Kaiser die rechtliche Anerkennung ihres Landespapsttums zu erlangen. Dieser war wegen der Türkengefahr geneigt zur Ausgleichung des Religionszwistes. Er hatte in Bologna vom Papste energisch ein allgemeines Concil gefordert und den Gedanken an die Unterdrückung der aufrührerischen Stände zunächst abgewiesen, obgleich er als Kaiser das unzweifelhafte Recht hatte, diese seine Unterthanen, die sich der Ausführung des Wormser Edicts widersetzt hatten, mit Gewalt zum Aufgeben ihres widerrechtlich angemaßten Landespapsttums zu zwingen. Diese jedoch wußten in Augsburg die eigentliche Hauptfrage, den Türkenfeldzug, zurück- und ihre religiöse Angelegenheit in den Vordergrund zu drängen, mit dem hochverräterischen Hintergedanken, von letzterer die Erfüllung ihrer Heerespflicht zum Türkenkriege abhängig zu machen.

Als der einzige, dem es ehrlich nur um die Lehre zu thun war und auch um Herstellung der Einigkeit, ist auf protestantischer Seite Melanchthon zu bezeichnen. Er war im Gegensatze zu Luther entschieden für Wiederherstellung der bischöflichen Jurisdiction. Denn er fürchtete die unerträgliche Tyrannei des Landespapsttums und ebenso sehr die Überlegenheit des zwinglischen Systems über das luthersche. „O, wenn ich es doch vermöchte, nicht etwa die Herrschaft der Bischöfe aufrecht zu erhalten, sondern ihre Jurisdiction herzustellen. Denn ich sehe es voraus, was für eine Kirche wir haben werden, wenn die kirchliche Verfassung aufgelöst wird. Ich sehe, daß hernach die Tyrannei viel unerträglicher werden wird, als sie jemals vorher gewesen ist.“ Von Luther, von dem er überzeugt zu sein glaubt, daß er mit ihm übereinstimme, bekennt er, daß die Fürsten ihn nur deshalb halten, „weil sie durch ihn in den Stand gesetzt sind, der Bischöfe sich zu entledigen und eine Freiheit zu erlangen, die gewißlich der Nachwelt keinen Segen bringen wird.“ Melanchthon hatte noch so viel Freiheit der Erkenntnis, daß er in Augsburg durchfühlte, wie die Religion, die Wahrheit, die Lehre nur der Vorhängeschild der Stände war, hinter welchem sie ihre politischen Souveränetätsgelüste verbargen; er wurde gewahr, daß die Entscheidung nicht mehr bei den Theologen und der Lehre, sondern bei den Fürsten und Ständen und ihrer Politik lag. Es war ihm nur zu klar geworden, welche jämmerliche Rolle die Theologen bei ihrer Partei zu spielen hatten, daß sie nichts weiter sein sollten und waren, als die Werkzeuge der Stände, die sich ihrer bedienten, um die religiöse Maske desto täuschender zu machen. Bedauerlich ist, daß die katholischen Stände und Theologen sich wirklich täuschen ließen. Daß Melanchthon bei Abfassung der Confession die Absicht gehabt habe, geflissentlich zu täuschen, glaube ich nicht. Die in derselben enthaltene Vertuschung der eigentlich lutherschen Haupt-

lehren, das Fehlen des Zusatzes „allein“ bei dem Ausdruck für die Rechtfertigungslehre in Art. IV.*), der Passus über die Messe, in welchem als falsche Anklage abgewiesen wird die doch wirklich geschehene Abschaffung der Messe, und Melanchthon versichert: „es wird bei uns beibehalten die Messe und mit höchster Ehrfurcht celebriert“, der Unterschied sei nur der, daß etliche deutsche Gesänge eingeflochten seien, die Zahl der Messen gemindert und beseitigt der vermeintliche Misbrauch, die Messe könne „ex opere operato“, d. h. im Sinne der Protestanten, durch bloßes äußerliches Lesen und Hören der Messe ohne gläubige bußfertige Gesinnung des Herzens rechtfertigen (die katholische Lehre von dem opus operatum ist ganz etwas anderes, als diese protestantische Verdrehung daraus gemacht hat), ferner die im Artikel über die kirchliche Gewalt beliebte Darstellung, als ob es sich nur handele um Beseitigung der Vermischung geistlicher und weltlicher Jurisdiction, daß man aber die bischöfliche Kirchengewalt gern beibehalten wolle, wenn die Misbräuche abgestellt würden — dies alles war von Melanchthon offenbar in der ehrlichen Absicht geschrieben, die Möglichkeit der Einigung anzubahnen und darum die Differenzen möglichst milde auszudrücken. Es dürfte auch wol Grund sein zu der Annahme, daß er die Herstellung wirklicher Messe und bischöflicher Jurisdiction mit Hülfe des Reichstags zu erreichen den heimlichen Wunsch hatte. Vor allen Dingen war das, worauf es den protestantischen Ständen gerade hauptsächlich ankam, die Abschaffung der bischöflichen Jurisdiction und die Anerkennung der widerrechtlich von ihnen in ihren Territorien eingeführten Sectenbildung des Landeskirchentums, in dieser Schrift Melanchthons ausgeschlossen, und zwar mit gutem Bedacht und in ehrlicher Friedensabsicht. Auch war die Forderung eines allgemeinen Concils gestellt.

Der Kaiser mußte, wenn er sich an den Wortlaut dieser Schrift hielt, die Spaltung geringer ansehen, als sie war. Er wurde getäuscht über den Kern und das Prinzip des Protestantismus.

---

*) Art. IV. De justificatione. Item docent, quod homines non possint justificari coram Deo propriis viribus, meritis aut operibus, sed gratis justificentur propter Christum per fidem, quum credunt se in gratiam recipi et peccata remitti propter Christum, qui sua morte pro nostris peccatis satisfecit. Hanc fidem imputat Deus pro justitia coram ipso. (Desgleichen wird gelehrt, daß die Menschen nicht können gerechtfertigt werden vor Gott durch eigene Kräfte, Verdienste oder Werke, sondern daß sie umsonst gerechtfertigt werden um Christi willen durch den Glauben, wenn sie glauben, daß sie in die Gnade aufgenommen und ihnen die Sünden vergeben werden um Christi willen, der durch seinen Tod für unsere Sünden genuggethan hat. Diesen Glauben rechnet Gott an zur Gerechtigkeit vor ihm selbst.) — Diesen Artikel konnten die Katholiken eventuell annehmen, wenn sie ihn auffaßten als den Ausdruck einer Seite der Rechtfertigung, der Lossprechung von der Sündenschuld, und nicht verlangt wurde, daß durch den Ausdruck „durch den Glauben“ die andere Seite der Rechtfertigung, die Gerechtmachung, sollte ausgeschlossen werden.

Müssen wir Melanchthon für ehrlich halten, so gilt das nicht von den Unterschreibern der Confession. Die Stände waren unehrlich. Sie bekannten sich zu der Schrift, zu der Forderung des Concils, aber sie wollten weder Friede noch Einigung, sie wollten die rechtswidrig angemaßte Kirchengewalt und das rechtswidrig eingerichtete Landeskirchentum unter allen Umständen beibehalten und lieber die Spaltung bis zum politischen Riß Deutschlands und bis zum blutigen Austrage der Waffen, also bis zum Bürgerkriege erweitern, als diese Punkte aufgeben; ebenso dachten sie nicht im entferntesten daran, die geraubten Kirchengüter wieder herauszugeben. Wie gesagt, sie speculierten darauf, daß der Kaiser durch die drohende Türkengefahr genötigt werden würde, jene ihre Forderungen zu bewilligen, wenn es soweit kam, daß sie mit denselben hervortreten konnten. Darum suchten sie durch die Schrift Melanchthons den Kaiser und die katholischen Stände vorläufig zu täuschen und in eine Unterhandlung hineinzulocken, deren Resultat die Sanctionierung ihrer Rechtbrüche sein sollte.

Die Forderung des Concils war nur eine heuchlerische Maske. Die protestantischen Fürsten wußten, daß kein allgemeines Concil ihr Landeskirchentum anerkennen konnte, ohne die katholische Kirche selbst zu zerstören.

Von hoher Wichtigkeit ist, daß der vertrauliche Briefwechsel Melanchthons in dieser Sache vorliegt, obgleich, wie ich schon oben bemerkt habe, insbesondere diese Briefe Melanchthons über die Augsburger Verhandlungen, in der Ausgabe des Camerarius, wie sich durch Auffindung der Originale in der Chigischen Bibliothek zu Rom herausgestellt hat, zu Gunsten der Protestanten vielfach gefälscht sind. Doch geben auch diese gefälschten Briefe noch Anhaltspunkte genug, um einen Einblick in den wahren Sachverhalt zu thun. Wenn ich die Ansicht ausgesprochen habe, daß Melanchthon bei der in der Apologie beobachteten Vertuschung der eigentlichen Hauptfrage die ehrliche Absicht verfolgt habe, die Wiedervereinigung anzubahnen, so muß ich seine Ehrlichkeit auf diese **Absicht** und die vorerwähnten Punkte: Anerkennung der bischöflichen Jurisdiction und Wiederherstellung derselben in den Territorien der protestierenden Stände, also auch Abschaffung des Territorial-Kirchentums beschränken. Dagegen kann ich von Unehrlichkeiten in der Darstellung ihn nicht reinsprechen. Ehrlich war schon die Vertuschung der Rechtfertigungslehre nicht. Er ist selbst der beste Zeuge seiner Unehrlichkeit in der Darstellung. In der Augsburger Confession schreibt er über die luthersche Rechtfertigungslehre: „Und daß hierin kein neuer Verstand eingeführt sei, kann man aus St. Augustino beweisen, der diese Sache fleißig handelt und auch also lehret, daß wir durch den Glauben an Christum Gnade erlangen und vor Gott gerecht werden, und nicht durch Werke, wie sein ganzes Buch de spiritu et litera ausweiset." (Augsb. Conf. Art. 20.) Er beruft sich also hier auf Augustin, derselbe

habe ganz die luthersche Rechtfertigungslehre schon gelehrt. Nun lesen wir aber in einem Briefe desselben Melanchthon an Brenz, den er ein Jahr später geschrieben hat (Mai 1531) Äußerungen über Augustin, die jenen schnurstracks widersprechen. Du steckst noch in der Einbildung des Augustin. Derselbe ist dahin gelangt, daß er meint, die Gerechtigkeit der Vernunft könne vor Gott als Gerechtigkeit gerechnet werden. Dies ist allerdings richtig. Dann aber meint Augustin, daß wir für gerecht erklärt werden wegen derjenigen Erfüllung des Gesetzes, welche in uns der heil. Geist bewirkt. So denkst auch du dir die Rechtfertigung durch den Glauben, daß wir nämlich im Glauben den heil. Geist empfangen, damit wir nachher gerecht sein können durch die Erfüllung des Gesetzes, welche der heil. Geist bewirkt. Diese deine Einbildung setzt die Gerechtigkeit in unsere Gesetzeserfüllung, in unsere Reinheit, unsere Vervollkommnung, welche Erneuerung allerdings auf den Glauben folgen muß. Allein du mußt deine Augen von dieser Erneuerung, von dem Gesetz überhaupt wegwenden auf die Verheißung und auf Christum" (hier tritt die zur Stütze der Rechtfertigungslehre erfundene Zerstückelung des göttlichen Wortes in Gesetz und Evangelium hervor, und zwar in so krasser Weise, daß das, was das Evangelium wirkt, was St. Paulus geradezu Früchte des Geistes nennt, von dem Evangelium ausgeschieden und dem Gesetz zugewiesen wird.) Die Erneuerung müsse von der Rechtfertigung ausgeschlossen werden, weil — sie das Gewissen nicht beruhige (dies ist der Cardinalpunkt der ganzen Frage: Beruhigung des Gewissens. Dies ist aber auch die gefährliche Klippe, denn diese Beruhigung wird factisch ein Ruhekissen der Sicherheit und Bequemlichkeit, wie luthersche Anwendungen das schlagende Beispiel davon sind.) Gerecht sind wir nur deshalb, weil wir Christum im Glauben ergreifen — nicht also deshalb, weil Christus in uns nach seinem Bilde uns erneuert, nicht wegen der Gestalt, die Christus in uns hat. Die luthersche Rechtfertigung ist weiter nichts, als der äußerliche Mantel, den Gott gleichsam über unsere Sünden hängt, indem er Christi uns fremden Gehorsam durch einen äußerlichen Urteilsspruch uns zudictiert, als hätten wir ihn bewiesen. „Augustin", fährt Melanchthon nun fort, „hat die Meinung Pauli nicht erfaßt, obwol er ihr näher kommt als die Scholastiker. **Und ich citiere Augustin, als sei er gleicher Ansicht mit uns nur wegen der über ihn allgemein herrschenden Meinung, während er doch die Glaubensgerechtigkeit nicht genügend erklärt.** Glaube mir, C. B., die Streitfrage über die Gerechtigkeit des Glaubens ist schwer und dunkel. Dann jedoch wirst du sie recht erfassen, wenn du von dem Gesetz und der Einbildung Augustins über die Erfüllung des Gesetzes dein Auge völlig abwendest." „Ich habe versucht, sie (die rechte Ansicht von der Rechtfertigung) in der Apologie auseinader zu setzen, aber dort ist wegen der Verläumdungen der Gegner nicht so zu reden, wie jetzt mit dir, ob-

gleich ich im wesentlichen dasselbe sage." „Wenn du deine Gedanken abziehst von der Einbildung Augustins, so wirst du das Wesen der Sache erkennen." Dann folgt noch das Geständnis, „das Volk überhaupt könne diese Lehre nicht verstehen, da sie nur in den Kämpfen des Gewissens verstanden werden könne; es müsse die Predigt des Gesetzes und der Buße haben. (Corp. Reform. II, 502.) Die unterstrichenen Stellen liefern den Beweis, daß Melanchthon ganz genau weiß, daß Augustin nicht ein Vertreter der neuen Rechtfertigungstheorie ist. Dort aber citiert er ihn im vollen Bewußtsein solcher Unwahrheit als solchen, aus Zweckmäßigkeitsgründen. Also auch hier wieder begegnet uns Lug und Trug, der Grundsatz: der Zweck heiligt die Mittel.

Unehrlich ist ferner, daß Melanchthon in der Confession sowol als später in der Apologie „den katholischen Theologen Dogmen und Behauptungen zur Last legt, an welche nie ein Theologe gedacht, von welchen alle das Gegenteil gelehrt hatten." (Döllinger, Reformat. III, 280.) Dabei ließ er sich durch die bestimmteste Erklärung der Confutatoren (Verfasser der Entgegnung der Confession) nicht abhalten, die in der Confession zuerst erhobenen Beschuldigungen in der Apologie zu wiederholen und weiter auszuspinnen. Vergebens erklärten die katholischen Theologen in der Confutation (Art. 4.): Es sei nur von solchen Werken die Rede, die durch die Gnade Gottes geschähen; niemand vermöge etwas ohne die Gnade, alle unsere Tauglichkeit sei von Gott, niemand komme zum Sohne, er werde denn vom Vater gezogen; kein Mensch könne aus eigenen Kräften das ewige Leben verdienen, unsere Werke hätten an und für sich gar kein Verdienst, sondern nur insofern sie durch göttlichen Beistand gewirkt seien, würden sie durch die Gnade des ewigen Lebens würdig."*)

„Vergeblich versicherten sie (Art. 5), daß sie dem durch die Liebe wirkenden Glauben alles zuschrieben, daß unsere Werke nichts seien, und ihr Verdienst nur in Kraft des Verdienstes und Leidens Christi hätten, daß alle Werke, daß Orden u. s. w., nur sofern sie im Glauben geschähen, verdienstlich seien. Alles dies ließ Melanchthon völlig unberücksichtigt, er blieb dabei: sie seien grobe Pelagianer, sie lehrten, daß man durch seine guten Werke die Sündenvergebung von Gott verdienen müsse u. s. w. Von dem letztern Punkte, daß die Vergebung der Sünden durch die Werke des Menschen nicht verdient werden könne, redete er besonders als von einer bisher verschütteten Lehre, die jetzt erst wieder entdeckt und an's Tageslicht gezogen worden sei, obgleich dies schon längst in der ganzen Welt gelehrt worden war." (Döllinger a. a. O. 281.)

*) Es ist das heute noch ebenso: Hält man den Protestanten die wahre katholische Lehre entgegen, so heißt es: Das ist nicht wahr, das ist nicht katholische Lehre, das ist deine Auffassung derselben, oder: Das geben sie Dir zu, um Dich zu fangen; wenn Du erst hinter die Coulissen sehen kannst, wirst Du es schon gewahr werden. Falschheit ist der Typus des Katholicismus u. s. w.

In einem Briefe des Brenz vom 11. September an Ifenmann findet sich eine Stelle, die Melanchthons Ehrlichkeit überhaupt in ein sehr bedenkliches Licht stellen muß. „**Es ist nicht zu fürchten,** daß die Gegner unsere Vermittlungs-Vorschläge annehmen werden. Betrachtet man nämlich die Sache genau, **so haben wir solche Propositionen gemacht, daß es den Anschein hat, als machten wir Zugeständnisse, während wir in Wirklichkeit ganz und gar nichts zugestehen,** und das sehen sie auch selbst wol ein.“ (C. Ref. II, 362.) Von den Unterschreibern der Confession gilt dies, ich glaube aber Melanchthon von dieser Hinterlist in Betreff der schon mehrfach bezeichneten Punkte freisprechen zu müssen, obgleich zuzugeben ist, daß er hinsichtlich Augustins offenbar die absichtliche Unwahrheit sagt. Daß er in der Apologie Sophistik getrieben hat, gesteht er selbst ein. Anfangs hatte er den katholischen Theologen das Zugeständnis gemacht, daß sie auch den Glauben und nicht blos die Werke als Mittel der Rechtfertigung annähmen. (Docent, nos non tantum operibus justificari, sed conjungunt fidem et opera, et dicunt nos fide et operibus justificari: Quae doctrina tolerabilior est priore et plus afferre potest consolationis, quam vetus eorum doctrina.) Die auch hierin noch enthaltene Entstellung der katholischen Lehre wollen wir übergehen, es war immerhin ein Anfang, diese Art lügenhafter Verdrehungen zu verringern. Nach wenigen Monaten jedoch fand er wieder, daß es besser und zweckmäßiger sei, der katholischen Lehre eine abschreckendere Gestalt zu geben, daher ließ er in der Octav-Ausgabe von 1531 diese ganze Stelle weg und setzte statt derselben: „Gleichwol hören sie nicht auf die Lehre des Glaubens zu verdunkeln.“ (Etsi non desinunt obscurare doctrinam fidei.) Vergl. Döll. a. a. O. 282. Diese und andere „Sophistica“ mochten ihm später selbst das Gewissen beengen; er will sie vermindern: „Die Apologie klopfe ich aus und mache sie fast ganz neu, damit sie weniger Sophistik künftig enthalte“ (Corp. Ref. II, 832) schreibt er dem Mykonius 1535 und an Camerarius in demselben Jahre: „Nicht sowol jene Gefahren beängstigen mich, als vielmehr unsere Fehler. Denn wie großen Tadel, guter Gott, verdienen wir, daß wir uns keine Mühe geben, die zweifelnden Gewissen zu heilen und unsere Lehre rein, einfach und ohne Sophistik (pure, simpliciter καὶ ἄνευ σοφιστικῆς) zu explicieren. Dies ängstet mein Gemüt am meisten. Ich klopfe die Apologie aus und die Loci (ein dogmatisches Lehrbuch) und wünsche sicherlich einfach darzustellen die vornehmsten Lehrsätze, aber für eine so große Angelegenheit waren eine gewisse Vermengung und diplomatische Künste nötig.“ (sed ad rem tantam opus erat quadam communicatione καὶ ξυνομιλίαις; letzteres Wort wird eine Verhandlungsweise bezeichnen sollen, die beiden Parteien zugleich gefallen, oder doch die Gegenpartei dupieren will, um dadurch etwas zu erreichen.) Corp. Ref. II, 861.

Dieses Schillern und Wechseln in Melanchthons theologischen Deductionen, soweit es nicht bewußtes und gewolltes Verdrehen ist, ist sowol erklärlich als entschuldbar. Denn in Augsburg war er noch gar nicht im Stande, eine theologische Explication zu geben, einmal weil im protestantischen Lager über die Hauptlehre Luthers selbst noch Unklarheit herrschte, und zweitens, weil Melanchthon ebenfalls noch nicht über alles mit sich im Reinen war. In einem Briefe an Cordatus spricht er sich über den ersten Punkt aus: Es sei eine große Verschiedenheit in den einzelnen Bekenntnissen über die Rechtfertigung vorhanden gewesen (Corp. Ref. III, 344.) Der zweite Punkt wird ersichtlich daraus, daß Melanchthon in Augsburg einen Unterschied macht zwischen Sündenvergebung und Rechtfertigung und letztere mit der Erneuerung zusammenfaßt. Spätere luthersche Dogmatiker haben ihm daraus einen Vorwurf gemacht, daß die Begriffe Rechtfertigung und Erneuerung bei ihm durcheinander gemengt sind. Ich vermute aus dem oben citierten Briefe an Camerarius, daß er diese Vermengung absichtlich angebracht hat, daß seine Unklarheit aber darin besteht, daß er glaubte, man könne ein solches Princip wie das luthersche hinstellen und frei geben, ohne daß die Consequenzen gezogen zu werden brauchten, man könne also die luthersche Lehre von der Rechtfertigung mit ihren Prämissen festhalten und zugleich die bisherige Kirchenverfassung, während, wenn mit jener Lehre Ernst gemacht wird und die Consequenzen gezogen werden, nicht bloß jede kirchliche Autorität, sondern auch alle Sacramente hinfallen müssen. Das Territorial-System ist allerdings auch keine Consequenz der lutherschen Lehre, sondern ein diametraler Widerspruch gegen dieselbe, sofern es die Gewissensfreiheit und Selbständigkeit religiösen Denkens illusorisch macht. Man vergleiche das berühmte luthersche Visitations-Edict. Die Consequenz des lutherschen Prinzips macht die Einheit der Kirche unmöglich, indem der in demselben proclamierte Subjectivismus und die Aufrichtung der eigenen Infallibilität hinsichtlich der Schriftauslegung und Lehre das Resultat haben müssen, daß soviel Kirchen als Köpfe entstehen. Kommt eine Einigung dieser unzähligen Kopfkirchen und Kirchenköpfe zu Stande, so wird dieselbe immer eine unsichere und durch äußere Motive zusammengeführte und nur so lange vorhaltende sein, bis irgend ein Funken den lose zusammengefügten Werg entzündet, und die Asche zerstäubt.

Daß aber Melanchthon wenigstens in den Bestrebungen, die wir oben bezeichnet haben, es in Augsburg anfangs ehrlich meinte, bezeugen manche seiner brieflichen Äußerungen aus jener Zeit. Von der Partei der protestierenden Stände, an deren Spitze der „Antiochus" Philipp von Hessen stand, und die mit den Zwinglianern liebäugelte, sagte er, daß sie mit höchst rebellischen Plänen zur Unterdrückung des Kaisers umgingen (Corp. Ref. II, 104). Eine Vereinigung mit diesen sah er als ein Un-

glück an; seine Partei stehe der alten Kirche näher, während eine Verbindung mit jenen einen allgemeinen religiösen Wirrwarr hervorbringen müsse. (Corp. Ref. II, 382). Mit dem kaiserlichen Secretär Valdez knüpfte er vertrauliche Unterhandlungen an; ebenso mit dem Beichtvater des Kaisers, Pater Ägidius und mit mehreren Bischöfen. Am 6. Juli schreibt er sogar dem Cardinal Campeggio: „Wir haben kein Dogma, welches von der Lehre der römischen Kirche verschieden ist. Viele schon haben wir unterdrückt, weil sie sich bemühten, verderbliche Lehren zu verbreiten. Darüber gibt es öffentliche Zeugnisse. Auch sind wir bereit, der römischen Kirche zu gehorchen, wenn sie uns nach der Milde, die sie jederzeit allen Völkern bewiesen hat, einiges wenige, das wir selbst bei dem besten Willen nicht mehr ändern könnten, entweder übersieht oder nachläßt." Ja er geht soweit zu erklären: „Wir verehren die Autorität des römischen Pabsts und die ganze Kirchenverfassung, wenn nur der Pabst uns nicht verwirft." Deshalb hätten sie soviel Feindschaft zu erdulden, weil sie die Dogmen der römischen Kirche „mit der größten Standhaftigkeit" verteidigten. Es sei nur eine Verschiedenheit der Gebräuche, durch welche sie von jener getrennt würden. Ähnlich äußert er sich in einem Briefe an den Secretär des Cardinals, in welchem er proponiert, daß ihnen die beiderlei Gestalt des Sacraments, Priester- und Mönchsehe gestattet werde, sie aber die Jurisdiction der Bischöfe anerkennen wollten. (Corp. Ref. II, 168 ff. und 172 ff.) Melanchthon conferierte sogar persönlich mit dem Cardinal am 8. Juli, bei welcher Gelegenheit dieser ihm Hoffnung machte, daß die Kirche jene beiden Zugeständnisse den Protestanten machen werde. (Corp. Ref. II, 174.)

Ende Juli folgte eine zweite Unterredung und weitere Verhandlungen, deren Endresultat war, daß der Cardinal Melanchthons völlige Abhängigkeit von den Fürsten erkennen mußte. (Cämmer. Monum. vaticana 53). Doch schreibt dieser (Melanchthon) noch im August: „Ich kümmere mich nicht um das Geschrei des großen Haufens. Ich will den Friden, ich will die Rücksicht auf die Nachwelt. Wenn durch meine Vorschläge die kirchliche Eintracht der deutschen Stämme wieder hergestellt werden könnte, so wäre für uns wohl gesorgt. Was für ein Zustand aber steht unsern Nachkommen bevor, wenn die Jurisdiction der Bischöfe vernichtet ist? Die Weltlichen kümmern sich darum nicht. Dehalb müssen wir auf irgend eine Weise uns mit den Bischöfen vergleichen, damit nicht die Anklage des Schisma für immer auf uns bleibe. Es sei wie es wolle, die Bischöfe sitzen auf ihrem Stuhle. Diesen will ich nicht zerstören, wenn ich ihn erhalten kann." (Corp. Ref. II, 302 ff.) Während Luther den klaren Blick in der kleinlichen Genüge, die er in der Stellung eines Ober-Consistorialrats oder Oberkirchenrats eines Duodezlandespäpstleins empfinden mochte, gänzlich verloren zu haben scheint, sieht Melanchthon die Gefahren

klar voraus, die nicht den protestantischen Theologen, sondern dem ganzen neuen Kirchentum von der fürstlichen Willkür und Staatsomnipotenz bevorstanden. In einem Briefe vom 11. September verteidigt er sein Entgegenkommen zur Widerherstellung der bischöflichen Kirchenregierung: „Du weißt nicht, unter welchem Drucke rechtschaffene Prediger unter den Amtsleuten der Fürsten seufzen. Keinem rechtschaffenen Manne kann es gerathen erscheinen, daß das kirchliche Amt abhängig ist von dem Hofe.“ (Corp. Ref. II, 362.) Nicht weniger gefährlich als die Willkür der Fürsten war die der städtischen Magistrate. Das mußte er gewahr werden an den Abgeordneten derselben, namentlich Nürnbergs. In einem Briefe an Luther beklagt er sich über den Haß und spricht rückhaltlos seine Erfahrungen aus, nämlich, daß es dort in Augsburg den weltlichen Ständen protestantischerseits gar nicht um die Wahrheit und Religion, sondern einzig und allein um ihre Herrschaft, um ihre Souveränetätsgelüste, um Vernichtung der bischöflichen Jurisdiction zu thun war. „Ihr glaubt gar nicht, wie verhaßt ich den Nürnbergern, und ich weiß nicht, wie vielen andern noch bin, weil den Bischöfen die Jurisdiction wieder (von mir) zugestanden wird. So streiten die Unsern nur für ihre Herrschaft, nicht für das Evangelium. Ein Freund schrieb neulich, wenn ich mit noch so viel Geld vom Pabste bestochen wäre, so könnte man eine beßre Weise, des Pabst Herrschaft wieder aufzurichten nicht erdenken, als die von uns befolgte. Ich habe keine Glaubensartikel fallen lassen oder verleugnet: nur wegen des Weltlichen sind sie so erbost, während es doch gar unsers Amts nicht ist, dasselbe den Bischöfen zu entreißen.“ Über die Stadtmagistrate klagte er dem Camerarius: „Diese vor allen hassen das Regiment der Bischöfe: um die Religion kümmern sie sich gar nicht; für sie handelt es sich lediglich um dies Kirchenregiment und darum, von den Bischofen los zu sein.“ (Corp. Ref. II, 328 und obiger Brief ibid. 336.) Dazu kam die Einsicht, daß die von dem „Antiochus“ von Hessen aus politischen Gründen betriebene Vereinigung mit den Zwinglianern der Schweiz und Oberdeutschland nur zu noch größerem Übergewicht revolutionärer Bestrebungen führen müsse. Schon am 10. April wünscht Melanchthon, daß der Friede hergestellt und ihnen wieder Muße für die Studien ermöglicht werde. In den Reichstagsgeschäften werde er von Traurigkeit und Sorgen aufgerieben. „Niemand glaubt, daß der Antiochus zum Reichstage kommen werde. Es steht fest, daß er mit dem größten Eifer zum Kriege rüstet.“ (Vergl. die Belege in dem trefflichen Quellenwerke „die Reunionsbestrebungen“ von Pastor S. 38.) Selbst der sonst unehrliche Brenz haßt den Landgrafen und schreibt am 11. Juni: „Der Satan droht uns großes Verderben, nicht durch die Anhänger des Kaisers, sondern durch diejenigen des Antiochus.“ „Wunderbar sind die Ränke dieses Menschen. Wir fürchten, daß er tötliches Verderben sinnt.“ (Corp.

Ref. II, 92.) Die Zwinglischen gewännen dadurch immer mehr Einfluß und Anhang und nähmen „an Geld und Leuten“ zu, daß sie die Bistümer austeilen. Dazu komme, daß die landgräfliche Partei mit fremden Nationen sich verbände. Aus ihren Praktiken, in denen „wenig Geduld, Liebe und Gehorsam“ zu spüren sei, werde „eine schreckliche Zerrüttung der Kirchen und aller Regiment“ folgen. Darum müssen die Lutherschen sich um so mehr den Katholiken zuneigen, schreibt Melanchthon am 4. September an Luther, als die Fürsten und Magistrate zu den Schweizern sich hinwendeten. (Corp. Ref. II, 340.) Noch im August, als schon die anfangs zum Frieden geneigt erscheinende Haltung der protestantischen Stände sich als bloße Maske entpuppt und ihre wahre Absicht offenbar geworden war, äußert Melanchthon sich in einem Gutachten über den kirchlichen Frieden: „Ich wollte, daß die Fürsten willigten, was der Kaiser vorhält, oder doch sich vernehmen ließen, dem Kaiser nicht zu wehren, Execution zu thun. Denn was wollen doch die Fürsten mit diesen Sachen zu thun haben, deren sie sich gar nicht annehmen, und gilt ihnen eins so viel als das andere. Auch gedenken sie nichts darob zu leiden, sondern sich mit Gewalt aufzuhalten, das doch viel ärger ist, denn dem Kaiser zu weichen.“ (Corp. Ref. II, 268 ff.) Erst Ende August schlägt Melanchthons Haltung gänzlich um.

Worin hat das seinen Grund? In aller Kürze müssen wir die Augsburger Verhandlungen nach Erscheinung der katholischen Widerlegung der Augsburger Confession an uns vorübergehen lassen. Die anfangs zur Schau getragene versöhnliche Stimmung der protestantischen Stände war Ende Juli plötzlich aus, wahrscheinlich in Folge eines Briefes, den Luther nach Augsburg damals schickte, um dieser Stimmung ein Ende zu machen. Luthers Einwirkungen auf die Verhandlungen werde ich besser für sich behandeln.

Die Fürsten, der Landgraf voran, traten herausfordernd auf. Obgleich sie ohne kaiserlichen Urlaub den Reichstag nicht verlassen durften, rüsteten sie zum „Heimreiten.“ Doch gelang es einigen der katholischen Fürsten, am 6. August die Wahl eines Ausschusses von 16 Mitgliedern zu Stande zu bringen, der den religiösen Zwist beilegen sollte. Am Abend desselben Tages verließ der Landgraf heimlich und ohne Erlaubnis des Kaisers die Stadt, also gerade im entscheidenden Momente und machte dadurch, soviel an ihm lag, jede Einigung unmöglich. Am folgenden Tage beschwerte sich der Kaiser über diese eben so feige als boshafte Schändlichkeit jenes „Antiochus“ und sprach die Vermutung aus, daß der rebellische Fürst es auf Zerreißung des Reichstags abgesehen habe. Die protestierenden Stände suchten sich des Verdachts der Mitwissenschaft zu entledigen. Melanchthon sah seinen Argwohn gegen die Redlichkeit des Antiochus bestätigt. Sogar Luther erschrak, als er davon hörte. Es wird durch diese That des Land-

grafen außer allen Zweifel gestellt, daß er von vornherein die feste Absicht hatte, es nicht zu einem Ausgleiche mit den Katholiken kommen zu lassen. Das wirft ein Licht auf die Heuchelei und Unehrlichkeit der ganzen Partei. Der Markgraf war schon früher fortgeritten, und der Kurfürst hatte denselben Plan gefaßt, offenbar im Einverständnis mit jenem. Auch die Theologen mit Ausnahme Melanchthons waren ebenso gesinnt. Doch gelang es noch einmal, die Verhandlungen in Gang zu bringen. Auf Vorschlag der Protestierenden ernannte der ersterwählte Ausschuß einen zweiten von 14 Mitgliedern. Am 16. August begannen die Verhandlungen desselben auf Grund der Augsburger Confession. Abermals ließen die Protestanten den Zusatz „allein" fallen. Die katholischen Theologen durchschauten die Unehrlichkeit der protestantischen nicht, sie erkannten wieder nicht, daß diese zwar dieselben Worte in ihren Definitionen brauchten, die in der katholischen Theologie üblich waren, aber diesen Worten mit Bewußtsein einen ganz anderen Sinn unterlegten. (Dasselbe perfide Manöver gebrauchten später die Calvinisten gegenüber den Lutherschen; diese wurden mit derselben Sünde bestraft, welche sie den Katholiken gegenüber begangen hatten.) Noch ärger war die Täuschung hinsichtlich des eigentlichen Kernpunktes: Auch bei dieser Verhandlung wurde derselbe, nämlich die Frage wegen der bischöflichen Jurisdiction, den Katholiken verhüllt durch Melanchthons Bemühungen, dieselbe für die abgefallenen Districte wiederherzustellen. Am 21. August wurden die Verhandlungen geschlossen mit dem Resultate, daß man sich über das Meßopfer und die demnächstige endgültige Entscheidung hinsichtlich der Priesterehe nicht einigen konnte. Melanchthon stellte dann für Luthers Oberpapst, den bornierten und jeden Ausgleich perhorrescierenden Kurfürsten von Sachsen, die unvergleichlichen Artikel zusammen. Dieser gab am 22. August die öffentliche Erklärung ab, daß er sie festhalten wolle. Doch noch einmal gelang es der Versöhnlichkeit des Kaisers, einen engern Ausschuß zu Stande zu bringen, der aus Melanchthon, Brück, Heller, Hagen, Vehe und Eck bestand. Ende August löste derselbe sich schon wieder auf, denn Melanchthon hatte den bestimmten Befehl empfangen, nichts weiter zuzugestehen, namentlich nicht in Betreff der bischöflichen Jurisdiction. „Aber dem Philipp Melanchthon," berichtet Aurifaber (vergl. Pastor, 49) „war eingeknüpft, nichts weiter zuzugestehen. Denn früher hatten die Sachsen (Melanchthon) hinsichtlich der Kirchengewalt und Jurisdiction der Bischöfe zuviel eingeräumt. Aber weder die Landgräfler, noch die Lüneburger, noch die Nürnberger waren damit einverstanden." Am wenigsten war mit einer Einigung einverstanden Luther; der bot seinen ganzen Einfluß dagegen auf, wie wir sehen werden; vorher müsse der Papst sein ganzes Papsttum niederlegen, ohne das sei eine Einigung nicht möglich. Das war Luthers Stellung, um sie vorläufig kurz zu bezeichnen. Bei der unbändigen, alles Maß über-

schreitenden Hoffart und Herrschsucht dieses Mannes ist diese Stellung ganz natürlich. Ist mir die mit Luther getriebene Idololatrie von jeher widerlich gewesen, so hat neben seiner Unwahrhaftigkeit und seiner weiter unten zu betrachtenden Stellung zur Ehe und zum sechsten Gebot nichts so sehr dazu beigetragen, die Verehrung, die ich vor seinem persönlichen Charakter früher immer gehabt habe, zu vernichten, als diese maßlose Eitelkeit und Herrschsucht. Denn diese ist ein wesentlicher Factor gewesen bei der überaus traurigen Erscheinung, daß alle Bemühungen des edlen Kaisers, alle Nachgiebigkeit und Milde des päpstlichen Legaten, alles Entgegenkommen der katholischen Stände vergeblich blieben, und Deutschland zerrissen und zu „einem zwiefachen Böhmen“ gemacht wurde von den lediglich von niedrigster Hab- und Herrschsucht beherrschten protestantischen Ständen. Es ist ganz der Sinn Luthers, wenn der hessische Landgraf und ihm nach die andern, zuletzt auch Melanchthon in jedem Entgegenkommen der Katholiken nur „Arglist und Betrug“ sahen. Bei Luther selbst haben wir diese niedrige Denkungsart bereits kennen gelernt. Wie bei ihm, so war auch bei den lutherschen Ständen der Grund derselben ihre eigene Gesinnung, welche sie den Gegnern imputierten. Diese Denkungsart hat sich fortgeerbt: Katholik und arglistiger perfider Charakter sind in der Vorstellung namentlich des sogen. gläubigen und conservativen Prosfestantismus, so viel ich ihn habe kennen gelernt, mit wenigen Ausnahmen, so ziemlich homogene Begriffe. Man gibt sich gar nicht die Mühe, den Katholicismus gründlich zu studieren, man will gar nicht aus den mit der Muttermilch eingesogenen Vorurteilen herauskommen; einer schwört's dem andern nach, was einmal ein Mitglied eines Kirchenregiments einem blutjungen Pfarrcollaborator als Verhaltungsmaßregel den Katholiken gegenüber mitgab: „Sie können immer voraussetzen, daß es den Katholiken niemals ehrlich um die Wahrheit zu thun ist, daß es sich nur um Herrschaft der Hierarchie bei ihnen handelt.“ Oder wie es der Volksmund ausdrückt: ich habe es hundertmal gehört: „alle Katholiken sind falsch“; „sie sind der Auswurf und die schlechtesten Menschen.“ Ich muß gestehen, es hat mich, lange bevor ich daran dachte, katholisch zu werden, oft mit innerlichem Schmerz erfüllt, wenn ich dergleichen hörte, und hat nicht wenig dazu beigetragen, mich anzuregen, diesen verläumdeten und wenig gekannten „Auswurf“ näher kennen zu lernen. Ich darf wol hinzufügen, daß ich meine Augen suchte immer offen zu haben und mir Mühe gegeben habe, das Luthertum und den protestantischen Conservatismus zu beobachten: nach allem, was ich beobachtet, habe ich den Eindruck empfangen — ich wünschte, er wäre unrichtig —, daß ich ein ehrliches Zusammengehen des protestantischen Conservatismus mit den Katholiken gegenüber der Staatsomnipotenz so lange bezweifeln muß, bis Thaten das Gegenteil beweisen. Im großen und ganzen steht derselbe immer auf Seiten der Staatsomni-

potenz, wo er glaubt, der katholischen Kirche einen Schlag versetzen zu können. „Rom“ ist ihm stets der Erzfeind; der Katholicismus, so sprach sich sogar ein Rocholl bei Beurteilung der anonymen Broschüre: Ich werde katholisch, aus, ist ein alles freie Leben und alle freie Entwickelung der Völker erstickendes System. Nicht sowol die Lehre, als das System ist mir oft genug als der eigentliche Punkt, der ein Zusammengehen unmöglich mache, entgegengehalten worden. Es ist das der Geist, der in Augsburg schon die Einigung und den Frieden vereitelt hat. Daher kann ich den „Culturkampf“ nur ansehen als die folgerichtige Fortpflanzung des protestantischen Prinzips, und als tötlichen Kampf des Systems des Territorialismus gegen die Katholicität; und als sein Ziel: Vernichtung der katholischen Kirche, die dadurch erreicht werden soll, daß man das Aussterben des Clerus herbeiführt. Der von Friedrich II. adoptierte voltärische Grundsatz: encrasez l'infâme entspricht durchaus dem in Speyer 1529 erhobenen Protest gegen die Duldung der katholischen Kirche im Bereich der protestierenden Stände, sowie der in Augsburg 1530 beobachteten Handlungsweise derselben. Daß dieser Grundsatz innere Berechtigung hat, wenn die Voraussetzung richtig ist, daß nämlich der Papst der Antichrist und die katholische Kirche die babylonische H . . e ist, das kann ich nicht leugnen. Weil ich aber durch das Studium der Geschichte des Protestantismus zu der Überzeugung gekommen bin, daß jene Voraussetzung falsch ist, daß vielmehr in dem System des Territorial-Kirchentums eine antichristliche Wurzel steckt, aus welcher der Antichrist schließlich hervorgehen wird, sobald ein protestantisches Weltreich, ich kann auch sagen, ein von der Loge beherrschtes Weltreich zu Stande gekommen sein wird, deshalb konnte ich jenem System nicht mehr dienen.

Um nicht misverstanden zu werden, muß ich hinzufügen, daß ich, indem ich diese Überzeugung hinsichtlich des Territorial-Systems ausspreche, weit davon entfernt bin, leugnen zu wollen, daß es unter den Protestanten gläubige fromme Herzen giebt. So viele derselben vorhanden sind, die achte und ehre ich hoch und liebe sie als Brüder in Christo, als solche, die an denselben HErrn glauben, und zähle sie zu denen, welche durch ihre Taufe und ihren Glauben an den Sohn Gottes in verborgener Weise Glieder der einen heiligen katholischen Kirche sind, obgleich sie die sichtbare Gestalt derselben perhorrescieren. Da ich selbst in den Vorurteilen gegen dieselbe gesteckt habe und aus eigener Erfahrung weiß, daß es gilt, namentlich für protestantische Geistliche, einen solchen Berg innerer und äußerer Schwierigkeiten zu überwinden, daß das ohne eine besondere Gnadenerweisung unmöglich ist, so urteile ich über keinen ab, der in ehrlichem Glauben, das beste zu haben, bleibt, was er ist. Aber aufs tiefste beklage ich und erschrecke vor der Furchtbarkeit des lutherschen Geistes, der so viele edle Herzen gefangen hält in unberechtigten Vorurteilen und in einem

System, das nach meiner innersten Überzeugung nicht christlich, sondern antichristlich ist und nicht durch das Blut leidender Märtyrer, wie die katholische Kirche, sondern durch Aufruhr und Religionskriege, durch Perfidien, Verrat, Lüge und Betrug sich durchgesetzt hat.

Nachdem alle Versuche zum Frieden an der selbstsüchtigen Politik der protestantischen Stände und dem Hasse Luthers gegen alles, was Kirche und kirchliche Autorität heißt, gescheitert waren, ließ der Kaiser den bekannten Reichstags-Abschied verkünden, den Melanchthon, obschon von Luthers Hasse angesteckt, dennoch „äußerst gemäßigt" nennt und schreibt: „Der Kaiser hatte ein äußerst gemäßigtes Urteil verkündet . . . aber jene Bukranitzer haben einzig und allein verhindert, daß Fride wurde, nachdem die Gegner billige Bedingungen vorgeschlagen hatten." (Corp. Ref. II, 389.) Bukranitzer habe ich das βουκρανίζοντες ἐκεῖνοι übersetzt; diese Lesart ist eine jener Camerarischen Verfälschungen. Im Original der Chigischen Bibliothek sind die Worte, welche Camerarius durch diese Verfälschung ersetzt, durch dieselbe unleserlich gemacht worden, scheinen aber bestimmte Personen zu nennen. (Sitzungsbericht der historischen Classe der Münchener Akademie, 1876, S. 503.)

In dem Reichstags-Abschiede wird die Augsburgische Confession aus der heiligen Schrift widerlegt und abgewiesen, den neugläubigen Ständen bis zum 15. April des nächsten Jahres Frist gegeben, um sich zu bereden, ob sie sich der nichtverglichenen Artikel wegen mit der christlichen Kirche, Papst und Kaiser vereinigen wollten; ihnen verboten, neue Druckschriften über die Religions-Angelegenheit auszugeben, jemand zu ihrer Secte zu zwingen, die Geistlichen am Messelesen und Beichthören zu verhindern; sie aufgefordert, gegen die Wiedertäufer und Sacramentierer dem Kaiser Hülfe zu leisten. Wir sehen, wie Recht Melanchthon hat, wenn er diesen Reichstags-Abschied ein äußerst mildes Urteil nennt. Um so mehr muß ich dem beipflichten, wenn ich die perfide und egoistische Widerhaarigkeit und Unbotmäßigkeit der Fürsten, Fürstlein und Städteboten erwäge, mit welcher sie die Geduld des Kaisers auf die Probe stellten, und wenn ich die hochverräterischen Pläne und Umtriebe in Betracht ziehe, mit denen sie hinter dem Rücken des Kaisers gegen diesen Halt suchten in der Verbindung mit „fremder Nation", wie Melanchthon sich ausdrückt.

Um das Pamphlet des Hauptagitators, welches er alsbald nach Schluß des Reichstags losließ, und in dem er in der Weise eines theologischen Garibaldi Aufruhr predigte, richtig würdigen zu können, wollen wir zuerst das Urteil Melanchthons über den Kaiser hören.

Die protestantische Geschichtsfabrication hat sich nämlich in Beurteilung dieses deutschen Kaisers nicht an die deutschen Quellen, nicht an Melanchthons Urteil gehalten, sondern vermöge ihres bekannten Patriotismus die französischen dem Kaiser feindlichen Behauptungen einfach nachgeschrieben.

Franz, der französische König, war bekanntlich schon bei der Kaiserwahl der Gegner Karls V. gewesen und hatte es sich Geld genug kosten lassen, um insbesondere durch die hohenzollernschen Reichsfürsten, den Erzbischof von Mainz und den Kurfürsten Joachim von Brandenburg, die Kaiserkrone zu erlangen. Diese hatten ein förmliches Feilschgeschäft mit ihren Wahlstimmen zu treiben für vereinbar gehalten mit ihrer reichsfürstlichen Stellung und Ehre. Die Hofhistoriographen dieses feindseligen Nebenbuhlers und spätern Feindes sind eine Hauptquelle gewesen für die mit ihrem Deutschtum oft prahlenden protestantischen Geschichtsmacher, um daraus ein Bild des deutschen Kaisers zu entwerfen, wie es für ihre Zwecke paßt. Von allen anderen hebe ich Ranke hervor, den preußischen Hofhistoriographen, der den Kaiser, eben nach jenen französischen Quellen, „habgierig, unversöhnlich, schonungslos“ zu nennen beliebt. In dasselbe Horn bläst Maurenbrecher, der sich gemüssigt gefunden hat, eine eigene Monographie über Karl V. und die deutschen Protestanten zu veröffentlichen, worin er Folgendes leistet: „Die Heftigkeit seiner Natur konnte sich zu furchtbarer Höhe steigern. Leidenschaftlich schimpfend und tobend fuhr er oft seine Gegner an, und dabei war er eigensinnig und hielt zäh an dem einmal ergriffenen Gedanken fest. Eine empfangene Beleidigung vermochte er nicht zu vergessen, seine Rachsucht war von nachhaltiger Dauer.“ So und ähnlich ist das Bild, das uns von Karl V. entworfen wurde. Ich erinnere mich außer dieser Verzerrung noch eine andere gefunden zu haben, nämlich die Andichtung einer gewissen Borniertheit, die als Folge „pfäffischer Erziehung“ dargestellt wurde, durch welche er verhindert worden sei, die Höhe seiner Zeit zu begreifen. Hätte er dies vermocht, so lehrte man uns, dann würde er die gute Gelegenheit ergriffen, dem Papstgreuel ein Ende gemacht und ein luthersches, der Zeit gemäßes, Kaisertum gestiftet haben. Der Gedanke ist nicht neu, schon der Erzagitator Luther hat ihn nahe gelegt in seinen Brandschriften, um womöglich den Kaiser zu ködern. Was die kaiserliche Politik betrifft, so hat Herr Maurenbrecher trotz aller entgegenstehenden deutschen Quellen die ihn gewiß mit patriotischem Stolze erfüllende Entdeckung gemacht, daß ihre „Intentionen“ „ohne Zweifel“ ausgedrückt seien in dem Gutachten des Cardinals Campeggio, welches dem Kaiser anrät, die luthersche Revolution durch kaiserliche Obergewalt im Keime zu ersticken. Ich möchte in gewisser Hinsicht sagen, es es schade, daß ers ablehnte; vielleicht wären die nachherigen Aufstände und Kriege dann nicht eingetreten. Indes hat die Geißes Gottes, welche in der lutherschen und ähnlichen Revolutionen über Seine Kirche gekommen ist, dieser selbst zu einer heilsamen Reinigung und zu einer Niederlage dienen müssen, in der die ihr innewohnende göttliche Kraft der Erneuerung sich in bewunderswerter Weise bewährt hat. Wie den Phönix aus der Asche sehen wir sie aufsteigen und eine Mannigfaltigkeit der Gaben und Kräfte

entfalten in „innerer und äußerer Mission“, wie die protestantische Ausdrucksweise ist, daß ihr Bild, neben das des gleichzeitigen Protestantismus gestellt, einen wunderbaren Contrast bildet. Man stelle neben einander auf der einen Seite Namen, wie Vincenz von Paul, Ignaz Loyola, St. Theresia, Alfons von Liguori, Canisius, Carl Borromäus, Las Casas und auf der andern Seite: Flacius, Stankarus, Heßhuß, Andreä, Major und die ganze Reihe der übrigen theologischen Klopffechter und Raubritter, wie sie sich gegenseitig befehden und mit Schmutz bewerfen. Oder können Namen wie Calvin, Heinrich IV. von Frankreich, Knox, Elisabeth von England, Gustav Adolf, ein edles Gemüt erheben?

Doch fast hätte ich über diesem belehrenden Contrast den edlen Kaiser einen Augenblick aus den Augen verloren, dessen Bild uns Melanchthon, ein gewiß unparteiischer Zeuge, vorführen sollte. Es kommt zunächst sein Brief vom 31. Oktober 1530 in Betracht: „Wie der Dichter sagt: a Jove principium, so beginne ich mit dem Kaiser. Denn ich habe an diesem Reichstage nichts so Denkwürdiges kennen gelernt, als die Geschichte dieses Kaisers selbst. Ich zweifle nicht, daß auch bei Euch sein beständiges Glück zur großen Bewunderung gereicht, aber weit ruhmwürdiger und ehrenvoller für ihn ist, daß er bei so großen Erfolgen und während alles ihm nach Wunsche geht, eine solche Mäßigung an den Tag legt, daß weder ein Wort noch eine That auch nur im Geringsten als ungehörig bezeichnet werden durfte. Nenne mir aus der Geschichte einen König, einen Kaiser, den die Erfolge nicht verändert hätten. Bei diesem allein hat die Gunst des Geschicks es nicht vermocht, auf seine Haltung nachteilig einzuwirken. Keine Begierde, keine Andeutung von Hochmut oder Grausamkeit tritt je an ihm hervor. Denn damit ich von andern Dingen schweige, in dieser Religionssache selbst, in welcher die wunderbaren Künste ihn aufzuregen suchen, hat er uns bis jetzt freundlich angehört. Sein Privatleben ist voll von den ehrenhaftesten Beispielen der Enthaltsamkeit, der Selbstbeherrschung, der Mäßigkeit. Die häusliche Zucht, die einst bei den deutschen Fürsten so sehr strenge war, findet man jetzt nur noch in der Umgebung des Kaisers. Deshalb kann kein unehrenhafter Mensch sich in sein Vertrauen einschleichen. Als Freunde sieht er um sich nur hervorragende Männer, die er mit eigenem Urteile, gemäß ihrer Tugend, auswählt. Und wie einst der Kaiser Alexander sich nur an dem Umgange mit dem Juristen Ulpian erfreut haben soll, so höre ich, daß mit unserm Kaiser der Kanzler Mercurinus seit Lebenszeit der Vertrauteste sei. Diesen preisen alle als einen vorzüglichen und weisen Mann, gleich einem andern Ulpian. Aus diesem Umstande, daß ein jeder, an dessen Umgange sich der Kaiser erfreuen soll, so beschaffen sein muß, kannst Du Dir ein Urteil bilden über seine eigenen Neigungen und seinen Charakter. So oft ich darum den Kaiser erblickte, schien es mir, als sähe ich

einen jener alten berühmten Helden und Halbgötter, welche die Sage je dann und wann unter den Menschen weilen läßt. Was Horaz von Augustus schreibt: Nichts größeres noch besseres als ihn haben den Ländern das Geschick und die gütigen Götter geschenkt, noch werden je sie geben, auch wenn die Zeiten zurückkehrten zu dem alten Golde — das würde bei aller Anerkennung der Verdienste des Kaisers Augustus viel besser auf Karl V. passen. Mir gereicht diese meine Erinnerung an den Kaiser zur Freude; möge auch Dir meine Schilderung angenehm sein. Wen auch würde ein solcher Einklang der schönsten Tugenden, vor allen Dingen in einem solchen Fürsten, nicht entzücken". (Corp. Ref. II, 430 ff.)

Als Melanchthon 1558 die Nachricht von des Kaisers seligem Heimgang erhielt, verfaßte er eine Charakteristik desselben, um, was „in andern Historien ausgelassen ist", zur Steuer der Wahrheit der Öffentlichkeit zu übergeben. Mit „den andern Historien" meint er ohne Zweifel die des Protestanten Sleidan, der den Kaiser beschuldigt, er habe in Bologna die Ansicht des Papstes sich zu eigen gemacht und zu befolgen vorgehabt, ohne Concil, durch Waffengewalt die luthersche Revolution zu unterdrücken. Dem widerspricht Melanchthon in dieser Schrift auf das entschiedenste und beschließt dieselbe mit den Worten: „Es sind viel herrlicher Tugenden in ihm gewesen. Denn für sich selbst war er ein eingezogener mäßiger Herr. Im Regimente aber sind viele Anzeichen einer hohen großen Weisheit. Und daß er in der Regierung Gerechtigkeit und Gelindigkeit lieb gehabt und gebraucht, weiset seine ganze Historie aus." Corp. Ref. IX, 708 ff.)

Im übrigen erlaube ich mir zu verweisen auf die schon angezogenen Quellenstudien von Hofrat O. Klopp in den historisch-politischen Blättern. Band 60 und von Pastor.

Zehntes Kapitel.

Luthers Einfluß auf die Augsburger Verhandlungen.

Es erübrigt mir nun, das Verhalten Luthers zu den Augsburger Verhandlungen zu betrachten. Was uns hier interessieren dürfte aus seiner Schrift „An die Geistlichen, versammelt auf dem Reichstage zu Augsburg," nämlich sein scheinbares Entgegenkommen und seine großmütigen Vorschläge, den Bischöfen doch „etwas bischöflichs Amt" zu belassen, habe ich schon zur Sprache gebracht. Er schreibt über diese Schrift, während er dabei saß, an Melanchthon (29. April 1530): „Meine Rede an den Clerus schreitet fort: es wächst mir unter den Händen Stoff und Heftigkeit, so daß ich die meisten Landsknechte gänzlich mit Gewalt zurückzudrängen genötigt bin, welche ohne Abschied entlassen nicht aufhören zu lärmen." (De Wette IV, 10.) Diese Aeußerung bezeugt, daß er nur mit Mühe seine gewöhnliche Heftigkeit und Schmähsucht zurückhält bei Abfas-

sung dieser Schrift, aber keineswegs willens ist, sie für immer zu verabschieden. Ich werde kaum irren, wenn ich der Ansicht bin, daß Luthers bösartige Feindseligkeit gegen die bestehende Kirche ihn keinen Augenblick verlassen hat, daß alles scheinbare Entgegenkommen nicht ehrliche Friedensliebe, sondern diplomatische Berechnung zum Grunde hatte, indem er hoffte, in Augsburg werde die Speculation der neugläubigen Stände auf die Türkengefahr und die Bedrängnis des Kaisers durch dieselbe zu einer Anerkennung des neuen Kirchenwesens führen. Seine eigentliche Gesinnung dem Reichstage gegenüber tritt des öftern zu Tage; gleich in dem Anfang der oben berührten Schrift, wie wir bereits bemerkt haben. In einem Briefe vom 28. April an seine Tischgesellen, der von Koburg aus geschrieben sein wird, sieht er in dem Gekreisch und Durcheinander der Dohlenschwärme vor seinen Fenstern ein Bild des Reichstags, oder vielmehr „der Sophisten und Papisten mit ihrem Predigen und Schreiben" und wünscht ihnen „Glück und Heil, daß sie allzumal an einen Zaunstecken gespießet wären". (De Wette IV, 8.)

Bekannt ist sein Urteil über die Augsburgische Confession: „Die gefället mir wol und weiß nichts dran zu bessern noch ändern, wurde sich auch nicht schicken: Denn ich so sanft und leise nicht treten kann." (An den Kurfürsten Johann, 15. Mai 1530. De Wette IV, 17.) In demselben Briefe rät er, dem kaiserlichen Verbote des Predigens, welches übrigens beide Teile gleicherweise betraf, sich nicht zu widersetzen.

Am 20. Juni war der Reichstag eröffnet worden; am 24. Juni war die zweite allgemeine Sitzung vor dem Kaiser auf der Pfalz gewesen, in welcher der Cardinal Campeggio eine treffliche Rede gehalten hatte für die Beilegung des Zwiespalts, in welcher nach dem Zeugnisse des Jonas (in einem Briefe an Luther vom 25. Juni) gegen die Lutherschen kein bitteres oder feindseliges Wort vorgekommen war. Am Nachmittage des 25. Juni war in der Reichsversammlung die Augsburgische Confession vorgelesen worden. Ich bitte die Daten zu beachten. Verhandlungen hatten über die Sache selbst also noch nicht stattgefunden. Doch liegt vom 29. Juni schon ein Brief Luthers an Melanchthon vor, in welchem derselbe, wie De Wette überschreibt, „nichts mehr nachgegeben wissen will", obgleich er die Augsburgische Confession (die der Kurfürst in ihrem Entwurfe am 11. Mai an ihn abgeschickt) in ihrer letzten Redaktion (welche erst am 25. Juni den protestantischen Ständen zur Begutachtung bzw. Unterschrift vorgelegt wurde; Melanchthon änderte bekanntlich fortwährend) gar noch nicht hatte lesen und überdenken können. Daraus kann man die Gesinnung Luthers erkennen. Um Einigung und Frieden war es ihm nicht zu thun, sondern allein um Durchsetzen seiner Lehre oder vielmehr, und das ist der eigentliche Kernpunkt, um Durchsetzen des neuen Kirchentums. Jedoch ist anzuerkennen, daß dieser Brief

Luthers diplomatisch abgefaßt ist. „Eure Apologie (dies ist nicht die Confession noch die viel später verfaßte „Apologie" Melanchthons, sondern ein Schreiben Melanchthons, in welchem er die Grundzüge seines Verhaltens darlegt und anfragt, welche Concessionen er den Katholiken machen könne.) — Eure Apologie habe ich erhalten und bin erstaunt, was du eigentlich willst, wenn du fragst, was und wie weit den Papisten nachzugeben sei. Hinsichtlich des Kurfürsten ist's eine andere Frage, was er zugestehen könne, wenn etwa ihm Gefahr drohe. Was meine Person betrifft, so ist mehr als genug nachgegeben in jener Apologie; wenn sie dieselbe abweisen, so sehe ich nicht, was ich weiter nachgeben könnte, es sei denn, daß ich ihre Gründe und deutlichere Schriftstücke sehe, als ich bis jetzt gesehen habe. Ich beschäftige mich Tag und Nacht mit jener Sache, bedenke sie, erwäge von allen Seiten, disputiere und mustere die ganze Schrift, und es wächst mir eifrig (assidue) die volle Gewißheit (πληροφορια) selbst in jener Lehre und werde mehr und mehr bestärkt, daß ich mir (ob Gott will) um nichts mehr werd nehmen lassen, es gehe drüber, wie es wolle." „In deinem Briefe misfällt mir, daß du schreibst, ihr hättet euch in jener Sache nach meiner Autorität gerichtet. Ich will in jener Sache weder eure Autorität sein noch genannt werden; wenn das auch günstig ausgelegt werden könnte, so will ich doch dies Wort nicht. Wenn sie nicht zugleich und ebenso eure Sache ist, so will ich nicht, daß sie meine und euch auferlegte genannt werde. Selbst will ich handeln, wenn sie allein meine Sache ist." (Die Tendenz dieser Redeweise ist ersichtlich.) Dann eröffnet er dem Melanchthon, daß die Unbegreiflichkeit des künftigen Ausgangs der Sache ein Zeichen ihrer Göttlichkeit sei, weil der HErr in Nebel und Dunkel wohne, und des Glaubens Sache sei, sich an das Unsichtbare zu halten. „Halten wir Glauben, was wird Satan mit der ganzen Welt thun? Wenn wir keinen Glauben haben, warum trösten wir uns nicht wenigstens mit fremdem Glauben? Es gibt nämlich notwendig andere, die an unserer statt glauben, es sei denn, daß keine Kirche ferner in der Welt ist, und Christus aufgehört hat, mit uns zu sein vor dem Weltende. Wenn er nicht mit uns ist, ich beschwöre dich, wo ist er denn in der ganzen Welt? Wenn wir die Kirche oder ein Teil der Kirche nicht sind, wo ist die Kirche? Die Herzoge von Baiern, Ferdinand, der Papst, der Türke und ähnliche sind doch nicht die Kirche? Wenn wir das Wort Gottes nicht haben, wer ist's denn, der es habe? Wenn also Gott für uns ist, wer ist gegen uns? Sünder sind wir und undankbar, aber nicht deswegen wird jener ein Lügner sein. Und doch können wir in jener heiligen und göttlichen Sache nicht Sünder sein, wenn wir auch in unsern Wegen schlecht sind (man beachte, wie hier die Prädestinationslehre durchblickt und Sophistik treibt.) Aber du höre jene nicht" (nämlich jene Zweifel an der Richtigkeit und Göttlichkeit unserer

Sache.) Der Brief schließt mit der auch in andern sich findenden Äußerung, daß er gar zu gern selbst nach Augsburg käme. In einem Nachworte fügt er noch hinzu, er sei bereit, alles einzuräumen, wenn „nur das Evangelium allein uns freigelassen wird“, d. h. natürlich wie immer: seine Lehre. (De Wette IV, 53.) Was er unter der Freilassung derselben versteht, haben wir aus seiner Schrift „an die Geistlichen zu Augsburg“ vernommen: die Anerkennung seines Kirchenwesens seitens der Bischöfe, denen er zur Belohnung dafür ihre Einkünfte und etwas bischöfliches Amts, nämlich die Pfarrbesetzung mit Creaturen Luthers und die Ausübung des „bischöflichen Zwanges“ zur Unterstützung des lutherschen Kirchentums, großmütig überlassen will, mit einem Worte, die Etablirung einer, seinetwegen bischöflich verfaßten, vom Papste losgerissenen deutschen Territorial- und Nationalkirche unter staatlicher Omnipotenz. Es ist dabei aber nicht zu übersehen, daß er selbst sich anderswo dahin ausspricht, wenn nur seine Lehre frei gepredigt werde, so würden Messe, Bischöfe u. s. w. alle bisherige Ordnung von selbst fallen. (Siehe unten.)

Ähnlichen Inhalts ist ein Brief vom 30. Juni an Brenz. Wiederholt beschwert er sich darüber, daß ihm nicht genug Mitteilungen gemacht werden, und obgleich er nicht der Protestanten Autorität genannt werden will, so spricht er gar den Argwohn aus (an Spalatin, 30. Juni), daß man ihm etwas übeles verheimlichen wolle. (De Wette IV, 60.) Den Melanchthon beschuldigt er wiederholt, daß er sich von seiner Philosophie leiten lasse und daher an der Göttlichkeit und dem Erfolge der lutherschen Sache zweifle.

Während er auf der einen Seite seine Anhänger immer neu durch die behauptete Göttlichkeit seiner Sache zu ermutigen und zu fanatisieren sich bemüht, läßt er's auch nicht an einem Versuche fehlen, auf den Mainzer Erzbischof einzuwirken, dessen Blößen und Schwächen er schon mehr als einmal auszunutzen verstanden hatte. In dem Briefe vom 6. Juli (De Wette IV, 72) giebt er den Gedanken an Vereinigung über die Lehre auf, imputiert nach seiner Art wieder einmal den Katholiken die Schändlichkeit, daß sie wider besseres Wissen und Gewissen die von ihnen als wahr erkannte luthersche Lehre und Augsburgische Confession verwürfen, und sucht den Erzbischof zu schrecken mit Drohungen, wie wir sie aus seinem Munde gewohnt sind: Es werde den Katholiken gehen, wie Jerusalem, das die Apostel zwar gegeißelt und vertrieben habe, dafür aber zerstört worden sei. In seiner alles Maß überbietenden Hoffart und Überhebung geht er so weit, daß er den Katholiken die Abweisung seiner Lehre zur Sünde wider den heil. Geist macht: „Wollt Gott, E. K. F. G. konnt, oder wer es wäre, itzt auch ein Gamaliel sein, der solchen Rath des Frides den andern vorschlüge und sie beredete, ob vielleicht Gott Gnade verleihen wollte, daß sie von ihrem Toben ließen und nicht so halsstarrig wider

ihr Gewissen und wider Gott stritten. Es ist ja der beste Rath, den man in dieser Sache haben kann, und Lukas solch Exempel nicht umbsonst so fleißig hat wollen schreiben. So ist's ja gewißlich eine Sunde in den heil. Geist, die erkannte Wahrheit anfechten; und zwar wir hätten sonst Sunde gnug, durften nicht noch dazu die Sunde in den heil. Geist auch auf uns laden. Aber das hören und achten sie nicht, sie wollen fahren, da die Juden hingefahren sind. Doch ob vielleicht etliche zu erretten wären, daß die nicht mit ihnen führen, sondern den treuen Rath Gamalielis annähmen und folgeten, so thäten E. K. F. G. hiemit einen nicht geringen Gottesdienst. Lieber Gott, schadet doch solche Lehre euch nicht; hält sie doch Fride und lehret Fride (man erinnere sich an die Art, wie Luther seine Lehre unter das Volk zu bringen gesucht hatte: Durch Aufhetzung zur Vertreibung der Bischöfe und zum Umsturz aller bisherigen Ordnung, an seine „blutigen Briefe", an seine Verbindung mit der sickingenschen Revolutionspartei, so wird man das Heuchlerische dieser Rede verstehen), läßt euch bleiben, was ihr seid, lehret auch, daß man euch alles lassen und nichts nehmen solle (über diesen Punkt werden wir weiter unten Gelegenheit haben, Luthers wahre Meinung zu erkennen; das Behalten der geraubten Kirchengüter war eine der Hauptbestrebungen der Protestanten in Augsburg): das sollt doch alleine genugsam zum Fride bewegen, obs sonst die Wahrheit an ihr selbs nicht thät. Ja sie hilft wahrlich euch alle erhalten, und hats bisher gethan. Soll sie ja singen: Qui retribuebant mihi mala pro bonis, adversantur mihi: So ist's nicht fein und euch allen nicht gut, daß sie von euch Geistlichen singen und uber euch klagen muß." Wie kann man, frage ich, Achtung behalten vor einem Menschen, der in der aufreizendsten Weise gepredigt und geschrieben hat, der Gottes Gnade und ewigen Lohn verheißen hat allen, die an der gewaltthätigen Vertreibung der Bischöfe sich beteiligen würden, der aber zugleich, wo es in seinen Kram paßt, die Sache so umdreht, als hätten die Bischöfe nicht nur für ihre Erhaltung sich bei ihm zu bedanken, sondern als sei es sogar ein Gutes mit Bösem vergelten der Wahrheit gegenüber, wenn sie seine grundstürzende Predigt nicht annehmen! Und war es nicht im Grunde eine perfide Berechnung und Politik, wenn er thut, als verlange man lutherscherseits ja nur die Kleinigkeit: Freie Predigt „des Evangeliums", d. h. lutherscher Lehre, und wolle sonst alles beim Alten lassen, und anderswo haben wir ihn seine Hintergedanken ausplaudern hören: Werde nur erst „das Evangelium" frei gepredigt, so würde Messe, Bischof und bischöfliche Jurisdiction, das ganze alte Kirchenwesen von selbst nachfallen und zusammenstürzen? Mit der unschuldigsten, friedlichsten, freundlichsten Miene von der Welt fordert er die Bischöfe auf, selbst mit ihrem „bischöflichen Zwang" helfen, bei sich die Höllenmaschine einzusetzen, von welcher er hofft und vorhersagt, daß

sie das ganze Haus der alten Kirche mit samt ihren Insassen in die Luft sprengen wird.

„Will aber weder Fride noch Einigkeit folgen“, fährt er fort, „weder Gamaliels Rath, noch der Apostel und der Juden Exempel helfen: So laß fahren, was nicht bleiben will, und zürne, wers nicht lassen will; er wird Zorns und Unfrides darnach er ringet, ubrig gnug finden.“

Charakteristisch ist der letzte Teil dieses Briefes. „Denn daß der Pabst sich rühmet mit den Seinen in ein Zeddel so gedruckt ist, der Kaiser werde ihm alles wieder restituirn und ergänzen, das wird ihm feylen, das weiß ich wohl. Denn was wäre das anders, denn daß wir sollten alles widerrufen, was wir je gelehrt haben, auch diese itzige uberantwortete Bekenntnis, die ihr selbst müsset fur recht halten, und dagegen alle vorigen Lügen preisen, der ihr alle selbst viel bekennet, und alle das unschuldig Blut, das von eurem Teil vergossen ist, auf uns laden?“ Hierzu muß ich zweierlei anmerken. Erstlich geht aus diesen Worten ganz unzweideutig hervor, daß Luther das Territorial-Kirchentum um jeden Preis festhalten und die Losreißung der Gebiete der protestierenden Stände von der allgemeinen unter dem Stuhl Petri vereinigten Kirche zu einer bleibenden machen will, daß er also im diamentralen Gegensatze steht zur Tendenz der Augsburgischen Confession, obgleich er sie gebilligt hat. Zweitens, daß er das in den von ihm in erster Linie mit geschürten und veranlaßten Bürgerkriegen des Adels und darnach der Bauern vergossene Blut hier auf das Gewissen der Katholiken schieben und den Leonhard Kaiser und andere, die in diesen Aufruhren der weltlichen Gerechtigkeit in die Hände gefallen und hingerichtet waren, zu Märtyrern stempelt. Er scheint nicht zu wissen, wie viel Katholiken ihr Blut vergießen und Martertod leiden mußten von den Bauern, die Luthers Lehre auf ihre Fahne geschrieben, von Luthers Brandschriften aufgehetzt, von lutherschen Prädicanten fanatisiert waren. Später wird uns ein wahrhaft furchtbares Bekenntnis Luthers begegnen über das in jenen Aufruhren vergossene Blut, das uns einen Blick thun läßt in die Furchtbarkeit der Wirkungen seiner Prädestinationslehre.

„Ja lieber Pabst und Papisten“, heißt es weiter, „gebt uns vor widder Lenard Kaiser und alle die ihr unschuldiglich erwürgt habt, alle Selen, die ihr mit Lügen verführt habt, alles Geld und Gut das ihr mit Besch....rei geraubt habt, alle die Ehre die ihr Gott mit Lästern gestohlen habt: so wollen wir von der Restitution handeln. Es soll in eine Historien geschrieben werden, daß der Pabst und seine Papisten solch lästerlich Ding dar unverschampt und offentlich begehren als wären eitel Klötze im deutschen Land, und auf dem Reichstage eitel Affen, dazu alle Fürsten, die es mit treiben, daß sie bei unsern Nachkommen ein ewiger

Stank sein sollen, dafür man speien und göcken müsse. Aber der Teufel sucht damit ein anderes: wollt Gott, daß unsere Herren alle wohl darauf Acht hätten. Wir Deutschen hören nicht auf, dem Pabste und seinen Walen zu glauben, bis sie uns bringen, nicht in ein Schweißbad, sondern in ein Blutbad. Wenn deutsche Fürsten ineinanderfielen, daß möcht den Pabst, das Florenzische Früchtlin, fröhlich machen, daß er in die Faust lachen könnt und sagen: Da, ihr deutschen Bestien, wollt mich nicht zum Pabst haben, so habt das. O große Liebe und Treue hat er zum Kaiser, wie er sein beweiset für Pavia, da er wider den Kaiser zog. Deutschland hat er noch lieber, daß er den Kaiser aus Hispanien fordert (denn wer künnte solche Praktik merken), und darnach ohne Beisein der deutschen Fürsten krönet, nach Laut der Bullen. Ich bin kein Prophet, aber ich bitt euch Herren alle, sehet euch wohl fur und laßt euch ja nicht dünken, daß ihr mit Menschen handelt, wenn ihr mit Pabst und den Seinen handelt, sondern mit eitel Teufeln. Denn es sind auch eitel Teufelstücke dahinten, das weiß ich." Was hier wieder, wir haben es schon anderweitig uns gemerkt, charakteristisch hervortritt, ist der Versuch, das deutsche Nationalbewußtsein gegen die Katholicität der Kirche und den apostolischen Stuhl in Harnisch zu bringen. Der Mann, der nichts als Unfriede, Aufruhr, Blut und Brand über Deutschland gebracht, der in schamloser Weise, während Deutschland unter den Greueln des von ihm mit verursachten Bauernkrieges zitterte, sein Priestergelübde brechend, mit einer entlaufenen Nonne eine, das religiöse Gefühl ins Angesicht schlagende Civilhochzeit hielt und beim Wildpret und Wein sich bene that, der wider das durch ihn bethörte Volk wie gegen tolle Hunde, die man totschlagen müsse, wütete, dieser Mann wirft sich hier zum Anwalte des Landes und Volks auf, das ihm solches verdankte und schreibt zum Schlusse: „Ich kanns ja nicht lassen, ich muß auch sorgen für das arm, elend, verlassen, veracht, verraten und verkauft Deutschland, dem ich ja kein Arges, sondern alles gute gönne, als ich schuldig bin einem lieben Vaterlande." Ärger, meine ich, kann Vaterland und Vaterlandsliebe nicht verhöhnt werden.

Wie an die Theologen in Augsburg, so wendet Luther sich auch an seinen Kurfürsten, um unter der heuchlerischen Maske der Geneigtheit zum Frieden wirkliche Einigung zu hintertreiben und seinerseits alles zu thun, was die Fürsten in ihrem selbstsüchtigen Vorhaben bestärken konnte. Der Brief an den Kurfürsten vom 9. Juli ist daher von uns wol zu beachten. Die Peroration über das kaiserliche Verbot des Predigens übergehe ich und wende mich sofort zu den Ratschlägen, die der diplomatische Agitator seinem Fürsten giebt.

„So K. M. (Kaiserliche Majestät) würde begehren, daß man K. M. in dieser Sache Richter sein lassen, weil ihr K. M. nicht gedächt viel hierin zu disputirn: halt ich E. K. F. G. konnten darauf anzeigen, daß

K. M. Ausschreiben mit sich bringet, die Sachen gnädiglich zu verhoren. Wo aber das nicht sollt geschehen, wäre solch Ausschreiben ohne Not gewesen, hätten auch K. M. solch Richtern wohl in Hispanien thun mögen, und E. K. F. G. nicht dürfen mit solch schwerer Muhe und Unkost gen Augsburg fordern, und mügen auch andere Reichsständ desgleichen verschonen." — Um die diplomatische Schlauheit dieses Ratschlags zu würdigen, müssen wir uns erinnern, erstlich, daß der Reichstag vom Kaiser in erster Linie wegen des Türkenzuges berufen war, und erst in zweiter Linie zur Beilegung des religiösen Zwistes, zweitens, daß die protestierenden Stände bereits hinreichend verhört waren, indem ihnen gestattet war, ihre Confession verlesen zu lassen und sogar, ehe die Türkenangelegenheit geregelt war. Drittens, daß es ein grober Verstoß gegen den Respect vor dem Kaiser war, und zugleich eine Aufreizung der fürstlichen Souveränetätsgelüste, dem Kaiser sagen zu sollen, er hätte ebenso gut in Spanien bleiben mögen, und hätte die Stände zu den Unkosten des Reichstags nicht veranlassen dürfen, wenn er einfach Richter hätte sein wollen." Die Beleidigung der Kaiserlichen Majestät wird noch krasser in den folgenden Worten: „Denn wo nicht mehr sollt zu erlangen noch zu hoffen gewest sein, hätt solch Antwort K. M. Postbot wohl können ausrichten. Es würde aber K. M. und dem ganzen Reich ein großer Schimpf und vielleicht groß Ärgernis und Unrath bringen (man beachte diese versteckte Drohung bewaffneten Widerstands) wo K. M. unverhorter Sache schlecht zufahren und Richter sein wollte, und gar kein ander Antwort geben."

„Wo K. M. ja drauf wollten dringen, man sollt ihr K. M. schlecht hierinnen lassen Richter sein: Kann E. K. F. G. mit aller Freudigkeit sagen: „Ja, es soll K. M. hierin Richter sein, und E. K. F. G. wolle es alles annehmen und leiden, so fern und ausgenommen, daß seine K. M. nicht wieder helle Schrift oder Gottes Wort richte. Denn E. K. F. G. können den Kaiser nicht über Gott, noch sein Urteil wider Gottes Wort annehmen. Damit ist ja K. M. Ehre gnug erzeigt, weil nichts, denn allein Gott, der doch soll und muß über alles sein, werde seiner K. M. fürgezogen." Das ist sehr plausibel, daß der Kurfürst den Kaiser nicht über Gott und des Kaisers Urteil nicht über Gottes Wort setzen könne. Aber bei Lichte besehen, ist es eine ebenso heuchlerische als nichtssagende Phrase, mit welcher kein Justizgericht einen Verklagten, und kein königliches Consistorium einen neue Lehre vortragenden Pastor würde durchschlüpfen lassen. Denn wer soll denn entscheiden, was Gott oder Gottes Wort urteilt, wenn die höchste irdische oder geistliche Instanz nicht als letzte und entscheidende anerkannt wird? Wäre durch den Speyerer Reichstags-Abschied ein Rechtsboden geschaffen worden für das Territorial-Kirchentum, dann mußte Luther sich darauf berufen und hätte es sicherlich

auch gethan. Da dieser Rechtsboden nicht vorhanden war, so blieb im Reichstage der Kaiser zuvörderst letzte und entscheidende Instanz, bis etwa ein Concil die Sache vornahm. Die von Luther vorgebrachte Phrase der Berufung auf Gottes höhere Instanz heißt nichts anderes, als unbotmäßige Auflehnung gegen die höchste irdische Instanz und Aufrichtung der eigenen Partei zum höchsten und entscheidenden Ausleger des Wortes Gottes und damit Aufrichtung der eigenen Partei zum höchsten Richter in eigener Sache.

Weiter heißt es: „Ob sie wurden furwenden, man wollt hiermit K. M. schänden, als die man dafür ansehe, daß sie wider Gott zu thun geneigt; sondern sollt glauben, daß K. M. als ein christlicher Fürst nichts wurde zu entgegen dem göttlichen Wort schließen oder richten u. s. w. (wie sie mir zu Wormbs auch furhielten gleicher Weise, wie itzt E. K. F. G.): Darauf werden E. K. F. G. wohl wissen zu antworten, **nämlich, daß Gott hart verboten hat, auf Fürsten und Menschen zu vertrauen,** wie der 118. und 146. Psalm sagt: nolite confidere in Principibus (verlaßt euch nicht auf Fürsten). **Ja auch das erst Gebot Gottes leidet's nicht, da er sagt: Du sollst nicht ander Götter haben.** Auch ist ihrs eigen Mundes Wort recht, und sie sind christliche Fürsten, so können sie das nit baß beweisen, denn daß sie mit und nach Christus Wort urteiln und sprechen: Also spricht Christus u. s. w. Wo sie aber ohne Schrift urteilen, oder wollen, daß man sollt ihr Urteil ohne Schrift annehmen: So straft sie ihr eigen Mund, daß sie wollen christliche Fürsten ohn und außer Christo sein. Das ist ärger, denn ein Herr ohne Land, reich ohn Geld, gelehrt ohn Kunst sein. Aber es heißt: Insipientia ipsorum manifesta sit (ihre eigene Tollheit wird offenbar)."

Ich habe diesen letzten Passus des Briefes ausgeschrieben, weil er im directen Widerspruch steht mit jenem bereits oben besprochenen Briefe, in welchem Luther das Prinzip des Territorial-Kirchentums und Landes-Papsttums aufstellt. Der hier vorliegende Brief vernichtet dieses Prinzip. Was dort Luther dem Kurfürsten als ein auf der göttlichen Ordnung weltlicher Obrigkeit beruhendes Recht und Pflicht zuschreibt, nämlich das gesamte Kirchenwesen einzurichten, zu ordnen, zu überwachen mit Einschluß der Lehre, als höchste und letzte Instanz, das streitet derselbe Luther hier der weit über dem Kurfürsten stehenden höchsten irdischen Autorität, dem Kaiser ab, als wäre es eine angemaßte Erhebung neben Gott, und zwar bestreitet er dasselbe hier aus Gottes Wort, was er dort aus Gottes Wort zuerkennt. Dort giebt er dem Duodezfürsten Vollmacht, die Gewissen seiner Unterthanen zu knebeln in unerhörter Tyrannei (man vergl. die Visitationsordnung, die alle, welche dem alten Glauben treu bleiben wollen, außer Landes jagt), hier sagt er dem Kurfürsten, er dürfe sich vom Kaiser nicht gefallen lassen, weil es Gewissensknechtung sei, dasselbe

was er doch unbedenklich seinen Unterthanen gegenüber seit fast einem halben Decennium auf Luthers Rat geübt hat. Es ist von großer Wichtigkeit, daß wir diesen Humbug erkennen, der in dem protestantischen Prinzip der Gewissensfreiheit steckt. Wo es die politische Zweckmäßigkeit fordert, wird die Gewissensfreiheit hervorgekehrt; erfordert sie das Gegenteil, so wird die Pflicht des Unterthanen-Gehorsams und der beschränkte Unterthanen-Verstand hervorgekehrt; immer aber steckt dahinter die intoleranteste (unduldsamste) Knechtung jedes anderen Standpunktes, die unduldsamste Parteiherrschaft, die prinzipielle Feindschaft gegen die katholische Kirche.

Als wir seiner Zeit für die ihre Gewissensfreiheit und kirchliche Selbständigkeit verteidigenden Niederhessen eintreten und gegen das Prinzip des Territorial-Kirchentums Zeugnis ablegen zu müssen glaubten (dies war wenigstens mein Standpunkt bei der Sache), da regnete ein Consistorial-Ukas auf uns herab, der uns wegen Auflehnung gegen das Staatsoberhaupt abrüffelte, und die Strafe der Entziehung der Schulaufsicht. Damals sah ich darin einen Verrat der Kirche an der Staatsomnipotenz, von meinem wie ich glaubte auf der Augsburgischen Confession ruhenden kirchlichen Bewußtsein aus. Heute muß ich bekennen, daß die Staats-Behörde ganz in dem Sinne des sächsischen Oberkirchenrats Luther gehandelt hat, freilich nicht im Prinzip der Augsburgischen Confession. Dies ist in Wirklichkeit niemals Grundlage einer Kirchenbildung geworden; sie kam post festum, als das Territorial-Unwesen bereits eingewurzelt war, nicht im Volke, aber in den souveränitätssüchtigen Reichsfürsten und Städten. Als Geistliche der „preußischen Landeskirche" gegen den die Trauung verbietenden oberkirchlichen Erlaß auf ihr Gewissen sich beriefen, ward ihnen die bezeichnende Antwort, sie hätten kein eigenes Gewissen zu haben gegenüber kirchen-regimentlichen Anordnungen: entweder gehorchen oder niederlegen. Damals war ich entsetzt über solche, wie ich glaubte, antiprotestantische Knechtung, heute weiß ich aus Luthers Munde, daß der Oberkirchenrat durchaus correct luthersch gehandelt hat. Das Prinzip evangelischer Gewissensfreiheit und das des cujus regio, des Landespapsttums, vertragen sich wie Feuer und Wasser, letzteres löscht ersteres unbedingt aus. Aber Luther hat es fertig gebracht, beides in einen Topf zu sperren, indem er die Freiheit hervorgucken läßt, wenn er sich gegen „Rom" wendet, im eigenen Hause aber desto energischer die Knute des Territorialismus führt. Es dürfte dem geneigten Leser längst klar geworden sein, daß nur die rein äußere Polizeigewalt diesen Topf zusammen zu halten und vor dem Zerspringen in tausend Stücke zu bewahren vermag. Ich frage, wird die über die ganze Erde und in allen Völkern vorhandene katholische Kirche etwa auch durch die Polizeigewalt zusammen gehalten? Was ist's, das dies ungeheure, weltumspannende, von den Staatsgewalten bestürmte Haus so fest zusammenhält? Vielleicht eine bloße Chimäre? oder schlauer Priestertrug? oder lieber der Teufel

selbst? Wahrscheinlich der letztere, wenigstens wenn Luther der Mann göttlicher Mission ist, dann gewiß, denn er verflucht jeden, der das nicht andächtig ihm auf's Wort glaubt. Sollte es aber nicht der Teufel sein, — eine übernatürliche Macht muß es sein, das ist die Wahrheit in Luthers Lehre von der katholischen Kirche als Teufelsh . . e — ist es nicht der Teufel, nun, verehrter Leser, so kann es nur der der Kirche verheißene heilige Geist sein, der die katholische Kirche zusammenhält und um so fester verknüpft, je mehr ihre Feinde sie zu zerspalten suchen. Menschliche Kraft, menschlicher Witz und Klugheit, wie Mac Aulay meint, bringt das nicht zu Stande.

Es hat sich mir bei Betrachtung dieser Dinge wiederholt die Frage aufgedrängt, steht denn keine geistige Macht hinter dem protestantischen Prinzipe? Was ist der innerste Kern desselben? Ich glaube, soviel haben wir aus Luthers Munde bereits vernommen, daß wir sagen müssen, nicht die Einigkeit der Liebe und des Gehorsams, sondern der durch das Schriftprinzip nur lose verhüllte individuelle Subjectivismus. Das ist aber das Prinzip der Zertrennung, es ist das der babylonischen Zersplitterung, die Strafe für den titanenhaften Übermut des Turmbaues, der sich richtete gegen die in der Geschichte gegebene Autorität göttlicher Leitung. Es ist nicht das Prinzip des ersten Pfingsttages, nicht das der Katholicität, nicht das der Gnade, die zur Einheit des Glaubens alle Völker der ganzen Welt versammelt hat. Damit nun die prinzipielle Trennung der Subjecte, deren jedes sein eigener infallibler Schriftausleger und Papst prinzipiell sein soll, zu einer Art Kirchenform zusammen geschweißt werden könne, hat Luther neben jenes das Prinzip des Territorial-Kirchentums aufgestellt, mit dessen Hülfe sich der Protestantismus zunächst in eine Anzahl landeskirchlich verfaßter Secten darstellt, deren gemeinsames Band eigentlich nur die Verneinung der katholischen Kirche ist. Daß eine innere sie organisch verbindende Einheit von Anfang nicht vorhanden gewesen ist, werden wir ein andermal aus den Äußerungen und Klagen der vornehmsten protestantischen Wortführer belegen. Der Territorialdruck brachte aber immer neue Explosionen des Subjectivismus hervor, die in synodal verfaßten Secten sich zu consolidieren suchten, deren jede die andere mehr oder weniger anfeindet oder gar verneint. Sehen wir nach Amerika hinüber, wo kein Territorial-Prinzip je geherrscht hat, so erblicken wir das lauteste Sectengewirr. Aber, wirft man vielleicht ein, welche Lebenskraft entwickeln z. B. die lutherschen großen Synoden dort. Ich erlaube mir den Eindruck, den mein längst heimgegangener Bruder Martin, nachdem er Jahre lang in Amerika gelebt und am kirchlichen wie politischen Leben rege sich beteiligt hatte, von dem Leben der lutherschen Synoden mir vor etwa 10 Jahren brieflich mitgeteilt hat, mit seinen eigenen Worten hier wiederzugeben: „Ich weiß, man verkümmert hier in geistiger Beziehung, da man keinen

geistigen Umgang haben kann. Der große Haufe der deutschen Eingewanderten besteht aus der untersten Klasse der Gesellschaft. Die wenigen Leute, den gebildeten Ständen angehörend, verkrümeln sich meistenteils in den größeren Städten; ja selbst unsere Prediger, die uns von der Synode zugesandt werden, sind größtenteils so oberflächlich ausgebildet, daß man durchaus kein Bedürfnis fühlt, mit ihnen zu verkehren. Augenblicklich haben wir hier allerdings einen ganz netten Pastoren, der Missouri-Synode zugehörig. Seine Vorgänger hier waren jedoch samt und sonders (wir hatten deren schon drei, seit ich hier bin) solch exemplarisch unwissende Individuen, daß ein deutscher Schulbube von 14 Jahren sich geschämt haben würde, solche Beweise von Unkenntnissen in jedem einzelnen Fache zu Tage zu befördern, und die Synode sich wirklich schämen sollte, solche Leute als Prediger anzustellen. Unsere kirchlichen Verhältnisse sind hier überhaupt traurig. . . . So wie unzählige religiöse Secten hier in Amerika existieren, so ist auch unsere luthersche Kirche in verschiedene Synoden zersplittert, die fortwährend in Hader und Streit liegen, nicht betreffs kirchlicher Dogmen, sondern überhaupt ob des lieben Mammons. Die auf dem Lande angestellten Prediger, zu verschiedenen Synoden gehörig, versuchen nämlich sich gegenseitig ihre Gemeinden abzujagen, teils im Interesse der Synodenkasse, hauptsächlich natürlich im eigenen Interesse. Fast jeder auf dem Lande angestellte Prediger hat nämlich 3—4 Gemeinden zu besorgen; die Prediger gehören nun zu den verschiedenen Synoden, die Gemeinden jedoch in der Regel nicht, und haben daher dieselben auch freies Berufungsrecht. Es finden da geheime und öffentliche Wühlereien statt, oft von den Predigern geschürt, und ehe man sich's versieht, ist ein Pastor abgesandt, und eine andere Synode hat den Auftrag erhalten, solche Stelle zu besetzen. Hier in der Nachbarschaft liegen sich die Missouri- und Java-Synode fast beständig in den Haaren, wenigstens die Prediger derselben, und haben sich gegenseitig Gemeinden abgejagt, andere zersplittert u. s. w. Man könnte ein Buch über diese schauerlichen Verhältnisse schreiben, doch genug davon, es wird Dir genügen, einen Einblick in dieselben zu thun. Natürlich liest Du die Berichte der einzelnen Synoden, so mußt und kannst Du nicht anders glauben, als ob alles wunderschön sei, aber in Wirklichkeit?" —

Das ist ein aus jahrelanger eigener Erfahrung entworfenes Bild. Im großen und ganzen zeigen sich überall dieselben Erscheinungen, wo der Protestantismus nicht territorialkirchlich zusammengekittet ist. Man tröstet sich ihnen gegenüber mit der angeblich höheren Einheit der „unsichtbaren Kirche". Dieser Begriff, im Gegensatz zu der sichtbaren Einheit der katholischen Kirche gefaßt, ist eine bloße Phrase. Denn wo man sich gegenseitig von den Altären ausschließt, wie das die lutherschen Secten-Synoden häufig thun, da ist keine höhere Einheit vorhanden, außer in Träumen. Und ist etwa das Territorial-System eine höhere Einheit? Darf ich meine Meinung

aussprechen, so sehe ich hinter diesem allen die höhere geistige Macht wirksam, deren Geschäft es ist, den Leib Christi zu zerreißen, und deren Ziel es ist, ein Scheinkirchenwesen durch politische Machtmittel zusammenzuschweißen und mit einer höchsten Spitze zu versehen, dessen Aufgabe sein wird, die wirkliche Kirche Christi zu vertilgen, um den Sieg des Schlangentreters zu nichte zu machen. Diese Macht scheint auch das orthodoxe Luthertum, indem sie es blendet durch die bekannten Vorurteile, an seinen Wagen zu fesseln. Diese Macht ist es, meiner Ueberzeugung nach, die zu Augsburg die Einigung und den Frieden hintertrieben hat, indem sie die protestierenden Stände blendete durch die Gelüste eigener Kirchenherrlichkeit und Kirchenherrschaft. Das ist der Eindruck, den ich aus der Geschichte der Verhandlungen, wie überhaupt aus der ganzen Kampfesweise Luthers und seiner Anhänger empfangen habe.

Luther ist der Hauptagitator gegen jede Concession, gegen jede Einigung und Frieden in Augsburg, denn seine Sache ist die Sache Christi, und wenn er schließlich allgemein gehaßt wird, so ist ihm das ein Zeichen, daß er Christi Sachwalter ist, denn es stehe geschrieben: Ihr müßt gehaßt werden. Alles Entgegenkommen katholischerseits sind nichts als doli satanici, satanische Hinterlisten; es sei viel besser, wenn sie, er und seine Anhänger, Gewalt leiden müßten. Den Kaiser könne seine Sache nimmermehr als Richter ertragen; er für seine Person wolle ne pilum quidem, nicht ein Haar breit weichen, noch zugeben, daß irgend etwas restituiert werde; die Kirchengüter insbesondere sollen nicht zurückgegeben werden. Zugleich wünscht er dem Herzog Georg alle nur möglichen Plagen. Gift und Galle speit er in jedem Briefe; man sieht diesen Ergüssen den beständigen Argwohn an, daß man protestantischerseits in Augsburg etwas selbständig abmachen könnte, ohne seiner Autorität die Sache zuvor vorzulegen. Dabei sind die Briefe gespickt mit Kraftstellen aus den Psalmen, und die uns schon bekannten Versicherungen, daß er stets den Frieden gesucht, gewollt, erbeten habe, begegnen uns auch hier wieder. Man lese die Briefe an Jonas vom 9. Juli, an Link, an Melanchthon, an Jonas, an Spalatin vom 13. Juli. Am 15. Juli schon kommandiert dieser theologisch-politische Garibaldi seine Getreuen heim. An Jonas, Spalatin, Melanchthon, Agricola. „Ich glaube, daß ihr die Antwort der Gegner, welche ihr nach eurem Schreiben erwartet, bereits habt, nämlich: Väter, Väter, Väter, Kirche, Kirche, Kirche, Gebrauch, Gewohnheit werdet ihr hören, außerdem aus der Schrift nichts, und diesen Gutachten und Zeugen vertrauend wird der Kaiser das Urteil gegen euch verkündigen.“ Sie hätten genug gethan, mehr als zu hoffen gewesen: Dem Kaiser sei gegeben, was des Kaisers und Gott, was Gottes ist: „Gotte das auserwählte Opfer der Confession, welche hindurchbrechen wird in alle Höfe der Könige und Fürsten, herrschen wird inmitten ihrer Feinde, und hinausgehen in alle

Lande mit ihrem Schall, daß welche nicht glauben, unentschuldbar sind.“ Wenn kein Artikel des Glaubens durch sie verletzt sei, nach dem Zeugnisse der Feinde, so seien sie frei vom Namen der Häretiker. Christus werde sie (die Adressaten) verherrlichen. Amen. „Daher beurlaube ich euch im Namen des Herrn von jener Zusammenkunft (igitur absolvo vos in nomine Domini ab isto conventu). Immer wieder heim, immer heim.“ Während er immer versicherte, er habe für den Frieden immer gebeten, schreibt er hier: „Und ich habe niemals je diese (Eintracht) bei Gott erbeten, weil ich weiß, daß sie unmöglich ist.“ Vom Kaiser, dessen Milde und Edelsinn er in früheren Briefen anerkannt, den er einem Lamm zwischen Wölfen verglichen hat, erlaubt er sich jetzt die unehrerbietige Rede: Larvatus iste Caesar rusticus, „was geht uns jener verlarvte Kaiser, jener Bauer an?“ (De Wette will dies erklären: Der unter Herzogs Georgs Einflusse handelnde Kaiser.) Wenn der Cardinal von der potestas dispensandi rede, „so antworte ich mit den Worten Amsdorfs: Ich schiße dem Legaten und seinen Herrn in seine Dispensation, wir wollen wol gnug Dispensationes finden. Wenn der Herr befiehlt, braucht ihr um die Dispensation eines Knechts euch nicht zu besorgen, wenn ein Knecht zu nennen ist ein so großer Räuber und Einbrecher des Reichs. Heim, heim!“ (Der befehlende Herr ist offenbar der Schreiber selbst.) De Wette IV, 96. 97.

„Sowol in seiner Schrift „an die Geistlichen in Augsburg“, als auch in seinem, während des Reichstages an den Erzbischof von Mainz gerichteten Briefe haben wir Luther seine Bereitwilligkeit aussprechen hören, daß er die Bischöfe wolle „lassen bleiben, was sie sind.“ Auf Grund aller der Doppelzüngigkeiten, die wir an ihm wahrgenommen haben, glaubte ich meine Zweifel an der Ehrlichkeit dieses seines Entgegenkommens aussprechen zu sollen, die mir um so unwahrscheinlicher sein mußte, als er dadurch seine Schöpfung, wenn man's so nennen will, das Territorial-Kirchentum, wieder zerschlagen hätte, vorausgesetzt eine wirkliche Restitution der bischöflichen Jurisdiction. Wir kommen nun zu dem Briefe an Melanchthon vom 21. Juli, der uns jeden Zweifel daran benehmen muß, daß Luther gar nicht im entferntesten gewillt war, die bischöfliche Kirchengewalt anzuerkennen oder restituieren zu helfen. Der Brief ist aber noch nach einer andern Seite hin merkwürdig: Der Schöpfer des Prinzips der fürstlichen Territorial-Kirchengewalt spricht darin auch den Fürsten jedes Recht ab, „Satzungen zu geben“ (De Wette in der Überschrift.) Das bestätigt meine Auffassung von Luthers Hintergedanken bei Aufstellung jenes Prinzips, daß er nämlich die fürstliche Summepiskopal-Gewalt abhängig gedacht hat von seinem Einfluß. Sie sollte nur Mittel seiner Oberherrschaft über die neuen Kirchenbildungen sein; er als Gottes Prophet und Empfänger unmittelbarer Offenbarungen (vergl. seinen Brief an den Kurfürsten nach Rückkehr von der Wartburg) wollte zwar aus Zweck-

mäßigkeitsgründen in Augsburg nicht als Autorität vorgeschoben werden, aber in Wirklichkeit beansprucht er eine Oberherrschaft über alles, was „seinem Evangelio“ sich unterwarf, welches ein völlig absolutistisches Oberpapsttum darstellt, welches um so tyrannischer und unduldsamer sein mußte, als es nicht amtliche, sondern persönliche Unfehlbarkeit voraussetzte, als es durch keine vielhundertjährige Lehr- und Verfassungs-Entwickelung gebunden war, sondern selbst alleinige Quelle aller Lehre und Kirchenbildung zu sein beanspruchte. In dieser Illusion (in Wirklichkeii nämlich kehrte sich die Sache um, und er wurde mehr und mehr bloßes Werkzeug in der Hand des absolutistischen Fürstentums) wurde er bestärkt durch die Anfragen, die von allen Seiten bei ihm einliefen. Eine Zeitlang konnte er sich erscheinen als das von Augsburg bis in die baltischen Länder und bis nach Ungarn hinein tonangebende Kopfstück der Bewegung, und fühlte sich, wie schon der häufig angewandte Majestätsplural in seinen Briefen ausdrückt, als eine Art „Oberpapst“. Es schien, als ob seine unersättliche Herrschsucht eine gewisse Befriedigung fand.

Die kirchenregimentlichen Grundsätze, die er in dem angezogenen Briefe ausspricht, sind in der Folge factisch nicht befolgt worden, stehen auch im Widerspruch mit dem Prinzipe des Landeskirchentums, das er selbst aufgestellt hatte. Denn wie wir sahen, forderte er den Kurfürsten zur Ergreifung der bischöflichen Kirchengewalt auf mit ausdrücklicher Berufung darauf, daß es seines weltlichen obrigkeitlichen Amts Recht und Pflicht sei, wie die Stege, Wege, Brücken rc., so auch die Kirchenordnung, Überwachung der Lehre, Kirchenvisitation rc. zu handhaben. In dem vorliegenden Briefe an Melanchthon dagegen, welcher die Tendenz hat, die Anerkennung der bischöflichen Jurisdiction, sowie die Unterwerfung unter einen seine Lehre einschränkenden Reichstagsabschied zu hintertreiben, lehrte er das Gegenteil. „Erstens, da es fest steht, daß jene beiden Administrationen unterschieden und verschieden sind, nämlich die kirchliche und weltliche (politicum), welche der Satan durch das Papsttum wunderlich vermengt und vermischt hat: haben wir mit größtem Eifer darüber zu wachen und nicht zuzulassen, daß sie von neuem vermengt werden, noch irgend jemandem nachzugeben oder zuzustimmen, der sie vermengt. Denn das heißt mit Dieben und Räubern gemeinsame Sache machen, weil es die göttliche Autorität ist, die gebietet, daß sie verschieden und unvermischt erhalten bleiben, indem sie spricht: ihr aber nicht also.“ Schneidender konnte das Territorial-Prinzip nicht verurteilt werden, als der Schöpfer desselben hier selbst thut.

„Zweitens, daraus folgt, daß dieselbe Person nicht kann Bischof und zugleich Fürst sein, noch zugleich Pastor und Familienvater. Du verstehst hier hinreichend, was ich will. Ich will unvermischte Personen, wie Verwaltungen, wenn auch derselbe Mensch beide Personen in sich vereinigen

kann, und derselbe Pomeranus kann Parochus und Ökonom sein. Denn ich will die Bischöfe nicht beunruhigen, wenn etliche gute darunter sind. So ist Konrad von Thungen, derselbe Mann, Herzog von Franken und Bischof von Würzburg (diesen Bischof glaubte er seiner Lehre geneigt und hoffte, durch ihn Franken zu lutherisiren), während doch der Herzog von Franken nicht Bischof von Würzburg sein kann."

„Drittens: Der Bischof als Bischof hat keinerlei Macht über seine Kirche, ihr irgend eine Überlieferung oder Ceremonie aufzulegen, es sei denn unter ausdrücklicher oder schweigender Zustimmung seiner Kirche. Weil die Kirche frei ist und Herrin, und die Bischöfe nicht herrschen dürfen über den Glauben der Kirchen, noch sie wider ihren Willen belasten oder unterdrücken. Denn sie sind nur Diener und Sachwalter, nicht Herren der Kirche." (Hierzu vergleiche man seine Visitations-Instruktion, deren Vorwort ich beigebracht habe: Was die Bischöfe nicht dürfen, das darf er und seine Papstpuppe, der Kurfürst von Sachsen.) „Wenn aber die Kirche zustimmt als ein Körper mit dem Bischof, so können sie sich auflegen was sie wollen, die Frömmigkeit natürlich unverletzt erhalten, und können es auch nach Gutdünken wieder fallen lassen." (Man möge bedenken, was aus einem solchen Grundsatz folgen muß.) „Wenn die Bischöfe eine solche Gewalt nicht wollen, so wollen sie herrschen und unter ihrer Willkür allein alles knechten. Das können wir nicht zugestehen und in keiner Weise uns beteiligen an dieser Vergewaltigung und Beleidigung oder Unterdrückung der Kirche und der Wahrheit." (Den Bischöfen bleibt hiernach nichts als der Titel und völlige Abhängigkeit, nicht etwa von der stabilen Verfassung der Lehre der Kirche, sondern von der Willkür kirchlicher Demagogen. Die luthersche Summepiskopal-Gewalt des Staatsoberhaupts dagegen ist diesem Herold der Gewissens- und Kirchenfreiheit offenbar keine Unterdrückung und Vergewaltigung der Kirche und der Wahrheit. Es ist wahrhaft erstaunlich, mit welcher — soll ich sagen Naivetät, oder Unverfrorenheit Luther je nach der ihm geboten scheinenden Zweckmäßigkeit aus ja nein und aus nein ja macht!)

„Viertens, der Bischof als Fürst kann noch viel weniger der Kirche etwas auflegen, weil das hieße gänzlich diese beiden Gewalten vermengen, und er dann in Wahrheit wäre ein Allotriaepiskopus (bischöflicher Falschmünzer), und wenn wir ihn zuließen, würden wir gleichen Gottesraubes (sacrilegi) schuldig sein. Da müßten wir lieber sterben, als diese Gottlosigkeit und Gewaltthätigkeit zulassen." (Ibi potius moriendum est quam hanc impitatem et iniquitatem committere.) Man traut seinen Augen und Ohren nicht, wenn man den Schreiber jenes Briefes vom 22. November 1526 am 21. Juli 1530 dieses schreiben sieht oder aussprechen hört! Er fügt aber hinzu: Ich spreche von der Kirche, die

schon von dem politischen Staat unterschieden ist.“ Fällt ihm vielleicht sein Summepiskopus ein?

„Fünftens, der Bischof als Fürst kann seinen Untergebenen als Untergebenen auflegen, was ihm gutdünkt, nur, daß es fromm und erlaubt ist, und die Untergebenen sind gehalten zu gehorchen. Sie gehorchen dann nicht als Kirche, sondern als Staatsbürger. Denn auch die Kirche ist eine doppelte Person in denselben Menschen. So wenn Konrad von Thungen seinen Franken gebietet, als Herzog von Franken, ein Fasten zu halten oder eine andere erlaubte Sache, so zwingt er sie als solche, welche den Herzog anerkennen, als dem sie gehorchen müssen, aber nicht als solche, welche den Bischof anerkennen, nämlich welche dem Gebiet anderer Fürsten unterstehen, obwohl sie zum Würzburger Kirchensprengel gehören. Gleichwie Pomeranus seinen Knecht nötigt zur Beobachtung seiner ökonomischen Befehle, nicht aber seine Wittenberger Parochialkirche.“ Luther also vindiciert hier, was sonst überall Kirchengebot ist, das Fasten, der weltlichen Obrigkeit; die kann und hat das Recht nach ihm, ihre Unterthanen zum Fasten zu zwingen.. Das ist wol keine Confusion kirchlicher und staatlicher Rechte oder Verwaltungen! Mit solcher Sophistik ist alles möglich. Das ist Wiederaufrichtung asiatischer Despotie in christlichen Völkern. Was sagt Melanchthon zu dieser Tyrannei?

„Was du von dem Könige von Ninive entgegenhältst, siehst Du, war ein rein staatliches Edict, wobei nicht in Betracht kommt, ob es Kirche oder Volkskirche war unter ihm. Ebenso wenn der Kaiser ein allgemeines Fasten gebietet, werden auch die gehorchen, welche Kirche sind, weil die Kirche, sofern sie Fleisch ist, dem Kaiser unterworfen ist, aber nicht gehorcht als Kirche. Dasselbe gilt vom Könige Josaphat. Aber was die Makkabäer betrifft, so ist klar, daß sie ihr Kirchweih nicht allein anordneten, sondern das ganze Volk einstimmig mit. Dieselbe Einstimmigkeit hätte dasselbe auch aufheben können, wenn es auch hier vorzugsweise, ja vielmehr ganz eine bürgerliche Einrichtung war, nämlich unter der Herrschaft der Makkabäer, aber doch nicht getroffen ohne Zustimmung des Volks.“ — Man kann hier sehen, was herauskommt, wenn man aus der Bibel die Beurteilung ganz andersartiger Verhältnisse construiert.

„Daher können wir weder nach kirchlichem, noch nach profanem Recht den Bischöfen die Gewalt zugestehen, der Kirche etwas aufzulegen, sei es auch erlaubt und fromm, weil man nichts böses thun darf, damit gutes herauskomme.“ *) „Wenn sie auch mit Gewalt zwingen und treiben wollen, dürfen wir nicht gehorchen noch zustimmen, sondern lieber sterben für die

*) Wie der Mann je nach Bedarf sich häutet! Wo es kirchliche und päpstliche Autorität zu zerstören galt, hörten wir ihn den Grundsatz aufstellen: Uns ist zur Hintergehung und Vernichtung der päpstlichen Gewalt alles erlaubt.

Erhaltung der Unterscheidung jener Regimente, d. i. für den Willen und das Gesetz Gottes, gegen die Gottlosigkeit und den Gottesraub.“ (Daher mußten die, welche in Sachsen der alten Kirche treu bleiben wollten, sich von Luthers Visitation aus dem Lande treiben lassen, wie „Spreu von der Tenne!“) „Füge hinzu, wenn sie sagen sollten (was sie jedoch nicht thun werden), auf ihre Gefahr wollten sie uns beschweren und als Tyrannen von uns angesehen werden und fordern, daß wir dem Übel nicht widerstehen sollten ꝛc. So müssen wir uns widersetzen und in keiner Weise gehorchen, sondern das Gegenteil thun, weil hier nicht bloß das Übel getragen, sondern die Gewaltthätigkeit gestärkt, die Frömmigkeit verneint würde, durch die That und Geduld selbst. Wenn sie aber durch Gewalt zum Fasten zwingen würden, nämlich durch Wegnahme der Speisen oder durch Gefängnis, so müßte das Übel ertragen werden, und dürften wir weder mit der That noch mit dem Worte uns fügen.“

Es fällt ihm dann ein, daß möglicher Weise die Bischöfe sagen könnten, nicht als Kirchen, sondern als unsern Unterthanen legen wir euch kirchliche Ceremonien ꝛc. auf, und auf diese Weise ihre Jurisdiction durchzusetzen versuchen möchten. Da solle man ihnen nicht glauben, es sei denn, daß sie für ihre bisherige Amtsführung öffentliche Buße thäten und die früheren Gesetze widerriefen. Das will er allenfalls gestatten, daß die Bischöfe nicht als solche, sondern als Fürsten solche Tyrannei übten, hofft aber, daß Satan das nicht thun werde, in der Voraussicht, daß das Schwert gegen seine Partei könnte umgekehrt werden, (nämlich durch das Territorial-System). Wir sehen, es kommt ihm lediglich darauf an, die bischöfliche Jurisdiction als solche zu zerstören. Auf wie schwachen Füßen seine ganze Ausführung steht, scheint er selbst zu fühlen. Denn er schließt seine brillante Beweisführung mit einem merkwürdigen Stoßseufzer. „Aber du verachtest diese meine Rede als rudia et rustica (dummes und bäurisches Geschwätz.) Jedoch gehört sich solche Antwort auf deine vorwitzigen (curiosis) und unnützen Fragereien, da du doch siehst, daß jene nichts weniger wollen oder wollen können, als daß sie mit profanem Recht die Kirchen beherrschen oder daß sie nur für weltliche Fürsten gehalten werden. Sie wollen Bischöfe sein, und wenn sie dies nicht wollten, was wären sie? was blieben sie? Daher wünsche ich dir etwas ruhigeres Gemüt. Auch ermüdest du mich mit jener deiner vergeblichen Besorgnis, daß es mir fast ekelt dir zu schreiben, da ich sehe, daß ich doch nichts ausrichte mit meinen Worten. Unerfahren bin ich in der Rede, aber nicht der Wissenschaft.“ (De Wette IV, 105 ff.)

Obiges hatte Melanchthon beantwortet, wofür er einige Briefe Luthers bekam (vom 3. oder 4. August.) Man sieht oder fühlt es diesen an, daß Luther und Melanchthon nicht überstimmten, wie er selbst bekennt, eigensinnig auf seinen Kopf bestehen will: „Mein Kopf ist eigen-

sinnig, wie ihr sagt, aber mir ist es bereits eigensinnigissimum, daß Satan wider meinen Willen so mich zwingt müssig zu sein und die Zeit zu verderben.“ Die Summa der lutherschen Weisheit ist in dieser Sache dann die: „es ist unerlaubt irgend einen Gottesdienst (λατρείαν) zu erwählen oder zu erfinden ohne ein ausdrückliches Gebot und gewisses Wort Gottes. Denn so haben wir bisher gelehrt und richtig.“ (De Wette IV, 126.)

Wir beschließen unsere Betrachtung des Einflusses Luthers auf die Zerstörung des Einigungswerkes mit den Briefen, die ohne Frage in dieser Richtung entscheidend waren. Als er die Nachricht von dem Ende August versuchten neuen Vermittelungsversuche bekam, schrieb er zunächst dem sächsischen Kurfürsten: In Betreff der beiden Gestalten des Abendmahls, der Stillmesse und des Meßkanons könne er sich auf nichts einlassen. Der Brief datiert vom 26. August (De Wette IV, 140 ff.). Während wir ihn über das Abendmahl in seinen früheren Äußerungen haben die Auffassung vertreten sehen, daß an der Gestalt nichts gelegen sei, daß alles allein am Wort gelegen sei, legt er hier alles Gewicht auf die Gestalt und will von Freiheit im Gebrauch einer oder beider Gestalt nichts wissen. Es ist ihm gewiß, „daß einerlei Gestalt des Sacraments ein lauter Menschenfund sei und gar nicht mit Gottes Wort bestätigt, sondern das Widerspiel, nämlich beider Gestalt sind mit hellen klaren Worten Gottes bestätigt.“ Ich habe mich über diese Sache schon ausgesprochen im Vorübergehen und füge hier nur noch hinzu, daß, wenn auf die Gestalt solches Gewicht gelegt wird, wie Luther jetzt für gut befindet, ein ähnliches von der Taufe gelten dürfte. Wie bei der Eucharistie durchaus kein ausdrücklicher Befehl Christi vorliegt, daß sie stets und von allen in beider Gestalt genommen werden solle (weder Lukas noch Paulus haben das Wort: Trinket alle, auch Markus nicht, der aber bemerkt: Sie tranken alle; außerdem erscheint die Reichung des Kelchs als ein zeitlich gesonderter Act von der der Brotsgestalt; endlich steht nirgends befohlen, daß, wenn die eine Gestalt gereicht werde, immer auch die andere gereicht werden müsse; übrigens ist die Weise der Distribution lediglich Disziplin, nicht Inhalt eines Dogma), Luther seine Argumentation vielmehr nur von dem äußeren Hergange der ersten Abendmahlsfeier hernimmt, so mußte er folgerichtig auch die Taufweise durch Besprengung als Menschenwerk verwerfen, da Christus und die Apostel durch Untertauchen getauft haben, und auch nur diese Gestalt des Taufsacraments die Bedeutung desselben völlig ausprägt. Da ihm sonst an der Gestalt des Sacraments nichts liegt, wenn es gilt, das Volk um die Messe zu betrügen, oder Sterbende zu versehen, er selbst die Gestalt also freigiebt, wenn Zweckmäßigkeits-Gründe es ihm ratsam erscheinen lassen, so vermag ich das Pochen auf die Gestalt, welches ihm hier beliebt, auch nur aufzufassen als Ergebnis

der Tendenz, um jeden Preis Gründe zu finden für Hintertreibung des Einigungswerks. Der Eifer, den er zur Schau trägt, der Eifer für die Integrität göttlichen Worts, hält ihn bei anderen Gelegenheiten, z. B. beim dritten Gebot, bei der Ehe, bei seiner Exegese nicht ab, göttlichem Worte geradezu ins Angesicht zu schlagen.

Hinsichtlich der Stillmesse, die er natürlich auch ein Menschenfündlein nennt, bringt er auch lediglich Zweckmäßigkeits-Beweise vor, die zugleich ein Beweis sind, auf wie schwachen Füßen sein ganzes Kirchentum stand im Volke: „Lassen wir die Winkelmesse zu, so mögen wir flugs das ganz Evangelium lassen fallen und eitel Menschenwerk annehmen. Denn es ist kein Ursach, warumb eins, und nicht alle Menschenwerk sollten angenommen werden; und der sie alle verboten und verdampt hat, der hat auch eins verboten und verdampt.“ Wollen die Lutherschen nach diesem Kanon verfahren, dann müssen sie ihre Confirmation sofort einstellen, denn die ist auch nichts als eitel Menschenwerk und nirgends geboten; gleicherweise ihre „Trauung“; gleicherweise die Kindertaufe; beides ist eitel Menschenwerk, nirgends befohlen in der Schrift, letztere sogar mit der Rechtfertigungslehre Luthers geradezu unvereinbar, denn sein stellvertretender Glaube der Gevattern hält vor derselben nicht Stich. Der eigentlich durchschlagende Grund bei ihm ist auch einzig und allein die Befürchtung, daß die Duldung der Messe in den zur neuen Lehre genöthigten Gebieten das Volk zur alten Kirche zurückführen würde. Nachdem er nämlich das Territorial-Prinzip glücklich erfunden und in den souveränetätslüsternen Fürsten die gefunden hatte, welche ihm „den Rücken hielten“, glaubte er die Maske nicht mehr nötig zu haben, die ihm behuf Wegschmuggelung der Messe rätlich erschien, so lange er diesen Rückhalt noch nicht hatte. Jene Anweisung an die lutherschen Prädicanten, die äußere Gestalt der Messe beizubehalten und, ohne daß das Volk es merke, die wesentlichen Stücke der Opferung wegzulassen, war im Jahre 1522 noch nötig, jetzt nicht mehr.

Endlich kommt er auf den Meßkanon, „ob er zu leiden sei, mit einer ziemlichen Glosse?“ Es helfe nichts, daß man das Wort Sacrificium (Opfer) weglasse; „denn der Kanon ohn das so gar klärlich die Messe für ein recht Opfer ausspricht, daß kein Mensch anders deuten noch verstehen kann, denn daß die Messe ein Opfer sei.“ Das Opfer aber will er unter allen Umständen wegbringen. Warum? „Denn unter andern Worten steht drinnen: Daß Gott wolle solch Opfer des Sacraments durch seines Engels Hand lassen hinaufbringen für seinen göttlichen Altar; welchs ja nicht kann dahin gedeutet werden, das ein Gedächtnis sei des Leidens Christi; denn dasselbig müßte durch die Predigt geschehen (der arme Mann kennt also kein anderes Gedächtnis des Leidens Christi als durch die Predigt). Und kurzum der Kanon bitt, daß Gott wollt solch

Opfer ihm gefallen lassen; und ist doch seines lieben Sohnes Leib und Blut, als müßte ein Mensch Christum gegen Gott verbitten. Das ist lästerlich und schändlich, und ist der Kanon nicht zu leiden."

Es ist also der Eifer und die Sorge um die durch den Kanon angeblich gelästerte Ehre Christi und seines Opfers, die ihn nötigt, den Meßkanon zu verwerfen; gleichwie es der Eifer um das Seelenheil ist, der ihn gegen die „Winkelmessen" aufbringt. Sehen wir uns die Sache an.

Um die lutherschen Anschuldigungen recht zu Worte kommen zu lassen, erlaube ich mir aus der schon einmal angeführten Tendenzschrift eines lutherschen „Bischofs" (Martensen, Katholicismus und Protestantismus) zu citieren.

„Dem Ablasse verwandt ist die große Menge der Messen, welche Tag aus Tag ein, auf Bestellung und Bezahlung, an verschiedenen Altären gelesen werden für Lebende und Tote, Messen, deren Wirkungen sich bis ins Fegefeuer hinein erstrecken sollen. Diejenigen, welche solche Messen entweder für sich selbst oder für andere im Fegefeuer befindliche Seelen lesen lassen, brauchen nicht persönlich zugegen zu sein; ja, niemand braucht zugegen zu sein: der Priester besorgt das Ganze mit Hülfe eines Ministranten. Auch die Bestellung und Bezahlung kann durch andere ausgeführt werden, wodurch sich in Folge der einlaufenden Bestellungen an mehreren Orten ein Commissions- und Handelssystem (?) gebildet hat. Als ein Beispiel kann aus der neuesten Zeit die Kockerolsche Actiengesellschaft angeführt werden, nämlich behufs der Gründung eines neuen Klosters unter der Protection des Erzbischofs von Cambray (1857), welche für ausnehmend billigen Preis die Teilnahme an einer Anzahl Messen zusichert, welche insbesondere auch für Seelen im Fegefeuer gelten können. Wir setzen hier folgenden Passus her aus der Einladung: „52 Messen und feierliche Benedictionen werden auf ewige Zeiten jährlich für Subskribenten celebriert werden, welche 2½ Francs zahlen, Personen, welche für eine höhere Summe subskribieren, können so viele Lebende und Tote teilnehmen lassen an Messen und Segnungen, als ihr Beitrag sich beläuft (d. h. berechnet nach der Quote von 2½ Frcs.). Es wird genügen, wenn sie die betreffenden Personen vor Gott bezeichnen. Der Superior des Hauses in Dunkirchen. P. Kockerole." (Als Quelle wird angeführt: Hase, Protest. Polemik. S. 503.)

„Und nun das Meßopfer selbst, der Mittelpunkt des katholischen Cultus, bei welchem der Priester in der ganzen Majestät seines Amtes erscheint — dient es nicht ebenfalls, es recht offenbar zu machen, daß die Kirche sich an die Stelle Christi setzt, und daß ein Unechtes, ein später Aufgekommenes (der biedere Herr scheint von den Katakomben nichts zu wissen) mit imponierendem Pompe, das Echte und Ursprüngliche zurückgedrängt hat, nämlich das heilige Abendmahl nach der eigenen Stiftung

des HErrn! Es ist die klare Lehre des Evangeliums, daß Christus ein für allemal auf Golgatha das große Versöhnungsopfer dargebracht hat, und daß wir die Früchte und Segnungen dieses Opfers nur gläubig uns anzueignen haben, welches vorzugsweise im heil. Abendmahl (nein, gerade in der heil. Messe) geschieht, wo der gekreuzigte und auferstandene Christus als unser Versöhner, in unsichtbarer Gegenwart mit uns vereinigt, uns Seiner selbst teilhaftig macht, teilhaftig der Gemeinschaft seiner Leiden und der Kraft seiner Auferstehung. In der römischen Kirche dagegen ist das heil. Abendmahl nicht bloß Sacrament, Communion, sondern ist zugleich zu einem Opfer geworden, indem der Priester der Verwandlungslehre zufolge täglich die heil. Hostie darzubringen hat, als ein Sühnopfer für Lebende und Tote, eine fortgesetzte, obgleich unblutige Erneuerung des einen Sühnopfers Christi auf Golgatha. Mit vollem Rechte haben die Reformatoren die Anklage erhoben, daß das Leiden Christi dadurch beleidigt, der Wert desselben herabgesetzt werde: Denn Christi Opfer muß ja unzulänglich gewesen sein, wenn es wie gemeine menschliche Opfer einer beständigen Wiederholung bedarf. Auch die heil. Abendmahlsfeier selbst, welche in der römischen Kirche als Sacrament verstümmelt wird durch die Entziehung des Laienkelchs, erleidet eine Kränkung, da die Bedeutung der Communion, diese Grundbedeutung des Abendmahls in hohem Grade vor der Messe in Schatten tritt und im Vergleich mit letzterer eine untergeordnete Stellung einnimmt. Wie man aber bei der katholischen Messe zu etwas völlig anderem gekommen ist, als was Christus bei der Einsetzung des Abendmahls im Auge hatte (wunderbar, daß die ganze Kirche von den Aposteln her dies nicht erkannt und das Meßopfer gefeiert hat), das ersieht man besonders aus den erwähnten stillen Messen, welche der Priester auf Bestellung und Bezahlung vollzieht. Denn das Versöhnungsopfer Christi, das Allerheiligste unsers Glaubens, das ist es, über welches hier die Kirche in anmaßlichster Willkür schaltet: dieses hohe Opfer läßt man durch einen Priester täglich wiederholen, läßt ihn den Leib und das Blut des HErrn hervorbringen, und zwar bald um Seelen aus dem Fegfeuer zu befreien (Seelenmessen), bald aber auch zur Erreichung rein zeitlicher, endlicher und weltlicher Zwecke des Alltagslebens. Denn — sagt man — kann dieses Opfer uns die Versöhnung mit Gott verschaffen, so muß es auch des Geringeren uns verschaffen können, die Güter, die zu des Leibes und Hauses Wohlfahrt gehören, muß dazu taugen, auch aus zeitlicher Not und Verlegenheit zu helfen. Für Kranke, für Reisende zu Wasser und zu Lande, für einen glücklichen Ausfall dieses oder jenes Vorhabens, zur Abwehr von Miswachs, von Wettersnot rc. hält man Messen und läßt Christum den Sohn Gottes auf's neue sein Versöhnungsopfer darbringen. Ja es kommt vor, daß der Priester, ohne daß ihm selbst Zweck und Bestimmung angegeben wurden, lediglich nach des Bestellers

„Intention", vielleicht einer höchst profanen und verwerflichen, am Altare Messen und Gebete abliest. Gerade diese Entweihung, welche das Allerheiligste ins Eitle herabzieht und zu abergläubischen, weltlichen, ja den allerkleinlichsten Zwecken misbraucht — sie erklärt die starken und scharfen Ausdrücke, welche Luther von der römischen Messe gebraucht, indem er sie bald den „Drachenschwanz" nennt, welcher allerlei Gräuel und Unsauberkeit hinter sich herzieht, bald den „Teufelsmarkt", wo die Seelen betrogen werden, wo allerlei Unfug getrieben wird, um schnöden Gewinnstes willen. Nun hat allerdings, nach diesem Proteste, das Concil von Trient sich gegen alles, was zu schnödem Gewinnste gehörte, als mit der Würde der Messe unvereinbar, in nachdrücklichen und scharfen Worten erklärt, nichtsdestoweniger aber auch für's Künftige wieder solche Messen gutgeheißen und empfohlen, bei denen der Priester allein communiciert, ohne Theilnahme einer ihr beiwohnenden Gemeinde, unter dieser Verschleierung also die stillen Messen empfohlen und begünstigt. (Sess. XXII, Cap. 6.) In der Praxis steht dieses Unwesen, als eine unerschöpfliche Einnahmequelle für die Geistlichkeit, noch heutiges Tages in der ganzen päpstlichen Kirche in vollem Flor, während es sich von den Altkatholiken ohne Zweifel erwarten läßt, daß sie irgend eine Reform in dieser Sache vornehmen werden." Als Quelle wird angeführt — man höre und staune! — Marheineke, Symbolik, S. 196 ff.

Ich bitte den geneigten Leser um Verzeihung, daß ich ihn mit diesen Leistungen einer bösartigen Verlogenheit behelligt habe und noch des weitern hie und da behelligen muß. Das Buch ist mir protestantischerseits vor Zeiten zugeschickt worden, um mir den Staar zu stechen und die Augen zu öffnen über den „wirklichen" Katholicismus. Der seeländische Titelbischof, der wahrscheinlich den Katholicismus genauer kennt als dieser sich selbst — ich muß das aus seinem Gesalbader beinahe schließen —, weiß nämlich auf Seite 97 ganz genau, daß die „Edelsten und Achtbarsten unter diesen Convertiten den Katholicismus, zu welchem sie übertreten, nicht kennen, ihn vielmehr nur in einem idealisirenden und verschönernden Lichte sehen." Das gelte namentlich von Stolberg. „Wir haben", so orakelt der den Katholicismus mit der Brille lutherschen Hasses ansehende Kenner desselben weiter, „bei diesem hervorragenden Beispiele etwas länger verweilt, weil es wohl manchem gerade der Besten (denn den rechten Sicherheits- und Bequemlichkeits-Convertiten bleibt diese Art von Illusionen fern) ebenso gegangen sein dürfte, daß sie nämlich den Katholicismus in einem Clair-obscur gesehen und in diesem mystischen Halbdunkel ihren Übertritt vollzogen haben." Da nun, wie gesagt, dies bösartige Machwerk mir mit der ausgesprochenen Absicht zugeschickt ist, mich von der Rückkehr zur Kirche abzuhalten, indem ich mit Hülfe desselben sollte lernen „hinter die Coulissen sehen", so glaube ich dies Geschenk nicht stillschwei-

gend vorübergehen lasseu zu dürfen, obgleich ich gestehen muß, daß die Unwahrhaftigkeit desselben mich gleich beim ersten Lesen anekelte.

Wende ich mich nun zu obigem Schmähungsartikel wider die heil. Messe. Es begegnen uns da die Ausdrücke: „Kockerolsche Actiengesellschaft“, „Commissions- und Handels-Bureau“; diese Ausdrücke schon sind Belege für die protestantische Verblendung; denn, um mit dem Schreiber zu reden: „Es ist undenkbar,“ daß der Mann das, was er, um es zu discreditieren und verächtlich zu machen, mit solchen Namen belegt, nicht sollte in seinem wirklichen Sachverhalte kennen. Allerdings führt er Quellen an, die an und für sich schon der Tendenzfärberei verdächtig sind. Und es wäre ein eigentümliches Zeugnis von Unwissenheit, wenn der Mann hier bloß nachbetet, was er andere reden hört, ohne sich unterrichtet zu haben. Ob die „Einladung“, die er provociert, echt ist, bleibt mir zweifelhaft, bis er die Echtheit bewiesen hat. Es kommt nämlich nicht gerade selten vor, daß protestantische Speculationen Ablaßzettel, Andachtsbücher ꝛc. oft mit gefälschten bischöflichen Approbationen versehen, colportieren lassen, um von der Arglosigkeit katholischer Gemeinden ein Profitchen zu machen. Gesetzt aber auch, daß jene Einladung wirklich aus katholischer Quelle stammt, so ist auch damit noch nicht gerechtfertigt, was der luthersche Däne daraus macht. Zugegeben, daß hier eine auf Beiträge zum Klosterbau speculierende Colportage vorläge, wie auch katholischerseits unverständiger Eifer vorkommen kann, so liegen andererseits wiederholte Verbote solcher Extravaganzen vor. Es ist schon eine bösartige Art, um einzelner Auswüchse willen einen ganzen Baum zu einem faulenden stempeln zu wollen. Zugegeben also, es läge hier vor eine Sammlung von Beiträgen zu einem Klosterbau, die es an der nötigen Vorsicht in der Ausdrucksweise hätte fehlen lassen und also den Schein hervorriefe, als würden heil. Messen denen, die Beiträge zu dem Klosterbau opferten, gleichsam für diese verkauft, so bleibt es immer eine Bosheit, Ausdrücke wie „Actiengesellschaften, Handelsbureau“ und dergl. zu gebrauchen, denn bei diesen Ausdrücken denkt der mit der katholischen Welt meist ganz unbekannte protestantische Leser an ganz etwas anderes und macht sich eine Vorstellung von der Sache, die einer Entstellung gleichkommt. Zur Sache bemerke ich, daß bei allen Wohlthätigkeitswerken der katholischen Welt in den durch Gaben der Liebe hergestellten Anstalten der Wohlthäter derselben beim heil. Opfer gedacht und um des Opfers Christi willen Gott angerufen wird, denselben ihre Wohlthat zu vergelten. Wenn wir also obigen Fall uns ansehen, so ist die Sache die: Bei der Sammlung von Beiträgen wird bemerkt, daß für die Wohlthäter der Anstalt, des Klosters u. s. w. wöchentlich in einer heil. Messe Gott angerufen wird um Gnade für sie und um Vergeltung ihrer Liebe. Es wird das bemerkt, um zu reizen zur Wohlthätigkeit. Der katholische Glaube erkennt in dem Opfer Christi die Quelle aller Segnun-

gen; alle geistlichen Gnaden und alle irdischen Segnungen verdanken wir dem Opfer Christi, daher alle Bitte auch um Irdisches sich zu gründen hat auf das Opfer Christi, wie auch alle irdischen Berufsgeschäfte den göttlichen Segen allein daher erlangen. Das Opfer Christi ist der Mittelpunkt und Quelle des ganzen katholischen Lebens; durch dieses heiligt und in diesem opfert der Katholik alles, auch das geringste Werk seines irdischen Berufs Gott. Das ist apostolische Vorschrift, denn „alles, was ihr thut, es sei Essen oder Trinken oder was ihr thut, das thut im Namen Jesu Christi und danksagt durch Ihn dem Vater", so gebietet der Apostel. Und nur in Ihm, dem Geliebten Gottes, sind wir und unser Werk Gott ein angenehmer Opfergeruch. Daher auch St. Paulus sich und sein apostolisches Amt und Wirken unter den Gesichtspunkt des Opfers stellt. (Römer 15, 16.) Daher wird zu Übungen und Gaben der Liebe aufgefordert mit Erinnerung daran, daß dieselben Opfer sind, die in der Gemeinschaft des Opfers Christi Gott dargebracht, diesem angenehm sind und göttlichen Segen erlangen; es wird dazu aufgefordert mit der Versicherung, daß die Empfänger ihren wirksamen Dank erstatten, indem sie in der Gemeinschaft desselben Opfers Christi im heil. Meßopfer (denn dies ist das eine vollkommene Opfer Christi, eucharistisch vor Gott geltend gemacht) die empfangenen Gaben Gott opfern und von Ihm zurückempfangen und mit ihnen Gnaden und Segnungen für die Geber, denen dieselben so gewiß zu Teil werden, als sie in der Gemeinschaft des Opfers Christi gegeben haben. Dies ist die aller katholischen Liebesthätigkeit zu Grunde liegende wahrhaft evangelische und apostolische Überzeugung. Und von dieser aus muß man sie beurteilen. Dies unter dem Gesichtspunkte von Handelsbureaus und Actiengesellschaften darstellen, ist entweder völlige Unwissenheit hinsichtlich des Grundprinzips des Katholicismus, oder bösartige Verläumdung. Ist die Ausdrucksweise obiger „Einladung" echt, so ist sie allerdings nach meinem Urteil schlecht und für draußen Stehende mißverständlich gewählt. Jeder Katholik, der in der Lebensanschauung der Kirche steht, weiß aber, wie er's zu verstehen hat.

Was nun die sogenannten Meßbenefizien betrifft, so hat schon Luther, wie wir gesehen haben, um derselben willen die Messe selbst auf das ärgste geschmäht, und der seeländische Prädicant machts ihm nach. Die Meßbenefizien sind dasselbe, was man im Protestantismus Accidenzien nennt. Sagt Herr Martensen daher, daß Messen für Bezahlung geschehen, so sage ich mit demselben Rechte, die luthersche Abendmahlsfeier, Krankencommunion, Taufe rc. geschehen auch für Bezahlung. Denn da zahlt der Communicant nicht bloß den Beichtgroschen jedesmal, wenn er communiciert, sondern er zahlt auch für die Communion die sogenannten Quartal- oder Michaelisopfer, die Ostereier und was sonst an den verschiedenen Orten Brauch ist. Ganz gewöhnlich ist daher in lütherschen Gemeinden

die Rede, daß der Pastor, wenn er zum häufigen Abendmahlsgenuß auf-fordere, die Beichtgroschen im Auge habe. Ich für mein Teil habe, weil ich diese Rede überall kennen gelernt hatte, öfter von der Kanzel aus-drücklich für meine Person auf die Beichtgroschen und die Gebühren für Kranken-Communion verzichtet. Stellt Herr Martensen es so dar: Der Meßpriester lasse für Geld und zum Besten irdischer Zwecke den HErrn Christum, den Sohn Gottes, in der Messe vom Himmel herabkommen und „aufs neue“ da sein Versöhnungsopfer darbringen (was an und für sich schon eine unwahre Darstellung der heil. Handlung ist), so kann ich mit demselben Rechte sagen, der luthersche Prädicant läßt für den Beicht-groschen, Quartalopfer, Ostereier und andere Geldtaxen den Sohn Gottes vom Himmel kommen im lutherschen Abendmahl und sich zur Speise geben und zwar fast durch die Bank Leuten, von denen er auch nicht die ent-fernteste menschliche Sicherheit hat, daß sie würdig kommen. Nennt Herr Martensen die Messe eine unerschöpfliche Einnahmequelle für die römische Geistlichkeit, so weise ich erstlich auf die Thatsache hin, daß durch Wegfall der ganz in dieselbe Kategorie gehörenden Accidenzien, in Folge der Civil-ehegesetzgebung ganze Pfarrstellen in protestantischen Gemeinden mit einem Schlage ihre Einnahme verloren haben; ich weise auf die Thatsache hin, daß die protestantische Confirmation eine so unerschöpfliche Einnahmequelle für Stadtpfarrer ist, daß, wie jedermann weiß (ich könnte mit Namen auf-warten), manche Herren rechtzeitige Besuche bei vermögenden Familien zu machen pflegen, um die demnächst für den Confirmanden-Unterricht pflich-tigen Kinder und mit ihnen die Ducaten und Louisd'ors sich zu sichern. Das Brotkorbgesetz hat Gottlob zur Genüge constatiert, wie viel Wahrheit in diesen hämischen Anschuldigungen steckt, als sei es der Mammon, dem die katholische Geistlichkeit diene und die Messen opfere. Und jedermann weiß, welche Wirkungen ein solches Brotkorbgesetz haben würde, wenn es einmal die protestantische Geistlichkeit träfe. Jedermann weiß, welches der landläufige Vorwurf gegen diese ist, den ich hundertmal gehört habe; jedermann weiß, wieviel die landeskirchlichen Gemeinden für ihre Geistlichen hergeben würden, wenn der Staat dieselben einmal „sperren“ sollte. Wenn man dazu auch einmal „hinter die Coulissen“ geschaut hat hinsichtlich der sogenannten „inneren Mission“, und sich von den guten Geschäften hat erzählen lassen, die in frommen Blättern mit dem Häuser-handel 2c. gemacht werden, oder wenn man Gelegenheit hatte, die Teppiche, Toiletten der Frauen 2c. zu sehen bei Leuten, die cum familia von den eingetriebenen Collectengeldern und Beiträgen leben, dann weiß man nicht, ob man sich mehr über die Dreistigkeit oder Borniertheit solcher Verläum-dungen der katholischen Geistlichkeit wundern soll. Wenn es gilt, Steine zu werfen, da sollte meine ich, nur fein stille bleiben, wer selbst im Glas-hause sitzt. Soll übrigens dort das Wort: Wer dem Altar dient, soll

„Intention", vielleicht einer höchst profanen und verwerflichen, am Altare Messen und Gebete abliest. Gerade diese Entweihung, welche das Allerheiligste ins Eitle herabzieht und zu abergläubischen, weltlichen, ja den allerkleinlichsten Zwecken misbraucht — sie erklärt die starken und scharfen Ausdrücke, welche Luther von der römischen Messe gebraucht, indem er sie bald den „Drachenschwanz" nennt, welcher allerlei Gräuel und Unsauberkeit hinter sich herzieht, bald den „Teufelsmarkt", wo die Seelen betrogen werden, wo allerlei Unfug getrieben wird, um schnöden Gewinnstes willen. Nun hat allerdings, nach diesem Proteste, das Concil von Trient sich gegen alles, was zu schnödem Gewinnste gehörte, als mit der Würde der Messe unvereinbar, in nachdrücklichen und scharfen Worten erklärt, nichtsdestoweniger aber auch für's Künftige wieder solche Messen gutgeheißen und empfohlen, bei denen der Priester allein communiciert, ohne Theilnahme einer ihr beiwohnenden Gemeinde, unter dieser Verschleierung also die stillen Messen empfohlen und begünstigt. (Sess. XXII, Cap. 6.) In der Praxis steht dieses Unwesen, als eine unerschöpfliche Einnahmequelle für die Geistlichkeit, noch heutiges Tages in der ganzen päpstlichen Kirche in vollem Flor, während es sich von den Altkatholiken ohne Zweifel erwarten läßt, daß sie irgend eine Reform in dieser Sache vornehmen werden." Als Quelle wird angeführt — man höre und staune! — Marheineke, Symbolik, S. 196 ff.

Ich bitte den geneigten Leser um Verzeihung, daß ich ihn mit diesen Leistungen einer bösartigen Verlogenheit behelligt habe und noch des weitern hie und da behelligen muß. Das Buch ist mir protestantischerseits vor Zeiten zugeschickt worden, um mir den Staar zu stechen und die Augen zu öffnen über den „wirklichen" Katholicismus. Der seeländische Titelbischof, der wahrscheinlich den Katholicismus genauer kennt als dieser sich selbst — ich muß das aus seinem Gesalbader beinahe schließen —, weiß nämlich auf Seite 97 ganz genau, daß die „Edelsten und Achtbarsten unter diesen Convertiten den Katholicismus, zu welchem sie übertreten, nicht kennen, ihn vielmehr nur in einem idealisirenden und verschönernden Lichte sehen." Das gelte namentlich von Stolberg. „Wir haben", so orakelt der den Katholicismus mit der Brille lutherschen Hasses ansehende Kenner desselben weiter, „bei diesem hervorragenden Beispiele etwas länger verweilt, weil es wohl manchem gerade der Besten (denn den rechten Sicherheits- und Bequemlichkeits-Convertiten bleibt diese Art von Illusionen fern) ebenso gegangen sein dürfte, daß sie nämlich den Katholicismus in einem Clair-obscur gesehen und in diesem mystischen Halbdunkel ihren Übertritt vollzogen haben." Da nun, wie gesagt, dies bösartige Machwerk mir mit der ausgesprochenen Absicht zugeschickt ist, mich von der Rückkehr zur Kirche abzuhalten, indem ich mit Hülfe desselben sollte lernen „hinter die Coulissen sehen", so glaube ich dies Geschenk nicht stillschwei-

gend vorübergehen lassen zu dürfen, obgleich ich gestehen muß, daß die Unwahrhaftigkeit desselben mich gleich beim ersten Lesen anekelte.

Wende ich mich nun zu obigem Schmähungsartikel wider die heil. Messe. Es begegnen uns da die Ausdrücke: „Kockerolsche Actiengesellschaft", „Commissions- und Handels-Bureau"; diese Ausdrücke schon sind Belege für die protestantische Verblendung; denn, um mit dem Schreiber zu reden: „Es ist undenkbar," daß der Mann das, was er, um es zu discreditieren und verächtlich zu machen, mit solchen Namen belegt, nicht sollte in seinem wirklichen Sachverhalte kennen. Allerdings führt er Quellen an, die an und für sich schon der Tendenzfärberei verdächtig sind. Und es wäre ein eigentümliches Zeugnis von Unwissenheit, wenn der Mann hier bloß nachbetet, was er andere reden hört, ohne sich unterrichtet zu haben. Ob die „Einladung", die er provociert, echt ist, bleibt mir zweifelhaft, bis er die Echtheit bewiesen hat. Es kommt nämlich nicht gerade selten vor, daß protestantische Speculationen Ablaßzettel, Andachtsbücher rc. oft mit gefälschten bischöflichen Approbationen versehen, colportieren lassen, um von der Arglosigkeit katholischer Gemeinden ein Profitchen zu machen. Gesetzt aber auch, daß jene Einladung wirklich aus katholischer Quelle stammt, so ist auch damit noch nicht gerechtfertigt, was der luthersche Däne daraus macht. Zugegeben, daß hier eine auf Beiträge zum Klosterbau speculierende Colportage vorläge, wie auch katholischerseits unverständiger Eifer vorkommen kann, so liegen andererseits wiederholte Verbote solcher Extravaganzen vor. Es ist schon eine bösartige Art, um einzelner Auswüchse willen einen ganzen Baum zu einem faulenden stempeln zu wollen. Zugegeben also, es läge hier vor eine Sammlung von Beiträgen zu einem Klosterbau, die es an der nötigen Vorsicht in der Ausdrucksweise hätte fehlen lassen und also den Schein hervorriefe, als würden heil. Messen denen, die Beiträge zu dem Klosterbau opferten, gleichsam für diese verkauft, so bleibt es immer eine Bosheit, Ausdrücke wie „Actiengesellschaften, Handelsbureau" und dergl. zu gebrauchen, denn bei diesen Ausdrücken denkt der mit der katholischen Welt meist ganz unbekannte protestantische Leser an ganz etwas anderes und macht sich eine Vorstellung von der Sache, die einer Entstellung gleichkommt. Zur Sache bemerke ich, daß bei allen Wohlthätigkeitswerken der katholischen Welt in den durch Gaben der Liebe hergestellten Anstalten der Wohlthäter derselben beim heil. Opfer gedacht und um des Opfers Christi willen Gott angerufen wird, denselben ihre Wohlthat zu vergelten. Wenn wir also obigen Fall uns ansehen, so ist die Sache die: Bei der Sammlung von Beiträgen wird bemerkt, daß für die Wohlthäter der Anstalt, des Klosters u. s. w. wöchentlich in einer heil. Messe Gott angerufen wird um Gnade für sie und um Vergeltung ihrer Liebe. Es wird das bemerkt, um zu reizen zur Wohlthätigkeit. Der katholische Glaube erkennt in dem Opfer Christi die Quelle aller Segnun-

davon. Ich hoffe die Geduld des freundlichen Lesers nicht zu ermüden, wenn ich noch einige Sätze jener Schrift folgen lasse: „Unsere Gottesdienste", sagt er von den protestantischen Predigtgottesdiensten, „sind einmal angelegt auf Geist und Wahrheit (dies bestreite ich entschieden, denn es fehlt, ich rufe jeden, der diese Sorte Gottesdienst kennt, zu Zeugen auf, alle und jede Anbetung, und sind auch gar nicht auf Anbetung, sondern auf das recht eigentliche Menschenwerk einer Predigt und des Absingens etlicher und zum Teil welcher Gesänge „angelegt"); und in demselben Maße, wie Geist und Wahrheit fehlen, müssen alsdann die menschlichen Gebrechen zum Vorschein kommen." Der Satz war's wert, geleistet zu werden! „Der Katholicismus dagegen hilft sich mit fremdem Feuer, mit allerlei ästhetischen Mitteln, welche die Sinne in einen gewissen Rausch versetzen und die ernsteren Forderungen des Geistes und Gewissens in Vergessenheit bringen." Ich bezeichne dies einfach als ein Zeugnis, daß der Mann von katholischem Leben, Glauben und Anbetung keine Ahnung hat, und so fern es Protestanten gegenüber das Wesen katholischen Cultus beschreiben soll, als Entstellung. „Was man auch gegen die protestantischen Predigten sagen möge, so halten wir dennoch mit Luther als unumstößliche Wahrheit dieses fest, daß die Predigt des Wortes Gottes das erste und vornehmste Stück des Gottesdienstes sei, woraus aber keineswegs eine Geringachtung der Sacramente, oder eine Verkennung des Abendmahls, des Höhepunktes aller christlichen Gottesdienste, zu folgern ist. Im Gegenteil will es sagen: die Predigt sei in dem Sinne das vornehmste Stück, daß durch dieselbe die geistige Aneignung der andern Stücke, namentlich der Sacramente bedingt sei, daß die hohe Bedeutung, welche die Sacramente allerdings für uns haben sollen, allein durch's Wort bei uns zum Leben komme, daß ohne Verständnis, Anwendung und Beherzigung des Wortes Gottes die Sacramentsfeier geistlos werde, und die Gefahr eintrete, die Wirkung der Sacramente als bloße Naturwirkung und die mit ihnen verbundenen Gebete und Formulare als Zauberformeln aufzufassen." Suchen wir aus diesem Phrasengeklingel einige Gedanken zu erfassen. Zunächst identificiert der Schreiber hier die luthersche Predigt, also das Menschenwerk, ohne weiteres mit Gotteswort. Sodann sagt er in einem Atemzuge: die Predigt ist das erste und vornehmste Stück des Gottesdienstes, und: das Abendmahl ist der Höhepunkt aller christlichen Gottesdienste. Ich bemerke hierzu, da dieser Höhepunkt in den weitaus meisten protestantischen Gottesdiensten des Jahres fehlt, so haben die meisten ihrer Gottesdienste keinen Höhepunkt. Wäre im lutherschen Cultus wirklich das Abendmahl prinzipiell der Höhepunkt, also das höchste, vornehmste, unentbehrlichste Stück des Gottesdienstes, dann wäre es ja eine unerhörte Thatsache, daß dies wesentlichste Stück, der eigentliche Mittelpunkt, de facto fast durch die Bank fehlt; dann sind die protestantischen

Gottesdienste Schalen ohne Kern. Ist aber die Predigt das vornehmste Stück des Cultus, so ist's eben nicht das Abendmahl, so ist überhaupt nicht ein objectives, sondern nur subjectives Menschenwort und Menschenwerk der Mittelpunkt des protestantischen Cultus. Erklärt sich nun der geehrte Herr Schreiber über seinen eben betrachteten widerspruchsvollen Satz dahin, daß die Predigt in dem Sinne Hauptstück des Gottesdienstes sei, daß durch sie die geistige Aneignung der Sacramente bedingt sei, so bezeugt die erfahrungsmäßige Appetitlosigkeit des protestantischen Volkes, daß die protestantische Predigt eine geistige Aneignung der Sacramente so gewiß nicht zu bewirken im Stande ist, als sie noch nicht einmal den Appetit nach dem Abendmahl zu erwecken vermag. Vermutlich denkt sich der Herr Schreiber diese „geistige Aneignung" im Wege der Belehrung oder Gewissensanregung bewirkt. Da nun die Predigt dies nicht leistet, so schlage ich vor, daß er es mit der Katechese als Höhepunkt des protestantischen Gottesdienstes versuchen möge. Wenn ich geistlose Sacramentsfeiern gesehen habe, so sind's fürwahr die protestantischen, ich erlaube mir an das zurückzuerinnern, was ich aus meiner Erfahrung oben mitgeteilt habe. Das Geistlose findet der Schreiber nun in der katholischen Sacramentsfeier, so daß ich vermute, er hat niemals einer solchen im Geiste und der Wahrheit befindlich beigewohnt, sondern, wenn überhaupt, in dem Geiste des von Negation lebenden Luthertums: „Das ist aber in hohem Grade der Fall gerade bei der katholischen Sacramentsfeier und vor allem bei dem Opferdienst der Messe. Die Verkündigung des göttlichen Wortes wird einmal in bedeutendem Grade von der katholischen Kirche verabsäumt, nur durch Gegensatz gegen den Protestantismus ist sie in neuerer Zeit etwas belebt worden. Im Ganzen steht sie auf einer ziemlich niedrigen Stufe." „Diese Hintansetzung der Predigt aber, diese Beseitigung des Schriftwortes, übt unumgänglich ihren Einfluß auf die Sacramentsfeier und auf den an und für sich durchaus unbiblischen Opferdienst der Messe, welcher ganz in äußerliches Wesen mit schauspielartigem Anstrich (repraesentatio histrionica et tragica, wie der alte Chemnitz es nannte, herabsinkt."*)

„Während der Priester, welcher täglich die Messe zu lesen hat, kaum der Gefahr entgeht, das allerheiligste routinemäßig zu handhaben, wird die Mehrzahl der Laien durch die ganze Handlung in eine unklare Stimmung versetzt (hat denn der Schreiber die Mehrzahl der Laien über ihre Stimmung examiniert, oder vermag er von seiner kleinen Insel aus die katholische Welt zu überschauen und allwissend in die Millionen Herzen zu sehen, die täglich die heil. Messe Gott darbringen?), empfängt nur einen unbestimmten religiösen Eindruck, um so mehr, da die Handlung in lateinischer Sprache ausgeführt wird, deren Verständnis erst erleichtert

*) Der geehrte Schreiber scheint den Geist der alten Liturgien des Jakobus, Markus ꝛc. nicht zu fassen: Der christliche Gottesdienst ist von Anfang an nicht Predigtgottesdienst gewesen, sondern heiliges Drama der Erlösungsthaten Gottes, insbesondere des Ofers Christi.

auch vom Altar essen", nicht durchgestrichen werden, so suche man es auch nicht in so hämischer Weise in Betreff der katholischen Kirche zu einem Schmähmittel zu misbrauchen.

Herr Martensen ereifert sich auch in sittlicher Entrüstung darüber, daß das heil. Meßopfer für rein zeitliche, weltliche Zwecke dargebracht werde, ja, daß der Priester oft die Intention (die fromme Meinung) des Bestellers gar nicht kenne, also auch in die Lage kommen könne, für schlechte Zwecke zu opfern. Erstlich ist auch dies eine Entstellung des wahren Sachverhalts. Für rein irdische Zwecke wird das heil. Opfer nicht dargebracht, sondern immer nur in erster Linie für das Seelenheil des betreffenden Bestellers. Sehen wir uns den Fall an einem Beispiel näher an. Also es bestellt jemand eine heil. Messe für ein zeitliches Vorhaben, etwa ein wichtiges Geschäft oder entscheidende Lebenswendung. Was will das sagen? Es heißt, der Priester möge das Opfer Christi, den einzigen Segensquell und Mittelpunkt alles katholischen Lebens, vor Gott geltend machen für den Betreffenden, daß Gott das Vorhaben desselben, falls es zur Ehre Gottes und zum Heile des Betreffenden nach Gottes Bestimmung gereichen werde, gelingen lassen möge. Ist das eine Entwürdigung, ein Herabziehen des Allerheiligsten ins Eitle? So kann nur eine Unkenntnis schmähen, die besser thäte, sich belehren zu lassen, als über Dinge mitzusprechen, von denen sie keine Ahnung hat. „Alle eure Sorge werfet auf Gott," sagt der Apostel, alles Anliegen sollen Gottes Kinder ihrem Vater im Himmel vortragen; sie können das aber nur, sind überhaupt Kinder Gottes nur auf Grund des Opfers Christi, nur gleichsam in der Sphäre desselben (im Namen Jesu) sind ihre Bitten erhörlich, nach Gottes Wort, und hiernach richtet sich, das befolgt die katholische Kirche, indem sie ihre Glieder an den Altar und das eucharistische Opfer weist mit allen ihren Anliegen. Man sagt wol, italienische Straßenräuber ließen Messe lesen für das Gelingen ihrer Räuberein. Sind sie als Räuber dem Priester bekannt, so darf er selbstverständlich für sie, ohne den Zweck zu wissen, keine Messe lesen. Betrügt jemand den Priester, so ist das nichts anderes, als wenn ein Protestant den Prädicanten in der „öffentlichen Beichte" oder bei der „Communion" betrügt, indem er unwürdig kommt. Wie viele sind unter den protestantischen Kranken, welche, wenn sie die Communion begehren, dieselbe lediglich als letztes Mittel zur Genesung haben wollen, und der Prädicant muß es ihnen reichen, wenn sie solche „Intention" nur zu verhüllen wissen. An den schönen Zusatz mancher Kirchengebete in Kirchen der Seestrandorte: Gott segne unsern Strand, d. h. laß viele Schiffe scheitern, damit wir unsern Anteil an dem Strandgute reichlich erhalten, will ich nur im Vorbeigehen erinnern; wird er heutzutage nicht mehr gelesen, so ist's doch hier früher geschehen, wie sich schon aus dem bloßen Vorhandensein dieses „Gebets" im Volksmunde jener Gegenden schließen läßt.

Der Grundirrtum Luthers und seiner Nachtreter in Betreff der heil. Messe aber ist der, daß der Priester das Opfer Christi als sein eigen Werk verkaufe, daß er den Leib des HErrn „hervorbringe", d. h. also eine Art Zauberei treibe, daß es dabei auf die Herzensgesinnung gar nicht ankomme, sondern das äußere Werk genüge, daß der Leib Christi erst durch die betreffenden Gebete des Kanon vor Gott angenehm werde, wie Luther namentlich dies in dem oben citierten Briefe hervorhebt. Diese ganze Entstellung pflegt man protestantischerseits mit dem einen Schlagwort ex opere operato zusammen zu fassen. Was dies letztere Wort ex opere operato betrifft, so wird damit in dem katholischen Lehrbegriff ausgedrückt, daß das heil. Meßopfer eben nicht als Werk des Priesters, auch nicht durch sein Werk und Administration oder Celebration, ebenso wenig durch seine Herzensstellung zu Stande kommt und wirkt, sondern aus Kraft der Einsetzung und des Werks Christi: ex opere operato scil. Christi aus Kraft des von Christus vollbrachten Werks. Alles Werk und Würdigkeit des Priesters wird also, was die Gültigkeit, Werk, Inhalt, Wesen des Meßopfers betrifft, ausdrücklich ausgeschlossen. Es ist eben nicht ein neues Opfer Christi, es ist auch keine Wiederholung des Opfers Christi, denn dieses ist ein und dasselbe, ein für alle mal vollkommene ewige Opfer. Der Priester ist dabei nichts weiter als bloßes Werkzeug des eigentlichen Hohenpriesters Christus, der, wie ich schon oben gesagt habe, als solcher hat, was Er von Gott darbringt, der in seiner Herablassung die Verheißung: Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende der Welt, in der heil. Eucharistie, ihrem Opfer und ihrem Opfermahle erfüllt. Das Meßopfer ist die Erneuerung des Opfers auf Golgatha in dem Sinne, wie man auch von einer Erneuerung der Taufe spricht, die auch nicht wiederholt wird (ich wiederhole dies hier, weil es nicht genug wiederholt werden kann), es ist die unblutige Repräsentation des einen vollkommenen Opfers Christi auf unseren Altären, die ununterbrochen von der Kirche auf Erden geschieht, weil sie derselben ununterbrochen bedarf, gleichwie sie im Himmel auch ununterbrochen geschieht. Das Meßopfer ist also nicht eine Entwürdigung, Entwertung des Opfers Christi, sondern als Mittelpunkt des ganzen Gottesdienstes und alles katholischen Lebens die höchste Verherrlichung und Verwertung des Opfers Christi an den Einzelnen, die höchste Anerkennung seines unermeßlichen und alles umfassenden Wertes, das lebendige Bekenntnis der Kirche zu diesem Opfer, die intensivste, wirkungsvollste, den ganzen Menschen zur Anbetung des gegenwärtigen Christus hinreißende Verkündigung seines Opfertodes.

Wie Luther niemals das heil. Opfer im lebendigen Glauben an dasselbe, sondern stets als seiner Hände Machwerk celebriert hat — denn sonst hätte er auf diese völlige Umkehrung des Begriffs des Meßopfers gar nicht kommen können —, so hat auch Herr Martensen keine Ahnung

davon. Ich hoffe die Geduld des freundlichen Lesers nicht zu ermüden, wenn ich noch einige Sätze jener Schrift folgen lasse: „Unsere Gottesdienste“, sagt er von den protestantischen Predigtgottesdiensten, „sind einmal angelegt auf Geist und Wahrheit (dies bestreite ich entschieden, denn es fehlt, ich rufe jeden, der diese Sorte Gottesdienst kennt, zu Zeugen auf, alle und jede Anbetung, und sind auch gar nicht auf Anbetung, sondern auf das recht eigentliche Menschenwerk einer Predigt und des Absingens etlicher und zum Teil welcher Gesänge „angelegt“); und in demselben Maße, wie Geist und Wahrheit fehlen, müssen alsdann die menschlichen Gebrechen zum Vorschein kommen.“ Der Satz war's wert, geleistet zu werden! „Der Katholicismus dagegen hilft sich mit fremdem Feuer, mit allerlei ästhetischen Mitteln, welche die Sinne in einen gewissen Rausch versetzen und die ernsteren Forderungen des Geistes und Gewissens in Vergessenheit bringen.“ Ich bezeichne dies einfach als ein Zeugnis, daß der Mann von katholischem Leben, Glauben und Anbetung keine Ahnung hat, und so fern es Protestanten gegenüber das Wesen katholischen Cultus beschreiben soll, als Entstellung. „Was man auch gegen die protestantischen Predigten sagen möge, so halten wir dennoch mit Luther als unumstößliche Wahrheit dieses fest, daß die Predigt des Wortes Gottes das erste und vornehmste Stück des Gottesdienstes sei, woraus aber keineswegs eine Geringachtung der Sacramente, oder eine Verkennung des Abendmahls, des Höhepunktes aller christlichen Gottesdienste, zu folgern ist. Im Gegenteil will es sagen: die Predigt sei in dem Sinne das vornehmste Stück, daß durch dieselbe die geistige Aneignung der andern Stücke, namentlich der Sacramente bedingt sei, daß die hohe Bedeutung, welche die Sacramente allerdings für uns haben sollen, allein durch's Wort bei uns zum Leben komme, daß ohne Verständnis, Anwendung und Beherzigung des Wortes Gottes die Sacramentsfeier geistlos werde, und die Gefahr eintrete, die Wirkung der Sacramente als bloße Naturwirkung und die mit ihnen verbundenen Gebete und Formulare als Zauberformeln aufzufassen.“ Suchen wir aus diesem Phrasengeklingel einige Gedanken zu erfassen. Zunächst identificiert der Schreiber hier die luthersche Predigt, also das Menschenwerk, ohne weiteres mit Gotteswort. Sodann sagt er in einem Atemzuge: die Predigt ist das erste und vornehmste Stück des Gottesdienstes, und: das Abendmahl ist der Höhepunkt aller christlichen Gottesdienste. Ich bemerke hierzu, da dieser Höhepunkt in den weitaus meisten protestantischen Gottesdiensten des Jahres fehlt, so haben die meisten ihrer Gottesdienste keinen Höhepunkt. Wäre im lutherschen Cultus wirklich das Abendmahl prinzipiell der Höhepunkt, also das höchste, vornehmste, unentbehrlichste Stück des Gottesdienstes, dann wäre es ja eine unerhörte Thatsache, daß dies wesentlichste Stück, der eigentliche Mittelpunkt, de facto fast durch die Bank fehlt; dann sind die protestantischen

Gottesdienste Schalen ohne Kern. Ist aber die Predigt das vornehmste Stück des Cultus, so ist's eben nicht das Abendmahl, so ist überhaupt nicht ein objectives, sondern nur subjectives Menschenwort und Menschenwerk der Mittelpunkt des protestantischen Cultus. Erklärt sich nun der geehrte Herr Schreiber über seinen eben betrachteten widerspruchsvollen Satz dahin, daß die Predigt in dem Sinne Hauptstück des Gottesdienstes sei, daß durch sie die geistige Aneignung der Sacramente bedingt sei, so bezeugt die erfahrungsmäßige Appetitlosigkeit des protestantischen Volkes, daß die protestantische Predigt eine geistige Aneignung der Sacramente so gewiß nicht zu bewirken im Stande ist, als sie noch nicht einmal den Appetit nach dem Abendmahl zu erwecken vermag. Vermutlich denkt sich der Herr Schreiber diese „geistige Aneignung" im Wege der Belehrung oder Gewissensanregung bewirkt. Da nun die Predigt dies nicht leistet, so schlage ich vor, daß er es mit der Katechese als Höhepunkt des protestantischen Gottesdienstes versuchen möge. Wenn ich geistlose Sacramentsfeiern gesehen habe, so sind's fürwahr die protestantischen, ich erlaube mir an das zurückzuerinnern, was ich aus meiner Erfahrung oben mitgeteilt habe. Das Geistlose findet der Schreiber nun in der katholischen Sacramentsfeier, so daß ich vermute, er hat niemals einer solchen im Geiste und der Wahrheit befindlich beigewohnt, sondern, wenn überhaupt, in dem Geiste des von Negation lebenden Luthertums: „Das ist aber in hohem Grade der Fall gerade bei der katholischen Sacramentsfeier und vor allem bei dem Opferdienst der Messe. Die Verkündigung des göttlichen Wortes wird einmal in bedeutendem Grade von der katholischen Kirche verabsäumt, nur durch Gegensatz gegen den Protestantismus ist sie in neuerer Zeit etwas belebt worden. Im Ganzen steht sie auf einer ziemlich niedrigen Stufe." „Diese Hintansetzung der Predigt aber, diese Beseitigung des Schriftwortes, übt unumgänglich ihren Einfluß auf die Sacramentsfeier und auf den an und für sich durchaus unbiblischen Opferdienst der Messe, welcher ganz in äußerliches Wesen mit schauspielartigem Anstrich (repraesentatio histrionica et tragica, wie der alte Chemnitz es nannte, herabsinkt."*)

„Während der Priester, welcher täglich die Messe zu lesen hat, kaum der Gefahr entgeht, das allerheiligste routinemäßig zu handhaben, wird die Mehrzahl der Laien durch die ganze Handlung in eine unklare Stimmung versetzt (hat denn der Schreiber die Mehrzahl der Laien über ihre Stimmung examiniert, oder vermag er von seiner kleinen Insel aus die katholische Welt zu überschauen und allwissend in die Millionen Herzen zu sehen, die täglich die heil. Messe Gott darbringen?), empfängt nur einen unbestimmten religiösen Eindruck, um so mehr, da die Handlung in lateinischer Sprache ausgeführt wird, deren Verständnis erst erleichtert

*) **Der geehrte Schreiber scheint den Geist der alten Liturgien des Jakobus, Markus &c. nicht zu fassen: Der christliche Gottesdienst ist von Anfang an nicht Predigtgottesdienst gewesen, sondern heiliges Drama der Erlösungsthaten Gottes, insbesondere des Ofers Christi.**

Wir werden sein Kriegsmanifest alsbald kennen lernen in der Brandschrift: „Warnung an meine lieben Deutschen.“

Überblicke ich den Einfluß, den Luther auf die Augsburger Verhandlungen geübt hat, so war sein Bestreben in erster Linie das, „die Sache in der Hand zu behalten“, zum andern das Territorial-Kirchentum, wo es bestand, zu erhalten und jede Duldung der Messe im Bereich desselben zu hintertreiben; zum dritten, wenn es möglich wäre, noch etliche Stände mehr für sein Kirchentum zu gewinnen. Einigung mit der Kirche, Rückkehr in ihren Verband, kirchlichen Frieden wollte er von Anfang an unter keiner Bedingung, es sei denn, daß der Papst seine Autorität an ihn, Luther, abtrete. Wenn er einen Frieden wollte, so war es lediglich politischer Friede, damit das auf außerordentlich schwachen Füßen stehende und beim Volke durchaus unbeliebte neue Kirchentum mit Hülfe der obrigkeitlichen Polizeigewalt erstarke und festwurzele. Im übrigen schreckte er keineswegs vor einem neuen Religionskriege zurück. Scheint es, daß er den Bischöfen wirklich etwas zugestehen wollte mit halber Hand, so nimmt er's bald mit beiden Händen wieder zurück; „das Evangelium“ (d. h. seine Lehre) in der Unbestimmtheit und Dehnbarkeit dieses Begriffs in seinem Munde, seine Lehre in ihrer dogmatischen Unfertigkeit, war für ihn eine Handhabe, die Katholiken zu täuschen über die Endziele des Protestantismus, ihnen „Fallstricke“ zu legen, und schließlich, wenn die von vornherein beabsichtigte Vereitelung des Unionsversuchs geglückt war, jene als Feinde des Evangeliums, als Arglistige darzustellen, um die Schuld des längst ins Auge gefaßten Religionskrieges, der bewaffneten Auflehnung der reichsfürstlichen Souveränetätsgelüste gegen des Kaisers Obergewalt unter dem Deckmantel der aufgenötigten Verteidigung „des Evangeliums“, von den Anstiftern auf die Angegriffenen (den Kaiser und die katholischen Stände) zu wälzen.

Dies ist die wahre Erscheinung Luthers, wie sie sich mir aus seinem Briefwechsel, mit seinen öffentlichen Schriften, die mit den Augsburger Verhandlungen im Zusammenhange stehen, ergeben hat. Einen großen politischen Fehler aber hat die Kurzsichtigkeit seines Hasses gegen jede andere Auffassung als die seinige, gegen jeden andern Anspruch auf die Ehre eines Reformators ihn zu machen verleitet. Das war sein Haß gegen Zwingli, dem er die Ehre selbständiger Reformation schlechterdings nicht zugestehen will, und die nur aus diesem Hasse geborenen Bestrebungen, das Bündnis mit den Schweizern und Oberländern zu hintertreiben.*)

*) Auch den folgenden Reunionsbestrebungen, welche von dem Kaiser ausgingen, gegenüber verhielt sich Luther ebenso; es würde zu weit führen, alle seine Äußerungen gegen Einigung und Frieden hier zu citiren. Charakteristisch ist u. a. ein Brief an Melanchthon über den Wormser Convent 1540 (De Wette V, 315). Natürlich figuriert der Papst als Feind und vor dem Kaiser verklagter Gegenpart, der als Richter nicht anerkannt werden dürfe.

Der entscheidende und der deutschen kirchlichen Revolution ihren Entwickelungsgang für Jahrhunderte vorzeichnende Umschlag Luthers, welcher sich in der Aufstellung und Durchführung des Landeskirchentums, des Territorial- oder wie man auch sagen kann Cäsaropapal-Systems vollzog, fordert uns zu weiterer Betrachtung desselben auf. Dieses neue Prinzip, so haben wir gesehen, ist keineswegs eine notwendige Folge der lutherschen Rechtfertigungslehre, es steht sogar mit der von ihm aufgestellten „evangelischen Freiheit" und dem aus diesem entwickelten Prinzip demokratischer Kirchenverfassung in diametralem Gegensatz. Dürfen wir Luthers Angaben glauben, so hat ihn „die Not", d. h. die durch sein Gemeindeprinzip und die Zerstörung der organischen Verfassung der Kirche hervorgerufene, ihm über den Kopf gewachsene kirchliche Desorganisation dazu gebracht, dem Cäsaropapismus sich in die Arme zu werfen. Damit überführt er sich meines Erachtens aber der Prinziplosigkeit. Das Prinzip der „evangelischen Freiheit" konnte ihm unmöglich eine Gewissensfrage sein, es war ihm nur Mittel zum Zwecke der Zerstörung der bestehenden kirchlichen Autorität. Daher gebraucht er es, wie wir sahen, in den Augsburger Verhandlungen nur als Waffe gegen die bischöfliche Autorität, während er es im Bereich des Landeskirchentums factisch mit Füßen tritt. Es zeigt sich darin eine tiefliegende innere Unwahrhaftigkeit, die ihre bedenklichen Schatten wirft auf die innere Stellung Luthers zu „dem Fürbehalt des Evangelii" selbst, mit dem er operiert. Was insbesondere seine Rechtfertigungslehre betrifft, welche er „sein Evangelium" nennt, so ist dieselbe gar nicht der eigentliche Wurzelpunkt seiner Theologie, wie ich in einem

Dagegen sei der Kaiser als Herr anzuerkennen; man habe darin, daß dieser den Convent berufen, eine treffliche Handhabe, die Präsidentschaft des Papstes abzulehnen. Dieselbe zulassen, heiße göttliches und menschliches Recht confundieren. Dagegen ist keine Confusion dieser beiden Rechte, den Kaiser als Richter anzuerkennen; man sieht hier wieder die Prinziplosigkeit Luthers. Bezeichnend ist auch, daß er jede Concession, jede Herausgabe der angemaßten Rechte und Güter abwehrt, unter dem Vorgeben, das seien von Gott ihnen gegebene Geschenke und Räubern abgenommene Beute; es sei eine Beschimpfung Gottes, wenn sie nur um Anerkennung seitens der Katholiken und um Sanctionierung des Besitzes bitten wollten. Denn jene hätten diese Güter und Rechte nur als Gottes Raub besessen, gar kein Recht daran gehabt, könnten also auch gar dieselben nicht abtreten. Auch würden sie, die Lutherschen, durch einen Antrag auf Anerkennung ihres nunmehrigen Besitzes sich selbst schimpflich erklären für Leute, die von Anfangs an nichts als Usurpatoren, Räuber und Uebelthäter gewesen seien, und damit dem Worte Gottes eine Beleidigung zufügen. Ich habe diesen Brief ausgezogen, um auf's neue zu constatieren, wie diesem Menschen die allergewöhnlichsten Begriffe des Eigentumsrechts, der Ehre und Ehrenhaftigkeit völlig abhanden gekommen waren, so daß er die gestohlenen Güter und angemaßten Rechte als göttliche Geschenke zu proclamieren die Stirn hat. Dieser gewaltthätige, räuberische und diebische Geist Luthers konnte nichts anderes erwarten lassen, als die Aufbietung aller seiner diabolischen Rhetorik, um jenen Einigungsversuch zu ersticken. Ich bitte zu vergleichen die Briefe bei De Wette V, 368, wo er gegen jede Toleranz gegen katholische Gebräuche 2c. eifert, 371, 377, 355 u. s. w., und die trefflichen Ausführungen bei Pastor.

Artikel des Blattes Ut omnes unum kurz nachzuweisen versucht habe, sondern die seine Theologie und seine ganze Lebensanschauung beherrschende Lehre ist der unbedingte Prädestinatianismus. In diesem wurzelt die Überzeugung von seiner Mission, in dieser wurzelt das, was er Glaube, rechtfertigenden Glauben nennt, denn dieser ist bei Lichte besehen nichts anderes, als der persönliche spezielle Glaube an seine von Gott ihm ewig vorher bestimmte Auserwählung; in diesem Prädestinatianismus wurzelt sein Grundsatz, daß ihm als zum Reformator prädestinierten Propheten zur Zerstörung des von Gott zum Untergange durch ihn prädestinierten Papsttums und „päpstlichen Kirche“ alles erlaubt ist; in diesem Prädestinatianismus wurzelt seine ganze Handlungsweise; er macht es ihm möglich, von dem einen der secundären Grundsätze umzuspringen in den gerade entgegengesetzten aus Zweckmäßigkeitsgründen.

Zunächst sei es mir gestattet, den Umschlag Luthers zum Territorial-System zu betrachten in Bezug auf seine Stellung einerseits zu den Fürsten und der Obrigkeit überhaupt, andererseits zum Volke.

Elftes Kapitel.

Luthers Verhalten den Fürsten gegenüber.

Wir haben schon gesehen, wie Luther über die Fürsten schrieb, so lange er noch in Sickingen den fand, der „ihm den Rücken hielt: „auch das weltliche Regiment muß dem Evangelium weichen“ (De Wette II, 143), „wir triumphieren über die päpstliche Tyrannei . . . um wie viel mehr werden wir die Fürsten selbst besiegen und verachten“ (an Link, 19. März 1522); sie sollen wissen, „daß das Schwert des Bürgerkrieges ganz sicher über ihren Häuptern schwebe“ (De Wette II, 157, 158). „Gott selbst hat alle Oberkeit und Gewalt aufgehoben, wo sie wider das Evangelium handelt“ (schreibt er an den Kurfürsten Friedrich, den 8. Mai 1522, De Wette II, 192 ff.) 2. Kor. 10 (8) und 13 (10): Non est potestas a Deo data ad destructionem sed ad aedificationem. Item Act. 5 (29.): Oportet Deo magis obedire quam hominibus (man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen). Derhalben sind der Rath zu Altenburg, auch E. K. F. G. schüldig zu wehren falschen Predigern, oder je dazu helfen oder leiden, daß ein rechter Prediger daselbs eingestellt werde. Dawider hilft kein Sigel, Briefe, Brauch noch irgend ein Recht, es sei denn, daß sie mit Gewalt anders gezwungen werden. Denn wider Gewalt hält kein Sigel, Recht, Brauch noch Oberkeit.“ Der Magistrat von Altenburg wollte einen der lutherschen Prädicanten, einen entlaufenen Mönch, dem Stifte als Prediger aufzwingen, während er gar kein Recht zur Besetzung jener Stelle hatte. In diesem Briefe fordert Luther den Kurfürsten auf, dem Rat in dieser Vergewaltigung beizustehen. Denn

seinem Evangelio gegenüber hört alles Recht und alle Obrigkeit auf. Dem Magistrat schreibt er (De Wette II, 191): „Und wie ich euch gesagt habe, die Regelherren habe keine Oberkeit mehr, wenn sie dem Evangelio entgegen sind, sondern sind als Wölfe zu meiden und zu verlassen.“ Übereinstimmend äußert er sich dem Kurfürsten gegenüber, er habe dem Magistrate genug angezeigt, daß sie Macht und Recht haben, wahre und falsche Lehre zu erkennen und zu urteilen, Matth. 7, 15: Attendite a falsis prophetis: Also daß allenthalben der Regeler-Herren Recht, Macht, Zins und Oberkeit aus ist, weil sie öffentlich dem Evangelio entgegen sind.“ Darum soll der Rat nicht von seinem Vorhaben abstehen, es sei denn, daß eine stärkere Gewalt, die er Tyrannen nennt, sie daran hindere. Aus seinem Satze, daß jedermann Recht und Macht habe, die Lehre zu urteilen, leitet er also hier ab die beiden Sätze: 1) Das bestehende Recht ist da aus, wo sein Inhaber sich Luthers Lehre widersetzt; 2) der Rat, Fürst oder wer sonst die weltliche Gewalt hat, sind verpflichtet, soweit ihre Gewalt reicht, alle entgegenstehenden Rechte und Obrigkeit zu vergewaltigen, um Luthers Lehre durchzusetzen. Daß er dies Prinzip, jedermann hat Recht, die Lehre zu urteilen, denen, die vermöge dieses Rechts seine Lehre als falsch und die der Kirche als recht urteilen, daß er solchen gegenüber sein eigenes Prinzip völlig mit Füßen tritt und alle Gewissensfreiheit vernichtet, kümmert ihn ebensowenig, als daß er von einem flagranten Rechtsbruch zum andern fortschreiten muß. Ich sollte meinen, eclatanter könnte die innere Zerrissenheit Luthers bei Aufstellung seines Prinzips von der Gewissensfreiheit und der Macht aller, die Lehre zu urteilen, sich nicht offenbaren.

Was fürstliches Recht und Obrigkeit betrifft, so wird auch dies nichtig, sobald die Träger sich dem lutherschen Evangelium widersetzen. In Wirklichkeit anerkennt also Luther vor seinem Umschlage gar kein feststehendes Recht an, weder obrigkeitliches, noch Eigentumsrecht. Zwar schrieb er 1522 eine Schrift mit dem Titel: „Treue Vermahnung zu allen Christen, sich zu verhüten vor Aufruhr und Empörung“, und beruft sich auch wiederholt darauf, daß er stets gelehrt habe, man müsse der Obrigkeit gehorchen und Gewalt leiden. Sehen wir uns aber diese Schrift näher an, so will er freilich nicht, daß der gemeine Haufen blindlings losschlage, wiewol er „dazu redliche Ursache habe, mit Flegeln und Kolben drein zu schlagen, wie der Karsthans (eine sociale Brandschrift) dräuet“, und er es gern höre, daß die Geistlichkeit durch solche Drohungen erschreckt werde; aber die Tendenz der Schrift ist die, daß die Obrigkeiten die Sache in die Hand nehmen sollen, und der gemeine Mann solle so lange schreien nnd lärmen, bis er sie dazu bewege. Er will also seiner Revolution den Schein und Anstrich geben, daß sie durch die „ordentliche Gewalt“ durchgeführt werde: „Denn was durch ordentliche Gewalt ge-

schieht, ist nit fur Aufruhr zu halten.“ Luther will eine Revolution von oben: Die Obrigkeiten sollen „aus Pflicht ihrer ordentlichen Gewalt dazu thun, ein jeglicher Fürst und Herr in seinem Lande, daß „die päbstliche Büberei, Verführerei und Tyrannei“ unterdrückt werde. Wir sehen, daß er schon 1522 die Obrigkeit zur Zerstörung der bestehenden Kirchenverfassung gebrauchen will; daß sie aber auch die bischöfliche Jurisdiction sich aneignen sollen, das Territorial-Prinzip als solches, stellt er noch nicht auf. — Sei in einem Territorium die Obrigkeit nicht zu bewegen zur gewaltsamen Zerstörung der Kirche, da solle das Volk es machen, wie er, und dawider lärmen: „Lehre, rede, schreib und predige, wie Menschengesetz nichts seien. Wehre und rath, daß niemand Pfaff, Mönch, Nonne werde, und wer drinnen ist, herausgehe. Gib nit mehr Geld zu Bullen, Kerzen, Glocken, Tafeln, Kirchen, sondern sage, daß ein christlich Leben stehe in Glauben und Liebe, und laß uns das noch zwei Jare treiben, so sollt Du wohl sehen, wo Pabst, Bischof, Pfaff, Mönch, Nonne, Glocken, Turm, Meß, Vigilien, Kutten, Kappen, Platten, Regel und das ganze Geschwürm und Gewürm päbstlichen Regiments bleibe.“ (Erl. Ausg. 22, 43 ff.) Diese Worte illustrieren meine Auffassung Luthers als eines (zunächst kirchlichen) Revolutionärs par excellence. Daß das so aufgegewiegelte Volk sich alsbald auch gegen alle weltliche Autorität kehren werde, mußte ihm klar sein. Wenn er daher von dem Anfruhr des gemeinen Mannes hier noch abrät, so geschieht das nicht, weil ihm das obrigkeitliche Recht als solches heilig wäre, sondern er thut's aus Zweckmäßigkeitsgründen. Die Revolution mußte besser gelingen, er konnte leichter die Sache in der Hand behalten, wenn das Volk vorläufig nur in den Zustand eines glimmenden Aschenhaufens versetzt wurde, und dieser Zustand die obrigkeitlichen Gewalten nötigte, um die Explosion abzuleiten, die bestehende Kirchenverfassung zu zerstören. Was dann weiter werden würde, darüber machte er sich vorläufig keine Sorgen: er hatte nichts zu verlieren, er konnte höchstens gewinnen (wir erinnern uns dieser seiner Worte), seine Politik war eine von Fall zu Fall. War er prädestiniert von Gott zum Reformater, war alles ihm Entgegenstehende ebenso prädestiniert zum Untergange, und daran zweifelte er keinen Augenblick, so wird Christus, oder der Geist, der ihn treibt, ihm schon rechtzeitig sagen, was weiter zu thun ist.

Daß kein Recht, daß auch die höchste irdische Majestät ihm ebenso wenig heilig ist, als die höchste kirchliche, dafür ist sein Pamphet gegen das Wormser Edict ein schlagendes Zeugnis. (Erl. Ausg. 24, S. 210 ff.) Diese Brandschrift gab er im Jahre 1524 heraus. In der Vorrede stellt er sich in bekannter Weise, als ob ihm von Seiten des Kaisers und der katholischen Stände in Worms Lebensgefahr gedroht hätte, und geht dann am Schlusse derselben, in Erwartung des geplanten Kriegszuges Sickingens,

zu der Drohung über: „Es ist wahrlich, wahrlich ein Unglück vorhanden, und Gottes Zorn gehet an, dem ihr nicht entfliehen werdet, wo ihr so fortfahret.“ Ein Stück seines Reimes heißt: deposuit potentes de sede (er stieß die Gewaltigen vom Stuhle) das gilt euch (dem Kaiser und Fürsten) itzt auch, wo ihrs versehet.“

Das Nachwort dieses Pamphetes hebt an:

„Martinus Luther.

Am Ende bitte ich alle lieben Christen, wollten helfen Gott bitten für solche elende, verblendete Fürsten, mit welchen er uns ohne Zweifel geplaget hat in großem Zorn, **daß wir ja nicht folgen, wider die Turken zu ziehen oder zu geben, sintemal der Turk zehnmal klüger und frummer ist, denn unsre Fürsten sind.** Was sollt solchen Narren wider Turken gelingen, die Gott so hoch versuchen und lästern. **Denn hie siehestu, wie der arme sterbliche Madensack, der Kaiser, der seines Lebens nicht einen Augenblick sicher ist, sich unverschämt rühmet, er sei der wahre obriste Beschützer des Glaubens.“** Nachdem er dann noch den Kaiser und die Fürsten tolle, thörichte, unsinnige, rasende, wahnsinnige Narren geschimpft hat, schließt er mit dem frommen Wunsche: **„Gott erlöse uns von ihnen und gebe uns in Gnaden andre Regenten.“** (Erl. Ausg. 24, S. 236, 237.)

Man kann dies nicht lesen, ohne einen Vergleich anzustellen zwischen der Redefreiheit jener Zeiten und der heutigen. Mit welcher sittlichen Entrüstung würde man in unseren Tagen einen unbedeutenden Dienstknecht aus irgend einem entlegenen Dorfe eines oberbaierischen Alpenthales denuncieren und den ganzen Katholicismus solidarisch mitbeschuldigen Hochverrats, Majestätsbeleidigung, Reichsfeindschaft, wenn derselbe nur in annähernd ähnlicher Weise sich in irgend einem Winkel, der Ohren hat, geäußert hätte! Wie bald würde er hinter Schloß und Riegel gesetzt werden! Hier fordert aber der Vater des Protestantismus unter pöbelhafter Beschimpfung der kaiserlichen Majestät in öffentlicher Flugschrift geradezu auf, nicht zu zahlen und nicht zu Fahnen zu ziehen gegen den furchtbar drohenden Erzfeind des Reiches, gegen den der Kaiser aufgeboten hat. Noch mehr, er lehrt öffentlich Gott bitten, von solchen Regenten die Unterthanen zu erlösen und andere zu geben. Das ist wol keine Revolution? Nennt man aber Luther einen Revolutionär, wie er denn einer ist, politischer und kirchlicher Revolutionär, so ruft man die heilige Entrüstung der lutherschen Orthodoxen und protestantischen Conservativen wach, über solche „Verläumdung“ oder „Entstellung.“ Ich hoffe, der geneigte Leser wird Luthers Brandschriften ein richtiges Zeugnis über Luthers wirklichen Charakter und wirkliche Bedeutung zuerkennen, als dem durch und durch falschen Bilde, das von diesem Manne protestantische Geschichtsfabrikation in hohen und niederen Schulen, in Populärgeschichten und Tendenz-Romanen gezeichnet hat.

Um Luthers Gesinnungen gegen den edlen, das Friedenswerk aufrichtig betreibenden Kaiser mit seinen eigenen Worten darzustellen, setze ich zunächst seine Herzensergüsse her, welche sich in zweien an Melanchthon während der Vergleichs-Verhandlungen in Regensburg gerichteten Briefen finden, vom 17. und 22. Juni 1541 (De Wette V, 369 ff.). „Du hast aus meinem letzten Briefe ersehen, was ich urteile auch über jenen Karl." „Wir haben gehört, daß der Kaiser mit dem verfluchten Wasser (dem Weihwasser) durch den Mainzer sich habe besprengen lassen, und communiciert habe nach papistischem Ritus, und daß gar nichts gefehlt habe, wodurch Christus verspottet und verlacht würde, nicht einmal das: Gegrüßt seist du Rabbi (des Judas Ischarioth), und weissage uns Christe!" der Knechte, die Christo das Angesicht verdeckten und ihn schlugen). Endlich hat er ihn geküßt (mit Judaskuß; in dieser wahrhaft teuflischen Weise lästert Luther die Frömmigkeit des Kaisers, den er sich nicht scheut, hier als einen Judas zu bezeichnen), denkt darauf und beeilt euch, jenes Sodom zu verlassen, es kommt der Zorn Gottes über sie endlich." „Gebetet ist genug für den Kaiser, wenn er den Segen nicht will, so möge er den Fluch tragen. Die Schuld kann nicht allein an dem Mainzer Teufel liegen, wenn er nicht selbst ein reiner Heuchler wäre. Soviel Klagen hat er mit taubem Ohr gehört, indem er sich stellt, als habe er um der Religion willen bis dahin verschoben, die er niemals anzugehören gedenkt, gleich als wenn er um der Religion willen inzwischen auch genötigt wäre, nicht auch zu essen oder zu k.... (aut cacare)." — „Es ist zu verwundern, wie verdächtig ihm (dem Kurfürsten von Sachsen) der Vorschlag der ganzen kaiserlichen Partei ist." „Wenn der Kaiser nicht später den Heinz und Mainz straft, so ist möglich, daß er auch selbst in Verdacht geräth und den Gehorsam und die Ehrfurcht verliert, d. h. das Reich Deutschlands. Denn welches andere Resultat kann jene grausame und verderbliche Heuchelei jenes Menschen (istius — des Kaisers —), haben, als die Erregung eines Aufruhrs, oder offenen Krieg? Das Volk wird endlich nicht länger ertragen können jene Hinterlist des Kaisers und der Fürsten in so großem Elende. Ich habe einen tiefen Haß gefaßt (plane odium concepi) gegen den Kaiser, der im Vertrauen auf unser Lob und Gebet nur noch wüthender gegen uns sündigt. Und ich will thun, was ich nur kann gegen ihn, wie großes ich für ihn gethan habe. Denn wenn er vorgiebt, daß er keine andere Angelegenheit angreifen will, bevor nicht die der Religion beigelegt sei, warum läßt er nicht lieber erst alles von den Türken verwüstet werden?" — Diese Worte bedürfen keines Commentars, um die niederträchtige Gesinnung Luthers in's rechte Licht zu stellen. Jedoch bitte ich noch zu vergleichen, in welcher Weise Luther gegen den Türkenkrieg agitiert hat. Hierzu vergleiche man noch Folgendes: Am 8. Februar 1539 schreibt er an Lübeck (De Wette V, 159 ff.) über die Frage, ob man dem Kaiser bewaffnete Gegenwehr leisten solle: Früher habe

er abgeraten, jetzt aber sei die Frage ernster. Er habe die gewichtigsten Gründe, den protestantischen Fürsten zuzustimmen (sie hatten bewaffneten Widerstand, also Aufruhr gegen den Kaiser beschlossen). Der eine Grund sei der, daß der Kaiser nur Soldat und Raubknecht (latro) des Papstes und der Bischöfe sei, um gegen die erkannte Wahrheit deren Teufelslehren zu verteidigen. „Wenn es erlaubt ist, gegen den Türken Krieg zu führen oder sich zu verteidigen, so vielmehr gegen den Pabst, der schlechter ist. Wenn der Kaiser sich mit dem Kriegsdienst des Pabst's oder des Türken abgiebt, so möge er ein solcher Schlechtigkeit würdiges Loos erwarten. So urteilen die Unsern, daß der Kaiser in diesem Falle nicht Kaiser sei, sondern Kriegs- und Raubknecht des Pabst's. Und er ist auch nicht Kaiser oder Oberherr in diesem Kriege. So urteilen die Unsern. Ich aber habe früher Rath gegeben in Betreff des Kaisers, nicht in Betreff des Kriegsknechts des Pabstes." Er nimmt also hiermit seinen früheren Rat, bewaffnete Gegenwehr gegen die Ausführung des Wormser Edicts zu vermeiden, auf Grund der eben ausgeführten Sophisterei, ausdrücklich zurück; denn jetzt hoffte er Gelingen eines Krieges der Protestanten. „Entweder also legen Pabst, Cardinäle, Bischöfe, Kaiser ꝛc. den Namen Christi ab und bekennen sich als das, was sie sind, nämlich Sklaven des Teufels, dann werde ich rathen wie vorher, daß wir den heidnischen Tyrannen weichen, oder aber wenn sie unter dem Namen Christi gegen die Christen (d. i. die Protestanten), sie, die selbst die antichristischsten Menschen sind, wissentlich den Stein aufwerfen, der auf ihren Kopf zurückfallen möge, so mögen sie die Strafe des zweiten Gebots tragen. Gleichwol sind dies nicht meine einzigen Gründe, ich will auch nicht alles sagen, damit es nicht etwa an jene schlechtesten Satansknechte gelange, die mit Kains Strafe gekennzeichnet sind, nämlich mit Furcht und Schrecken, wie es sich paßt für Mörder, Lästerer und Gottesräuber. Du brauchst auch nicht alles zu wissen ꝛc., sondern gebt Platz dem Zorn und Gericht Gottes, welches jene durch Wüten, Spotten, Freude wider sich bis jetzt gesucht haben." Dann zieht er das Beispiel der Makkabäer gegen Antiochus u. a. herbei, welches Gott gutgeheißen habe. „Schon haben die Fürsten Deutschlands mehr Recht gegen den Kaiser, als jenes Volk gegen Saul ꝛc., als welche in gemeinschaftlichem Rathe mit dem Kaiser das Reich regieren sollen, und der Kaiser nicht ein Monarch ist, und nicht mit Verwerfung der Kurfürsten die Gestalt des Reichs verändern darf (man beachte diese kolossale Lüge und Verdrehung im Munde des „teuern Gottesmannes", der dem Kaiser, welcher die Gestalt des Reichs erhalten wollte, das zudictiert, was gerade die Protestanten vorhatten und er selbst, Luther, so lange gepredigt hatte, nämlich totalen Umsturz der bisherigen Ordnung!), und es unerträglich wäre, wenn er's versuchte. Wenn dies nicht einmal wegen innerer Verhältnisse geschehen kann noch darf, wie viel

Um Luthers Gesinnungen gegen den edlen, das Friedenswerk aufrichtig betreibenden Kaiser mit seinen eigenen Worten darzustellen, setze ich zunächst seine Herzensergüsse her, welche sich in zweien an Melanchthon während der Vergleichs-Verhandlungen in Regensburg gerichteten Briefen finden, vom 17. und 22. Juni 1541 (De Wette V, 369 ff.). „Du hast aus meinem letzten Briefe ersehen, was ich urteile auch über jenen Karl.“ „Wir haben gehört, daß der Kaiser mit dem verfluchten Wasser (dem Weihwasser) durch den Mainzer sich habe besprengen lassen, und communiciert habe nach papistischem Ritus, und daß gar nichts gefehlt habe, wodurch Christus verspottet und verlacht würde, nicht einmal das: Gegrüßt seist du Rabbi (des Judas Ischarioth), und weissage uns Christe!“ der Knechte, die Christo das Angesicht verdeckten und ihn schlugen). Endlich hat er ihn geküßt (mit Judaskuß; in dieser wahrhaft teuflischen Weise lästert Luther die Frömmigkeit des Kaisers, den er sich nicht scheut, hier als einen Judas zu bezeichnen), denkt darauf und beeilt euch, jenes Sodom zu verlassen, es kommt der Zorn Gottes über sie endlich.“ „Gebetet ist genug für den Kaiser, wenn er den Segen nicht will, so möge er den Fluch tragen. Die Schuld kann nicht allein an dem Mainzer Teufel liegen, wenn er nicht selbst ein reiner Heuchler wäre. Soviel Klagen hat er mit taubem Ohr gehört, indem er sich stellt, als habe er um der Religion willen bis dahin verschoben, die er niemals anzugehören gedenkt, gleich als wenn er um der Religion willen inzwischen auch genötigt wäre, nicht auch zu essen oder zu k.... (aut cacare).“ — „Es ist zu verwundern, wie verdächtig ihm (dem Kurfürsten von Sachsen) der Vorschlag der ganzen kaiserlichen Partei ist.“ „Wenn der Kaiser nicht später den Heinz und Mainz straft, so ist möglich, daß er auch selbst in Verdacht geräth und den Gehorsam und die Ehrfurcht verliert, d. h. das Reich Deutschlands. Denn welches andere Resultat kann jene grausame und verderbliche Heuchelei jenes Menschen (istius — des Kaisers —), haben, als die Erregung eines Aufruhrs, oder offenen Krieg? Das Volk wird endlich nicht länger ertragen können jene Hinterlist des Kaisers und der Fürsten in so großem Elende. Ich habe einen tiefen Haß gefaßt (plane odium concepi) gegen den Kaiser, der im Vertrauen auf unser Lob und Gebet nur noch wüthender gegen uns sündigt. Und ich will thun, was ich nur kann gegen ihn, wie großes ich für ihn gethan habe. Denn wenn er vorgiebt, daß er keine andere Angelegenheit angreifen will, bevor nicht die der Religion beigelegt sei, warum läßt er nicht lieber erst alles von den Türken verwüstet werden?“ — Diese Worte bedürfen keines Commentars, um die niederträchtige Gesinnung Luthers in's rechte Licht zu stellen. Jedoch bitte ich noch zu vergleichen, in welcher Weise Luther gegen den Türkenkrieg agitiert hat. Hierzu vergleiche man noch Folgendes: Am 8. Februar 1539 schreibt er an Lübeck (De Wette V, 159 ff.) über die Frage, ob man dem Kaiser bewaffnete Gegenwehr leisten solle: Früher habe

er abgeraten, jetzt aber sei die Frage ernster. Er habe die gewichtigsten Gründe, den protestantischen Fürsten zuzustimmen (sie hatten bewaffneten Widerstand, also Aufruhr gegen den Kaiser beschlossen). Der eine Grund sei der, daß der Kaiser nur Soldat und Raubknecht (latro) des Papstes und der Bischöfe sei, um gegen die erkannte Wahrheit deren Teufelslehren zu verteidigen. „Wenn es erlaubt ist, gegen den Türken Krieg zu führen oder sich zu verteidigen, so vielmehr gegen den Pabst, der schlechter ist. Wenn der Kaiser sich mit dem Kriegsdienst des Pabst's oder des Türken abgiebt, so möge er ein solcher Schlechtigkeit würdiges Loos erwarten. So urteilen die Unsern, daß der Kaiser in diesem Falle nicht Kaiser sei, sondern Kriegs- und Raubknecht des Pabst's. Und er ist auch nicht Kaiser oder Oberherr in diesem Kriege. So urteilen die Unsern. Ich aber habe früher Rath gegeben in Betreff des Kaisers, nicht in Betreff des Kriegsknechts des Pabstes." Er nimmt also hiermit seinen früheren Rat, bewaffnete Gegenwehr gegen die Ausführung des Wormser Edicts zu vermeiden, auf Grund der eben ausgeführten Sophisterei, ausdrücklich zurück; denn jetzt hoffte er Gelingen eines Krieges der Protestanten. „Entweder also legen Pabst, Cardinäle, Bischöfe, Kaiser ꝛc. den Namen Christi ab und bekennen sich als das, was sie sind, nämlich Sklaven des Teufels, dann werde ich rathen wie vorher, daß wir den heidnischen Tyrannen weichen, oder aber wenn sie unter dem Namen Christi gegen die Christen (d. i. die Protestanten), sie, die selbst die antichristischsten Menschen sind, wissentlich den Stein aufwerfen, der auf ihren Kopf zurückfallen möge, so mögen sie die Strafe des zweiten Gebots tragen. Gleichwol sind dies nicht meine einzigen Gründe, ich will auch nicht alles sagen, damit es nicht etwa an jene schlechtesten Satansknechte gelange, die mit Kains Strafe gekennzeichnet sind, nämlich mit Furcht und Schrecken, wie es sich paßt für Mörder, Lästerer und Gottesräuber. Du brauchst auch nicht alles zu wissen ꝛc., sondern gebt Platz dem Zorn und Gericht Gottes, welches jene durch Wüten, Spotten, Freude wider sich bis jetzt gesucht haben." Dann zieht er das Beispiel der Makkabäer gegen Antiochus u. a. herbei, welches Gott gutgeheißen habe. „Schon haben die Fürsten Deutschlands mehr Recht gegen den Kaiser, als jenes Volk gegen Saul ꝛc., als welche in gemeinschaftlichem Rathe mit dem Kaiser das Reich regieren sollen, und der Kaiser nicht ein Monarch ist, und nicht mit Verwerfung der Kurfürsten die Gestalt des Reichs verändern darf (man beachte diese kolossale Lüge und Verdrehung im Munde des „teuern Gottesmannes", der dem Kaiser, welcher die Gestalt des Reichs erhalten wollte, das zudictiert, was gerade die Protestanten vorhatten und er selbst, Luther, so lange gepredigt hatte, nämlich totalen Umsturz der bisherigen Ordnung!), und es unerträglich wäre, wenn er's versuchte. Wenn dies nicht einmal wegen innerer Verhältnisse geschehen kann noch darf, wie viel

weniger, wenn er's versucht wegen fremder und teuflischer Ursachen? Wenn er selbst es nicht weiß, daß es solche Fragen sind, so ist's genug, daß wir des gewiß sind; auch Antiochus wußte nicht, daß er des Teufels Sache führte, aber die Makkabäer waren des gewiß. Dies sei Dir genug: das übrige überlaß dem Lehramt des Geistes und lehre, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist. (Man beachte diese Anweisung zur Heuchelei!) „Der Kaiser war, ist und wird bleiben der Knecht der Knechte des Teufels“ (De Wette V, 275), er hat alles Glück ewiglich verloren (das. 314) und allen Segen Gottes (das. 211), nachdem er sich mit dem „Gott verhaßten Papste“ verbunden und ihm den Fuß geküßt hat. Noch bitte ich zu vergleichen De Wette II, 632, wo Luther die Gefangennahme des französischen Königs durch den Kaiser bedauert und die Hoffnung ausspricht, daß auch dieser nur triumphiere, um endlich selbst unterzugehen. (Das war schon im Jahre 1525). Welcher Patriotismus!

Dem oben angeführten Pamphlet gegen das Wormser Edict reiht sich würdig an ein anderes vom 1. Januar 1523: „Von weltlicher Oberkeit, wie weit man ihr Gehorsam schuldig sei.“ Diese Schrift richtet sich mit bekannter Heftigkeit gegen diejenigen Fürsten, welche das Wormser Edikt ausführten und Luthers Schriften verboten. „Gott der Allmächtige hat unsre Fürsten toll gemacht, daß sie nit anders meinen, sie mögen thun und gebieten ihren Unterthanen, was sie nur wollen; und die Unterthanen auch irren und gläuben, sie seien schuldig dem allen zu folgen.“ Das Verbot seiner Schriften sei eine Vermessenheit, da sie dadurch sich unterstünden, die „Gewissen und Glauben zu meistern und nach ihrem tollen Gehirn den heil. Geist zur Schule zu führen.“ „Weil denn solcher Narren Wüten langet zur Vertilgung christlichen Glaubens, Verläugnung göttlichen Worts und zur Lästerung göttlicher Majestät, will und kann ich meinen ungnädigen Herren und zornigen Junkern nicht länger zusehen, muß ihnen zum wenigsten mit Worten widerstehen. Und hab ich ihren Götzen, den Papst nicht gefürchtet, der mir die Sele und den Himmel dräuet zu nehmen, muß ich mich auch sehen lassen, daß ich seine Schuppen und Wasserblasen nicht fürchte, die mir den Leib und die Erde dräuen zu nehmen. Gott gebe, daß sie zürnen müssen, bis die grauen Röcke vergehen.“ Den Unterthanen gebietet er dann bei Verlust ihrer Seligkeit, auch nicht ein Blättlein aus seinen Schriften auszuliefern, denn wer das thue, übergebe Christum dem Herodes und sei ein Christusmörder. Von den Fürsten aber verkündet er als der prädestinierte unfehlbare Heilige und Prophet Gottes: „Gott hat sie in verkehrten Sinn gegeben und will ein Ende mit ihnen machen gleichwie mit den geistlichen Junkern.“ Ich mache wieder darauf aufmerksam, wie seine Prädestinationslehre hier hervortritt. Regieren könnten sie nicht, sie könnten nur „schaben und schinden, einen Zoll auf den andern, eine Zinse über die andre setzen; da einen

Bären, hie einen Wolf auslassen, dazu kein Recht, Treu und Wahrheit bei ihnen lassen funden werden, und handeln, daß Räuber und Buben zuviel wäre, und ihr weltlich Regiment ja so tief darnieder liegt, als der geistlichen Tyrannen Regiment. Darum verkehret Gott ihren Sinn auch, daß sie zufahren widersinnig und wollen geistlich über Selen regieren, gleichwie jene wollen weltlich regieren, auf daß sie ja getrost auf sich laden fremde Sünde, Gottes und aller Menschen Haß, bis sie zu scheitern gehen mit Bischöfen, Pfaffen und Mönchen, ein Bube mit dem andern; und darnach das alles dem Evangelium schuld geben und anstatt ihrer Beicht Gott lästern und sagen: Unsre Predigt hab solches alles zugericht. Welches ihre verkehrte Bosheit verdient hat und noch verdient ohne Unterlaß." **„Siehe da hast du den Rath Gottes über die großen Hansen. Aber sie sollens nicht glauben, auf daß solcher ernster Rath Gottes nicht verhindert werde durch ihre Buße."** Wir erinnern uns, um diese Sprache zu verstehen, daß dies die Zeit war, in welcher alle Welt zitterte vor Sickingens und Ulrichs von Würtemberg vermuteter Vereinigung, deren letzterer den Pöbel um sich sammelte. Damals schrieb (19 December 1522) der Gesandte des Herzogs Georg in Nürnberg diesem: „Euer fürstlichen Gnaden sehen, daß der teuflisch Mönch und Franciscus von Sickingen ein Dingk sind." Wie man angesichts dieser und andrer weiter unten folgenden Brandschriften Luthers den Causal-Zusammenhang der später ausbrechenden Bauern-Revolten mit Luthers „Evangelium" und Schriften wegdisputieren will, erscheint mir als ein misratenes Kunststück von Geschichtsmacherei. Doch hören wir noch einige Proben. Sei ein kluger Fürst, so belehrt er den lauschenden Pöbel, schon ein seltener Vogel, so noch viel seltener ein frommer. „Sie sind gemeiniglich die größten Narren oder die ärgsten Buben auf Erden, darum man sich allzeit bei ihnen des Ärgsten versehen und wenig Gutes von ihnen erwarten muß, sonderlich in göttlichen Sachen." Er nennt sie „Gottes Stockmeister und Henker", die sein göttlicher Zorn gebrauche zu Henkern und Bütteln. Es stehe geschrieben im Psalm: Gott hat ausgegossen Verachtung über die Fürsten. „Ich schwöre euch bei Gott, werdet ihrs versehen, daß dieses Sprüchlein über euch in Schwang kommt, so seid ihr verloren," wenn sie auch so mächtig wären als die Türken. Es sei Gottes Gericht schon ein gut Teil über sie angegangen, denn sie würden meist alle für Narren und Buben von den Leuten gehalten. „Der gemeine Mann wird verständlich", man werde ihm nicht wehren können: „Man wird nicht, man kann nicht, man will nicht euer Tyrannei und Mutwillen die Länge leiden. Lieben Fürsten und Herren, da wisset euch nach zu richten, Gott wills nicht länger haben. Es ist jetzt nicht mehr eine Welt wie vor Zeiten, da ihr die Leute wie das Wild jagtet und triebet." Ich habe schon darauf aufmerksam gemacht, wie Luther bei Zeiten anfing, die Massen aufzuhetzen,

um in ihnen zu finden, der ihm den Rücken hielte. Es bleibt unbegreiflich, daß der alte Kurfürst Friedrich dem zusah mit den Händen im Schoße und auf die Beschwerden des Herzogs Georgs antworten konnte, er habe sich nie mit Luthers Sache bemengt und werde sich um dieses Büchleins willen auch nicht hineinmengen. Er wußte freilich nicht, wie edel Luther sich auch über ihn in vertraulichen Briefen zu äußern beliebte und auch ihn unter das Wort begriff: Je größer Fürst, desto größerer Räuber. Da das Volk sah, daß derartige Brandschriften ungestraft durch die Länder flogen, so darf uns nicht wundern, daß es anfing zu glauben, Gott habe die Fürsten bestimmt zum Untergange „durch den gemeinen Mann". Der baierische Kanzler Leonhard von Eck erhob vergebens seine warnende Stimme. Sickingens Niederlage änderte hieran nichts; im Gegenteil sorgten in Gemeinschaft mit den lutherschen Prädicanten die geächteten und sich umhertreibenden Raubritter aus der luther-sickingenschen Verbindung dafür, daß die revolutionären Ideen sich in den Massen immer mehr verbreiteten. (Die Schrift gegen die Fürsten, siehe Erl. Ausg. 22, 59 ff.)

Wie mächtig Luther sich fühlte, sehen wir daraus, daß er gegen des Kurfürsten Willen das Wittenberger Stift zwang, die heil. Messe abzuschaffen. Bezeichnend ist der Schluß seiner Drohepistel an dasselbe: „Wo ihr aber solches würdet euch weigern, habt ihr wohl zu vermuten, daß ich nicht ruhen werde, ob mir Gott hülfe, daß ihrs thun müsset ohne eueren Dank. Darnach wisset euch zu richten und begehre, daß eine richtige stracks unverzügliche Antwort, ja oder nein, für diesen nächsten Sonntag, mich darnach zu richten." (De Wette II, 565.) Da er mit dem Kurfürsten nicht drohen kann, droht er mit dem Aufruhr, der entstehen würde, wenn sie nicht gehorchten, und stellt sich, als müsse er als Prediger der Gemeinde „das Feuer, weil es noch im Zunder glimmt, dämpfen, so viel an mir ist", verschmäht es aber nicht, eine Unwahrheit zu gebrauchen, als ob der Kurfürst damit einverstanden sei, „keine Beschwerung habe, wo ihr thut, was recht ist", wie er sich diplomatisch ausdrückt.

Da ich nur zu beschreiben vorhabe, wie ich durch die Handlungsweise Luthers und durch den aus seinen Schriften und insbesondere auch in seinen Briefen offenbar werdenden Charakter zu der Ueberzeugung gelangt bin, daß er nicht ein mit göttlicher Sendung zu einer Reformation der Kirche betrauter Mann, sondern nur eine Zuchtruthe Gottes war, mithin auch vorzugsweise Luther selbst betrachte, so liegt es außerhalb des Bereichs dieser Zeilen, auf die Gründe näher einzugehen, vermöge derer der Boden präpariert war, auf welchen er säete. Ich erlaube mir auf das schon oft erwähnte Werk von Janssen hinzuweisen, in welchem offen die kirchlichen und socialen Schäden jener Zeit dargelegt sind. Einige Bemerkungen jedoch mögen verstattet sein. Eine Hauptschuld trugen aller-

dings die Fürsten. Denn von ihnen rührte die teilweise schlechte Beschaffenheit der Geistlichkeit und Klöster her. Der edle Herzog Georg von Sachsen, den höchst bezeichnend für Luthers Charakter der wütendste Haß dieses Agitators traf, hat in den Instructionen für seine Gesandten den über die kirchlichen Misbräuche sich beschwerenden Fürstenstand auf diese seine Schuld an denselben offen hingewiesen. Die vornehmsten Misbräuche wurden in den Beschwerdeschriften verschwiegen. Der Ursprung alles Irrsals sei der, daß die Prälaten in unrechter Weise in das kirchliche Amt zu kommen pflegten. „Denn wie wir unsere Kinder, Brüder und Freunde zu bischöflichen Ämtern und Würden bringen mögen, so sehen wir nicht nach der Thür, sondern wie wir sie sonst hineinbringen mögen, es sei unter der Schwelle oder oben zum Dach hinein, so achten wir es nicht. Solches ist bei uns Fürsten in einem Brauch, als hätten wir Macht, mit Gewalt zur Hölle zu fahren. Es sind auch diese Herren, so dermaßen eingehen, des Gemüts, als hätten sie es für ihr Erbe gekauft und hättens Recht." Außerdem trachteten sie nach den Kirchengütern, um ihren Stand zu erhalten, statt darnach, wie ein ordentlich christlich Leben darin geführt werde. Daher werde daran gearbeitet, die Mönche und Nonnen aus den Klöstern wegzubringen. Diese Misbräuche müssen abgethan werden, die obersten Prälaten müssen für rechtschaffenen Clerus sorgen; das Volk müsse unterwiesen werden, daß damit, wenn ein Prälat nicht tauge, kein Grund gegeben sei, alle Obrigkeit zu vertreiben. Aber man wolle nicht reformieren, sondern alle Ordnung umstürzen.

In den Städten waren es teils die nach den Kirchengütern und dem Kirchenregiment lüsternen Magistrate, teils der durch die lutherschen Schriften und Prädicanten aufgewiegelte Stadtpöbel, welcher „das Evangelium" einführte. Zur Bethörung vieler Gutgesinnten trug bei, daß Luther sich des Schlagworts Evangelium bediente, als dessen Patron er sich aufwarf, welches um so leichter blenden konnte, als die Misbräuche am Tage lagen. Über die grundstürzende Tragweite der lutherschen Sätze war man sich meistens nicht klar. Erst als die Wirkungen zu Tage traten, als es offenbar geworden war, daß Luther eine ganz neue Gestaltung des Kirchenwesens und Zerstörung des alten beabsichtigte, wandten sich viele der edelsten (Staupitz, Scheuerl, Albrecht Dürer, Hans Sachs, Wizel, sogar ein Crotus) von ihm ab. Viel trug auch der Umstand dazu bei, daß gewinnsüchtige Buchhändler sich beteiligten und die lutherschen Brandschriften gut ausgestattet verbreiteten, während die katholischen Theologen oft weder Druck noch Verlag finden konnten. Neben den lutherschen liefen unzählige andere Revolutionsschriften durch das Volk. Das beständige, von den Humanisten aufgebrachte Thema war schon seit Jahrzehnten dies, daß das Volk von seinen geistlichen Obern absichtlich irre geführt und ausgebeutet werde. Dasselbe wurde von den weltlichen Gewalten unablässig

und die Freiheit und Rechtssicherheit der Bauern und der übrigen arbeitenden Menschen wiederhergestellt wird. (Janssen I, 490. 491.)

Die Juristen des römischen Rechts machten den Landesfürsten zu einem „römischen Prinzeps", d. h. alle Gesetzgebung, Verwaltung, alle Militär-, Polizei-, Gerichts- und Finanzgewalt, Handel, Forsten, Bergwerke, sogar das Privateigentum an Grund und Boden sollten der fürstlichen Landeshoheit unterstellt sein. Lange vor Luther stellten einige derselben schon die Forderung auf, daß der Landesfürst, als eine Art römischer Prinzeps oder Cäsar, auch die Kirchenhoheit und geistliche Jurisdiction zu beanspruchen habe, daß er nach dem Vorbilde der heidnischen Kaiser Roms, „auch in religiösen Dingen Maß und Form geben, die Bischöfe ein- und absetzen, die Güter der Kirche zu eigenem Vorteil und für die Zwecke seines Landes einziehen könne und müsse." Der Landesfürst sollte in seinem Territorinm alleiniger Kaiser und Papst sein. Das Territorial-System ist ein rein heidnisches Prinzip. Wir haben gesehen, **daß Luther dies heidnische und zwar römisch-heidnische, ganz und gar undeutsche Prinzip schließlich zum Prinzip des protestantischen Kirchentums gemacht und mit welcher Unduldsamkeit und Rücksichtslosigkeit er und die Fürsten es durchführten.** Wenn unsere „evangelischen" Conservativen von „deutsch-protestantischem Wesen" soviel Aufhebens machen, so wollen wir doch bemerken, daß deutsch und protestantisch einander aufheben; denn der Protestantismus hat eben die deutsche Entwickelung der kirchlichen Verhältnisse, soweit sein Bereich geht, zerstört und heidnisch-römisches Prinzip an deren Stelle gesetzt. Als heidnisch römisches Prinzip ist das protestantische Territorial- oder Landespapsttum ein antichristliches. Der von den Protestanten vielgeschmähte Kaiser Karl V. war der entschiedenste Feind dieses heidnisch-römisch-protestantischen Prinzips, und hat, weil er es Gewissenshalber nicht anerkennen konnte, lieber seiner Krone entsagt, als dasselbe anerkannt.

Als Luther das kanonische Recht verbrannte, that er nicht bloß eine kirchlich-revolutionäre, sondern auch eine durchaus undeutsche That. Dieser als urdeutsch gepriesene Umsturzmann vernichtete dadurch, soviel an ihm lag, das stärkste Bollwerk des deutschen Rechts gegen das eindringende römische. Das kanonische Recht nimmt zwar seine Methode vom römischen Rechte her, aber „den Stoff seiner Entscheidungen schöpft es zum größten Teile aus dem germanischen Rechte." „Die Decretalen der Päbste waren von den frühesten Zeiten an der Brunnquell des christlich-deutschen Rechts, als dessen erster officiell veröffentlichter Codex die Decretalen-Sammlung Gregor's IX. anzusehen ist. Dieser Sammlung verdankt man gegenüber dem allmählich sich verstärkenden Ansehen des römischen Rechts die Erhaltung einer großen Anzahl deutscher Rechts-Institute und Rechtsgrundsätze, indem dieselben durch die Aufnahme in diesen päbstlichen Codex eine

hütet euch vor den affocaten und fürsprecher, die itzund das groß wort füren und seit zwantzig, dreißig jaren an zal und schlechtigkeit zugenommen hant als ein wuchernd pestkraut. Die sind größer schinder noch als die wucherer, denn sie schinden euch nit allein umb geld, sondern umb recht und ehre als vil sie können. Sie vertrucken all einfeltig recht durch frembd recht, und waz ehevor by strit und clage in ein, zwey Tagen zu end was, das weret z'tzunt offten vil monat und jare lang." (a. a. O. 482.)

Durch die Fürsten war ein bureaukratisches Beamtentum eingerichtet, welches „sich in alle Familien-, Gemeinde- und Landessachen einmischte und alle genossenschaftlichen und ständischen Rechte nach Möglichkeit untergrub." Während nach deutschem Rechte die Körperschaften, Genossenschaften, Grundherrschaften und Gemeinden sich selbst regierten und bei Rechtsstreitigkeiten die landesherrliche Gewalt nur in den äußersten Fällen in Anspruch nahmen, fingen die Fürsten mit Hülfe ihrer Bureaukraten an, immer mehr „sich als die eigentlichen Herren des Landes aufzuspielen", die Erweiterung dieser landesherrlichen Gewalt aber kam dem bureaukratischen Beamtentum zu gute. Diese Bureaukratie befolgte den Grundsatz, den wir hernach von Luther mit aller Macht vertreten und verteidigt sehen werden: „man müsse die übermütigen Bauern zähmen und die Güter der Mönche und Geistlichen beschneiden, damit sie nicht allzusehr ins Kraut schießen." (Wimpheling, Apologie für das christliche Gemeinwesen.) Auf den Bauernstand wirkte diese Einbürgerung des römischen Rechts am nachteiligsten ein. Unter der Herrschaft des von der katholischen Kirche verteidigten christlich-deutschen Rechts hatten die Bauern ein recht gesichertes Leben ohne Not und ohne Steuerdruck gehabt, wie denn Deutschland das reichste Land in Europa geworden war. Die Bauern hatten auf ihren „Hof- und Hubtagen", sowie in ihren „Hofsprachen" und Gerichtsverhandlungen einen gesicherten Anteil am Hofregimente. Durch das Beamtentum des römischen Rechts wurden sie aus den Volksgerichten verdrängt. Zudem war das neue Recht auf die althergebrachten bäuerlichen Zustände gar nicht anwendbar, da es im römischen Rechte nur Großgrundbesitzer und Sclaven giebt. Die Juristen wollten nun alles nach römischem Fuße einrichten. So z. B. fingen die Fürsten auf Grund des römischen Rechts an, sich das Obereigentumsrecht über Wald und Jagd beizulegen und zogen eine Jägerzunft groß, die den Bauer mit rohem Übermute unverschämt drückte. Der berühmte Prediger und Dominicanermönch Geiler von Kaisersberg eiferte in seinen Predigten gegen diese Tyrannei und Unterdrückung. Ebenso die Theologen Gabriel Biel und Johann Trithemius. „Was soll man von Christen sagen, die mit Berufung auf heidnische Rechtssätze eine neue Sclaverei einführen wollen." Es werden in naher Zukunft große volksverderbliche Kriege ausbrechen, wenn nicht Einhalt geschieht und das alte Recht des christlichen Volks

und die Freiheit und Rechtssicherheit der Bauern und der übrigen arbeitenden Menschen wiederhergestellt wird. (Janssen I, 490. 491.)

Die Juristen des römischen Rechts machten den Landesfürsten zu einem „römischen Prinzeps", d. h. alle Gesetzgebung, Verwaltung, alle Militär-, Polizei-, Gerichts- und Finanzgewalt, Handel, Forsten, Bergwerke, sogar das Privateigentum an Grund und Boden sollten der fürstlichen Landeshoheit unterstellt sein. Lange vor Luther stellten einige derselben schon die Forderung auf, daß der Landesfürst, als eine Art römischer Prinzeps oder Cäsar, auch die Kirchenhoheit und geistliche Jurisdiction zu beanspruchen habe, daß er nach dem Vorbilde der heidnischen Kaiser Roms, „auch in religiösen Dingen Maß und Form geben, die Bischöfe ein- und absetzen, die Güter der Kirche zu eigenem Vorteil und für die Zwecke seines Landes einziehen könne und müsse." Der Landesfürst sollte in seinem Territorium alleiniger Kaiser und Papst sein. Das Territorial-System ist ein rein heidnisches Prinzip. Wir haben gesehen, **daß Luther dies heidnische und zwar römisch-heidnische, ganz und gar undeutsche Prinzip schließlich zum Prinzip des protestantischen Kirchentums gemacht und mit welcher Unduldsamkeit und Rücksichtslosigkeit er und die Fürsten es durchführten.** Wenn unsere „evangelischen" Conservativen von „deutsch-protestantischem Wesen" soviel Aufhebens machen, so wollen wir doch bemerken, daß deutsch und protestantisch einander aufheben; denn der Protestantismus hat eben die deutsche Entwickelung der kirchlichen Verhältnisse, soweit sein Bereich geht, zerstört und heidnisch-römisches Prinzip an deren Stelle gesetzt. Als heidnisch römisches Prinzip ist das protestantische Territorial- oder Landespapsttum ein antichristliches. Der von den Protestanten vielgeschmähte Kaiser Karl V. war der entschiedenste Feind dieses heidnisch-römisch-protestantischen Prinzips, und hat, weil er es Gewissenshalber nicht anerkennen konnte, lieber seiner Krone entsagt, als dasselbe anerkannt.

Als Luther das kanonische Recht verbrannte, that er nicht bloß eine kirchlich-revolutionäre, sondern auch eine durchaus undeutsche That. Dieser als urdeutsch gepriesene Umsturzmann vernichtete dadurch, soviel an ihm lag, das stärkste Bollwerk des deutschen Rechts gegen das eindringende römische. Das kanonische Recht nimmt zwar seine Methode vom römischen Rechte her, aber „den Stoff seiner Entscheidungen schöpft es zum größten Teile aus dem germanischen Rechte." „Die Decretalen der Päbste waren von den frühesten Zeiten an der Brunnquell des christlich-deutschen Rechts, als dessen erster officiell veröffentlichter Codex die Decretalen-Sammlung Gregor's IX. anzusehen ist. Dieser Sammlung verdankt man gegenüber dem allmählich sich verstärkenden Ansehen des römischen Rechts die Erhaltung einer großen Anzahl deutscher Rechts-Institute und Rechtsgrundsätze, indem dieselben durch die Aufnahme in diesen päbstlichen Codex eine

feste Gesetzesform gewannen." Freilich nahm auch die Kirche ein allgemeines unveränderliches Weltrecht an, aber dieses war nicht das römische, sondern das in der heil. Schrift offenbarte, von Gott stammende und daher über allem Nationalrecht stehende Recht. Wo das römische Recht mit diesem göttlichen Rechte im Widerspruch steht, da verwirft es die katholische Kirche; darum widersetzte sie sich der Ausbreitung des römischen Rechts, sie, die römisch-katholische Kirche, seitdem die hohenstaufischen Kaiser, diese von dem Protestantismus als echt deutsche Herrscher gepriesenen, es gebrauchten, um die christlich-deutsche Rechtsordnung zu untergraben und das Kaisertum zu einem heidnisch-römischen Absolutismus umzugestalten. Ich kann bei dieser Gelegenheit eine Bemerkung nicht unterdrücken. Wir hören heutzutage Liberale, Semiten, Kreuzzeitungs-Männer, luthersche und unierte Kirchenlichter zusammenblasen in Anpreisung eines „protestantischen Kaisertums", in welchem das deutsche Kaisertum neu erstanden sei. Geschichtlich betrachtet ist der Ausdruck protestantisches deutsches Kaisertum ein Unsinn. Denn erstlich hat es bis dahin ein deutsches Kaisertum niemals gegeben, sondern nur ein deutsches Königtum. Deutsche Könige wurden Kaiser, nicht von Deutschland, sondern des heil. römischen Reichs durch die Krönung seitens des Papstes. Ein deutsches Kaisertum ist also etwas ganz anderes als das alte christliche Kaisertum, etwas durchaus neues. Die Existenz eines solchen ist gegenwärtig eine Thatsache. Aber wenn dasselbe von jenen Leuten auch zu einem protestantischen Kaisertum gemacht werden soll, so würde das so viel sein, als ein nicht auf urdeutschem Recht, sondern auf dem von dem Protestantismus eingeführten heidnisch-römischen Cäsaropapismus beruhendes und, wenn wir die Geburt des Protestantismus in Speyer hinzunehmen, gegen die Duldung der katholischen Kirche protestierendes, die Unduldsamkeit gegen dieselbe prinzipiell einschließendes Kaisertum. So nimmt sich diese Phrase von dem Standpunkte geschichtlicher Wahrheit aus. Ein lutherscher Gedanke möchte ein solches „protestantisches Kaisertum" sein, denn er hat mehr als einmal versucht, den Kaiser Karl V. für eine solche Idee zu födern; ein gustav-adolfscher auch, denn dieser Schwede hatte bekanntlich nichts anderes im Sinne, als ein solches „protestantisches Kaisertum" in Scene zu setzen, aber ein deutscher Gedanke ist es nicht, und ein christlicher noch viel weniger. Wir danken Gott, daß das neue deutsche Kaisertum sich nicht als ein „protestantisches Kaisertum" offiziell eingeführt und dargestellt hat.*)

*) Verschweigen darf ich nicht, daß die protestantischen Fürsten jener Zeit schon mit den Gedanken an ein protestantisches König- oder Kaisertum umgingen. Im April 1835 berichtet der Erzbischof von Lunden an den Kaiser, man rede davon, daß Johann Friedrich (von Sachsen) sich zum König und Vorkämpfer aller Lutheraner aufwerfen wolle. Ähnliches deutet Morone an in seinem Bericht vom 12. Januar 1541 an den Cardinal Farnese. „Die Gesand-

Lassen wir die Ereignisse kurz an unserm Blick vorübergehen, so weit sie für die Beurteilung der Stellung Luthers zu dem Bauernaufruhr in Betracht kommen.

Seit 1523 war der von dem schwäbischen Bunde aus seinem Lande vertriebene Herzog Ulrich von Würtemberg, der, so lange er noch Herzog war, durch die Aussaugung seines Landes einen Bauernaufruhr veranlaßt hatte, und daher der „Henker von Würtemberg" genannt wurde, ein „brünstiger" Anhänger des lutherschen „Evangeliums" geworden. Er hatte sich in den Sold des Königs von Frankreich gestellt und mit französischem Gelde die Festung Hohentwiel an sich gebracht. Schon Ende 1522 hatte er angefangen, den verdorbenen Pöbel aus Städten und Dörfern an sich zu ziehen, um mit dieser Rotte sein Land wiederzugewinnen. Seine Beziehungen zu Sickingen habe ich schon erwähnt. Nachdem Sickingens Adelsverschwörung versprengt war, hatten sich viele der geächteten und flüchtigen Raubritter, insbesondere der Raubmörder Hans von Absberg, Hartmuth von Kronberg, Schweikard von Sickingen, auch der ehemalige Beisitzer des Reichsregiments Doctor Johann von Fuchsstein eng mit ihm verbunden. An Hartmuth von Kronberg, Sickingens Schwiegersohn, schrieb Luther einen Brief, den De Wette in den März 1522 verlegt, in welchem er ihn tröstet wegen des Verlustes seiner Güter, den er „in die unglücklichen Händel des Franz von Sickingen verwickelt", erlitten hatte. Dies Sendschreiben erschien 1522 in Druck unter dem Titel: „Eine Missive allen denen, so von wegen des Wort Gottes Verfolgung leiden tröstlich, von Dr. Martin Luther an den Ehrenfesten Hartmuth von Kronberg geschrieben." Es ist dadurch sehr bezeichnend, daß Luther die gerechte Bestrafung eines solchen Raubritters wegen seiner Teilnahme an der sickingen-lutherschen Revolutionspartei zu einer erlittenen Verfolgung „wegen des Worts Gottes" stempelt, den Kaiser und die das Wormser Edict ausführenden Stände Tyrannen und Heiden nennt und geradezu sagt, ihn habe seine in Worms bewiesene „Demut und Ehrerbietung vielmal gereuet." (De Wette II, 166.) Im Verein mit diesen Raubrittern hatte Ulrich mit französischem Gelde (der Kaiser war im Kriege mit Frankreich befindlich und hatte im Winter 1524/25 sein Kriegsvolk in der Lombardei zusammengezogen; die Freunde Luthers übten also flagranten Hochverrat) ein Heer von 50—60 000 Böhmen und 32 Fähnlein Schweizern gesammelt, dem Schw. v. Sickingen etwa 100 Reisige, der Bauernhäuptling Hans Müller einige hundert Bauern, die Städte Solothurn und Basel Feldgeschütze zuführten. (Janssen II, 470.) Luthers Freund Capito, „evangelischer" Prädicant in Straßburg, hatte sich bei mehreren adeligen Lutherschen um Geld für diesen Hochverräter, dem man zu seinem Lande verhelfen müsse, eifrig bemüht, der luthersche Prädicant Johann Geyling war Feldprediger seiner Horden. Der Zusammenhang der lutherschen Lehre, daß alle Obrigkeit, die „dem

Evangelium" zuwider sei, zwar nicht durch Bauernaufruhr, wol aber gestürzt werden müsse, indem man andere stärkere Gewalt und Oberkeit dazu bewege, geht u. a. aus dem Vertrag der Bauern des Klosters Roth im Allgäu vom 14. Februar 1525 unzweideutig hervor. „Nicht wir sind die, welche es gemacht oder gethan haben, sondern es kommt solches von den Geistlichen und Hochgelehrten (den lutherschen Predigern) her, die es jetzo öffentlich predigen, davon wir es jetzo hören und eben eine lange Zeit gehört haben, womit wir arme Leut allenthalben beschweret seien." Von diesen hörten sie auch, daß in vielen Herrschaften die armen Leute sich empörten. Niemand widerspreche der Predigt jener hochgelehrten Prediger, daß nämlich das heilige Evangelium lehre, „daß ein Mensch nicht über das andere sei." Der ganze Allgäu stand Ende Februar unter den Waffen zur Handhabung „des Evangelii", „des göttlichen Rechts". Es wurde den Bauern auch vorgespiegelt, daß der Kurfürst von Sachsen mit 60 000 Bauern „wolle das Evangelium helfen beschirmen." Zwar schlug Ulrichs Raubzug in Würtemberg in Folge der Niederlage des französischen Heeres bei Pavia (24. Februar) und der Gefangennahme des Königs Franz fehl. Aber das änderte an dem Aufstande der allgäuer und schwäbischen Bauern nichts. Sie verfaßten „zwölf Hauptartikel" „als rechtes Bauern-Evangelium", die sich bis Livland und Esthland verbreiteten. Mit ihnen machte der Stadtpöbel vieler süddeutscher Städte, der den „Ehrbarkeiten" die Macht entrissen hatten (Meiningen, Kempten, Kaufbeuren, Ulm u. a.) gemeinschaftliche Sache. Die Landsknechte des schwäbischen Bundes weigerten sich, gegen die Bauern zu ziehen.

Erzherzog Ferdinand konnte dem Bunde keine Hülfe senden, denn in Tyrol, Steiermark und Kärnten war das Volk auch aufgestanden und in Waffen und verübte furchtbare Gräuel. Ebenso stand's im Elsaß und im Breisgau. Gleichzeitig brach in Franken, in den Stiften Würzburg und Bamberg der Aufstand los. Im Odenwalde sammelte ein gewisser Metzler ein Bauernheer, um „dem Worte Gottes und der Lehre Pauli Beistand und Folge zu thun," welches sich „das evangelische Heer" nannte, dessen Zweck sei, „das Wort Gottes zu handhaben und zu schirmen." Zu diesem Herrn begab sich der Raubritter Götz von Berlichingen; Mitte April nahm dasselbe die hohenloheschen Grafen in „christliche Pflicht", desgleichen die Grafen Löwenstein, und zog dann gegen Weinsberg. Das Schloß wurde am Ostermorgen, den 16. April, erstiegen, während der heil. Messe, die Priester erstochen, die Monstranzen, Kelche, Meßgewänder von den Bauern genommen und geschändet, Graf Helfenstein nebst einer Anzahl anderer Adeligen durch die Spieße der Bauern gejagt, die Gräfin, deren zweijähriges Söhnlein man in ihren Armen mit einem Spieße verwundete, auf einen Mistkarren gesetzt und nach Heilbronn gefahren, die Edelknaben aufgespießt. Ähnlich wüteten die Bauern überall, namentlich auch in

Steiermark und Tyrol. Mit einem Worte: Das zwiefache Böhmen, mit dem Luther gedroht, war da, und Deutschland schwamm im Blute, welches die vergossen, die aufgestachelt durch die fortwährenden Brandschriften Luthers gegen alle „geistliche und weltliche Höhe" und durch die Predigten der lutherschen Prädicanten, dem lutherschen Evangelium jetzt eine Öffnung machen, die von Luther gepredigte Freiheit und Gleichheit herstellen und den nach Luthers Lehre zum Untergange bestimmten und daher von Gott gegen dieselbe verstockten Gewalten das Ende bereiten wollten. Gleichzeitig war in Baden, im Bistum Speyer, in Trier, in Frankfurt am Main, im Mainzer Stift und in Thüringen der Aufstand losgebrochen. Diese furchtbar blutige Empörung stand also gleichzeitig, wie mit einem Schlage, in den Monaten März und April von Kärnthen bis zu den Vogesen, von der Schweiz bis zum Harze, von Böhmen bis zur Eifel in Flammen. Überall schrieb sie Luthers Evangelium auf ihre Fahne, überall wurde sie von lutherschen Prädicanten fanatisiert.

Was sagt nun Luther selbst zu diesem allen?

Die Bauern hatten ihm ihre zwölf Artikel zugeschickt, denn er war ihr Prophet. Auf einer Liste von Hochgelehrten, die sie gemacht hatten, um durch dieselben eine „Aussprechung des göttlichen Rechts" zu veranlassen, steht sein Name selbstverständlich obenan. In seinen Briefen aus März und April 1525, so viele sich bei De Wette finden, berührt er die Aufstände nur selten und mit wenigen Worten. Das aber geht aus denselben hervor, daß sein grimmiger Haß gegen Karlstadt diesem die Schuld an den Aufruhren in die Schuhe schieben will. Wie wir wissen, haßte er Karlstadt nur deshalb, weil dieser sich unterstanden hatte, selbständig Luthers Ideen zur That zu bringen. In seinen Predigten gegen die Bilderstürmer in Wittenberg spricht er sich offen aus: „Ihr solltet Gott zuvor mit Ernst darum gebeten haben und die Oberkeit dazu genommen haben, so wüßte man, daß es aus Gott geschehen wäre." „Folget mir, ich bin der erste gewesen, den Gott auf diesen Plan gesetzt hat", ich bin auch der gewesen, dem es Gott zum ersten geoffenbart hat, euch solch sein Wort zu predigen und anzusagen." **„Darum habt ihr unrecht gethan, daß ihr ein solch Spiel ohne mein Geheiß und Zuthun habt angefangen und mich nicht auch zuvor darum gefragt"** (Erl. Ausg. 28, 204—285). Über die Erfurter Aufstände im Jahre 1521 äußert er sich ebenfalls mißbilligend (De Wette II, 115), ebenso über das tumultuarische Gebahren der entlaufenen Mönche, „durch welche Satan einen großen Gestank erregen wird gegen den guten Geruch unseres Worts" (De Wette II, 175). Satan ist's, der die Zwickauer Propheten, der Karlstadt und Münster treibt, um seiner, Luthers, Sache zu schaden. Wir haben auch die Äußerung von ihm vernommen, daß die Massen sein Evangelium fleischlich auffaßten. Es scheint also, daß er die blutigen Aufruhre nicht gewollt habe.

Andererseits haben wir eine ganze Reihe seiner Brandschriften an uns vorübergehen lassen, die alle dasselbe Thema predigen, alle Höhe, die sich seiner Lehre widersetze, müsse abgethan werden. Hat er, der seine „Hände im Blute der Bischöfe zu waschen“ wünscht, der geradezu erklärt, ohne Aufruhr und Schwert könne sich das Evangelium nicht durchsetzen, der erklärt, auch die Fürsten und Oberkeiten müßten „dem Evangelium“ weichen, nicht gewollt, daß diese Aussaat aufgehe, so hat er ein um so frevelhafteres und unverantwortlicheres Spiel mit dem Feuer des blutigen Aufruhrs getrieben, als er, wie ich aus seinen Äußerungen genugsam belegt habe, die im Volke vorhandene Gährung völlig kannte und oft genug mit dem Ausbruche derselben drohte. Wer dem sickingenschen Aufruhr zustimmte, von dem läßt sich erwarten, daß der Bauenaufstand an und für sich ihm kein Greuel war. Haben wir ihn doch geradezu erklären hören (in der „Vermahnung an die Geistlichen zu Augsburg“), daß der Bauernkrieg die göttliche Strafe gewesen sei für die Bestrebungen, das Wormser Edict durchzuführen. „Er hatte“, urteilt der protestantische Geschichtsschreiber Hagen (Deutsche Geschichte 2, 182 ff.), „nicht wenig dazu beigetragen, die aufrührerische Stimmung in den Menschen zu nähren, forderte er doch das deutsche Volk einmal auf, sich im Blute der Päpstlichen zu baden, und erklärte, daß diejenigen etwas Gott wohlgefälliges thun, welche die Bischöfe vernichteten, Kirchen und Klöster zerstörten! Die eigentümliche Ansicht von der Obrigkeit stellte er erst auf, seitdem er mit den Zwickauer Propheten, Karlstadt, Münzer und den Wiedertäufern zusammengestoßen, und selbst dann noch nannte er die Fürsten in seinen Schriften gottvergessene elende Buben, welche der Verachtung des Volkes würdig seien, thörichte unsinnige Narren, deren Tyrannei und Mutwillen man auf die Dauer nicht ertragen könne noch wolle. Was Wunder, wenn die Leser dieses Urteil des Reformators über die herrschenden Gewalten sich hinter die Ohren schrieben, dagegen die Richtigkeit seiner Lehre vom unbedingten Gehorsam gegen die Obrigkeit bezweifelten. Denn abgesehen davon, daß dem gesunden Menschen-Verstande ein solches Gebot Gottes nicht in den Sinn wollte, daß dies noch dazu im vollkommenen Widerspruche mit den deutschen Rechtsgrundsätzen war, welche das Verhältnis zwischen Fürsten und Volk als einen Vertrag auffaßten, den der Fürst nicht einseitig brechen dürfe, ohne des Gehorsams der Untergebenen verlustig zu gehen, so waren aus der Bibel selbst genug Stellen aufzufinden, welche gegen jene Lehre vom unbedingten Gehorsam mit Erfolg gebraucht werden konnten.“

Das Widerspruchsvolle in Luthers Verhalten den Bauern gegenüber tritt grell zu Tage in der ersten von mir bereits genannten Schrift: Ermahnung zum Frieden. Er hat dieselbe verfaßt als Antwort auf die ihm zugesandten zwölf Artikel, und zwar erst, nachdem die furchtbarsten Gräuel, namentlich die zu Weinsberg, bereits verübt waren. Am 16. April, dem

Datum der Weinsberger Gräuel, kündigt Melanchthon diese Antwort Luthers erst an in einem von jenem Tage datierten Briefe an Camerarius (Corp. Ref. 1, 739): „Luther **wird** die Artikel der Bauern in einer öffentlichen Schrift misbilligen (improba**bit**), er **wird** jedoch auch die Fürsten zur Billigkeit ermahnen (hortabitur).“ Der erste Teil dieser Schrift ist an die Fürsten gerichtet. „Erstlich mügen wir niemand auf Erden danken solchs Unrats und Aufruhrs, denn euch Fürsten und Herren, sonderlich euch blinden Bischöfen und tollen Pfaffen und München, die ihr noch heutiges Tags verstockt, nicht aufhört zu toben und wüten wider das heilige Evangelium (nämlich Luthers Lehre), ob ihr gleich wisset, daß es recht ist, und auch nicht widerlegen künnet.“ *) „Dazu im weltlichen Regiment nicht mehr thut, denn daß ihr schindet und schätzet, eure Pracht und Hochmut zu führen, bis der arme gemeine Mann nit kann noch mag länger ertragen. Das Schwert ist euch auf dem Halse; noch meint ihr, ihr sitzet so feste im Sattel, man würde euch nicht mügen ausheben. Solche Sicherheit und verstockte Vermessenheit wird euch den Hals brechen; das werdet ihr sehen.“ „Ihr ringet darnach und wollt auf den Kopf geschlagen sein, da hilft kein Warnen noch Vermahnen für.“ „Gott schafft's also, daß man nicht kann noch will, noch solle eure Wüterei die Länge dulden. Ihr müßt anders werden und Gottes Wort (d. h. natürlich: Luthers Evangelium) weichen. Thut ihr's nicht durch freundliche willige Weise, so müßt ihr es thun durch gewaltige und verderbliche Unweise. Thun's diese Bauern nicht, so müssen's andre thun. Und ob ihr sie alle schlüget, so seind sie doch ungeschlagen; Gott wird andre erwecken. Denn er will euch schlagen und wird euch schlagen. Es sind nicht Bauern, liebe Herren, die sich wider euch setzen, Gott ist's selber, der setzt sich wider euch, heimzusuchen eure Wüterei. Es seind etliche unter euch, die haben gesagt, sie wollen Land und Leute dran setzen, die luthersche Lehre auszurotten. Wie dünkt euch? Wenn ihr eure eigen Propheten wäret gewesen, und wäre schon Land und Leute hintangesetzt? Scherzt nicht mit Gott, liebe Herren!“ Diese Rede klingt nicht darnach, als ob es bei ihm ernstlicher Wille wäre, die Bauern zum Frieden zu bewegen; solche Sprache mußte Öl in's Feuer gießen. Alles dreht sich um seine Lehre, wollen sie die nicht annehmen und ihm gehorchen, so mögen die Bauern, oder sonst wer, sie alle tot schlagen: In keinem Falle ist seine Aufhetzerei

---

*) Die Schuld tragen also vor allem die Bischöfe und Fürsten und zwar die, welche sein Evangelium nicht angenommen haben. Hättet ihr's gleich ohne Mucken angenommen, will er sagen, so hätte ich nicht brauchen solche Schriften ausgehen lassen, die nun die Bauern fleischlich nehmen. Durch euren Widerstand gegen meine Lehre habt ihr mich also gezwungen, so lange zu predigen wider eure Tyrannei, bis nun das Volk erzürnt ist über eure Feindschaft gegen das Evangelium, habt Gott gezwungen, das von mir längst euch angedrohte Gericht über euch zu bringen.

schuld daran, sondern immer nur sie selbst. Überdies, wie kann seine Redeweise, selbst wenn sie die Schlächterei und Brennerei geradezu veranlaßt hätte, schuld an derselben sein? Er redet ja immer nur, was und wie der Geist, der ihn treibt, es ihn geheißen hat. Gott selbst ist es, der das alles gerade so, wie es kommt, prädestiniert hat und Luther ist sein Prophet. Wie kann da überhaupt bei ihm von einer Verschuldung die Rede sein! Der Prädestinatianismus ist der Schlüssel seiner Redeweise. Da er aber noch nicht mit Sicherheit voraussehen kann, welcher Teil siegen wird, obwol die Sprache dieser Schrift verrät, daß bei ihm das Gewicht sich mehr zu Gunsten der Bauern neigt, deren einer er ja selbst nach Abstammung, Charakter, Denk- und Sinnesweise war, so vermischt sich seine natürliche Klugheit unvermerkt mit seinem Prophetentum und Fatalismus und macht es ihm rätlich, Vergleichungspunkte vorzuschlagen. Außerdem stellt er stets, unbeschadet der Aufhetzerei zum Aufruhr, ja mitten in derselben, die Theorie des unbedingten Gehorsams gegen die Obrigkeit oder doch der Verwerflichkeit bewaffneten Aufruhrs noch auf, gleich als wollte er durch diese Weise das Gewissen salvieren und einen Grund haben, immer darauf hinweisen zu können, seine Lehre sei es nie gewesen, gelehrt, d. h. im System seiner Lehre habe er nie vorgetragen, daß der Bauer oder Unterthan Aufruhr machen dürfe. Wir werden sehen, daß er später seine Lehre vom unbedingten Gehorsam dem Kaiser gegenüber gänzlich verleugnet und den von ihm signalisierten Aufstand der Fürsten, d. h. natürlich nur der protestantischen Fürsten gegen den Kaiser und den von diesem erlassenen Augsburger Reichstags-Abschied geradezu zu rechtfertigen sich bemüht und das nicht Aufruhr will gescholten haben. In seinen Äußerungen über das Verhältnis zwischen Obrigkeit und Volk bleibt er sich also nicht gleich, sondern je nach Zweckmäßigkeits-Rücksichten lehrt er das eine Mal unbedingten Gehorsam gegen die Obrigkeit und die Verwerflichkeit des Aufruhrs, das andere Mal die Rechtmäßigkeit desselben, den er aber dann echt „jesuitisch“ oder statt dessen richtiger „echt luthersch“ nicht Aufruhr, sondern „Notwehr“ nennt. Der Aufruhr der Fürsten gegen den Kaiser ist nur „Notwehr“.

Den Bauernaufruhr wünscht er allerdings wirklich beruhigt zu sehen, zugleich aber auch ihn als eine Handhabe zu gebrauchen zur Einschüchterung der Fürsten, um diese für die Annahme seines Oberpapsttums geneigter zu machen. Wir dürfen nicht übersehen, daß für Luther überall ein objectives Recht nicht existiert, daß alles Recht sofort aufhört, sobald es seinem Evangelio scheint hindernd im Wege zu stehen. Man erkennt so recht die furchtbare Macht des Fanatismus, welche die ganze Anschauung dieses Mannes so völlig beherrscht und blind macht, daß ihm alles Rechtsbewußtsein verloren gegangen zu sein scheint.

In der vorliegenden Schrift ermahnt er dann die Fürsten, da einem

Trunkenen ein Fuder Heu weichen müsse, den Bauern gegenüber „das Toben und störrige Tyrannei" zu lassen. „Fahet nicht Streit mit ihnen an, denn ihr wisset nicht, wo das Ende bleiben wird." In Betreff des Pfarrwahlrechts sagt er, das könne man den Bauern nicht abschlagen. Die Summa aber sei: „man solle ihnen das Evangelium (natürlich Luthers) predigen lassen. Dawider kann und soll kein Oberkeit." Die leiblichen Beschwerungen der Bauern billigt er und mit vollem Rechte, denn der fürstliche Absolutismus wurde unerträglich, wie wir gesehen haben.

Im zweiten Teile der Schrift redet er die Bauern als seine „lieben Herren und Freunde" an und bekennt: „es sei leider allzu wahr und gewiß, daß die Fürsten und Herren, so das Evangelium zu predigen verbieten (auf diese hat er's gerade abgesehen) und die Leute so unerträglich beschweren, wert seind und wohl verdient haben, daß sie Gott vom Stul stürze, als die wider Gott und Menschen sich höchlich versündigen; sie haben auch keine Entschuldigung." — „Eine solche Sprache konnte inmitten der aufgeregten Leidenschaften und des furchtbar entbrannten Krieges unmöglich als eine Ermahnung zum Frieden dienen", bemerkt Janssen mit vollstem Rechte. Gleich nach der Ermahnung, nicht gegen die Obrigkeit aufzurühren, folgt dann wieder: „Nicht daß ich damit die Oberkeit in ihrem unerträglichen Unrecht, so ihr leidet, rechtfertigen oder verteidigen wölle, sie seind und thun gräulich Unrecht, das bekenne ich." Weshalb er abmahnt vom Aufruhr — der eigentliche Kernpunkt kommt erst — ist nicht ein objectives Recht, sondern — sein Ich: „so muß ich die Sache nicht anders verstehen, denn daß sie mir gelte." „Denn ich sehe wol, daß der Teufel, so er mich bisher nicht hat mögen umbringen durch den Pabst, sucht er mich durch die blutdürstigen Mordpropheten und Rottengeister, so unter euch seind zu vertilgen und auffressen. Nu er fresse mich, es soll ihm der Bauch enge genug davon werden, das weiß ich." Sein Evangelium und sein Ich sind ihm bereits identisch geworden; sein Ich ist der Mittelpunkt, um den die ganze Welt sich drehet, alles was irgendwo geschieht, setzt er in Wechselbeziehung zu seiner Person. Daher kann man auch sagen: seinem Ich, seiner Person gegenüber giebt's in seiner Anschauungsweise eigentlich gar kein objectives Recht mehr.*)

---

*) Zum Beweise, wie in seiner Vorstellung alles, die ganze Weltgeschichte um sein Ich sich dreht, führe ich noch einige Stellen seiner Briefe an: „Rom ist jämmerlich verwüstet, indem Christus regiert, so daß der Kaiser, der für den Papst den Luther verfolgt, für Luther den Papst zu verwüsten gezwungen wird. Alles nämlich dient Christo für die Seinigen und gegen die Widersacher." (De Wette III, 188.) Von Marburg, wo er sehr unglücklich, in seinen eigenen Augen natürlich siegreich, gegen Zwingli disputirt hatte, zurückgekehrt, meldet er Freund Link von einer Krankheit, die ihn befallen und bringt damit den Türkenkrieg in folgende komische Verbindung: „Vielleicht werde ich gezwungen, den Türken selbst in jener Anfechtung zu tragen und zu besiegen, wenigstens seinen Gott, den Teufel." (De Wette III, 520). Ich erinnere daran, daß die Karlstädtsche

Zu constatieren ist, um dies zu wiederholen, daß er in dieser Schrift alle Schuld der von den Bauern verübten Greuel den Fürsten in die Schuhe schiebt und noch größere Greuel, ja den Untergang derselben, wenn sie den Bauern nicht nachgeben würden, aus dem Grunde prophezeit, weil nicht sowol die Bauern, als vielmehr Gott selbst die fürstliche Tyrannei jetzt zu bestrafen daran sei, und daß er diese Schrift veröffentlicht hat erst **nach** den Weinsberger Gräueln, jedenfalls erst Ende April oder Anfang Mai 1525. Es ist dies für die Charakterisierung des Verhaltens Luthers von Wichtigkeit, denn er mußte die furchtbaren Gräuel kennen, wie er das durch die Benamsung: Mordpropheten auch andeutet. Daß er die Wirtschaft der Fürsten unerträglich findet, das ist's nicht, was ihm zum Vorwurf zu machen ist, wol aber, daß er, sobald die fürstliche Gewalt sein Evangelium sich zu nutze macht, um ihre Unerträglichkeit zu vermehren, diese von ihm selbst bezeugte und verabscheute Unerträglichkeit des fürstlichen Absolutismus verdoppelt durch Aufstellung des heidnisch-römischen Cäsaropapismus als des neuen Prinzips einer Kirchenbildung. Und was seine Stellung zu den Bauernaufständen betrifft, so trifft ihn der ebenso gerechte Vorwurf, daß er eine zur Friedensstiftung bestimmte Schrift in einer Sprache verfaßt, die Öl in's Feuer gießen mußte, so daß man sieht, seine Lehre von der Obrigkeit ist eine bloße Theorie, die er je nach Bedürfnis gebraucht. Dies wird bezeugt durch seine nach dem Augsburger Reichstage veröffentlichte Schrift: Warnung an meine liebe Deutschen. Ich glaube diese zunächst berücksichtigen zu sollen, weil sie so ziemlich das Gegenteil von der eben betrachteten Verurteilung des Aufruhrs ausspricht.

Dreizehntes Kapitel.

Luther signalisiert und rechtfertigt im voraus die Rebellion der Protestanten gegen den Kaiser.

Diese Schrift wendet die gewöhnliche Erklärung Luthers, daß die, gegen welche er sich gerade richtet, von Gott verstockt seien, noch umfassender, als seine „Ermahnung zum Friden“ that, auf die seinem „Evangelio“ widerstehenden Glieder des Reichsfürstenstandes an und zwar mit Einschluß der höchsten irdischen Autorität, des Kaisers. Zunächst freilich kehrt er diese seine „Masse“ oder „Last“, um einen Ausdruck der alttestamentlichen Propheten zu gebrauchen, wieder gegen die Bischöfe. Obwol er nämlich wiederholt über den Untergang derselben als ein durch

---

Bilderstürmerei eine Strafe sein sollte für seine in Worms bewiesene Demut (?), daß er sich angefeindet sieht von beiden Kaisern, dem abendländischen und dem morgenländischen (türkischen), daß die von letzterm verübten Verheerungen göttliche Strafen sind für die Verachtung seines Evangelii (III, 524), daß der Kaiser Gottes Segen verloren habe, weil er es gegen Luther halte u. s. w.

ihn bereits vollzogenes Factum triumphiert, ja denselben den weltlichen Gewalten bereits vorgehalten hat als Schreckmittel, steht er doch vor der fatalen Thatsache, daß die bischöfliche Gewalt nur sehr stellenweise vernichtet ist und im weitaus größten Teile der Kirche unerschüttert steht, „daß aber weder unser fleißig Gebet gegen Gott, noch unser treu Vermahnung an sie etwas geholfen hat, ist leichtlich zu rechen, was das bedeutet, nämlich daß sie Gott als die Verstockten und Verblendeten, welche soviel unschuldiges Blut (in den Bauernkriegen), Gotteslästerung und greulichs unbußfertiges Leben drückt, nicht wert hält, daß er ihnen einen guten Gedanken oder Süfzen eingebe, oder daß sie einem Worte heilsamer und fridlicher Ermahnung gehorchen. Und stehet mit ihnen, wie es zur Zeit Jeremiä stund mit den Juden, da Gott zu ihm sprach: Jer. 15, 1: Und wenn gleich Mose und Samuel für mir ständen, so hab ich doch kein Herz zu diesem Volk; treibe sie nur weg von mir und laß sie haren. Und Jer. 7, 16: und du (hier Jeremia = Luther) sollt nicht für dies Volk beten" u. s. w. (Erl. Ausg. 25, 2.)

Dann kehrt eine Probe jener Unwahrhaftigkeit wieder, die wir bei Luther schon wiederholt gefunden haben, und die in dieser Schrift so recht handgreiflich ist: „Nun sie aber den Reichstag nicht allein ohn Ende und Fride haben lassen zergehen, sondern Unfride gestärkt und mit Dräuen und Trotzen beschlossen (ich bitte des Verlaufs des Reichstages sich erinnern und namentlich den Einfluß Luthers auf das Scheitern der Einigungsbestrebungen vergleichen zu wollen): so will ich samt den Meinen unser Gebet nach Gottes Befehl auch einziehen und wie St. Johannes (I. cap. 5. v. 16) lehret für die Sünde zum Tode nicht beten, sondern dem verstockten Pharao (= der Kaiser) zusehen, wie ihn Gott im roten Meer täufen wird." Nach dieser Prophezeiung, daß es dem Kaiser, dem Reich und den Bischöfen, weil sie sich auf Gewalt verlassen hätten, gehen werde wie Pharao, signalisiert er den Aufstand der protestantischen Stände gegen den Kaiser. Er war offenbar in die Pläne derselben eingeweiht. Als ihr Prophet sieht er „im Traum", daß es zum Kriege kommen müsse und bemüht sich im voraus festzustellen, daß, wenn es zum Kriege komme, selbstverständlich derselbe von den Papisten zur Unterdrückung „des Evangelii", d. h. seines neuen Kirchentums, begonnen werde, die protestierenden Stände dann also im Stande der „Notwehr" sich befänden und daher berechtigt wären, mit den Waffen sich zu verteidigen. Hier also hört auf einmal alles obrigkeitliche Recht des Kaisers auf, hier wird den Fürsten und Ständen von ihm erlaubt, was er den Bauern verbieten wollte, nämlich bewaffnete Auflehnung gegen die über ihnen stehende höhere obrigkeitliche Gewalt.

„Wenn es aufs allerärgest geräth, so muß der zweier eins geschehen, ein Krieg oder Aufruhr, vielleicht alle beide zugleich." Auf seine Lehre

von der Obrigkeit dürften sich „die Papisten“ nicht verlassen. „Wol ist's gelehrt, aber die Thäter kann ich nicht schaffen, sintemal unsre Lehre wenig halten und achten.“ (Wir bitten diese Sophistik zu beachten!) „Würde nun der Haufe (der Neugläubigen) unsre Lehre wider den Aufruhr von uns gelehrt auch nicht halten, sonderlich weil jener (des Kaisers und katholischen Reichsstände) Frevel und mutwilliger Krieg so unleidlich Ursach dazu gäben: so würde sie (den Kaiser rc.) der Teufel weidlich beschmeißen und sie gar hübsch und lächerlich einen Bloßen legen. Ich rede jetzt immer im Traum, aber sie mögen züsehen, daß der Traum nicht wahr werde. Der Traum schadet mir nicht, trifft er sie, so haben sie es.“ „Derhalben, wo ein Krieg oder Aufruhr angehet, man ja nicht sagen mag noch kann: Siehe das ist die Frucht der lutherschen Lehre, sondern man wird sagen müssen: Siehe das ist der Papisten Lehre und Frucht, die haben nicht wollen Friden weder für sich haben noch bei andern leiden.“ Luther construiert hier im voraus die künftige Geschichtsmachung der protestantischen Geschichtsschreiber. „Denn wir haben ja bisher in der Stille (sic!) gelehrt und gelebt, kein Schwert gezückt (für wen zückten denn Sickingen, Ulrich, die Bauern das Schwert nach ihrer eigenen Angabe, und wer hatte beständig mit blutiger Gewalt gedroht und dazu aufgefordert?), niemand verbrennt, gemordet, beraubt (das alles hatten seine „lieben Freunde und Herren“, die Bauern, Sickingen und Genossen nicht gethan?), wie doch sie bisher gethan und noch thun.*) Dann kommt er auf Münzer und die Aufrührer und thut, als ob die in gar keinem Zusammenhange mit seiner Lehre und Aufruhrpredigt ständen, wendet aber die Sache so, als ob der Kaiser und die katholischen Stände, wenn sie den Reichstagsabschied durchsetzen wollten, zu Münzer und Consorten zu rechnen seien, „daß kurzum uns keine Schuld noch Ursach weder Kriegs noch Aufruhrs mag angelegt werden weder fur Gott noch fur der Welt.“ So nu unser Gewissen solchs Fall unschuldig, rein und sicher ist (sic!), und der Papisten Gewissen schuldig, unrein und sorglich (sic!) sein muß, so laß fröhlich hergehen und aufs ärgst gerathen, es sei Krieg oder Aufruhr, wie dasselb Gottes Zorn verhängen will.“ **) Dann folgt jene famose Renommisterei, die wir schon oben angeführt haben, welches Leichenbegängnis er halten wolle, wenn er etwa sollte in dem von ihm signalisierten Kriege umkommen. Und um „den Seinen“ jeden Gewissensscrupel im voraus zu nehmen, decretiert er, daß „die Papisten“ nur mit beschwertem Gewissen und daher feigem Herzen den Krieg würden

*) Ich bitte, hierzu zu vergleichen die furchtbare Erklärung Luthers, die wir unten bringen werden, daß alles vergossene Blut der Bauernkriege auf seine Rechnung komme.

**) Man vergleiche die Phrase vom „frischen fröhlichen Kriege“, die wir heutzutage von gewisser Seite oft genug gehört haben.

führen können, daher „kein Glück noch Heil haben“ würden, also auch nicht zu fürchten seien, und scheut sich nicht vor der Frivolität, in der Gestalt eines Segensspruchs ihnen zu fluchen: „So wollen wir (pluralis majestat.) dazu einen Segen über sie sprechen, der also heißen: So frumm ihr vor Gott seid, und so gute Sache ihr habt zu kriegen, so groß Glück gebe euch Gott. Amen.“ Es möge „den Papisten“ in Deutschland gehen, wie es ihnen in Böhmen ergangen sei: „Gott kann aber wol etwa einen Juda Makkabäum erwecken, obgleich ich und die Meinen still sitzen und leiden, der den Antichristum (das ist hier der Kaiser) mit seinem Heer zerschmettere und recht kriegen lehre.“ „So will ich sammt den Meinen nicht feiern mit Beten und Flehen zu Gott, daß er ihnen gebe ein verzagt, blödes, feiges Herz, wenn sie zu Felde liegen.“ Und wenn sie dann sehen daher ziehen einen Makkabäischen (= protestantischen Judas) gegen sie, daß sie zufliehen und zerstieben wie Spreu vor dem Winde.“ (Wir denken dabei an die Tapferkeit der Fürsten des schmalkaldischen Bundes und ihrer Heere, die buchstäblich wie Spreu vor dem Winde zerstoben vor dem Heere des Kaisers.)

Alles vergossene Blut des sickingenschen und der Bauernkriege hindert Luther nicht, den Wunsch des fröhlichen Krieges hier auszusprechen. Doch erinnert er sich, daß solche Aufruhrschrift ihm doch nicht gezieme, der sich immer als Prediger des Friedens bezeichne. So versichert er denn, wie wir diese seine augenverdrehende Weise bereits kennen, daß er das ja auch nicht thue, sondern den Frieden befördern wolle, eben durch diese seine neue Brandschrift. Endlich kommt das eigentliche Thema: „Weiter wo es zum Kriege kompt, da Gott fur sei! so will ich das Teil, so sich wider die mörderischen und blutgierigen Papisten zur Wehre setzt, nicht aufrührerisch gescholten haben, noch schelten lassen; sondern will es lassen gehen und geschehen, daß sie es eine Notwehr heißen, und will sie damit in's Recht und zu den Juristen weisen.“ Er schreibt jetzt, das ist wol zu beachten, im Dienste des fürstlichen Absolutismus, der gegen die Oberkeit des Kaisers sich zu empören vorhatte. Diesem erlaubt der Prophet, was er den Bauern verbot. Daß er „sie zu den Juristen und in's Recht“ verweiset, ist verständlich, wenn wir uns erinnern, wie die Juristen das römische Recht gebrauchten, um den fürstlichen Absolutismus gegen die Obergewalt des Kaisers zu stärken. „Denn in solchem Fall, wenn die Mörder und Bluthunde (so betitelt er jetzt den Kaiser und die reichstreuen Stände) je kriegen und morden wollen, so ists auch in der Wahrheit kein Aufruhr sich wider sie setzen und wehren.“ Wir gedenken hierbei der Lehre, die er Papst Gregor VII. giebt, er hätte Heinrich IV. gegenüber das Unrecht leiden sollen als Diener Christi; vergessen auch nicht die Lehre des HErrn, die Er in Gethsemane Petro gab. Vielleicht kam diese Erinnerung dem großen Propheten auch, denn er läßt unmittel-

bar darnach folgen: „Nicht daß ich hiermit wolle jemanden reizen, noch erwecken zu solcher Gegenwehr, noch sie rechtfertigen. Denn das ist meines Amts nicht“ u. s. w. Wenn er das nicht wollte, so mußte er diese Brandschrift ungeschrieben lassen. Da er sie doch schreibt, und da er sie so schreibt, wie sie uns vorliegt, so ist dieser Satz nichts anderes, als Heuchelei.

Hören wir nämlich, wie es weiter geht. „Ein Christ weiß wol, was er thun soll, daß er Gott gebe, was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers ist. Aber doch nicht den Bluthunden, was nicht ihr ist; sondern daß ich ein Unterschied gebe zwischen Aufruhr und andern Thaten, und den Bluthunden den Schanddeckel nicht lassen will, daß sie rühmen sollten, als kriegten sie wider aufrühreriſche Leute und hättens guten Fug nach weltlichem und göttlichem Rechte, wie sich das Kätzlin gern putzen wollte und schmücken. Desgleichen will ich der Leute Gewissen nicht beschwert lassen mit der Fahr und Sorge, als sei ihre Gegenwehr aufrührerisch.“ Indem er versichert, die „Gegenwehre“ nicht rechtfertigen zu wollen, rechtfertigt er sie, oder vielmehr die Empörung der in ihren Territorien unerhörte Gewissenstyrannei übenden protestantischen Stände gegen den Kaiser im voraus. Welche zärtliche Sorge zeigt er für das zarte Gewissen dieser Tyrannen und stellt dagegen die Pflicht des Kaisers, vermöge seines Amts das Recht auch der Einzelnen zu schützen (mithin auch seine Unterthanen in den fürstlichen und ständischen Gebieten in ihrem Rechte auf den alten Glauben und Cultus zu beschirmen gegen die alles Recht des Einzelnen zertretende cäsaropapistische Tyrannei ihrer dem Kaiser ebenfalls untergebenen Fürsten), diese kaiserliche von Karl V. in Aachen bei der Krönung feierlich beschworene Pflicht stellt Luther hier dar als die mörderische Tyrannei eines Bluthundes. Indem er „den Schanddeckel“ dem Kaiser entreißen zu wollen vorgiebt, fertigt er einen wirklichen Schanddeckel an für „die Seinen“ und einen doppelt schändlichen für sich selbst. — Man höre die Begründung Luthers: „Denn solcher Name (Aufruhr) ist zu böse und zu schwer in solchem Fall; es soll einen andern Namen haben, den werden die Rechte (Juristen) wol finden.“ Ich muß sagen, dies ist wirklich naiv.

Es folgt dann eine der Wahrheit ins Angesicht schlagende Darstellung des Reichstags: Die Protestanten seien nicht zu Verhör gekommen, sondern ohne Verhör verdammt „von den heiligen Vätern in Gott und von den christlichen Fürsten. O feine Lehrer! o schöne Richter!“ „O des schändlichen Reichstags, desgleichen nie gehalten und gehört ist und nimmermehr gehalten noch gehört werden soll! solcher schändlichen Handlung halben, der allen Fürsten und dem ganzen Reiche ein ewiger Schandfleck sein muß und alle uns Deutschen fur Gott und aller Welt schamrot machet.“ Das ist sehr wahr, aber in Bezug auf die protestan-

tischen Stände, welche hochverräterische Verbindungen mit Frankreich suchten und die Türkengefahr in ihren Sonderinteressen auszubeuten sich bemühten. In Luthers Munde, der selbst ermahnte, dem Kaiser gegen die Türken keine Heeresfolge zu leisten, ist diese auf den Kaiser und die reichstreuen katholischen Stände gemünzte Anklage eine schmähliche Lästerung, die seine unedle und niedrige Gesinnung einmal wieder recht bloßlegt. „Was will der Türke dazu sagen", fährt er fort, „und sein ganzes Reich, wenn sie solche unerhörte Handlung von unserm Reiche hören werden? Was werden die Tatern und Moscoviten dazu sagen? Wer will hinfort unter dem ganzen Himmel sich fur uns Deutschen fürchten oder etwas redliches von uns halten, wenn sie hören, daß wir uns den verfluchten Pabst mit seinen Larven also lassen äffen, närren, zu Kindern, ja zu Klötzen und Blöchen machen; daß wir um ihr lästerlich, sodomitisch, schändlich Lehre und Leben willen so schändlich, ja uber und uber schändlich in offentlichem Reichstage wider Recht und Wahrheit handeln? Es sollte billig einem jeglichen Deutschen gereuen, daß er deutsch geboren wäre und ein Deutscher heißen solle."

„Aber weil ich der Deutschen Prophet bin," so hören wir ihn unterrichten, „so will mir gebühren, meine lieben Deutschen zu warnen fur ihrem Schaden und Fahr, und christlich Unterricht zu geben, weß sie sich halten sollen, wo der Kaiser durch seine Teufel, die Papisten, verhetzt, aufbieten würde zu kriegen wider unsers Teils Fürsten und Städte." Niemand dürfe dem Kaiser gehorsam sein, sondern es müsse jedermann des gewiß sein, daß ihm von Gott (nämlich durch seinen Propheten Luther) hart verboten ist, in solchem Fall dem Kaiser zu gehorchen und wer ihm gehorchet, daß der wisse, wie er Gott ungehorsam und sein Leib und Seel ewiglich verkriegen wird. Denn der Kaiser handelt alsdann (wenn er nämlich die rebellischen Stände mit Gewalt zum Gehorsam zwingt) nicht allein wider Gott und göttlich Recht, sondern auch wider sein eigen kaiserlich Recht, Eide, Pflicht, Siegel und Briefe." Es folgt dann eine weitläufige Ausführung, mit welcher der „Prophet der Deutschen" nachweisen will, daß solcher Ungehorsam und bewaffneter Widerstand vor Gott und Menschen recht sei.

Ein Anonymus beschuldigte Luther mit Recht, daß er in diesem Pamphlete zur offenen Empörung auffordere. In der Gegenschrift, die Luther unter dem bezeichnenden Titel: „wider den Meuchler zu Dresden" veröffentlichte, liefert „der Prophet" durch die Anhäufung von „Schmähwörtern" einen trefflichen Beweis, wie sehr er sich getroffen fühlte, und weiß derselben nichts entgegenzusetzen als die Beschuldigung, der Schreiber sei ein unverschämter, ein Erzbösewicht, Gottesdieb, giftiger Bösewicht Meuchler 2c., die Behauptung, er lüge schändlich, und was das beste ist, eine Widerholung seines „christlichen Unterrichts", daß man dem Kaiser

ungehorsam sein müsse. „Da sind meine Bücher am Tage mit meinem Namen gezeichnet, die sollen diesem Winkelschreiber und Meuchler fröhlich fur die Nasen treten und also sagen: wenn Kaiser und Oberkeit wider Gott und Recht kriegen will, alsdann soll ihnen niemand gehorsam sein, sonderlich wer solchs weiß.“ „Da siehe mein lieber Leser, ob der Luther gelogen hat in seinen zweien Büchlein, da er die Papisten Verräter, Mörder, Bösewichter und leider nicht genug gescholten hat. Dieser Erzbösewicht will uns lehren der Papisten Tugend, nämlich daß die Unterthanen gar nicht ungehorsam sein, wo die Oberkeit will wider Gott und Recht (d. h. immer: wider mein, Luthers Kirchenwesen) unschuldig Blut vergießen. Denn von demselbigen Tyrannen hat Luther geschrieben, nicht von der Oberkeit, die rechte gute Sachen hat“ (d. h. Tyrannen ist alle Obrigkeit, die Luthers Kirchenzerstörung hindern und sein Landespapsttum nicht aufkommen lassen will, denn vor Luthers Person und Lehre verliert jede Obrigkeit ihr Recht; auf diesem Grundsatze baut sich seine ganze Sophistik in dieser Frage auf.) Der „Erzbösewicht“ „will Gehorsam solcher Tyrannen verteidigen. Wo Oberkeit Recht hat, da weiß er selbst, der Angstbösewicht, was der Luther vom Gehorsam schreibt.“ — Soll nun jeder Unterthan zu Gericht sitzen und urteilen, ob die Obrigkeit Recht oder Unrecht hat in einer Sache? Nein, bei Leibe nicht. Das erlaubt, dazu verpflichtet der Deutschen Prophet nur die Unterthanen der katholischen Stände. Welchen blinden Gehorsam er dagegen für die Obrigkeiten fordert, welche sein Kirchenwesen eingeführt haben, das ist schon von mir angedeutet, und kann noch reichlich zum Erstaunen des geneigten Lesers belegt werden. „Daß aber die Lutherschen sich rüsten und sammeln sollen“, so heißt es einige Sätze weiter, „das geht mich nichts an, ich hab sie's weder geheißen noch geraten, weiß auch dazu nicht, was sie machen oder lassen“ (es ist wohl erlaubt, hierbei ein Fragezeichen zu setzen). „Wenn's nur gleich wahr wäre, daß sich die Lutherschen rüsteten, wer hat dir gesagt, daß sie wider euch Mörder und Papisten thun? Oder wer hat dir Gottesdieb die göttliche Macht gegeben, zu urteilen andrer Leute Herzen und Sinn?“ (Wer hatte, so habe ich schon oben einmal gefragt, Luther diese göttliche Macht gegeben, zu urteilen und zu verlästern die Gesinnung des Papstes, Kaisers u. s. w.) „Ich setze nun auch, daß solche Rüstungen wider euch Mörder und Verräter gelten sollten, so sage ich noch, wie ich gesagt habe, wo sie es thun der Meinung, daß sie wider die Bluthunde, so wider Gott und Recht unschuldig Blut vergießen wollen, sich wehren, da will ich sie nicht aufrührerisch schelten lassen.“ „Du weißt, daß ich von blutdürstigen Tyrannen rede, und nicht von der Oberkeit, die rechte Sachen hat, dahin du doch meine Sachen zeugst als ein giftiger Bösewicht.“ Mit dieser Moral kann auch der Tyrannenmord verteidigt werden; daß Luther, wenn es ihm als eine Notwehr gegen die

Zerstörung seines Kirchenwesens und seiner Papstherrlichkeit erschien, auch den Tyrannenmord zu verteidigen im Stande gewesen wäre, dürfte kein unberechtigter Schluß sein aus der Äußerung, die ich aus jenem Briefe desselben über Huttens Meuchelmord-Anschläge gegen die päpstlichen Legaten in Worms beigebracht habe: hätte er sie doch gegriffen! Natürlich das Wort Tyrannenmord hätte er mit frommem Augenverdrehen abgewiesen. Ich bitte aber seine Aufforderung zum „Totbeten" seiner Feinde berücksichtigen zu wollen. Seine Sophistik ergeht sich dann noch weiter. Nachdem er erklärt, „den Unsern" deshalb nicht öffentlich raten zu wollen zu leiden, damit „die Bluthünde" nicht der Furcht vor Gegenwehr erledigt würden, giebt er als Grund, weshalb die Neugläubigen nicht aufrührerisch zu nennen seien an (man höre und staune!): „ihr Mörder habt angefangen und beide mit Edict und Schwert thätlich angegriffen." So fabriciert man im Voraus Geschichte.

Da Luther in der „Warnung an seine lieb Deutschen" sich bemüht, den Augsburger Reichstagsabschied darzustellen als eine Befleckung der deutschen Nationalehre, so sei mir eine Bemerkung erlaubt über diese wiederholt von ihm beliebte Manier, das Nationalgefühl gegen die katholische Kirche wachzurufen. Er liebt es, den Papst und die Kirche als die Aussauger Deutschlands und als die Zerstörer seines Wohlstandes darzustellen. Insbesondere auch befolgt er gern die Taktik, die „Walen" zu beschreiben als hinterlistige und hoffärtige Buben, welche auf die Dummheit und Gutmütigkeit der Deutschen speculierten und, nachdem sie dieselben geplündert, noch Verhöhnung der „deutschen Bestien" hinzufügten. In der Schrift „wider das Papsttum" verdächtigt er den Papst Paul III., der sich die größte Mühe gab, endlich ein Concil zu Stande zu bringen, der Unehrlichkeit und eines schändlichen Intriguenspiels gegen den Kaiser; die Forderung desselben zur Abrüstung sei nur ein Schanddeckel, hinter dem er seine Intriguen zur Hintertreibung des vom Kaiser geforderten Concils verberge. „Ah wer will doch sagen für den Teufel, wie er eine Ursach und Ausflucht finde? Diese aber ist ihm die allerfeinste, daß er Frankreich allzeit wider den Kaiser hetze, wie er diese 20 Jahre mit dem höchsten Fleiß gethan, sonderlich wenn das Concil hat angehen sollen." „Hieraus verstehet man nu das Wort des höllischen Vaters zu Rom, daß arma jubeas deponi soviel sei gesagt: du Kaiser Carole sollt schaffen, daß Fride sei, nicht allein, daß du dein Schwert ablegest, sondern auch schaffest, daß Frankreich ablege; welches nicht thun kann noch soll. Denn wir wollen, daß Frankreich dir fort und fort Unruhen mache, darum soll es also zugehen, ehe wir ein Concil halten wollen, daß du Carole sollt immer Feuer löschen und Frankreich sollt immer anstecken. Und wo Frankreich faul hierin sein wollt, so wollen wir selber zublasen und aufblasen, daß du immer zu löschen habest, und zuletzt des Löschens müde

werdest.“ (Dies ist eine treffliche Schilderung der Politik, welche er selbst und die protestantischen Stände den aufrichtigen Friedensbemühungen des Kaisers in Sachen des religiösen Zwistes entgegenstellten.) „Also wollen wir dich lehren, wie du sollt mit deinen deutschen Säuen ein Concil begehren von dem römischen Stul.“ „Hie siehestu, welch ein spitzbübisch Antwort dem Kaiser und Ständen des Reichs gegeben wird auf ihre Bitte, die sie nun 24 Jahre lang gethan haben umb ein frei christlich Concil.“ (Welches die Gründe waren, daß das Concil immer nicht zu Stande kam, zeigt Pastor in seinem trefflichen Werke in überzeugender Weise.) Luther verschmäht aber auch andere Mittel nicht, um das Nationalgefühl aufzustacheln. In derselben Schrift heißt es z. B. (Erl. Ausg. 26, 117): „Wenn sie Deutschland die löbliche Nation nennen, daß es hieße, die Bestien und Barbaren, die nicht wert sind, des Papst's Mist zu fressen; wie der Wal Campanus (als man sagt), da er in Deutschland gewesen (nicht mit seinem Schaden) und an die Grenze des welschen Landes heimkam, den Rücken gegen Deutschland kehrt, bückt sich und deckt den Hintern auf und sprach: Siehe da, du Bestie, kucke mir in den Sra“ (Buchstaben-Umstellung statt: A . .). Mit dieser seiner Ereiferung für Deutschlands Ehre und Vorteil vergleiche man Luthers Agitation gegen den Krieg und die Verteidigung gegen die drohenden Türken, z. B. in dem Nachwort seines Pamphlets wider das Wormser Edict. Man vergleiche hierzu briefliche Äußerungen, z. B. an Spalatin (21. December 1518. De Wette I, 199, 200). In diesem Briefe meldet er, dem Kurfürsten von Brandenburg bereits erklärt zu haben, daß er den Türkenkrieg nicht billigen könne. Gott streite auf der Türken Seite gegen die Deutschen, denn die Tyrannei des Papstes übertreffe alle Tyrannei der Türken. In einen Freudenschrei bricht er aus in der gewissen Zuversicht, das Ende des deutschen Reichs und damit der Tag des Heils für ihn und seine Sache sei gekommen, als er vernimmt, daß der Kaiser eine Gesandtschaft an die Türken gesandt habe, um Frieden zu schließen. (De Wette V, 744.) „Du wirst gehört haben,“ schreibt er den 1. Juli 1545 an Jonas, „daß aus Venedig am 21. Juni eine Gesandtschaft des Kaisers, des Galliers, des Papsts, Ferdinands, eine glänzende und mit kostbaren Geschenken versehene an den Türken abgegangen ist, um Frieden zu erbitten.“ Sogar mit türkischer Kleidung sei sie versehen, um den Türken zu ehren. „So führen sie Kriege gegen den, welchen sie soviele Jahre hindurch den Erbfeind der Christenheit genannt haben, gegen welchen der römische Satan mit seinen Ablässen, Annaten und endlosen Raubkünsten solche Summen ausgesogen hat. Du siehst den Untergang des Reichs, Du siehst jenen Tag unsrer Rettung bevorstehen. Wir wollen uns freuen, fröhlich sein, frohlocken; das Ende der Welt ist da.“ — Man kann sich nicht wundern, daß über den von ihm gehofften Untergang des Reichs sich freut, wer „kein Herz“

hat, um Sieg über die Türken zu bitten. „Und Summa," schreibt er am 14. August 1541 (De Wette V, 389), „ich habe sogar kein Herz noch Hoffnung dazu, daß ich auch nicht bitten kann umb Sieg wider den Türken, sondern allein soviel, daß Gott wollte erretten, die zu erretten sind u. s. w. Vorher hat er den König beschuldigt, die Hände voll unschuldig Blut zu haben, weshalb Gott durch ihn große Dinge nicht thun könne; „darumb sage ich abermal, ich sehe nicht gerne, daß man gute Leute, wie bisher etliche mal geschehen, also vergeblich auf die Fleischbank opfert." Diese Rede nimmt sich eigentümlich aus in dem Munde dessen, der alles Blut auf seinem Gewissen hatte, welches in den durch ihn veranlaßten Religionskriegen und Aufruhren vergossen war!

Mit den oben berührten, wider den Augsburger Reichstagsabschied gerichteten Ergüssen noch nicht zufrieden, veröffentlichte der Agitator noch eine Glosse auf das „vermeinte" kaiserliche Edict, im Anfange des Jahres 1531, bei der er den plumpen Kunstgriff wiederholte, als halte er dasselbe für ein untergeschobenes Falsificat, während er recht gut wußte, daß es echt war. Aus diesem Pamphlet führe ich nur den Passus über die Wiederherausgabe der von den Neugläubigen geraubten Kirchengüter an, um zu zeigen, wie in Luthers Moral auch der Begriff des Eigentumsrechts völlig verwirrt, wenn nicht ganz verloren gegangen war. Auch dies Recht mußte aufhören zu existieren, wo es seinem „Evangelio" im Wege stand. Das Edict forderte nämlich die Herausgabe der geraubten Kirchengüter. Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß Luther, wenn er die katholischen Stände auch des Kirchenraubes bezüchtigte, einen wunden Fleck traf, der empfindlich schmerzen mußte. Aber damit ist seine Moral in Betreff der von den Protestanten geraubten Kirchengüter nicht im mindesten gerechtfertigt. „Schonet, schonet, liebe Jungherrn, euer selbs," ruft er aus (Erl. Ausg. 25, 82 ff.) Wenn das Gebot eur Ernst soll sein, da der große heilige Gott Mammon für sei, wo wollt der Cardinal zu Mainz bleiben, der zu Halle 2 Kloster geraubt und 2 Pfarrkirchen abgebrochen, und mit geistlichen Personen und Gütern spielet wie ein Gaukler? Wo will bleiben König Fernandus, Herzogen zu Bayern (diese namentlich verstanden das Sequestrieren), Herzog Georg und andere päpstliche Fürsten mehr, so die geistlichen Personen und Güter schatzen und so räufen, daß ihnen die Schwarte kracht; welch's doch alles wider das heilige geistliche Recht ist, deß Schutzherren sie sind wider die Lutherschen? Ja wo wollen der heilige Vater Papst und Cardinal bleiben, die zu Rom viel Klöster, da etwa anderthalb hundert Personen innen gelebt, so rein haben ausgespület, daß zween verlaufene Munch, oder ein loser Bube, um 6 Ducaten jährlich drein sitzen und Muße feil haben? Oder meinen sie, man wisse nicht, wie die Klöster heißen oder wovon die Cardinäl ihre Zinsen haben?" „Sie wissens und fühlens selbst, daß die päbstlichen Fürsten viermal mehr geist-

liche Güter genießen, etliche auch vielmehr davon rauben und stehlen, als die Lutherschen, noch sind sie unverschämpt, daß sie meinen, alle Welt habe alle fünf Sinne verloren, daß sie weder sehen noch fühlen könnten; wollen der Geistlichen Schutzherren sein, so niemand den Geistlichen so wehe thut als eben dieselbigen Schutzherren."

Deshalb sollen die lutherschen Stände nur ruhig das geraubte Kirchengut behalten. Höchst bezeichnend ist der Rechtfertigungsgrund, den er bringt. „Ich hab zwar oft geraten, man sollt die geistlichen Güter gebrauchen, Pfarren und Schulen damit zurhalten" u. s. w. „Aber es ist das mehrer Teil solcher Güter so verflucht und schändlich gewonnen, durch allerlei Gotteslästrung und Büberei, daß es nicht wert ist, zu gutem Brauch zu kommen. Und weil der Pabst samt allen Stiftern und Klöstern (als die Diebe und Schälke) solche Güter, die nicht ihr sind, so schändlich verkriegen, so schändlich verh . . . n, verbuben und verprassen und kein Amt dafür thun, achte ich's auch nit groß, ob's etwa durch andre zurissen wird. Es gehöret doch fur den Teufel, wie Micha. 1, v. 7 spricht: „Es ist mit H . . . n erworben; mit H . . . . ei muß's auch verzehrt werden." (Erl. Ausg. 25, 83 ff.)

Dasselbe Capitel von der Herausgabe der Kirchengüter behandelt er in der Schrift: Wider Hans Worst (Erl. Ausg. 26), vom Jahre 1541. Hier ist der Beweis, daß die Kirchengüter nicht herausgegeben werden sollen, fast noch besser: „Sind sie (nämlich „die Papisten") nicht die Kirchen, sondern des Teufels H . . e: So ist's gründlich und gewaltiglich beschlossen (von Papst Luthers Heiligkeit), daß sie nicht sollen die Kirchengüter innehaben, viel weniger diesen Zank erregen, daß man sie bei uns solle wieder einsetzen und die Güter restituieren." „Weil aber auf Erden in dieser Sachen kein Richter ist, (d. h. vor Luthers Augen); denn sie sind Part worden, so vorhin der oberste Richter sich selbst gemacht, und gilt ihr Urteil nichts, nach allen Rechten, und ja so wenig als unser Teil, die wir das andere Part sind, bei ihnen gilt." — Wir beachten, wie schlau er hier als Handhabe gebraucht die durch die Halbheit und Feigheit der katholischen Stände verschuldete Thatsache, daß die Revolution als gleichberechtigte Partei sich aufspielen konnte, mit der zu verhandeln sei. Dadurch war allerdings der Rechtsstandpunkt in ein schiefes Licht geraten, und die Revolution, wie immer durch Concessionen zu geschehen pflegt, gestärkt worden. Es war ein Glück, daß der apostolische Stuhl wenigstens diese Anerkennung der kirchlichen Revolution als eines ihm, wie Partei gegen Partei, gegenüberstehenden gleichberechtigten „Parts" nie ausgesprochen, das Landeskirchentum nie als eine wirkliche Kirchenbildung anerkannt hat. „Sonst wo ein Richter auf Erden in dieser Sachen wäre, so würde sich dies Urteil finden, daß sie nicht allein keine Restitution billig zu fordern hätten, sondern wert wären, daß man sie zur Welt ausjagte

und thät ihnen, wie der König Jehu den Baaliten." „Denn sie sind, wie droben beweiset, fur Gott nach der heil. Schrift Urteil (d. h. nach des Propheten Luther Urteil) die rechte Mordgrube und Teufelsh . . e. Daraus folget, daß sie die Kirchen- d. i. der armen Christenheit Güter (als die Erzkirchenräuber und Gottesdiebe) zu sich gerissen, mit Frevel inne haben", u. s. w. Der Rechtstitel, welchen Luther den protestantischen Ständen für das geraubte Kirchengut giebt, basiert also auf der Voraussetzung, daß die römisch-katholische Kirche des „Teufels Erzh . . e" ist. Im Verlauf dieser Schrift kommt er noch einmal auf die Kirchengüter zurück — man sieht, wie viel ihm an dem Festhalten des Raubes gelegen ist — und thut noch einen Schritt weiter. Für sich hätten die neugläubigen Kirchenbestände kein Concil nötig, sie bedürften keiner weiteren Reformation. Aber dennoch begehrten sie ein solches, damit „jedermann zu der rechten heil. Kirche mit uns bekehrt und gemehrt werden möchte. Aber da habt ihr und euer Gott, der Teufel, nicht den Schnuppen; sondern ihr Fledermäuse, Maulwörfe, Uhuhen, Nachteulen, Nachtraben, die ihr das Licht nicht leiden könnt, wehret mit aller Macht und mit aller Schalkheit" u. s. w. Doch müßten sie sich als des Teufels Kirche bekennen und zugestehen (jetzt kommt zu Tage, wie das „mehren" hauptsächlich gemeint ist), „daß ihr der Kirchen Güter nicht zu fordern habt, als ein Spolium (Raub) wiederzugeben, sondern daß ihr die Güter, die ihr noch habt, schuldig seid als die Gottesdiebe und Kirchenräuber zu verlassen und der rechten Kirchen (d. h. der lutherschen) zu restituieren und einzuräumen. Und wenn ihr noch so eine unverschämte H . . . nstirn hättet . . . müßt ihr dennoch selbst hierin sagen, daß solch Urteil recht sei." Wo die „unverschämte H . . . nstirn" in Wahrheit sich breit macht, wird jeder unbefangene Leser auf den ersten Blick sehen. Wir sehen aber auch, daß der Geist, der in jüngsten Tagen die Stirn hatte, den Kölner Dom für die sogenannten Altkatholiken, womöglich auch für Protestanten als Simultankirche zu reclamieren, echt luthersch ist. Wenn die Kreuzzeitung bei Gelegenheit jener bezeichnenden „Domfeier" die Reparation eines „evangelischen Doms" fordert und den Ulmer Dom nennt, so soll hier daran erinnert werden, daß dieser Dom doch wahrlich kein „evangelischer", d. h. kein mit protestantischem Gelde gestifteter und erbauter ist, sondern zu dem der katholischen Kirche geraubten Gute gehört. Wenn der Protestantismus alle die Kirchen und kirchlichen Güter, Pfarren, Klöster 2c. wieder herausgeben müßte, die er ihrer ursprünglichen Bestimmung entzogen und der katholischen Kirche geraubt hat, wenn er nur die von ihm selbst gestifteten und gebaueten Kirchen und Pfarren 2c. behalten sollte, welches Schauspiel würden wir da zu sehen bekommen! Luther und die Seinen wußten wol, daß sie die geraubten Kirchen und Kirchengüter nicht herausgeben durften, wenn sie nicht ihrem neuen Kirchenwesen die Existenz von vornherein un-

möglich machen wollten. Nach protestantischer Geschichtsfabrication sind Millionen in hoher Begeisterung luthersch geworden und haben Gut und Blut für die neue Lehre geopfert. Nimmt man aber die gewiß nicht papistisch gefärbten Berichte, Klagen Luthers, deren ich eine ansehnliche Zahl dem Leser gar leicht vorführen könnte, vor sich und betrachtet das Bild, welches sich, ohne daß wir irgend das geringste hinzuthun, da vor unsern Augen entrollt, so erblickt man das gerade Gegenteil. Nur durch Gewalt wird das Volk luthersch, nur durch Betrug am Altare oder durch gewaltsame Unterdrückung der Messe gelingt „die Reformation", nur mit Polizeigewalt des fürstlichen Absolutismus wird das neue Landespapsttum durchgeführt. Und die Folge ist, daß Bauer, Bürger und Adel ohne jegliche Begeisterung für die neue Religion nur mit Gewalt zu den Abgaben für die lutherschen Prädicanten gezwungen werden können, so daß diese oft dem Hungertode nahe sind, daß aber jeder, der kann, seinen Anteil an der Beute des Kirchenraubes in Sicherheit zu bringen und festzuhalten sucht, daß anstatt der frommen Wohlthätigkeit und Stiftungen der Zeit unter dem Papsttum der niedrigste Geiz und Habsucht und die ungebundenste Genußsucht in kurzer Zeit das protestantisierte Volk in allen Schichten beherrscht. Wenn dies Volk hätte Kirchen bauen sollen, wie viele Kirchen würde der Protestantismus wohl aufzuweisen haben? Es ist zum Verwundern, daß Luther über diese Früchte seines Evangeliums sich verwundert.

Hat er ganz vergessen, was er gepredigt hat?

Als der sächsische Kurfürst dem Naumburger Stift den lutherschen Prädicanten Amsdorf aufoctroyiert hatte zum Bischof, und Luther, der mit einer entlaufenen Nonne beweibte entlaufene Mönch und gelübdebrüchige Priester, gar die Komödie begangen hatte, eine Bischofsordination aufzuführen, machte dieser sich daran, solche empörende Rechtsverletzung und Vergewaltigung zu verteidigen. (Erl. Ausg. 26, S. 77 ff.) Es war im Jahre 1542. Wir hören: „Wolan, das ist wahr, wie wir nicht zweifeln können: so ist mit solchem Donnerschlag göttlichen Worts (nämlich dem Wort: Hütet euch vor den falschen Propheten) nicht allein Bischof und Capitel zu Naumburg (das Capitel hatte den Propst Julius Pflug zum Bischof erwählt), sondern auch Papst, Cardinal und alles, was in ihrem Regiment ist, nicht allein entsetzt, sondern ganz zur Höllen ewiglich verdammt mit allen, die ihn gehorchen. Und die wir im untern Stand sind, ebensowol bei demselbigen höllischen Feuer verboten, sie nicht zu hören, noch zu leiden, sondern zu meiden und zu fliehen." Es zeigt sich hier das fürstliche Landespapsttum in seiner ganzen, alles Recht mit Füßen tretenden und diese Rechtsbrüche dazu mit Gottes Wort rechtfertigenden Tyrannei und Unduldsamkeit. Wir hören den Propheten desselben weiter: „Wo nun Gott gebeut (da er's nicht vom Himmel herabdonnert, so kann

nur gemeint sein: durch seinen Propheten Luther, den einzigen Besitzer persönlicher Unfehlbarkeit.) Wo nun Gott gebeut, daß ein Prophet, Prediger, Bischof, oder wer das Wort und geistlich Regiment höret, nicht lehren soll (so er andre Götter ehren und lehren will), dem ist freilich das Handwerg gelegt, und er seines Bistums entsetzt, nicht von Pabst und Kaiser, ja nicht von Engeln, sondern von der hohen göttlichen Majestät selbst, da Er urteilt und donnert also: du sollst nicht ander Götter haben." „Also auch wo Gott gebeut, daß die Christen solche falsche Propheten, Prediger, Bischöfe nicht hören sollen, da ist Bischof und Bistumb gescheiden, der Bischof entsetzt, das Bistum von ihm gerissen, und nicht allein erläubt (das wäre schlecht Ding), sondern gezwungen durch Gottes Gebot, sich von ihm zu sondern und ihn für keinen Bischof, sondern für einen Wolf, ja für einen Teufel zu halten." Man wird durch diese Sprache beinahe an jenes: Allah ist groß und Muhamed (hier Luther) ist sein Prophet! erinnert. Wer hat denn das Urteil darüber, ob ein Bischof ein falscher Prophet ist? Da alle kirchliche Autorität vernichtet ist, der Kaiser auch nicht anerkannt wird, so bleibt niemand als oberster Richter übrig — denn die Bibel ist eben ein Buch — als Luther und etwa sein Kurfürst. Doch fügt er die heuchlerischen Worte hinzu: „Dies alles ist ja nicht mein Wort und Meinung, sondern Gottes selbst Wort und ernstlich Gebot, mit Dräuen und Zorn bestätigt." Das Ganze hat nur Sinn und Verstand unter Voraussetzung der persönlichen Unfehlbarkeit Luthers, es könnte ja sonst mit demselben Rechte auch gegen ihn angewandt werden.

Von dieser selbstfabricierten Basis aus operiert Luther dann weiter gegen das von ihm und dem Kurfürsten verletzte und zertretene Recht des Domcapitels. Nachdem er zu dem Kunstgriff seine Zuflucht genommen, daß der Papst und Bischöfe nicht Richter sein könnten, weil sie ihm gegenüber Partei geworden wären, daß also nur Gott selbst Richter sein könne durch sein Wort, schwingt er sich unversehens auf den Richterstuhl mit der Versicherung, daß er sich vor „solchen Teufelslarven" nicht fürchte. Eben beruft er sich auf den Satz: niemand kann in eigener Sache Richter sein, und alsbald spricht er, der sich doch selbst als Part bezeichnet hat, das entscheidende Urteil, natürlich stets mit dem frommen Vorhängeschilde: Gott ist der alleinige Richter in dieser Sache. Vor diesem Richter, der hier durch seinen Propheten Luther (der also Part und als Gottes Prophet auch Richter in einer Person ist) redet, verschwindet alles noch so gut verbriefte irdische Recht. Wir erinnern uns, um diese doppelte Rolle Luthers zu würdigen, an die von ihm gemachte Unterscheidung zweier Personen in ein und demselben Menschen, Fürst und Bischof. Ähnlich wird er in sich zwei Personen unterscheiden bei diesem Handel, eine, welche Partei, und die andere, welche Gottes und seines Wortes unfehlbarer Prophet und als solcher entscheidender Richter ist. Thatsächlich spricht er

wenigstens das Urteil. Also alles irdische Recht hat aufzuhören, wo dieser Richter, Gott durch Luther, urteilt. Hören wir.

„Ja, ja, sie sitzen in der Gewähr und Verjärung, d. i. possessorium, praescriptio. Nun sagen alle Rechte, man solle niemand aus der Gewähr heben ꝛc. Hie will mirs zu hoch und zu scharf werden. Wo kriege ich nu einen guten Juristen und Procurator? Respondetur tamen simpliciter (die Antwort ist einfach): Gott ist Gott, der gestehet keiner Creatur weder Gewähr noch Verjärung zu wider sich oder sein Wort, denn er ist ewig. Ewigkeit übergehet über alle Gewähr und Verjärung. Sonst hätte die Schlange billig gewonnen wider Gott, weil sie von Anfang der Welt ihren Samen wider des Weibes Samen gestärkt hat.“ „Wenn's zu thun wäre um die Kuhe, wer die sollt beim Schwanz nehmen, d. i. wenns zeitlich und weltlich Gut beträfe, da gälte Gewähr und was desgl. ist; aber in geistlichen ewigen Sachen, da wir itzt von reden (man beachte, daß er von der Gewähr und dem possessorium, Besitzrecht redet und dieses dem Domcapitel abstreiten will) ist Possessorium, praescriptio, Jus, Justitia, Sanctitas, Religio, ja auch alle Engel im Himmel nichts, sondern allein Gott alles in allem.“ „Drum schweiget in diesem Fall nur still und laßt euch nicht hören mit eur Possession, jus acquisitum oder wie ihrs wollt nennen. Gott und diese geistliche Sachen geben nichts drum: da möget ihr euch nach richten, es wird doch nichts anders draus. Er hat Macht alle Stunde den Teufel (hier den rechtmäßigen Bischof und das Domcapitel) auszutreiben, das sollt ihr ihm nicht wehren; dazu auch aller Welt Wesen zu ändern; da wird er euch nicht um Rath fragen.“ Mit mehr Unverfrorenheit kann man den Satz: Gewalt geht vor Recht nicht proclamieren, als hier Luther thut, Gott muß ihm dazu seinen Namen zum „Schanddeckel“ hergeben für seine Zertretung der klarsten Rechte.

Dieselbe entsetzliche Sophistik wendet er dann an, um die Unterthanen des Stifts von ihrem Unterthaneneide zu entbinden. Weil er und sein Papst, der Kurfürst, den rechtmäßigen Bischof „entsetzt“ haben, so brauchen die Unterthanen des Stifts ihren Eid nicht zu halten. Hören wir. „Es ist hier nicht die Frage oder Disputation, ob man Eid, Hulde oder Pflicht halten solle. Wir sind allhie Gott Lob nicht so große Esel, Gänse und Enten, die nicht wüßten oder von den Papisten erst lernen müßten, daß man Eid und Pflicht halten müsse und solle; wir habens besser gelehrt und geschrieben aus Gottes Wort, denn sie uns aus ihrem Narrentand und Drecketal lehren können: sondern das ist die Frage, ob's die Person sei, der man eiden, schwören, hulden solle? oder wo der Eid und Huld (Huldigung) geschehen (verführter betrogener Weise — so beliebt ihm die rechtmäßige Huldigung zu entstellen), ob mans schuldig sei, zu halten und zu lassen. Hie sollten sie das Maul aufthun u. s. w. „Aber da sind

Wir haben die Grundsätze betrachtet, welche Luther in jenem Versuch einer Verteidigungsschrift der kurfürstlichen Gewaltthat in Naumburg aufstellt, und haben als einen zweiten Beleg jene Aufforderung zuzugreifen und dem römischen Stuhl seine Besitzungen zu entreißen hinzugefügt. Dieselben, alles Recht der Kirche auf ihren Besitz, alles Recht der frommen Stiftungen auf ihre Güter im Interesse seiner Revolution zertretenden, und, füge ich hinzu, den frommen Sinn der Pietät gegen das Heilige und der Wohlthätigkeit gegen die Stiftungen der christlichen Liebe vernichtenden Grundsätze spricht er immer wieder in Predigten aus. Alles, was die Frömmigkeit in früheren Jahrhunderten zur Ehre Gottes und

---

auf den Ländereien des Patrimoniums Petri wieder her und beachtete jede Einzelheit in der Verwaltung derselben. Er schrieb an den Subdiakon Petrus, den Verwalter der römischen Kirche in Sicilien, einen Brief, welcher verdient, als einer der verdienstlichsten Beweistitel für das Papsttum angesehen zu werden. „Es ist uns die Anzeige gemacht worden, daß man den Bauern auf den Kirchengütern in Zeiten des Überflusses die Kornpreise herabsetze. Wir verordnen, daß ihnen keine anderen als die laufenden Preise gemacht werden .... Wir verbieten, daß den Pächtern mehr abgefordert werde, als ihr festgesetzter Pachtzins, und wollen alle schändlichen Überforderungen, welche die nach ihren Kräften mit Billigkeit bemessenen Leistungen übersteigen, beseitigt wissen. Und damit auch nach unserm Tode niemand neue Lasten aufbürden könne, so lasse einen schriftlichen Lehnscontract mit der eingeschriebenen Summe aufsetzen, die ein jeder zu bezahlen hat ... Wir wollen nicht, daß der Schatzkasten der Kirche von schmutzigem Gewinne befleckt werde." Die Geistlichen, welche er an die Spitze der Verwaltungen stellte, mußten am Grabe des heil. Petrus ihm feierlich versprechen, das Patrimonium der Kirche wie das Gut der Armen verwalten zu wollen. Dem Bischof von Cagliari schreibt er: „Ich habe vernommen, daß etliche Laien, die das Patrimonium Deiner Kirche verwalten, bei Erpressungen Deiner Bauern ertappt sind. Es ist Deine Pflicht, diese Sache strengstens zu untersuchen und zwischen ihnen und den Bauern gerecht zu entscheiden und wenn es sich so verhält, jene zur Herausgabe zu nötigen." Gregor d. Gr. hat die Grundlage zu der weltlichen Souveränetät des apostolischen Stuhls gelegt. Dem Namen nach war Rom und Italien dem byzantinischen Kaiser unterstellt. Dem Hofe zu Constantinopel wurden die Wahlacten zugeschickt nach einer Papstwahl, seitdem die von Kaiser Justinian noch beanspruchte Geldgebühr weggefallen war. Während Italien bald von den Gothen, bald von den Byzantinern erobert und gebrandschatzt wurde, hatten die Päpste Mühe, ihre Unabhängigkeit zu behaupten. Als Gregor auf dem Stuhle Petri saß, bedrohten die Longobarden ganz Italien, während der byzantinische Hof keine Macht hatte, das Land und Volk zu schützen. Da war der Papst, wie er einst Rom vor Attila und Alarich geschützt hatte, der Retter der Stadt und des Landes, zahlte dem Heere Sold aus, versorgte die verwüsteten Gegenden mit Getreide, beschützte die Bauern und die Juden, vermittelte zwischen den Griechen und Longobarden und — was die Hauptsache ist — er wird der Erzieher der jungen und wilden germanischen Völkerschaften, indem er ihnen den katholischen Glauben und die abendländische Cultur zuführt und die von dem Römerreiche sich loslösenden Länder Europas zu einer Völkerfamilie durch das Einheitsband der katholischen Kirche und unter der Leitung des Stuhls St. Petri verbindet. Der fränkische König schenkte dem römischen Stuhle dann noch Gebietsteile, die den Longobarden entrissen waren und empfing vom Papste den Titel eines Schutzherrn der Kirche. So ist auf durchaus rechtmäßigem Wege der weltliche Besitz des apostolischen Stuhls erworben, ein schwacher Dank für die unbezahlbaren Verdienste, die er sich um das irdische Wohl der Völker erworben.

zur Liebesthätigkeit gegen die Armut und das Elend gestiftet hat, stellt er unter den einen Gesichtspunkt des „närrischen unnützen Werks“, ja eines „gefährlichen giftigen Ärgernisses“ (Walch. XI, 349 ff.) und „der breiten Landstraße zur Verdammnis“ (ebendas.). In gleichem Sinne hatten die lutherschen Prädicanten dem Volke gepredigt. „Eure frommen Eltern“, eröffnet Johann Eberlin den Ulmern, „sind verführt, eine so köstliche Kirche (den Dom) zu bauen, darüber viel Geld drauf gegangen ist und noch drauf gehet järlich, das man besser den Armen als den Abgöttern von Tempeln gäbe.“ „Möchte Gott euch den Sinn geben, alle eure marmelsteinernen Kirchen abzubrechen und einen lustigen Spital oder Häuser für arme Leute zu bauen aus den Steinen. Ich wollte gern, der Hagel zerschlüge die Kirchen“ u. s. w. Luther hatte seiner Zeit den Wittenbergern zur Abschaffung der Messe gratuliert und den Wunsch ausgesprochen: „Wollt Gott, daß . . . der Papisten Haufe spräche: Siehe da zu Wittenberg ist kein Gottesdienst mehr, man orgelt nicht mehr und sind alle Ketzer und unsinnig worden“ (Mißbrauch der Messen). Er hatte Taufe, Beicht, Communion für unnötig erklärt, wenn man nur glaube (De Wette II, 57 und Erl. Ausg. 27, 343. 344); in seinen Predigten aus jener Zeit finden sich häufige Beispiele der Verhöhnung des Gottesdienstes, der Ceremonien, der Kirchen und Stiftungen gründenden Frömmigkeit. Es ist also kein Wunder, daß diese Aussaat ihre Früchte trug.

Vierzehntes Kapitel.

Luther gegen die Bauern.

Dennoch findet sich bei Luther keine Spur der Erkenntnis, daß er mit seinen Brandschriften und Predigten einen wesentlichen Anteil an der Schuld der socialen Revolution hatte. Beachten wir seine Auslassungen über dieselbe nach der Schlacht bei Frankenhausen (15. Mai 1525). Schon anfangs Mai, als die Heere der Fürsten sich zusammenzogen, um dem Aufstande in Thüringen ein Ende zu machen, und man voraussehen konnte, daß ihrer vereinigten Macht dies gelingen werde, schrieb Luther an den mansfeldischen Rat Rühel (4. Mai 1525, De Wette II, 653 ff.), um milde Gesinnungen gegen die Bauern zu hintertreiben. Er bittet, „daß ihr M. G. Graf Albrecht nicht helfet weich machen in dieser Sachen.“ Jetzt nennt er die Bauern, die er wenige Wochen früher „seine lieben Herren und Freunde“ anredete, „allzumal Räuber und Mörder“, die „wollen Fürsten, Herren und alles vertreiben, neu Ordnung machen in der Welt“ (wozu er doch alles Volk oftmals und bei ihrer Seligkeit aufgefordert hatte), „treulos und meineidig.“ Sie hätten zu dem Machen neuer Ordnung keinen Befehl noch Recht von Gott“ und „überdas führen sie zu Schanden und Unehren den Namen göttlichs Worts und Evangelii.“

wird sein Handeln und seine Schreibart, sowol öffentlich als in Briefen. Öffentlich sandte er ein neues Schreiben aus: Sendbrief von dem harten Büchlin wider die Bauern (Erl. Ausg. 24, 294 ff.), in welchem er jene gräßliche Schrift als Befehl und Werk Gottes stempelte und obendrein sich unterfing, die, welche seinen Blutdurst rügten und für Erbarmung mit den verführten Bauern auftraten, zu denuncieren als Mitschuldige der Aufrührer. „Man soll die warnen“, heißt es in dem betreffenden Sendschreiben, „so mein Büchlin tadeln, daß sie das Maul zuhalten und sich fürsehen, denn gewißlich sind sie auch aufrührerisch im Herzen. Die aber mengen sich unter die Aufrührerischen, die sich derselben annehmen, klagen, rechtfertigen und erbarmen, welcher sich Gott nicht erbarmt, sondern gestraft und verderbt will haben. Denn wer sich also der Aufrührerischen annimmt, giebt genugsam zu verstehen, daß, wo er Raum und Zeit hätte auch Unglück anrichtet, wie er's im Herzen beschlossen hat. Darum soll die Oberkeit solchen auf die Hauben greifen, daß sie das Maul zuhalten und merken, daß Ernst sei.“ Eine derartige Weise zu denuncieren, nennt man mit Recht das Anzeichen einer niedrigen Gesinnung. „Dünkt sie solch Antwort zu hart und geben für, es sei mit Gewalt geredt und das Maul gestopft, sage ich, das ist recht. Denn ein Aufrührerischer ist nicht wert, daß man ihm mit Vernunft antworte, denn er nimmt's nicht an; mit der Faust muß man solchen Mäulern antworten, daß der Schweiß zur Nasen ausgehe. Die Bauern wollten nicht hören, ließen ihnen gar nichts sagen, da müßt man ihnen die Ohren aufkneuflen mit Büchsensteinen, daß die Köpf in die Luft sprungen.“ „Wie ich dazumal geschrieben habe, so schreibe ich noch: Der halsstarrigen, verstockten, verblendeten Bauern, die ihnen nichts sagen lassen, erbarme sich nur niemand, sondern haue, steche, würge, schlahe drein, als unter die tollen Hunde, wer da kann und wie er kann.“ Während er, wie wir sahen, wenige Wochen früher (in der ersten Schrift an die Bauern) die Unerträglichkeit der obrigkeitlichen Tyrannei als die einzige Ursache des Aufruhrs bezeichnete, findet er in dieser Schrift, daß die Bauern noch zu wenig Druck gehabt haben und fordert die Obrigkeit auf, inskünftig strenge und mit Gewalt zu regieren. Gottes Wille sei dieser Krieg gewesen, „damit die Bauern lernten, wie ihnen zu wohl gewest ist und gute Tage im Friden nicht mochten erleiden, daß sie hinfürder Gott lernten danken, wenn sie **eine** Kuhe müßten geben, auf daß sie der andern mit Friden genießen mügen. Die Bauern wußten nicht, wie köstlich Ding es sei um Frid und Sicherheit, daß einer mag seinen Bissen und Trunk fröhlich und sicher genießen, und dankten Gott nicht drumb, das mußt er sie itzt auf diese Weise lehren, daß sie der Kützel vergieng.“ — „War doch kein Regiment noch Ordnunge mehr, es stund alles offen und müßig. So war auch keine Furcht noch Scheu mehr im Volk; ein jeglicher thät schier, was er wollte (wer hatte sie denn

Barmherzigkeit wünschen; Sind Unschuldige drunter, die wird Gott wol erretten und bewahren, wie er Lot und Jeremia thät. Thut ers nicht, so sind sie gewiß nicht unschuldig, sondern haben zum wenigsten geschwiegen und bewilligt; ob sie gleich das thun aus Blödigkeit und Furcht, ists dennoch unrecht und für Gott sträflich, ebensowol als wer Christum verleugnet aus Furcht. Denn ich auch desto härter wider die Bauern schreibe darumb, daß sie solche Furchtsame zu ihrem Mutwillen und Gottes Strafe zwingen und nötigen und hören nicht auf. Der weise Mann sagt: cibus, onus et virga asino (Fressen, Last und Rute für den Esel) in einen Bauern gehört Haberstroh. Sie hören nicht das Wort und sind unsinnig; so müssen sie die Virgam, die Büchsen hören, und geschieht ihnen recht. Bitten sollen wir für sie, daß sie gehorchen; wo nicht, so gilts hie nicht viel Erbarmens: lasse nur die Büchse unter sie sausen, sie machens sonst tausendmal ärger." „Man hat den Thomas Münzer nicht rechte interrogatoria geben; ich hätte ihn viel anders lassen fragen." (Münzer wurde gefoltert, mit Daumschrauben, daß er in lautes Wehgeschrei ausbrach. Luther versichert hier, das sei noch nicht genug gewesen, er hätte ihn viel anders lassen fragen, nämlich durch verstärkte Folter.) „So ist solch sein Bekenntnis nichts anders denn ein teufelische verharte Verstockung in seinem Fürnehmen. Bekennet er doch kein Übels gethan, daß ich mich dafür entsetze" u. s. w. (Münzer widerrief in der Gefangenschaft seine lutherschen Irrtümer, bereitete sich andächtig zum Tode vor beichtete und communicierte katholisch.) Wolan, wer den Münzer gesehen hat, der mag sagen, er habe den Teufel leibhaftig gesehen in seinem höchsten Grimm. O HErr Gott, wo solcher Geist in den Bauern auch ist, wie hohe Zeit ist's, daß sie erwürgert werden wie die tollen Hunde."

In diesem Geiste ist die Schrift: „Wider die mörderischen und räuberischen Rotten der Bauern" geschrieben, die er jetzt veröffentlichte, eine Schrift, in welcher so recht offenbar wird, weß Geistes Kind er war, so daß etliche seiner Anhänger sie als einen Beweis dafür ansahen, daß der Geist Gottes von ihm gewichen sei. Erbarmungsloses Hinschlachten der Bauern fordert er, denn als treulose, meineidige, lügenhafte, ungehorsame Buben und Bösewichter hätten sie an Leib und Seele den Tod verdient. Jeder dürfe und solle sie töten, denn sie seien aufrührerische Menschen, in Gottes und kaiserlicher Acht. Er gedachte wol nicht daran, daß er selbst nach öffentlicher Meinung in Gottes und kaiserlicher Acht sich befand durch Bann und Reichsacht, als der eigentliche Hauptaufrührer und Verführer dieser unglücklichen Leute, die er jetzt jedermann aufforderte, zu erwürgen, „daß wer am ersten kann und mag denselben (Bauern) erwürgen, recht und wohl thut. Denn über einen öffentlichen Aufrührer ist iglicher Mensch beide Oberrichter und Scharfrichter." „Darum soll hie zuschmeißen, würgen und stechen, öffentlich und **heimlich** (also Meuchel-

mord), wer da kann, und gedenken, daß nichts Giftigers, Schädlichers, Teufelischers sein kann, denn ein aufrührerischer Mensch." „Gleich als wenn man einen tollen Hund totschlagen muß: schlägst du nit, so schlägt er dich und ein ganzes Land mit dir." Und anstatt einmal in sich zu gehen, anstatt nachzudenken und sich zu besinnen auf seine aufrührerischen Schriften und Briefe und an seine Brust zu schlagen, hat der Mann noch die Kühnheit, im voraus alle Obrigkeit, die nicht „durch Mord und Blutvergießen" die Bauern strafe, aller begangenen Unthaten der Bauern für mitschuldig zu erklären und zu verkünden in die Welt hinein: „nicht hie Geduld oder Barmherzigkeit", „es ist Schwertes und Zornes Zeit hie, und nicht der Gnaden Zeit." Ich bitte, sich der ersten Schrift an die Bauern zu erinnern, wie er da durchweg denselben in ihren Beschwerden Recht giebt, den Obrigkeiten aber ihre unerträgliche Tyrannei vorhält, um derentwillen nicht etwa die Bauern bloß, sondern Gott selbst wider sie sei und wenn nicht durch diese durch Erweckung anderer sie strafen werde mit Untergang. Und derselbe Mann schreibt wenige Wochen später in der vorliegenden Schrift: „so soll nun die Oberkeit hie getrost fortdringen und mit gutem Gewissen dreinschlahen, weil sie eine Ader regen kann. Denn hie ist das Vorteil, daß die Bauern böse Gewissen und unrechte Sachen haben, und welcher Bauer darüber erschlagen wird, mit Leib und Seele verloren und ewig des Teufels ist." „Darum, liebe Herren, löset hie, rettet hie, helft hie, erbarmt euch der armen Leut, steche, schlage, würge hie, wer da kann. Bleibst du darüber tot, wol dir, seligern Tod kannst du nimmermehr überkommen." (Erl. Ausg. 24, 288 ff.)

Dieses abscheuliche Machwerk eines von dem Geiste des Blutdurstes berauschten Gemütszustandes hat, trotzdem sie von Luthers eigenen Freunden entrüstet verurteilt wurde, unter den Anbetern dieses angeblichen Gottesmannes noch Verteidiger gefunden. Und zwar solche, die jene Renommisterei Luthers, er habe eigentlich die staatliche und kirchliche Ordnung gerettet (vgl. oben), nachreden. Luther habe dem durch den Bauernkrieg in seinen Grundvesten erschütterten und den Zusammensturz drohenden deutschen Reiche durch diese Schrift Halt und Stütze gegeben und es vor dem Untergange bewahrt — so habe ich in meiner Jugend gelernt, so kann man unter anderen lesen in Greiffs Tagebuch des Hans Lutz. Augsburg, 1849. Es kam Luther nicht in den Sinn, durch die Entrüstung seiner Anhänger zur Buße für diese seine Schrift sich bringen zu lassen. Von Buße hört man überhaupt in Luthers „reformatorischer" Laufbahn nie etwas, weder über sein scandalöses Leben mit den entlaufenen Nonnen und seine schließliche „Heirat" der Katharine, noch über seine nicht minder scandalösen Ehepredigten und -Schriften, noch über sein Gutheißen der Doppel-Ehe des „Antiochus", noch über seine Schmähsucht, noch über diese Ausgeburt eines rohen Gemüts. Im Gegenteil; Nur um so rasender

wird sein Handeln und seine Schreibart, sowol öffentlich als in Briefen. Öffentlich sandte er ein neues Schreiben aus: Sendbrief von dem harten Büchlin wider die Bauern (Erl. Ausg. 24, 294 ff.), in welchem er jene gräßliche Schrift als Befehl und Werk Gottes stempelte und obendrein sich unterfing, die, welche seinen Blutdurst rügten und für Erbarmung mit den verführten Bauern auftraten, zu denuncieren als Mitschuldige der Aufrührer. „Man soll die warnen“, heißt es in dem betreffenden Sendschreiben, „so mein Büchlin tadeln, daß sie das Maul zuhalten und sich fürsehen, denn gewißlich sind sie auch aufrührerisch im Herzen. Die aber mengen sich unter die Aufrührerischen, die sich derselben annehmen, klagen, rechtfertigen und erbarmen, welcher sich Gott nicht erbarmt, sondern gestraft und verderbt will haben. Denn wer sich also der Aufrührerischen annimmt, giebt genugsam zu verstehen, daß, wo er Raum und Zeit hätte auch Unglück anrichtet, wie er's im Herzen beschlossen hat. Darum soll die Oberkeit solchen auf die Hauben greifen, daß sie das Maul zuhalten und merken, daß Ernst sei.“ Eine derartige Weise zu denuncieren, nennt man mit Recht das Anzeichen einer niedrigen Gesinnung. „Dünkt sie solch Antwort zu hart und geben für, es sei mit Gewalt geredt und das Maul gestopft, sage ich, das ist recht. Denn ein Aufrührerischer ist nicht wert, daß man ihm mit Vernunft antworte, denn er nimmt's nicht an; mit der Faust muß man solchen Mäulern antworten, daß der Schweiß zur Nasen ausgehe. Die Bauern wollten nicht hören, ließen ihnen gar nichts sagen, da müßt man ihnen die Ohren aufkneuflen mit Büchsensteinen, daß die Köpf in die Luft sprungen.“ „Wie ich dazumal geschrieben habe, so schreibe ich noch: Der halsstarrigen, verstockten, verblendeten Bauern, die ihnen nichts sagen lassen, erbarme sich nur niemand, sondern haue, steche, würge, schlahe drein, als unter die tollen Hunde, wer da kann und wie er kann.“ Während er, wie wir sahen, wenige Wochen früher (in der ersten Schrift an die Bauern) die Unerträglichkeit der obrigkeitlichen Tyrannei als die einzige Ursache des Aufruhrs bezeichnete, findet er in dieser Schrift, daß die Bauern noch zu wenig Druck gehabt haben und fordert die Obrigkeit auf, inskünftig strenge und mit Gewalt zu regieren. Gottes Wille sei dieser Krieg gewesen, „damit die Bauern lernten, wie ihnen zu wohl gewest ist und gute Tage im Friden nicht mochten erleiden, daß sie hinfürder Gott lernten danken, wenn sie **eine** Kuhe müßten geben, auf daß sie der andern mit Friden genießen mügen. Die Bauern wußten nicht, wie köstlich Ding es sei um Frid und Sicherheit, daß einer mag seinen Bissen und Trunk fröhlich und sicher genießen, und dankten Gott nicht drumb, das mußt er sie itzt auf diese Weise lehren, daß sie der Kützel vergieng.“ — „War doch kein Regiment noch Ordnunge mehr, es stund alles offen und müßig. So war auch keine Furcht noch Scheu mehr im Volk; ein jeglicher thät schier, was er wollte (wer hatte sie denn

Herr hat mich **plötzlich**, während ich ganz andere Gedanken hatte, auf wunderbare Weise in die Ehe mit Katharina von Bora, jener Nonne zusammengeworfen." Das „plötzlich" ist eine offenbare Unwahrheit, denn schon am 16. April schreibt er an Spalatin folgende Worte (De Wette II, 646): „Übrigens, was du von meiner Ehe schreibst, so will ich nicht, daß du dich darüber wunderst, daß ich nicht heirate, der ich ein so viel besprochener Liebhaber bin (qui sic famosus sum amator). Dies ist mehr zu verwundern, daß der ich so oft über die Ehe schreibe und mit Weibern mich vermische (misceor feminis) daß ich nicht schon längst ein Weib geworden bin, zu schweigen, daß ich nicht irgend eine geheiratet habe. Gleichwol wenn du mein Beispiel begehrst, so hast du, siehe, ein sehr starkes (potentissimum). **Denn drei Weiber habe ich zugleich gehabt, und habe sie so heftig geliebt, daß ich zwei verloren habe, welche andere Bräutigämer erhalten werden. Die dritte liegt mir kaum in meinem linken Arme, und auch diese selbst mag mir vielleicht noch vor der Nase weggeschnappt werden.** Du aber jener träge Liebhaber, wagst nicht einmal einer einzigen Mann zu werden. Gleichwol siehe zu, daß es nicht so komme, daß ich, dessen Gemüt nicht im entferntesten ans Heiraten denkt (das glaube, wer will, zumal nach solchen Bekenntnissen und nach Beachtung aller hierher gehörigen Momente) einmal euch stets dazu bereiten Bräutigämern zuvorkomme, wie Gott zu thun pflegt, was du am wenigsten gehofft hast." Ja schon am 12. Oktober 1524 schreibt er an Hieronymus Baumgärtner, den damaligen Geliebten der Katharina: „Übrigens wenn du deine Käthe von Bora festhalten willst, so beeile dich, bevor sie einem andern gegeben wird, der zur Hand ist. Noch hat er ihre Liebe zu dir nicht besiegt. Ich würde mich gewiß über beide Partieen freuen." (De Wette II, 553.) Walch behauptet, Luther habe sie damals einem Caspar Glatz verheiraten wollen, es entspricht aber vielmehr der ganzen Sinnes- und Schreibweise Luthers, sich selbst mit dem zur Hand befindlichen Bräutigam zu meinen. Nach einem Briefe vom 30. November 1524 an Spalatin denkt er nicht an Heiraten, nicht weil er sein Fleisch oder Geschlecht nicht fühle, denn er sei weder Holz noch Stein, sondern weil er täglich den Tod und die Ketzerstrafe erwarte (wie wenig diese Worte der wirklichen Sachlage entsprechen, habe ich schon oben gezeigt); jedoch sei er in Gottes Hand, der das Herz ändern könne. (De Wette II, 570.) Daß er gerade während dieser furchtbaren Zeit den Kopf voll Heiratsgedanken hatte, zeigen die mannigfachen Aufforderungen an Freunde zu heiraten, z. B. an Spalatin (auch vom 10. April 1525. De Wette II, 642); in welchem er gesteht, daß, indem er andere durch so viel Beweisgründe auffordere, er selbst fast dazu bewogen werde, an Wolfgang Reichenbusch (27. März 1525, De Wette II, 637 ff.), sogar an den Erzbischof von Mainz (2. Juni 1525, De Wette 673 ff.), das be-

daß sie es wagen und versuchen mögen, aber nicht mit meiner Zustimmung, sondern indem ich ihre Bestrebungen (für milde Behandlung der Bauern) verfluche im Namen des HErrn. Nachmals wird der HErr richten, wessen Geist vom Teufel ist, der meinige oder der ihrige. Aber es schmerzt mich, daß der Dienst und die Erkenntnis des Worts jenen lästernden Menschen zu Teil geworden ist; sogar durch uns. Gott möge sie bekehren und belehren, oder stoße sie wieder aus ihrem Amtssitz. Amen."

Mit diesem gräßlichen Briefe stelle ich ein anderes furchtbares Wort Luthers zusammen (Erl. Ausg. 59, 284 ff.), welches viele Jahre später aus seinem Munde gekommen ist: „Ich, Martin Luther, habe im Aufruhr alle Bauern erschlagen, denn ich habe sie heißen totschlagen; all ihr Blut ist auf meinem Hals. **Aber ich weise es auf unsern Herrn Gott, der hat mir das zu reden befohlen."**

Fünfzehntes Kapitel.

Luther setzt seine Heirath in Beziehung zu dem Bauernkriege.

Es erscheint beinahe als eine bittere und bezeichnende Ironie „des Schicksals", daß Luther mehrfach seine Blutschrift gegen die Bauern mit — seiner Heirat zusammenstellt, beides für ein Werk Gottes erklärend. „Welch ein Zetergeschrei hab ich angerichtet mit dem Büchlein wider die Bauern! Da ist alles vergessen, was Gott der Welt durch mich gethan hat. Nun sind Herren, Pfaffen, Bauren, alles wider mich und dräuen mir den Tod." „Wolan weil sie denn toll und thöricht sind, will ich mich auch schicken, daß ich für meinem Ende im Stande von Gott erschaffen gefunden, und nichts meines vorigen papistischen Lebens an mir behalten werde, soviel ich kann, und sie noch toller und thörichter machen, und das alles zur Letzte und Ade. Denn es mir selbst ahnt, Gott werde mir einmal zu seiner Gnade helfen. So hab ich nu aus Begehrn meines lieben Vaters mich verehelicht **und um dieser Mäuler willen,** daß nicht verhindert würde, **mit Eile beigelegen;** bin willens auch Dinstag über acht Tage, den nähesten nach St. Johannes Baptistä, eine kleine Freude und Heimfahrt zu machen." „Und weil die Läufte also stehen und gehen itzt in den Landen, hab ich nicht durft euch dazu bitten und zu foddern zu erscheinen. Wo ihr aber von gutem Willen selbst wolltet oder könntet .... kommen" u. s. w. (De Wette III, 1. 2.) — Ich bitte zu beachten, was das für eine Gesinnung ist, die sich hier ausspricht: zur Verhöhnung des unermeßlichen Elends und Jammers vieler Tausende von obdach- und brotlosen Witwen und Waisen, mit welchen die fürstliche Wut bei Besiegung der vorzugsweise durch Luthers Brandschriften verführten Bauern die Länder erfüllte, zur Verhöhnung der Ströme vergossenen Blutes und der vielen hundert zerstörten Klöster, Kirchen und Dörfer, zur Verhöhnung

der allgemeinen Entrüstung über seine entsetzliche Grausamkeit, erklärt Luther selbst hier, mit seiner schon lange (nebst anderen entlaufenen Nonnen) in seinem Hause befindlichen Käthe „in Eile“ Beilager gehalten zu haben und nächstens einen fröhlichen Hochzeitsschmaus halten zu wollen. Sollte seine Heirat eine Verhöhnung jener berechtigten Entrüstung sein, so war sie damit zugleich eine Verhöhnung des Elends und Jammers, das er durch jene gräßliche Schrift, welche diese Entrüstung hervorgerufen, so viel an ihm lag, hatte vermehren helfen. Übrigens bitte ich mit dieser lutherschen Begründung seiner Heirat die melanchthonsche zu vergleichen, so wird man die Abscheulichkeit solcher Handlungs- und Sprechweise noch mehr erkennen. Auch in einem Briefe an Spalatin vom 16. Juni (De Wette III, 3), den er zum Hochzeitsschmause einlädt und — um die Besorgung von Wildpret ersucht, stellt er diese seine Heirat als ein „frommes und heiliges Werk Gottes“ dar, welches von der Welt und den Weisen verkannt werde, über welches aber alle Engel sich freueten und alle Teufel heulten. „In welchem Namen (nämlich Gottes) ich um so mehr Gefallen daran finde, daß durch meine Heirat das Urteil derer verdammt und geärgert wird, soviele fortfahren, die Unwissenheit in Betreff Gottes festzuhalten.“ Den nicht weniger frivolen Brief an Koppe habe ich oben bereits angeführt. In derselben Gedankenverbindung schreibt er an Stiefel den folgenden Tag (De Wette III, 9), indem er ihn ersucht, um Segen für seine Heirath zu beten. „Denn heftig sind entrüstet die Weisen unter den Unsrigen. Sie werden gezwungen zu bekennen, daß es (seine Heirat) eine Sache Gottes sei, aber die Larve der Person, sowol meiner als des Mädchens, bringt sie um ihren Verstand und veranlaßt sie Gottlosigkeiten zu denken und zu sagen. Aber der Herr lebt, welcher größer ist in uns (d. h. in mir), als jener der in der Welt ist, und mehr sind auf unserer (= meiner) Seite, als auf der ihrigen.“ Hierher gehört auch ein Brief an Link vom 20. Juni (De Wette III, 10, 19: „Ich weiß, daß mein Büchlein (das gegen die Bauern) die Bauern und Bauerngenossen heftig ärgert, und darüber habe ich hohe Freude, und wenn es sie nicht ärgerte, würde es mich ärgern. So bringen an den Tag, was sie bisher im Evangelio gesucht haben, welche dies Büchlein verdammen. Doch wundre ich mich, warum gewisse Naseweise das ganze Buch nicht ganz auf sich beziehen, da es genugsam sich äußert, von welchen Bauern und von welchen Obrigkeiten es redet (dies ist eine leere Ausflucht, da er in dem Buche jedermann aufgefordert, jeden Bauern, den er beteiligt finde, öffentlich oder meuchlings zu erschlagen, ohne zu untersuchen, ob schuldig oder unschuldig; jeder sei den Bauern gegenüber Ober- und Scharfrichter zugleich. Damit hatte er alle Bauern für vogelfrei erklärt.) „Aber welche nicht verstehen wollen, mögen nicht verstehen, wer nicht wissen will, möge nicht wissen, es genügt, daß Christo mein Gewissen wohlgefällt.“ „Der

Herr hat mich **plötzlich,** während ich ganz andere Gedanken hatte, auf wunderbare Weise in die Ehe mit Katharina von Bora, jener Nonne zusammengeworfen." Das „plötzlich" ist eine offenbare Unwahrheit, denn schon am 16. April schreibt er an Spalatin folgende Worte (De Wette II, 646): „Übrigens, was du von meiner Ehe schreibst, so will ich nicht, daß du dich darüber wunderst, daß ich nicht heirate, der ich ein so viel besprochener Liebhaber bin (qui sic famosus sum amator). Dies ist mehr zu verwundern, daß der ich so oft über die Ehe schreibe und mit Weibern mich vermische (misceor feminis) daß ich nicht schon längst ein Weib geworden bin, zu schweigen, daß ich nicht irgend eine geheiratet habe. Gleichwol wenn du mein Beispiel begehrst, so hast du, siehe, ein sehr starkes (potentissimum). **Denn drei Weiber habe ich zugleich gehabt, und habe sie so heftig geliebt, daß ich zwei verloren habe, welche andere Bräutigämer erhalten werden. Die dritte liegt mir kaum in meinem linken Arme, und auch diese selbst mag mir vielleicht noch vor der Nase weggeschnappt werden.** Du aber jener träge Liebhaber, wagst nicht einmal einer einzigen Mann zu werden. Gleichwol siehe zu, daß es nicht so komme, daß ich, dessen Gemüt nicht im entferntesten ans Heiraten denkt (das glaube, wer will, zumal nach solchen Bekenntnissen und nach Beachtung aller hierher gehörigen Momente) einmal euch stets dazu bereiten Bräutigämern zuvorkomme, wie Gott zu thun pflegt, was du am wenigsten gehofft hast." Ja schon am 12. Oktober 1524 schreibt er an Hieronymus Baumgärtner, den damaligen Geliebten der Katharina: „Übrigens wenn du deine Käthe von Bora festhalten willst, so beeile dich, bevor sie einem andern gegeben wird, der zur Hand ist. Noch hat er ihre Liebe zu dir nicht besiegt. Ich würde mich gewiß über beide Partieen freuen." (De Wette II, 553.) Walch behauptet, Luther habe sie damals einem Caspar Glatz verheiraten wollen, es entspricht aber vielmehr der ganzen Sinnes- und Schreibweise Luthers, sich selbst mit dem zur Hand befindlichen Bräutigam zu meinen. Nach einem Briefe vom 30. November 1524 an Spalatin denkt er nicht an Heiraten, nicht weil er sein Fleisch oder Geschlecht nicht fühle, denn er sei weder Holz noch Stein, sondern weil er täglich den Tod und die Ketzerstrafe erwarte (wie wenig diese Worte der wirklichen Sachlage entsprechen, habe ich schon oben gezeigt); jedoch sei er in Gottes Hand, der das Herz ändern könne. (De Wette II, 570.) Daß er gerade während dieser furchtbaren Zeit den Kopf voll Heiratsgedanken hatte, zeigen die mannigfachen Aufforderungen an Freunde zu heiraten, z. B. an Spalatin (auch vom 10. April 1525. De Wette II, 642); in welchem er gesteht, daß, indem er andere durch so viel Beweisgründe auffordere, er selbst fast dazu bewogen werde, an Wolfgang Reichenbusch (27. März 1525, De Wette II, 637 ff.), sogar an den Erzbischof von Mainz (2. Juni 1525, De Wette 673 ff.), das be-

kennt er indirect von sich selbst in der merkwürdigen Äußerung, die er in einem Briefe an Rühel thut (3. Juni 1525, De Wette II, 678): „Ob Se. Kurf. G. (der Erzbischof) abermal würde sagen, wie ich zuvor auch gehört hab, warumb auch ich nicht nähme, der ich jedermann dazu reize: sollet ihr antworten, daß ich immer noch gefürchtet, ich sei nicht tüchtig dazu. Doch wo meine Ehe Sr. Kurfürstl. Gn. eine Stärkung sein möchte, wollt ich gar bald bereit sein, Sr. Kurfürstl. Gn. zum Exempel vorher zu traben, nachdem ich doch sonst im Sinn bin, ehe ich aus diesem Leben scheide, mich zu dem Ehestande finden zu lassen, welchen ich von Gott gefoddert achte; und sollts nichts weiter, denn eine verlobte Josephsehe sein" (was dies letztere betrifft, so vergleiche man Melanchthons Äußerung über Luther, die ich oben angeführt). Über seine Heiratspläne giebt auch der oben angeführte Brief vom 4. Mai an Rühel Aufschluß. Diese Belege werden genügen, daß jenes „plötzlich" und „wunderbar", wie Luther seine Heirat bezeichnet, nur in seiner Phantasie und in dem Bestreben begründet ist, diese unerhörte Handlung, doppelt unerhört inmitten des von ihm verschuldeten Elends und Jammers, als ein unmittelbares Wunderwerk Gottes der erstaunten und empörten Zeitgenossenschaft darstellen zu wollen; daß er aber in Wirklichkeit längst „freining" war, längst daran dachte, seinem der Welt bereits anrüchig gewordenen Zusammenleben mit entlaufenen Nonnen, namentlich der Katharina, durch eine Heirat eine Anstandsform zu geben und „die Mäuler zu stopfen." (De Wette III, 2.)

Soviel sehen wir aus allen Äußerungen Luthers über die Beweggründe seiner „plötzlichen" und „wunderbaren" Heirat, daß er sie hernimmt von der Schande, welche die Bauernkriege ihm und seiner Lehre bereitet hätten, dadurch den Papisten der Kamm geschwollen sei. Diesen Kamm will er ihnen durch seine Heirat beschneiden. Es scheint auch, daß er mit derselben, als einem „Wunderwerke Gottes", das andere Werk Gottes, nämlich seine gräßliche Schrift, als solches beglaubigen will. Ich muß gestehen, was diese Combination betrifft, so vermochte ich mich in seine Logik anfangs nicht hineinzufinden; es machte mir zuerst den Eindruck, als ob die Ereignisse des Bauernkrieges und die Wahrnehmung, daß derselbe notwendig und durchaus mit Recht ihm als dem geistigen Urheber schuld gegeben werden müsse, und andererseits die Garne der entlaufenen Nonnen, in die er nach Melanchthons Zeugnis vermöge seines Leichtsinns und seiner Empfänglichkeit für geschlechtliche Eindrücke sich immer mehr verstrickt hatte, seinem Verstande zu stark geworden waren, und er sich mal wieder in einem Zustande befand, in dem er „seiner selber nicht mächtig" war, als er derartiges schrieb. Jedoch muß ich zunächst zugeben, daß jene Combination Luthers eine fixe Idee bei ihm geworden ist. Noch am 16. August 1525 schreibt er an Joh. Brismann (De Wette III, 21): „Münzer und die Bauern haben bei uns das Evangelium so unterdrückt,

so den Mut der Papisten aufgerichtet, daß es scheint gänzlich von neuem aufgerichtet werden zu müssen. Aus diesem Grunde habe ich auch nicht allein durchs Wort, sondern auch durch die That Zeugnis für das Evangelium abgelegt, indem ich eine Nonne geheirathet habe zur Verhöhnung der triumphierenden und Jo! Jo! schreienden Feinde, damit ich nicht den Anschein gebe, als sei ich gewichen, obgleich ich Greis (!? er war 40 Jahre alt) und unvermögend bin, im Begriff aber auch noch andere Dinge zu thun, wenn ich kann, die ihnen Schmerz verursachen und das Wort bekennen sollen." Um also den sinkenden Stern seines Evangelii wieder aufzurichten, hat er sich erstens plötzlich gegen die Bauern gekehrt und rückhaltslos die Partei der Fürsten ergriffen, zweitens mit einer entlaufenen Nonne sich verheiratet. Beides ist Gottes Werk, Gott hat ihm beides geheißen, beides ist eine Verhöhnung nicht bloß der Entrüstung der „Seinen" gegen seine Bauernschrift, sondern auch dieser von ihm gleichsam großgezogenen, aber ihm ungehorsam gewordenen Kinder seines Evangeliums, und nicht nur das; beides ist auch eine Verhöhnung der „Papisten", deren Begriffen von Religion, Sitte, Gelübde er durch seine Heirat ins Angesicht schlug, und den letzten Faden eines möglichen Zusammenhangs oder einer Wiederanknüpfung für immer abriß. Ich erinnere mich, vor vielen Jahren einmal in einem kleinen Blatte (dem „Zeitblatte" eines früheren lutherschen Predigers und nachherigen Rentiers Münkel) die Bemerkung gelesen zu haben, Luthers Heirat sei ein politischer Fehler gewesen. Wenn man glaubt, er habe ohne dieselbe damals noch möglicher Weise die ganze Kirche „reformiren" können, so mag jene Bemerkung richtig sein. Luther indes wird seine Zeit so weit erkannt haben, daß es mit seiner Popularität bei den Volksmassen ein für allemal durch den Verlauf des Bauernkrieges vorbei war, daß er auf diese sich nicht mehr stützen konnte. Es war daher zunächst, da er vorzog, wenn nicht der ganzen Kirche, so doch wenigstens einer Partikel, seine Lehre und Autorität aufzuhalsen, gar kein politischer Fehler, daß er sich den Fürsten in die Arme warf. Nach Sickingens und der Bauern Niederlage war nunmehr hier der einzige und vielversprechende Rückhalt. Von hier an datiert seine Tendenz auf ein Sonderkirchentum, jetzt beginnen seine Versuche, das Landespapsttum ins Leben zu rufen und haben auch nach einiger Zeit Erfolg; von jetzt an tritt er als „Part gegen Part" der alten Kirche gegenüber und denkt nicht im entferntesten an Wiedervereinigung; alle scheinbare Neigung dazu ist teils „politische Heuchelei", teils nur auf politischen Frieden zwischen den Protestanten und den katholischen Ständen gerichtet, um sein Landespapsttum innerlich zu consolidieren. Dazu war vor allem eine Prädicantenschaft nötig, deren Interessen solidarisch mit dem neuen Kirchentum verflochten waren. In unbeweibten Priestern konnte er eine solche niemals sich heranbilden, noch gewinnen! unbeweibte Priester waren auch nicht geeignet, das Volk in das demselben

Wenn sie erklärten, sie wollten niemand Schaden thun (ganz nach ihres Meisters Weise, der auch, während er alles aufrief zum blutigen Umsturz, versicherte, er habe ein freundlich Herz gegen jedermann und wolle niemand böses thun), so sei das des Teufels Spott. Natürlich kommt er auch auf den Mittelpunkt all seines Denkes zu sprechen, auf sich: „Und ich (dem es auch gilt, denn der Teufel will mich schlecht tot haben) merke das wohl, daß er zornig ist, daß er bisher weder mit List noch mit Macht etwas hat vermocht, und denkt, er wolle mein los werden und sollt er sein höchstes versuchen und die ganze Welt in einander mengen: Daß ich schier gläube und mich fast dünkt, ich sei des Teufels Ursache, daß er solches zuricht in der Welt, damit Gott die Welt plage." Aber — man staune über diese Gedanken-Combination — er will dem Teufel zum Trotz, mitten in dieser furchtbaren Zeit — „seine Metze" öffentlich als Ehefrau anerkennen („Metze", d. h. H . . e haben wir ihn die unter den anderen entlaufenen Nonnen seines Harems befindliche Katharine Bora schon nennen hören): „Und kann ich's schicken ihm zum Trotz, will ich meine Käthe noch zur Ehe nehmen, ehe denn ich sterbe, **wo ich höre, daß sie** (die Bauern) **fortfahren.** Ich hoffe, sie sollen mir doch nicht meinen Mut und Freude nehmen." Beiläufig bemerkt, man sieht hier, wie sehr mit Recht Melanchthon in jenem von mir angezogenen Briefe ihn einen leichtsinnigen, in den Garnen der entlaufenen Nonnen befindlichen und geschlechtlich entzündeten Menschen nennt! Während er zur grausamen und blutigen Strafe der durch seine Brandschriften verführten Bauern auffordert, denkt er nicht nur an die Befriedigung seiner Lüste, sondern kann sich sogar nicht bergen, dieselben überall auszukramen (vergl. die oben bereits beigebrachten Briefe aus dieser Zeit). Schließlich versichert er noch in dem vorliegendem Briefe: „Es ist eine kurze Zeit, so kommt der rechte Richter, der beide, sie und uns, finden wird." Was für Gegensätze in diesem furchtbaren Manne dicht bei einander liegen!

Geradezu gräßlich wird aber seine Sprache gegen die Bauern nach der frankenhäuser Schlacht. An denselben Rühel schreibt er am 23. Mai: „Daß man mit den armen Leuten so gräulich fährt, ist ja erbärmlich. Aber wie soll man thun? Es ist not, und Gott wills auch haben, daß eine Furcht und Scheue in die Leute gebracht werde; wo nicht, so thäte der Satan viel ärgers. Ein Unglück ist besser als das andere. Es ist Gottes Urteil: Qui accepit gladium, gladio peribit (wer das Schwert nimmt, wird durchs Schwert umkommen.) Das ist aber tröstlich, daß der Geist an den Tag kommen ist, damit hinfurt die Bauern wissen; wie Unrecht sie haben, und vielleicht ihre Rotterei lassen und wenigere werden. Laßt euch nicht so hart bekümmern, denn es vielen Selen zu gute kommen wird, die dadurch abgeschreckt und erhalten werden." (De Wette II, 666. 667.) Am 30. Mai schreibt er demselben: „Das man den Bauern will

Barmherzigkeit wünschen; Sind Unschuldige drunter, die wird Gott wol erretten und bewahren, wie er Lot und Jeremia thät. Thut ers nicht, so sind sie gewiß nicht unschuldig, sondern haben zum wenigsten geschwiegen und bewilligt; ob sie gleich das thun aus Blödigkeit und Furcht, ists dennoch unrecht und für Gott sträflich, ebensowol als wer Christum verleugnet aus Furcht. Denn ich auch desto härter wider die Bauern schreibe darumb, daß sie solche Furchtsame zu ihrem Mutwillen und Gottes Strafe zwingen und nötigen und hören nicht auf. Der weise Mann sagt: cibus, onus et virga asino (Fressen, Last und Rute für den Esel) in einen Bauern gehört Haberstroh. Sie hören nicht das Wort und sind unsinnig; so müssen sie die Virgam, die Büchsen hören, und geschieht ihnen recht. Bitten sollen wir für sie, daß sie gehorchen; wo nicht, so gilts hie nicht viel Erbarmens: lasse nur die Büchse unter sie sausen, sie machens sonst tausendmal ärger." „Man hat den Thomas Münzer nicht rechte interrogatoria geben; ich hätte ihn viel anders lassen fragen." (Münzer wurde gefoltert, mit Daumschrauben, daß er in lautes Wehgeschrei ausbrach. Luther versichert hier, das sei noch nicht genug gewesen, er hätte ihn viel anders lassen fragen, nämlich durch verstärkte Folter.) „So ist solch sein Bekenntnis nichts anders denn ein teufelische verharte Verstockung in seinem Fürnehmen. Bekennet er doch kein Übels gethan, daß ich mich dafür entsetze" u. s. w. (Münzer widerrief in der Gefangenschaft seine lutherschen Irrtümer, bereitete sich andächtig zum Tode vor beichtete und communicierte katholisch.) Wolan, wer den Münzer gesehen hat, der mag sagen, er habe den Teufel leibhaftig gesehen in seinem höchsten Grimm. O HErr Gott, wo solcher Geist in den Bauern auch ist, wie hohe Zeit ist's, daß sie erwürgert werden wie die tollen Hunde."

In diesem Geiste ist die Schrift: „Wider die mörderischen und räuberischen Rotten der Bauern" geschrieben, die er jetzt veröffentlichte, eine Schrift, in welcher so recht offenbar wird, weß Geistes Kind er war, so daß etliche seiner Anhänger sie als einen Beweis dafür ansahen, daß der Geist Gottes von ihm gewichen sei. Erbarmungsloses Hinschlachten der Bauern fordert er, denn als treulose, meineidige, lügenhafte, ungehorsame Buben und Bösewichter hätten sie an Leib und Seele den Tod verdient. Jeder dürfe und solle sie töten, denn sie seien aufrührerische Menschen, in Gottes und kaiserlicher Acht. Er gedachte wol nicht daran, daß er selbst nach öffentlicher Meinung in Gottes und kaiserlicher Acht sich befand durch Bann und Reichsacht, als der eigentliche Hauptaufrührer und Verführer dieser unglücklichen Leute, die er jetzt jedermann aufforderte, zu erwürgen, „daß wer am ersten kann und mag denselben (Bauern) erwürgen, recht und wohl thut. Denn über einen öffentlichen Aufrührer ist iglicher Mensch beide Oberrichter und Scharfrichter." „Darum soll hie zuschmeißen, würgen und stechen, öffentlich und **heimlich** (also Meuchel-

mord), wer da kann, und gedenken, daß nichts Giftigers, Schädlichers, Teufelischers sein kann, denn ein aufrührerischer Mensch." „Gleich als wenn man einen tollen Hund totschlagen muß: schlägst du nit, so schlägt er dich und ein ganzes Land mit dir." Und anstatt einmal in sich zu gehen, anstatt nachzudenken und sich zu besinnen auf seine aufrührerischen Schriften und Briefe und an seine Brust zu schlagen, hat der Mann noch die Kühnheit, im voraus alle Obrigkeit, die nicht „durch Mord und Blutvergießen" die Bauern strafe, aller begangenen Unthaten der Bauern für mitschuldig zu erklären und zu verkünden in die Welt hinein: „nicht hie Geduld oder Barmherzigkeit", „es ist Schwertes und Zornes Zeit hie, und nicht der Gnaden Zeit." Ich bitte, sich der ersten Schrift an die Bauern zu erinnern, wie er da durchweg denselben in ihren Beschwerden Recht giebt, den Obrigkeiten aber ihre unerträgliche Tyrannei vorhält, um derentwillen nicht etwa die Bauern bloß, sondern Gott selbst wider sie sei und wenn nicht durch diese durch Erweckung anderer sie strafen werde mit Untergang. Und derselbe Mann schreibt wenige Wochen später in der vorliegenden Schrift: „so soll nun die Oberkeit hie getrost fortdringen und mit gutem Gewissen dreinschlahen, weil sie eine Ader regen kann. Denn hie ist das Vorteil, daß die Bauern böse Gewissen und unrechte Sachen haben, und welcher Bauer darüber erschlagen wird, mit Leib und Seele verloren und ewig des Teufels ist." „Darum, liebe Herren, löset hie, rettet hie, helft hie, erbarmt euch der armen Leut, steche, schlage, würge hie, wer da kann. Bleibst du darüber tot, wol dir, seligern Tod kannst du nimmermehr überkommen." (Erl. Ausg. 24, 288 ff.)

Dieses abscheuliche Machwerk eines von dem Geiste des Blutdurstes berauschten Gemütszustandes hat, trotzdem sie von Luthers eigenen Freunden entrüstet verurteilt wurde, unter den Anbetern dieses angeblichen Gottesmannes noch Verteidiger gefunden. Und zwar solche, die jene Renommisterei Luthers, er habe eigentlich die staatliche und kirchliche Ordnung gerettet (vgl. oben), nachreden. Luther habe dem durch den Bauernkrieg in seinen Grundvesten erschütterten und den Zusammensturz drohenden deutschen Reiche durch diese Schrift Halt und Stütze gegeben und es vor dem Untergange bewahrt — so habe ich in meiner Jugend gelernt, so kann man unter anderen lesen in Greiffs Tagebuch des Hans Lutz. Augsburg, 1849. Es kam Luther nicht in den Sinn, durch die Entrüstung seiner Anhänger zur Buße für diese seine Schrift sich bringen zu lassen. Von Buße hört man überhaupt in Luthers „reformatorischer" Laufbahn nie etwas, weder über sein scandalöses Leben mit den entlaufenen Nonnen und seine schließliche „Heirat" der Katharine, noch über seine nicht minder scandalösen Ehepredigten und -Schriften, noch über sein Gutheißen der Doppel-Ehe des „Antiochus", noch über seine Schmähsucht, noch über diese Ausgeburt eines rohen Gemüts. Im Gegenteil; Nur um so rasender

wird sein Handeln und seine Schreibart, sowol öffentlich als in Briefen. Öffentlich sandte er ein neues Schreiben aus: Sendbrief von dem harten Büchlin wider die Bauern (Erl. Ausg. 24, 294 ff.), in welchem er jene gräßliche Schrift als Befehl und Werk Gottes stempelte und obendrein sich unterfing, die, welche seinen Blutdurst rügten und für Erbarmung mit den verführten Bauern auftraten, zu denuncieren als Mitschuldige der Aufrührer. „Man soll die warnen“, heißt es in dem betreffenden Sendschreiben, „so mein Büchlin tadeln, daß sie das Maul zuhalten und sich fürsehen, denn gewißlich sind sie auch aufrührerisch im Herzen. Die aber mengen sich unter die Aufrührerischen, die sich derselben annehmen, klagen, rechtfertigen und erbarmen, welcher sich Gott nicht erbarmt, sondern gestraft und verderbt will haben. Denn wer sich also der Aufrührerischen annimmt, giebt genugsam zu verstehen, daß, wo er Raum und Zeit hätte auch Unglück anrichtet, wie er's im Herzen beschlossen hat. Darum soll die Oberkeit solchen auf die Hauben greifen, daß sie das Maul zuhalten und merken, daß Ernst sei.“ Eine derartige Weise zu denuncieren, nennt man mit Recht das Anzeichen einer niedrigen Gesinnung. „Dünkt sie solch Antwort zu hart und geben für, es sei mit Gewalt geredt und das Maul gestopft, sage ich, das ist recht. Denn ein Aufrührerischer ist nicht wert, daß man ihm mit Vernunft antworte, denn er nimmt's nicht an; mit der Faust muß man solchen Mäulern antworten, daß der Schweiß zur Nasen ausgehe. Die Bauern wollten nicht hören, ließen ihnen gar nichts sagen, da müßt man ihnen die Ohren aufkneuflen mit Büchsensteinen, daß die Köpf in die Luft sprungen.“ „Wie ich dazumal geschrieben habe, so schreibe ich noch: Der halsstarrigen, verstockten, verblendeten Bauern, die ihnen nichts sagen lassen, erbarme sich nur niemand, sondern haue, steche, würge, schlahe drein, als unter die tollen Hunde, wer da kann und wie er kann.“ Während er, wie wir sahen, wenige Wochen früher (in der ersten Schrift an die Bauern) die Unerträglichkeit der obrigkeitlichen Tyrannei als die einzige Ursache des Aufruhrs bezeichnete, findet er in dieser Schrift, daß die Bauern noch zu wenig Druck gehabt haben und fordert die Obrigkeit auf, inskünftig strenge und mit Gewalt zu regieren. Gottes Wille sei dieser Krieg gewesen, „damit die Bauern lernten, wie ihnen zu wohl gewest ist und gute Tage im Friden nicht mochten erleiden, daß sie hinfürder Gott lernten danken, wenn sie **eine** Kuhe müßten geben, auf daß sie der andern mit Friden genießen mügen. Die Bauern wußten nicht, wie köstlich Ding es sei um Frid und Sicherheit, daß einer mag seinen Bissen und Trunk fröhlich und sicher genießen, und dankten Gott nicht drumb, das mußt er sie itzt auf diese Weise lehren, daß sie der Kützel vergieng.“ — „War doch kein Regiment noch Ordnunge mehr, es stund alles offen und müßig. So war auch keine Furcht noch Scheu mehr im Volk; ein jeglicher thät schier, was er wollte (wer hatte sie denn

das gelehrt? wer hatte öffentlich gelehrt, daß alle geistliche und weltliche Höhe „dem Evangelio“ weichen müßte?). Niemand wollte nichts geben und doch prassen, saufen, kleiden und müssig gehen, als wären sie allzumal Herren („seine lieben Herren und Freunde“ hatte er selbst sie angeredet). Der Esel will Schläge haben, und der Pöbel will mit Gewalt regiert sein; das wußte Gott wohl, darum gab er der Oberkeit nicht einen Fuchsschwanz, sondern ein Schwert in die Hand.“

Mit einer Frivolität ohne gleichen, oder soll man sagen mit einer unglaublichen Verblendung verteidigt er sein Vorgehen gegen die Bauern auch in einem Briefe vom 30. Mai 1525 an Amsdorf (De Wette II, 671). „Eine neue Verherrlichung verkündest du mir, daß ich ein Speichellecker der Fürsten genannt werde, welcherart Verherrlichungen mir der Satan in diesen Jaren viele erregt hat. Ich aber habe nicht so sehr Mitleid mit unsern Naseweisen, die mich beklatschen und damit zugleich ihren eigenen blutgierigen und aufrührerischen Sinn bekunden. Daher freue ich mich, daß der Satan so erbost wird und lästert, so oft er von mir angefaßt wird. Denn was sind jene Stimmen anders als Satansstimmen, durch welche er unternimmt, mich und das Evangelium (er steht voran) zu überantworten. Aber der ihn so oft unter meine Füße getreten und zertreten hat, den Löwen und Drachen, der wird nicht zulassen, daß der Basilisk gar auf mich trete; laß sie also bellen. Unser Gewissen ist sicher, es sei recht vor Gott, was von meinen Lippen gekommen ist in dieser Sache.“ „Es wird vielleicht die Zeit kommen, daß auch mir freisteht zu sagen: Ihr alle werdet euch an mir ärgern in jener Nacht.“ *) „Im Gegenteil schnell haben wir vergessen, was wir gutes empfangen haben (vergl. unten den Brief vom 15. Juni). Und wie stolz und bereit sind wir die zu verurteilen, von denen wir gelernt haben.“ — „Ich bin der Ansicht, daß es besser ist, alle Bauern werdet ermordet, als die Fürsten und Magistrate, vorher hatte er diesen wiederholt den Untergang durch die Volksmassen prophezeit), deshalb, weil die Bauern ohne Befehl Gottes das Schwert nahmen. Welche Bosheit Satans kann nicht folgen, als nur die reine satanische Verwüstung des Reiches Gottes, und die Fürsten der Welt, obgleich sie ausschreiten, führen doch das Schwert aus Ordnung Gottes. Da (nämlich unter den Fürsten) können beide Reiche zusammen bestehen, daher gehört sich keine Erbarmung, keine Geduld für die Bauern, sondern Zorn und Grimm Gottes und der Menschen“ rc. „Sie rechtfertigen, ihrer sich erbarmen, ihnen Gunst zeigen, das heißt Gott verneinen, verlästern, und vom Himmel herabwerfen wollen. Dies sage jenen euren Predigern,

*) Dies sagt er wohl in Anspielung auf seine demnächstige „Brautnacht“, vergl. jenen Brief an Stiefel (De Wette III, 31): „Wenn meine Heirat ein Werk Gottes ist, was Wunder, wenn an derselben das Fleisch sich ärgert, ärgert es sich doch auch an dem Fleisch der Gottheit nnd des Schöpfers selbst, welches er selbst für das Heil der Welt zum Kaufpreis und Speise gegeben hat.“

daß sie es wagen und versuchen mögen, aber nicht mit meiner Zustimmung, sondern indem ich ihre Bestrebungen (für milde Behandlung der Bauern) verfluche im Namen des HErrn. Nachmals wird der HErr richten, wessen Geist vom Teufel ist, der meinige oder der ihrige. Aber es schmerzt mich, daß der Dienst und die Erkenntnis des Worts jenen lästernden Menschen zu Teil geworden ist; sogar durch uns. Gott möge sie bekehren und belehren, oder stoße sie wieder aus ihrem Amtssitz. Amen."

Mit diesem gräßlichen Briefe stelle ich ein anderes furchtbares Wort Luthers zusammen (Erl. Ausg. 59, 284 ff.), welches viele Jahre später aus seinem Munde gekommen ist: „Ich, Martin Luther, habe im Aufruhr alle Bauern erschlagen, denn ich habe sie heißen totschlagen; all ihr Blut ist auf meinem Hals. **Aber ich weise es auf unsern Herrn Gott, der hat mir das zu reden befohlen."**

Fünfzehntes Kapitel.

Luther setzt seine Heirath in Beziehung zu dem Bauernkriege.

Es erscheint beinahe als eine bittere und bezeichnende Ironie „des Schicksals", daß Luther mehrfach seine Blutschrift gegen die Bauern mit — seiner Heirat zusammenstellt, beides für ein Werk Gottes erklärend. „Welch ein Zetergeschrei hab ich angerichtet mit dem Büchlein wider die Bauern! Da ist alles vergessen, was Gott der Welt durch mich gethan hat. Nun sind Herren, Pfaffen, Bauren, alles wider mich und dräuen mir den Tod." „Wolan weil sie denn toll und thöricht sind, will ich mich auch schicken, daß ich für meinem Ende im Stande von Gott erschaffen gefunden, und nichts meines vorigen papistischen Lebens an mir behalten werde, soviel ich kann, und sie noch toller und thörichter machen, und das alles zur Letzte und Ade. Denn es mir selbst ahnt, Gott werde mir einmal zu seiner Gnade helfen. So hab ich nu aus Begehrn meines lieben Vaters mich verehelicht **und um dieser Mäuler willen,** daß nicht verhindert würde, **mit Eile beigelegen;** bin willens auch Dinstag über acht Tage, den nähesten nach St. Johannes Baptistä, eine kleine Freude und Heimfahrt zu machen." „Und weil die Läufte also stehen und gehen itzt in den Landen, hab ich nicht durft euch dazu bitten und zu foddern zu erscheinen. Wo ihr aber von gutem Willen selbst wolltet oder könntet .... kommen" u. s. w. (De Wette III, 1. 2.) — Ich bitte zu beachten, was das für eine Gesinnung ist, die sich hier ausspricht: zur Verhöhnung des unermeßlichen Elends und Jammers vieler Tausende von obdach- und brotlosen Witwen und Waisen, mit welchen die fürstliche Wut bei Besiegung der vorzugsweise durch Luthers Brandschriften verführten Bauern die Länder erfüllte, zur Verhöhnung der Ströme vergossenen Blutes und der vielen hundert zerstörten Klöster, Kirchen und Dörfer, zur Verhöhnung

so den Mut der Papisten aufgerichtet, daß es scheint gänzlich von neuem aufgerichtet werden zu müssen. Aus diesem Grunde habe ich auch nicht allein durchs Wort, sondern auch durch die That Zeugnis für das Evangelium abgelegt, indem ich eine Nonne geheirathet habe zur Verhöhnung der triumphierenden und Jo! Jo! schreienden Feinde, damit ich nicht den Anschein gebe, als sei ich gewichen, obgleich ich Greis (!? er war 40 Jahre alt) und unvermögend bin, im Begriff aber auch noch andere Dinge zu thun, wenn ich kann, die ihnen Schmerz verursachen und das Wort bekennen sollen." Um also den sinkenden Stern seines Evangelii wieder aufzurichten, hat er sich erstens plötzlich gegen die Bauern gekehrt und rückhaltslos die Partei der Fürsten ergriffen, zweitens mit einer entlaufenen Nonne sich verheiratet. Beides ist Gottes Werk, Gott hat ihm beides geheißen, beides ist eine Verhöhnung nicht bloß der Entrüstung der „Seinen" gegen seine Bauernschrift, sondern auch dieser von ihm gleichsam großgezogenen, aber ihm ungehorsam gewordenen Kinder seines Evangeliums, und nicht nur das; beides ist auch eine Verhöhnung der „Papisten", deren Begriffen von Religion, Sitte, Gelübde er durch seine Heirat ins Angesicht schlug, und den letzten Faden eines möglichen Zusammenhangs oder einer Wiederanknüpfung für immer abriß. Ich erinnere mich, vor vielen Jahren einmal in einem kleinen Blatte (dem „Zeitblatte" eines früheren lutherschen Predigers und nachherigen Rentiers Münkel) die Bemerkung gelesen zu haben, Luthers Heirat sei ein politischer Fehler gewesen. Wenn man glaubt, er habe ohne dieselbe damals noch möglicher Weise die ganze Kirche „reformiren" können, so mag jene Bemerkung richtig sein. Luther indes wird seine Zeit so weit erkannt haben, daß es mit seiner Popularität bei den Volksmassen ein für allemal durch den Verlauf des Bauernkrieges vorbei war, daß er auf diese sich nicht mehr stützen konnte. Es war daher zunächst, da er vorzog, wenn nicht der ganzen Kirche, so doch wenigstens einer Partikel, seine Lehre und Autorität aufzuhalsen, gar kein politischer Fehler, daß er sich den Fürsten in die Arme warf. Nach Sickingens und der Bauern Niederlage war nunmehr hier der einzige und vielversprechende Rückhalt. Von hier an datiert seine Tendenz auf ein Sonderkirchentum, jetzt beginnen seine Versuche, das Landespapsttum ins Leben zu rufen und haben auch nach einiger Zeit Erfolg; von jetzt an tritt er als „Part gegen Part" der alten Kirche gegenüber und denkt nicht im entferntesten an Wiedervereinigung; alle scheinbare Neigung dazu ist teils „politische Heuchelei", teils nur auf politischen Frieden zwischen den Protestanten und den katholischen Ständen gerichtet, um sein Landespapsttum innerlich zu consolidieren. Dazu war vor allem eine Prädicantenschaft nötig, deren Interessen solidarisch mit dem neuen Kirchentum verflochten waren. In unbeweibten Priestern konnte er eine solche niemals sich heranbilden, noch gewinnen! unbeweibte Priester waren auch nicht geeignet, das Volk in das demselben

immer mehr verhaßt werdende Landeskirchentum hinein zu gewöhnen; im Gegenteil, ein unbeweibter Priesterstand wäre eine ebenso große stete Gefahr für das Landespapsttum gewesen, als die Duldung der Messe. Dagegen eine beweibte mit Kindern versehene Prädicantenschaft hatte jede Aussicht auf Anstellung in der alten Kirche verloren, sie war schon durch die bloße Magenfrage mit „dem Evangelio", d. h. mit dem Landespapsttum dieser „neuen Aufrichtung des Evangelii" nach seiner „beinahe gänzlichen Unterdrückung" durch die zu früh für Luthers Zwecke erfolgte Explosion der Gährungsstoffe im Volke, solidarisch verknüpft und somit ein zweckdienlicher Kitt für das neue Kirchenwesen. Wir dürfen nämlich nie vergessen, daß dieses eben weiter nichts ist, als ein Appartement der Staatsverwaltung nach heidnisch-römischem Vorbilde. Diese Gedankenreihe ist nicht etwa erfunden, es sind vielmehr die Ideen Luthers selbst, der sie schon allein durch jenes bezeichnende Gleichnis an die Hand giebt, er sei der von Gott erweckte Simson, der die beiden Säulen der alten Kirche, die Messe mit ihrem Schwanze und das frauenlos Wesen, umreiße und so die Weissagung Daniels erfülle. (s. oben.) Um nun eine solche beweibte Prädicantenschaft zu bilden, gab es kein besseres Mittel, als mit gutem Beispiel voranzugehen, nachdem das Haupthindernis, der alte Kurfürst, wie Luther gewünscht, rechtzeitig vom Schauplatze verschwunden war. Man kann sagen, der Mann hatte ein beispielloses Glück. Seine Politik von Fall zu Fall hatte ungeheure Erfolge. Alles kam zusammen, um ihn zu fördern; sogar sein Hang zum andern Geschlechte wurde reichlich versorgt und schließlich gar durch eine Art „Ehe", wenigstens durch Heirat und Hochzeitsschmaus sanctioniert, und wurde, statt ein politischer Fehler zu sein, eine Handlung, die eine unabsehbare Kette ähnlicher eröffnete und nach sich zog und eine Prädicantensippe erzeugte, wie sie vom lutherschen Standpunkte aus besser gar nicht zu wünschen war. So war also doch wol seine Heirat ein Act hochpolitischer und schlauester Berechnung und nicht das Ergebnis einer eingetretenen Naturnotwendigkeit, wie Melanchthon versichert? Die äußere Heirats- und Ehe**form** war jedenfalls Resultat seiner Berechnung, sie war offenbar lange geplant. Damit ist aber nicht gesagt, daß die von Melanchthon angegebenen Gründe und Veranlassung seiner Heirat nicht auch vorhanden gewesen seien. Zwingli hatte Jahre lang eine Concubine und heiratete erst kurze Zeit vor seinem Ende, weil seine Freunde die Concubinenwirtschaft zu scandalös für einen Reformator fanden. Luthers Briefe über seine Verhältnisse zu Katharina und den Nonnen sind derart, seine Grundsätze von Ehe, Concubinenwirtschaft, Polygamie so „türkisch", daß ich dem Melanchthonschen Briefe völlig Glauben schenke. Doch über diesen Punkt weiter unten. Hier glaube ich das betonen zu sollen, daß diese vom Glück begünstigte rechtzeitige Regelung der Geschlechtsbedürfnisse Luthers durch die äußere Form einer Art Heirat (seine Heirat war nur eine

Civilehe, keine kirchlich gesegnete) eine Handlung von weitblickender politischer Berechnung war und wirklich eine neue Aufrichtung seines Evangelii genannt werden kann. Sie ist aber zugleich durch die Art und Weise ihres Zustandekommens, durch die Zeit, in welcher sie vorgenommen wurde, durch die in ihr enthaltene unerhörte Verhöhnung aller heiligen, sittlichen und menschlichen Gefühle, als welche Luther selbst sie charakterisiert, eine vielsagende Beleuchtung des Mannes selbst, seines Charakters und seiner angeblichen Mission.

Wollen wir die Wirkung erwägen, welche Luthers Heirat zunächst haben mußte auf das Volk, so dürfen wir nicht übersehen, daß während er seine Hochzeitsfreuden hielt, die Kanonen noch donnerten und das Blut der Bauern in Strömen floß, derer die sein „Evangelium“ auf ihre Fahnen geschrieben hatten, und die durch seine Schriften, welche sie gar nicht anders verstehen konnten, als „fleischlich“, gelernt hatten, daß vor diesem Evangelium Luthers alle geistliche und weltliche Höhe weichen müsse. Während Luther seine Hochzeitsfreuden hielt, irrten Hunderttausende landflüchtig umher (allein die Donauwörther Chronik zählt 50 000 Landräumige), die alles verloren hatten, vogelfrei waren, deren Weiber und Kinder dem Elende preisgegeben waren, nicht zu rechnen die Witwen und Waisen von Hunderttausend Erschlagenen. Luther aber hatte in die Welt geschrieben: Kein Erbarmen! und hielt Hochzeitsfreuden.

Sechzehntes Kapitel.

Luthers nunmehriges Urteil über das Volk.

Hören wir, wie jetzt der Mann über das Volk urteilt, welcher vorher jedem das Recht erteilt hatte, alle Lehre zu urteilen und alle aufgefordert, so lange zu schreien, zu lärmen, zu schreiben, seinem Beispiel nachzufolgen, bis der unerträgliche Druck der geistlichen und weltlichen Höhen durch irgend eine höhere Gewalt zu Falle gebracht sei.

„Die Schrift nennt die Oberkeit Stockmeister, Treiber und Anhalter, durch ein Gleichnis. Wie die Eselstreiber, welchen man allezeit muß auf dem Hals liegen und mit der Ruten treiben, denn sie gehen sonst nicht fort: Also muß die Oberkeit den Pöbel, Herr Omnes, treiben, schlagen, würgen, henken, brennen, köpfen und radebrechen, daß man sich furchte und das Volk also in einem Zaume gehalten werde. Denn Gott will nicht, daß man das Gesetz dem Volke allein vorhalte, sondern daß man auch dasselbige treibe, handhabe und mit der Faust in's Werk zwinge. Denn so man es allein fürhielte dem Volke und nicht triebe, so würd nichts daraus.“ Deshalb muß die Oberkeit „den rauhen ungezogenen Herrn Omnes zwingen und treiben, wie man die Schwein und wilden Thiere

treibt und zwinget." So schreibt der Volksbeglücker und Prediger der „evangelischen Freiheit" Luther bereits im Jahre 1526 (Erl. Ausg. 15, 276). Hiermit vergleiche man das schöne Zeugnis von den Bauern in Sachsen, das sich in dem mehrfach erwähnten Briefe an den Kurfürsten vom 22. November 1526 findet: „Da wollen die Bauern schlecht nichts mehr geben, und ist solcher Undank unter den Leuten für das heil. Gottes Wort" (zu verwundern ist, daß der Mann für seine schmähliche Behandlung der Bauern noch erwartet, sie sollen ihm „das heil. Gottes Wort" danken) und weiter unten: Daß „sie lebten wie die Säue, als sie doch thun." Hierzu vergleiche man noch folgende Auslassungen über das protestantisierte Volk. „Wie jetzt beide, Bauern, Bürger und Edelleute sich lassen dünken und wohl dazu dürfen rühmen, sie dürfen keines Predigers und wollten viel lieber Gottes Wort gar los sein, geben nicht einen Heller um alle Predigt. Das macht, sie haben einen eigenen Gott, den sie glauben, das sind ihre Gulden und dicke Groschen, das ist ihr Leben und Himmelreich gar." **„Denn wie sie glauben, so leben sie, sie sind und bleiben Säue, glauben wie Säue und sterben wie Säue."** (Walch. 8, 1290. Auslegung des ersten Briefes an die Korinther.) „Nachdem bei uns aufgehört hat des Pabsts Tyrannei, verachtet nun jedermann die reine heilsame Lehre, und werden aus den Menschen eitel Vieh und Bestien." (Walch. 1, 615. Ausl. d. 1. B. Mose.) „Sie wollen fürgeben, wir Pfaffen wollen Herren sein, mit Gewalt über sie fahren, wie jetzt etliche Scharrhansen, auch wohl bauerkundige Bürger und reiche Dorfrülzen schreien; wenn der Pfarrer nicht predigt, was sie gerne hören, so muß es flugs heißen: „Sie wollen unsere Herren sein," und „haben die groben unadeligen Luntroffen, die Stadtschlingel und Dorffilze noch nicht soviel gelernt, daß sie unter dem Gotteswort, das gepredigt wird, und der Person des Predigers könnten Unterschied machen." (Walch. 10, 1050; Katech. Schr.) An diese Auslassungen bitte ich sich zu erinnern, wenn wir die Früchte des Luthertums betrachten werden. Welche freundliche Gesinnung allmählich in Luthers Seele sich eingenistet hatte gegen die unteren Volksschichten, wird uns am deutlichsten entgegentreten in den alles Ernstes von ihm ausgesprochenen Gedanken, die Leibeigenschaft müsse wieder hergestellt werden, wenn es mit der Welt wieder etwas werden solle. Derartige Forderungen finden sich z. B. in seinen Predigten über das alte Testament, 1527 (Erl. Ausg. 33, 389 ff.) Bei Besprechung des Geschenks, das Abimelech der Sara machte an Vieh und Sklaven, meint er, Sklaven als leibeigene Güter zu haben, sei doch das beste: „Er hat ihr geben über die Schaf und Rinder Knecht und Mägde, die sind auch alles leibeigene Güter, wie ander Vieh, daß sie die verkauften, wie sie wollten; wie noch schier das beste wäre, daß es noch wäre, kann doch sonst das Gesind niemand zwingen noch zähmen." Solche Dienstbotennot hatte also sein Evan-

gelium mit sich gebracht. Doch wir hören weiter: „Und hie siehest Du, daß dieser Abraham und Abimelech das hatten, und das Gesind bleiben lassen in dem Dienst. Es wäre wol große Freundschaft und Barmherzigkeit gewesen, daß er sie hätte frei gelassen. Wie kunnt die Liebe leiden, daß sie es so gehalten haben? Eben wie sie leiden kann, daß man die Leute am Galgen hängt oder sonst richtet. Denn man muß das leiblich weltliche Regiment auch halten im Schwang, daß man die Leute zähme und zwinge" (und diese selben Leute, die man zähmen und zwingen muß, die man am besten mit der Leibeigenschaft knebelte nach seiner jetzigen Gesinnung, diesen hatte er vorher begreiflich gemacht, sie hätten Freiheit, Recht und Pflicht, alle Lehre zu urteilen und gegen alle Höhe anzuschreien, ja zu helfen mit Hand und Fuß zur Vertreibung der Bischöfe). „Also sind sie auch damit umbgangen. Ihrethalben hätten sie es wohl lassen gehen, wäre aber nicht gut, sollten bald zu stolz worden sein, wenn man ihnen so viele Rechte gäbe oder hielte sie als sich selbs oder ein Kind." Das Volk könne nicht anders im Zaume gehalten werden, als mit dem Zwange äußerlichen Regiments. „Daher so große Klag ist über das Gesind und Dienstleute in der Welt." „Wäre aber die Faust und Zwang da, daß niemand mucken dürfe, er hätte die Faust auf dem Kopf: So gienge es besser zu, sonst wird es kein nütz. Wenn sie Weiber nehmen, sind es ungezogene Leute, wilde und wüste, der niemand brauchen kann, noch mit ihnen umbgehen kann. Aber es ist vergebens, daß wir's sagen. Allein das wir wissen, daß dies sind fromme heilige Leute gewest, haben fein Regiment gehabt, auch unter den Heiden. Itzt ist's gar nichts. Ein Knecht galt dazumal einen Gulden oder achte, eine Magd ein Gulden oder sechse und mußte thun, was die Frau mit ihr macht. Und sollt die Welt lange stehen, künnt man's nicht wohl wieder halten im Schwang, man müßt es wieder aufrichten." Noch besser kommt's Bd. 36, 175: „Ich bin sehr zornig auf die Bauern, die da selbst wollen regieren, und die solchen ihren Reichtum nicht erkennen, daß sie in Frieden sitzen durch der Fürsten Hülfe und Schutz. Ihr ohnmächtigen groben Bauern und Esel, wollet ihr's nicht vernehmen? Daß euch der Donner erschlage! Ihr habt das beste, nämlich Nutz, Brauch, Saft aus den Weintrauben, und lasset den Fürsten die Hülsen und Körner. Das Mark habt ihr und sollt noch so undankbar sein und nicht beten für die Fürsten und ihnen nur nichts geben wollen?" Ja, er gelangt zu dem Geständnis: „Wenn die Edelleute, Bürger und Bauern ein wenig Luft hätten, so würdest du ihrer nicht viele finden, die dem Evangelio hold wären." (Erl. Ausg. 45, 116.) Luther selbst ist der beste Zeuge gegen jene Geschichtsfabrication, die das Luthertum von den Bürgern und Bauern, von den Volksmassen mit Begeisterung und gleichsam im Sturm eingeführt werden läßt. Höchst interessant ist der Rat Luthers (und Melanchthons) an einen Herrn von

Einsiedel über die auf den Bauern lastenden Fronen. „Fronen seien zu Zeiten um Verbrechen der Leute willen zur Strafe auferlegt, oder durch Verträge auf sie kommen, darum brauche er sich darüber kein Gewissen zu machen. Es wäre nicht gut, daß man das Recht, Fronen zu thun, ließe fallen und abgehen, denn der gemeine Mann müsse mit Bürden beladen sein, würde auch sonst zu mutwillig.“ (Die Belege bei Janssen II, 576.) Ein protestantischer Geschichtsschreiber des Bauernkrieges sagt nicht mit Unrecht (S. 275): „Während die alte katholische Kirche die Unterdrückungen der einzelnen geistlichen und weltlichen Fürsten, der Lehre wenigstens nach, niemals billigte, sondern die Rechte des Menschen und des Volks, selbst dem Kaiser gegenüber, kräftig und meistens siegreich verteidigte, haben sich die evangelischen Reformatoren den Vorwurf zugezogen, unter den Germanen zuerst den Knechtssinn und die Gewaltherrschaft förmlich gepredigt und gelehrt zu haben.“ Der Erfinder der schönen Lehre, man müsse jeder Obrigkeit ohne Unterschied gehorchen, denn wo die Macht, sei auch das Recht, ist der bekannte Bucer, der sich sogar nicht scheut zu erklären, die Obrigkeit dürfe diejenigen mit Feuer und Schwert ausrotten, welche eine falsche Religion hätten. Das perhorresciert Luther, weil, wie er sagt, ihn schrecke das Beispiel, welches er bei den Papisten und vor Christo bei den Juden sehe, wo aus dem Gesetz, die falschen Propheten zu töten, der Misbrauch entstanden sei, daß gottlose Obrigkeiten zu Häretikern gemacht hätten, welche sie wollten, und hätten sie dann mit Berufung auf jenes Gesetz getötet. Das könnte sich denn auch bei „den Unsrigen“ ereignen. Aber die Strafe der Vertreibung aus dem Lande für „falsche Lehrer“ billigt er. (An Link, De Wette III, 347. 348.) Mit dieser bedroht er denn auch alle, welche sich seiner Visitation nicht fügen wollen. Beiläufig bemerkt: In Schweden und Norwegen (Gustav Wasa), in Dänemark, in Ungarn, Polen, Frankreich, kurz überall, wo es eindrang, hat das Luthertum und die übrigen protestantischen Secten nur durch Lug, Trug, Aufruhr, Krieg und Blutvergießen sich eingeführt. Was England betrifft, so erinnern die bloßen Namen Heinrich VIII. und Elisabeth schon an die Blutgerüste, durch welche die katholische Kirche unterdrückt worden ist. Die gewöhnliche Strafe für das Bekenntnis zur katholischen Kirche war die, daß dem Ergriffenen bei lebendigem Leibe die Eingeweide aus dem Leibe gerissen und vor seinen Augen verbrannt, er selbst dann gehängt oder enthauptet, der Leichnam dann verbrannt wurde. Das Blut der Bekenner der katholischen Kirche floß in Strömen, wovon die protestantischen Geschichtswerke in der Regel schweigen.

Siebenzehntes Kapitel.

Luther gegen die Exspectanten.

Wollen wir Luthers Stellung zum Volke allseitig würdigen, so dürfen wir eine merkwürdige und sehr bezeichnende Erscheinung nicht übergehen. Es sind das die sogenannten Exspectanten. In den Territorien der protestantischen Stände war das Volk in das neue Kirchenwesen hineincommandiert, ohne recht zu wissen, ob es noch katholisch sei oder nicht. „Sunst im Pabsttumb ist man viel freier gewesen, schreibt der Lutheraner Sebastian Franck, die Laster auch der Fürsten und Herren zu strafen, jetzt muß alles gehofiert sein, oder es ist aufrührerisch.“ „Ein jeder glaubt der Obrigkeit zu lieb und muß den Landesgott anbeten. Stirbt ein Fürst und kommt ein anderer Anrichter des Glaubens, so wechselt auch bald das Gotteswort. So fällt der gemeine Pöbel ohne allen Grund hin und her; und auch die, welche seine Vorgänger und Bischöfe sein wollen.“ Was Franck für die Zeit alsbald nach den Vätern des Luthertums hier bezeugt, das hören wir Luthers Mund schon für die ersten Jahre der religiösen Verwirrung als Zustand des Volkes bezeichnen. „Es sind uns zu dieser Zeit die Papisten und Rotten totfeind, verdammen uns auf's äußerste: So sind wir dagegen ihrer heillosen und gotteslästerischen Lehre wieder von Herzen feind, und verdammen sie auch immerhin zum Teufel in den Abgrund der Hölle. Indessen geht gleichwohl das arme alberne Völklein dahin, schwebt zwischen Himmel und Erde, ist der Sachen unerfahren und ungewiß, und weiß nicht welchem Teile es folgen solle, daß es weislich und recht thue.“ (Walch. VIII, 1649.) Die ältere Generation blieb auch in den Gebieten der protestantischen Stände im Herzen der alten Kirche treu, daher die große Vorsicht und die Ratschläge, dasselbige um die heil. Messe unvermerkt zu betrügen, die wir bei Luther wahrgenommen haben. Ich will ein Zeugnis anführen aus der „überaus feinen und schönen Vermahnung zur Buße ꝛc.“ des schwäbischen Reformators Klopfer aus dem Jahre 1546: „Ihr sehnt euch noch täglich und ohne Unterlaß nach dem Gräuel des päbstlichen Meßopfers, Sündopfers, Fegfeueropfers, daneben aber straft ihr unsere Predigten und das heilige Gotteswort und Evangelium Jesu Christi (d. h. Luthers Lehre) Lügen, welche mächtige und große Sünde Gott keineswegs ungestraft lassen kann.“ Sie wären, trotzdem er sie aus der Blindheit des Papsttums herausgeführt und an's Licht gebracht habe, doch so undankbar für „das lautere Wort“, daß sie „Wort und Diener so gering achteten, so verächtlich und schnöde hielten, daß es kein Wunder wäre, wenn Gott weder Laub noch Gras wachsen ließe.“ „Etliche unter dem gemeinen Manne lassen sich viel verlassener, vergebener, unnützer, leichtfertiger Reden merken und hören, fluchen und schelten dem heiligen Gotteswort und dem theuren gnadenreichen Evangelium Jesu Christi

(natürlich wie immer Luthers Lehre), samt all seinen heiligen Evangeliums-dienern und Predigern und sprechen — o der großen und gräulichen Gotteslästerung! — „daß euch bitz dies und jenes all schände, ihr Lutherschen, samt eurer neuen Lehre, damit ihr uns einfältigen Leute betrogen und solchen Jammer und Krieg über uns geführt habt."

Man wird es verstehen, daß Luther über diese Erscheinung um so zorniger war, als der anfängliche Erfolg seines Auftretens ihn überrascht und verwöhnt hatte. Im Anfange desselben hatte der Beifall, den seine Lehre von der evangelischen Freiheit fand, seine Erwartung derart übertroffen, daß er sich gewöhnt hatte, seine Rechtfertigungslehre als eine alles, was ihr entgegenstand, niederwerfende, gleichsam magisch wirkende unwiderstehliche Gewalt anzusehen, die das religiöse Denken und Leben der gesamten Menschheit in eine neue Bahn bringen würde. Seine Lehre brauchte bloß gepredigt zu werden, meinte er, so würde das Papsttum, wie einst die Mauern Jerichos von bloßen Trompetentönen, von selbst fallen. Diese curiose Meinung kann man noch heute aussprechen hören. Luther also, um zu seinen Illusionen über den ersten Beifallsrausch, den er fand, zurückzukehren, war von der magischen Wirkung seiner Lehre so überzeugt, daß er die charakteristische Äußerung that: Während er geschlafen und mit seinem Philippo und Amsdorf wittenbergisch Bier getrunken, habe das Wort also viel gethan, daß das Pabsttum also schwach worden sei, daß ihm noch kein Fürst noch Kaiser soviel abgebrochen habe." (Walch. Ausg. XX, 72.) Er erklärte im Jahre 1534 diesen reißend schnellen Erfolg aus dem allgemein im Volke vorhandenen Gewissensdurst nach seiner Lehre: „Das ist die Ursache des schnellen Laufes des Evangeliums, weil die geängsteten Gewissen nach dieser Lehre dürsten, auf welche sie gewiß und sicher sich stützen können, wie es uns gangen ist unter der drückenden Tyrannei des Pabsttums und der beständigen Beängstigung unseres Gewissens auch bei aller Mühe und Anstrengung." (Jen. Op. lat. III. 442.) „Daß das Pabsttum dieser Zeit matt und schwach wird, geschieht wahrlich nicht durch der Rottengeister (so nennt er alle andere Nebenreformatoren) Stürmen und Rumoren, sondern durch den Artikel, den wir immerdar treiben mit Schreiben, Lesen und Predigen und ob Gott will bis in die Grube treiben wollen, welcher ist, daß wir allein durch den Glauben an Christum gerecht werden, nicht durchs Gesetz, viel weniger durch des Pabsts Lügen und Trügerei. Dieser Artikel ist es, der nicht allein des Widerchrists Reich schwächet und ohnmächtig macht, sondern uns bis anher noch erhalten und beschützt hat; und wo wir diesen Schutz vor uns nicht gehabt, wären wir vorlängst zu scheitern gegangen, beide die Rotten, und wir mit ihnen." „Und wenn wir uns auf diesen Anker nicht zu verlassen hätten (anderswo hatte er Fürsten nötig, die ihm den Rücken hielten oder gesteht, es gebe keine Hülfe, wenn nicht die fürstliche Gewalt

„das Evangelium“ zu einem Appartement ihrer Polizei mache) müssen wir den Pabst kurzum wieder anbeten, und wäre da keine Weise noch Mittel, dadurch man sich solches erwehren oder aufhalten möchte.“ (Walch. VIII, 2027 ff. und 2030.)

Dem Artikel von der Rechtfertigung allein verdankt er seine Erfolge, wie er sagt. Das war freilich nur unter der Voraussetzung möglich, daß dieser Artikel so klar und allgemein verständlich war, daß ihm jedermann zufallen mußte. Wir hören ihn daher unermüdlich versichern, „die Papisten“ seien in ihrem Gewissen von der Wahrheit dieses seines Artikels überzeugt, und nur ihre teuflische Bosheit sei der Grund, weshalb sie ihn nicht annehmen wollten. Wie wir schon sahen, so erteilte er im Anfange seines Auftretens jedem Christen die Fähigkeit und Vollmacht, die Lehre zu urteilen. Diese Fähigkeit konnte jeder, der nicht im Stande war, die zum Verständnis der Schrift notwendige Gelehrsamkeit sich zu verschaffen, nur wieder unter der Voraussetzung haben, daß diese Hauptlehre überall in der Schrift klar zu Tage lag. So behauptet er denn auch, jedes Kind könne dieselbe in der Bibel lesen und finden; dazu habe man keinen gelehrten Apparat nötig. Daraus folgt: „wir, die wir wahre Christen sein wollen, sollen bereit sein, von jedem Knaben Lehre anzunehmen.“ (Walch. VI, 86.) Denn wer diesen Artikel hat, hat damit den unfehlbaren Prüfstein für jede Lehre, denn nur was mit demselben übereinstimme, sei wahr, was ihm entgegenstehe, sei falsch. „Nach diesem Artikel muß man die Schrift deuten.“ Allerdings fordert er auch, „daß wer in der hl. Schrift studieren will, soll je darauf sehen, daß er bei den einfältigen Worten bleibe, wie er immer kann.“ (Walch. III, 23), aber er fügt doch gleich hinzu: „und je nicht davon abweiche, es zwinge denn irgend ein Artikel des Glaubens, daß man es nicht müsse anders verstehen, denn die Worte lauten.“ Wie wir schon sahen, verlangt er, daß die unzähligen Stellen des neuen Testaments von den guten Werken ganz anders verstanden werden sollen, als wie sie lauten. „Darum wenn Matthäus und die andern Evangelisten von den guten Werken reden, so muß man Johannem lassen vorgehen, der lehrt, wie wir zum ewigen Leben und zur Gerechtigkeit kommen, daß die Gerechtigkeit vor allen Werken müsse da sein.“ „Und wenn Matthäus und Lukas von guten Werken reden, so soll man sie nach dieser Regel verstehen und auslegen.“ (Walch. VII, 2060.) Nach dieser Regel wollte er denn auch den Brief Jakobi u. a. ganz aus der Bibel hinaus werfen. Dieser Artikel ist also eigentlich allein „das Evangelium.“ „Auf dem Evangelio, d. h. diesem Artikel, soll ich festiglich stehen, unangesehen aller Menschen Gebot, denn mein Glaube ist hie Richter.“ „Darum lügen alle die, so da sprechen: das Judicium der Schrift steht bei dem Pabst. Gnad Junker Pabst, ich sage hie also: der den Glauben hat, der ist ein geistlicher Mensch und urteilt alle Dinge,

und wird von niemand geurteilt, und ob ein schlechtes Müllersmägdlein, ja ein Kind neun Jahre alt, das den Glauben hätte und urteilt nach dem Evangelio, dem ist der Pabst schuldig Gehorsam und unter die Füße sich zu legen, ist er anders ein wahrer Christ. (Walch VII, 1959.) Im Hinblick auf den scheinbaren Erfolg dieser seiner Lehre rühmt er sich denn auch: „Wir haben es, Gottlob! dahin bracht, und es ist mit Gottes Hülfe in den Schwang und Gang kommen, daß fast jedermann weiß, wie man sich als für dem Teufel selbst hüten solle für Menschenlehre und allein unsern Herrn und Heiland hören." (ibid. XVII, 1325.)

Ich habe geglaubt, auf die Gefahr hin, einiges schon Berührte zu wiederholen, diesen Zusammenhang der Illusion Luthers über den Erfolg seiner Lehre als lediglich einer Frucht des Artikels von der Rechtfertigung mit dem Satz, daß jeder Christ die Lehre urteilen könne und solle, im obigen andeuten zu sollen. Ich habe auch schon wiederholt darauf hingewiesen, wie trotzdem Luther schon während der Bauernkriege sich genötigt sah, der entstandenen allgemeinen Desorganisation gegenüber, die seine Brandschriften angerichtet hatten, seine völlige Ohnmacht, aus „diesem Artikel" ein neues Kirchenwesen zu construieren, einzugestehen und das Prinzip des Landespapsttum zu Hülfe zu rufen. Seine Illusion war arg zerplatzt, wie seine eigenen Geständnisse uns belehrten. Trotz aller Versicherung, jeder Christ könne die Lehre urteilen, sah er das Volk, wie er bekennt, in Ungewißheit, wem es folgen solle und griff zu dem russischen Mittel, mit dem Polizeibüttel die Massen in sein neues Landeskirchentum einzupferchen. Daher sein Zorn über den „Herrn Omnes", der sich gegen seine beglückende und befreiende Lehre so undankbar und ablehnend verhielt.

Einen ganz besonderen Zorn warf er nun auf die sogenannten Exspectanten, obwol er zur Entstehung dieser Erscheinung doch die Veranlassung gegeben. Es wurden so genannt jene urteilsfähigeren Elemente des in das Landeskirchentum hineingezwängten Volkes, welche zwar durch die lutherschen Schriften an der bisherigen kirchlichen Autorität irre geworden waren, aber andererseits soviel aus Luthers eben angedeuteten Lehre für sich gelernt hatten, daß sie auch Luthers Evangelium gegenüber sich erlaubten, ein Urteil zu haben und keineswegs gewillt waren, auf die alleinige Autorität dieses Mönchs hin dasselbe anzunehmen. Wir haben gesehen, wie Luther wiederholt die Entscheidung eines allgemeinen Concils angerufen hatte; wie auch die Augsburgische Confession diese noch anrief. Luther freilich hatte längst diesen Standpunkt verlassen, er war längst den Concilien eben so feind geworden, wie allem, was der alten Kirche angehörte. Als alleiniger, persönlich unfehlbarer, prädestinierter Prophet Gottes, dem sein Evangelium geoffenbart worden, war er erhaben über alles fremde Urteil, so auch der Concilien. Jene Exspectanten dachten

aber nicht so. Die Unterschreiber der Augsburgischen Confession, sahen wir, hatten die Concilsforderung heuchlerischer Weise unterschrieben; sie wollten so wenig als Luther von einer Einigung wissen. Jene Exspectanten dagegen warteten sehnlichst auf ein Concil, das sie ebenso sehr von ihrer Ungewißheit, als von der Tyrannei des Landespapsttums befreien sollte. „Hätte das Concil entschieden, so wisse man doch, woran man sich zu halten habe. Diese Enscheidung wollten sie abwarten (daher der Name Exspectanten) und sich vor derselben weder für das alte, noch für das neue Kirchentum entscheiden.“ (Pastor, die kirchlichen Reunionsbestreb., S. 115 ff.)

Frühere Gönner des Luthertums kamen zur Einsicht in die eigentliche Tendenz desselben, als sie den Umsturz aller bestehenden kirchlichen Ordnung und den Raub der Kirchengüter sahen. So äußert sich Konrad Adelmann im Jahre 1542 darüber, daß er durch die Erfahrungen, die er erlebt, zu der Überzeugung habe kommen müssen, die mächtigste Triebfeder der lutherschen Revolution sei die Gier nach den Kirchengütern. Er wünscht, daß der Kaiser diesem Raube fremden Eigentums Einhalt thue. „Denn das haben wir zu unserm großen Schaden erfahren, daß es den Secten (ich nehme keine aus) nicht sowol um die Güter des Himmels, als um die der Erde, um Raub und Kirchenplünderung zu thun ist. Und noch ein Mittel sollte angewandt werden, um Deutschland und der Kirche den Frieden wieder zu geben: Es müßten jene schmähsüchtigen und schimpfenden Prediger, deren Saat jetzt in Deutschland so üppig aufgeschossen ist, und die weder unserer Vorfahren, noch der Lebenden schonen, gezügelt werden. — Zu denen, die Luther und seiner Lehre später den Rücken wandten, gehört auch Staupitz, ferner der berühmte Kanzler Schurf, der nicht verhehlte, daß die Wittenberger Secte ihm verwerflich erschien, weil sie eine usurpierte Existenz ohne legitime Succession und Weihe habe; insbesondere aber stieß er sich daran, daß die „Reformatoren“ dem klaren apostolischen Gebote entgegen verschiedenen ihrer Prädicanten hatten die Doppelehe gestatten können.

Wie stellt sich also „der Prophet“ zu diesen Männern, überhaupt zu den Exspectanten? Wir können schon erwarten, daß er seinen ganzen Zorn über sie ausgießt. Aber nicht bloß über sie, sondern über die „Undankbarkeit“ des Volkes überhaupt, nicht minder über die Concilien und auch nicht weniger über die Prädicanten und Neugläubigen, die sich erlaubten, eigene Meinungen zu haben und eigene Secten zu stiften.

Betrachten wir seine Auslassungen über die Exspectanten und das von ihnen erwartete Concil.

„Willt Du aber also sprechen, wie andere Narren: Ei, wir wollen hören, wie das Concilium beschleußt da wollen wir auch bei bleiben, so bist Du verloren. (**Walch.** IX, 1553). Er nennt das das „höheste Ärgernis, das Augen, Ohren und Mund voll füllet und ist schwer zu er-

tragen" (Erl. Ausg. 48, 226), daß nämlich viele sprächen: „Ich will warten auf ein Concilium, und was der Kaiser und Bischöffe mit den Fürsten beschließen werden, daß man halten soll, das will ich auch annehmen." Die Urteilsfähigkeit der Einzelnen, die Gewissensfreiheit waren für diesen Menschen, soweit andere sie beanspruchten, nicht vorhanden. Interessant und höchst bemerkenswert für die guten Protestanten unserer Tage, die noch an die Sage von der begeisterten Einführung des Luthertums durch das evangeliumsdurstige Volk glauben, ist das Bekenntnis Luthers: „Dieser Leute ist die Welt voll: Sie hören das Evangelium wohl; aber dieweil sich die größten Häupter dawider legen (dieser Grund ist unwahr) sprechen sie: Ich will vorsehen, wie es bleibt im Concilio." So stand's noch 1537. (Erl. Ausg. 18, 31.) Noch schärfer nimmt er die Exspectanten vor in der folgenden langen Rede: „Es ist kein rechter Prediger oder Prophet außerhalb der Kirchen. Das saget die Schrift, und es kann's niemand leugnen." „Es ist ein stark Argument, das da viele beweget, die da wissen, daß unsere Lehre recht ist und nichts dawider sagen können, und stehen gleichwohl als ein stetig Pferd, sagen nur, die heilige christliche Kirchen habe es noch nicht beschlossen und approbieret. Mit dem Wort: Christliche Kirche, nehmen sie gefangen beide, die Einfältigen und die großen Hansen; gleichwie dieser Text alles zu Boden stößt. Im Symbolo Athanasii stehet: Credo unam ecclesiam christianam (man beachte, wie er hier fälschlich christianam statt catholicam einschmuggelt). Item: Credo etiam in Spiritum sanctum. Nu ist außer dieser christlichen Kirchen kein Heil, noch heil. Geist, denn das Symbolum saget: Ich gläube an den heil. Geist, eine heilige christliche (im Symbolum steht: katholische) Kirche. Der heil. Geist machet die Kirche heilig durch seine Heiligkeit, wie denn Christus die Kirche auch heilig machet. Und hie gilt's nicht wanken noch zweifeln, das ist wahr, gleichwie es wahr ist, daß Christus von Bethlehem und Juda kommen. Also soll man auch keinen Prediger suchen und annehmen, der nicht komme aus der christlichen Kirchen" (hiermit hat Luther über sich selbst das Urteil gesprochen, denn er war factisch innerlich und äußerlich nicht Glied der einen heiligen katholischen Kirche. Doch hören wir erst weiter). „Wie thut man ihm denn? sagen sie, die christliche Kirche hat es noch nicht beschlossen, es ist nicht aus der Christenheit? und warten dann auf Concilia und Reichstage, bis die Gelehrten zusammen kommen und schließen daselbst. Weil das nicht geschieht, bleiben sie wie sie sind. Also reden itzt beide, die Narren und auch die Klugen, wollen harren, bis es beschlossen werde von der christlichen Kirchen. Denn der eine rede also, der ander sonst, die christliche Kirche ist noch nicht dazu kommen. Wir wollen bei unser Väter Glauben bleiben, bis daß einmal beschlossen werde, was da recht sei."' Jeder vernünftige Mensch, der sich in den Wirrwarr jener Zeiten hineinzudenken

vermag, muß diesen Leuten von ihrem Standpunkte aus Recht geben. Denn einmal waren Reformatoren groß und klein wie Pilze aus der Erde geschossen, sodann hatte Luther vor den übrigen keinen andern Vorsprung, als daß er an gemeiner Schmähsucht alle anderen als ein Goliath überragte, endlich war sein Hauptartikel derart beschaffen, daß er die folgenden Bekenntnisse über diesen seinen Haupt- und Grundartikel und zwar über seine eigene persönliche Stellung zu demselben abgelegt hat, die ich bitte, ins Auge zu fassen. Erstlich, obgleich er, wie wir gehört haben, behauptet, diese Lehre sei so klar überall in der Schrift enthalten, daß jedes Kind sie finden und sehen könne, gesteht er anderwärts, es sei unmöglich, dieselbe in der Schrift zu finden, wenn man diese bloß lese oder studiere, man müsse die Sache selbst in sich erfahren und erlebt haben. Neuere Theologen, z. B. Vilmar, bedienen sich deshalb auch des Ausdrucks, diese Lehre sei eine Erfahrung, die Luther zuerst an sich, und die in ihm die Kirche gemacht habe. Sofort ist natürlich das Urteil über jeden, der an ihrer Richtigkeit zweifelt, fertig, nämlich daß er die Gnade eben noch nicht an sich erfahren habe. Luther selbst: „Meine Theologiam habe ich nicht gelernt auf einmal, sondern ich habe immer tiefer und tiefer darnach forschen müssen. Dazu haben mich meine Anfechtungen gebracht, **denn die heil. Schrift kann man nimmermehr verstehen außer der Praktik und Anfechtungen.** Solches fehlt den Schwärmern und Rotten, daß sie den rechten Widersprecher, nämlich den Teufel nicht haben, welcher es einem wohl lehret. Also hat St. Paulus auch einen Teufel gehabt, der ihn hat mit Fäusten geschlagen und also ihn getrieben hat mit seinen Anfechtungen, fleißig in der heil. Schrift zu studieren. Also habe ich den Pabst, die Universitäten und alle Gelehrte und durch sie den Teufel mir am Halse kleben gehabt, die haben mich in die Bibel gejagt, daß ich sie habe fleißig gelesen und damit ihren rechten Verstand endlich erlangt. Wenn wir sonst einen solchen Teufel nicht haben, so sind wir nur speculativi Theologi (Verstandestheologen)“ Walch. XXII, 95, 932. Ohne derartigen Unterricht des Teufels, sollte man hiernach fast annehmen, könne die luthersche Rechtfertigungslehre überall nicht erfahren, und weil sie ohne diese Erfahrung nicht verständlich wird, auch nicht gelernt werden. Um so befremdender erscheint es mir, daß Luther trotz solcher Aussagen beständig declamiert, die Gegner seiner Lehre seien recht gut von der Wahrheit derselben überzeugt. Um so ungerechter ist sein Zorn über die „undankbaren“ Volksmassen, und über die ein Concil abwartenden Exspectanten.

Das zweite Geständnis Luthers, welches wir hier zu berücksichtigen haben, ist das von der Schwierigkeit seiner Lehre. Da er diese Lehre häufig als das Fundament seiner ganzen Theologie darstellt, so sollte man denken, er müsse in Übereinstimmung mit seinen oben angeführten Aussagen über die Leichtigkeit, mit welcher auch ein Kind dieselbe in der

Bibel finden könne, die leichte Verständlichkeit derselben für jedermann ohne alle Einschränkung geglaubt und behauptet haben. Eine solche Fundamentallehre, aus der er anfangs eine ganz neue Gestalt der Kirche ohne weitere äußere Mittel hervorzaubern wollte, mußte doch vor allen Dingen geeignet sein, sich ohne Schwierigkeit dem religiösen Bewußsein jedermanns zu applicieren und von dem „nach ihr dürstenden Volke" mit Begier aufgenommen zu werden. Statt dessen hören wir aus seinem Munde Äußerungen wie folgende: „Die Predigt vom Artikel der Justification ist in ihren Ohren kalt," „ja sie hören ihn nicht gerne. Und habt für ein gewiß Zeichen, wenn man vom Artikel der Rechtfertigung predigt, so schläft das Volk und hustet." Tischr. Frankf. 1596. S. 180. Vergl. Steinmeyer, Topik S. 57. „Ich selbst, bekennt Luther, habe bis zum heutigen Tage durch viele und große Selenkämpfe an mir erfahren, **welch eine schwierige** und rein göttliche Sache es sei, daß der menschliche Geist sich mit dem Gedanken vertraut mache, wir werden aus Gnaden und ohne die Werke gerechtfertigt, **allein der Glaube an Christum ist jene einzige formale und vollkommene Gerechtigkeit der Heiligen. Es geht dies gar zu sehr über die Fassungskraft des menschlichen Herzens, über alle auf Erden mögliche Denk- und Ausdrucksweise hinaus."** (Walch. VII, 2164.)

Noch bezeichnender ist ein drittes Geständnis, das sich in seinen Schriften wiederholt findet und das um so schwerer ins Gewicht fallen dürfte, als er von jedermann das fordert, was er bei sich selbst nicht findet. Er fordert, daß jeder seiner Erwählung und Seligkeit völlig gewiß sein solle und erklärt die Lehre der Kirche, daß niemand selbst für sich gut sagen könne, für teuflisch. Wenn Christus uns vor den falschen Propheten warne, „so lehrt er, daß ein jeder für sich selbst seines eigenen Heils und der Seligkeit wahrnehmen soll, und daß er wisse und gewiß sei, was er glauben soll, daß er auch sei ein freigevollmächtigter Richter aller derjenigen, die ihn lehren wollen, und sei inwendig allein von Gott gelehrt." (Walch. X, 1854.) Das ist eben der luthersche Spezialglaube, der allein rechtfertigt: „sollstu selig werden, so musstu des Worts der Gnaden so gewiß für dich selbst sein, daß, wenn alle Menschen anders sprechen, ja alle Engel nein sagten, du dennoch könntest allein stehen und sagen: noch weiß ich, daß dies Wort recht ist." (Walch. VIII, 1032.) Oder wie es die These ausdrückt, die er in Augsburg zurücknehmen sollte: „niemand könne gerechtfertigt werden, habe ich gesagt, es sei denn durch den Glauben, so nämlich, daß es notwendig ist, er glaube mit gewiß seiendem Glauben (cum certafide credere), daß er gerechtfertigt ist, und in keiner Weise zweifle, daß er Gnade erlangt, denn wer zweifelhaft und ungewiß ist, wird schon nicht gerechtfertigt, sondern speit die Gnade von

sich."*) Diese Forderung wird noch dadurch verschärft, daß er auch einen unechten Glauben kennt. „Was ist solch ihr Gedanken, den sie Glauben heißen, denn nur ein Traum und ein Nachtbild von Glauben, das sie selbst, von eigner Kraft, ohne Gottes Gnade, in ihrem Herzen gemacht haben." (Walch II, 1957.) Nun vergleiche man mit diesen Erklärungen Luthers und mit der selbstgewissen Zuversicht, daß er allein die rechte Lehre habe und aus derselben allen Trost gewinne, das Geständnis, daß er selbst nicht recht glauben und lernen könne, was er lehre. „Ich verwundere mich, daß ich diese Lehre nicht lernen kann, während doch alle meine Schüler sich rühmen, sie bis auf die Nagelspitze binnen zu haben" (Rebenstock, Colloq. cf. Döll. 3, 244). Bekannt ist das Colloquium, welches in seinen „Tischreden" sich verzeichnet findet, dessen Resultat das Geständnis ist: Paulus und er hätten es noch nie dahin bringen können, das Gesetz und Evangelium von einander zu unterscheiden. „Ich zürne mit mir selbst," äußert er ein andermal, „daß ich nicht gelernt habe, in der Versuchung meine Gedanken durch Christus auszutreiben, und eine Kunst, von der ich soviel gelesen, geschrieben und gepredigt, selber nicht verstehe." (Rebenst. Colloq. II, 226.) So klagt er, daß er gar keinen Trost aus dem Tode und der Auferstehung Christi und aus seinem Hauptartikel für sich selbst gewinnen könne, während er doch recht gut essen und trinken könne (ibid. 146). Während er also von jedermann verlangt, er müsse seiner Rechtfertigung und Erwählung unzweifelhaft gewiß sein, wenn er als gerechtfertigt gelten solle, vermag er für sich selbst diesen Spezialglauben nicht festzuhalten. Dabei sucht er denn in einer unerhörten Exegese Trost: Den Aposteln, namentlich St. Paulo, sei es ebenso gegangen, daß er an seiner eigenen Lehre gezweifelt hab; Christus selbst habe es den Aposteln angekündigt, daß ihr Gewissen schwach werden und sie mit ihrer Predigt von Christo vor ihrem eigenen Gewissen Unrecht haben würden, wenn — man sie als Ketzer und Aufrührer in den Bann thun werde. (Walch. XXII, 530.) Wenn St. Paulus sage: Ich sterbe täglich, so heiße das, er habe an seiner eigenen Lehre gezweifelt (Tischred., Eisleb.

*) Man vergleiche hierzu folgende Aussprache: „Der Glaube kann auf keinerlei Weise Glaube sein, wo er nicht ist eine lebendige und ungezweifelte Meinung, durch welche ein Mensch gewiß ist über alle Gewißheit, er gefalle Gott, er habe einen Gott, der ihm gewogen sei und vergebe in allem, was er thut oder vornimmt, oder Gott sei ihm gnädig im Guten und vergebe ihm im Bösen" (Walch. IV, 1069). — „Dazu gewöhne dich, daß du dies Wörtlein **mich** mit gewissem Glauben fassen, und auf dich selbst deuten mögest, und nicht daran zweifeln, du seiest auch aus der Zahl derjenigen, die mit dem Wörtlein **mich** genannt werden" (ibid. VIII, 1929). — „Mit vielen Worten habe ich gezeigt, daß ein Christ aufs gewisseste müsse beschließen (statuere), er sei in der Gnade Gottes und habe das Schreien des heil. Geistes in seinem Herzen. Dies habe ich deshalb gethan, damit wir überall lernen, verdammen jene pestilenzialischste Lehre des Pasttums, der Mensch müsse ungewiß sein" u. s. w. Comm. in Gal. II, 175 (ed. Irmisch.)

Ausg. von 1566, S. 104). Die Anfechtung des Glaubens sei der Pfahl im Fleische gewesen, von welchem der Apostel rede. „Darauf," berichten die Tischreden, „sprach Dr. Martin: Ich glaube, daß St. Paulus selber nicht hat so stark können glauben, als er davon geredet. Ich wahrlich kann's auch so stark leider nicht glauben, als ich davon predigen, reden, schreiben kann, und wie andere Leute von mir wohl denken, daß ich so fest glaube." (Walch XXII, 202 und andere Stellen, z. B. 742. 747. 757.)

Viertens gehören hierher die häufigen Geständnisse seiner Zweifel, ob er auch mit seiner Sache recht habe und Gott gefalle. Er schreibt diese Versuchungen zwar stets dem Teufel zu und sucht sich mit dieser Ausflucht über die Bisse und Anklagen seines bösen Gewissens hinweg zu helfen, und wenn das auch nicht verschlagen will, mit andern sehr äußerlichen Mitteln, die man wahrlich bei einem „Manne Gottes" nicht erwarten sollte. Aber diese Gewissensbisse kehrten immer wieder, preßten ihm oft den Angstschweiß aus, beunruhigten ihn insbesondere des nachts seinen eigenen Geständnissen zufolge, und verbitterten ihm immer mehr sein Alter, so daß er wiederholt gestehen mußte, er wünschte, er hätte die Sache nie angefangen. Diese Geständnisse seiner Gewissensbisse sind so häufig und so wichtig für die Beurteilung seines Charakters und seiner Mission, daß wir eine Reihe derselben zu hören uns entschließen müssen. Um so greller tritt dadurch der Gegensatz zu der Unduldsamkeit und dem Zorne hervor, in welchen er ausbricht gegen die Exspectanten und alle, die sich nicht in solchen Strudel von Gewissensanklagen und Ungewißheiten ihm blindlings nachstürzen wollten.

„Mit mir ist's also, wenn ich des nachts erwache, so kommt der Teufel (d. h. sein böses Gewissen) bald und disputiert mit mir, und macht mir allerhand seltsame Gedanken, bis so lange ich mich ermuntere und sage: küsse mich aufs Gesäß! Gott ist nicht zornig wie du sagst." „Ich halte, daß mich der Teufel oft aufweckt, da ich sonst wohl schliefe, allein darum, daß er mich vexiere und plage." Der Teufel sei sein Bettgenosse, der viel mehr bei ihm schlafe als seine Käthe." (Walch. XXII, 672, 1179, 1231. Tischreden, Erl. Ausg. 1566, S. 305.) — „Meine Nachtkriege", sagt er ein andermal, „sind mir viel saurer geworden als meine Tagkriege." „Der Teufel hat mir solche Argumente gebracht, daß ich nicht wußte, ob ein Gott war oder nicht." (ibid. S. 237.)

Wie ich schon oben irgendwo die Vermutung ausgesprochen habe, daß das unerhörte Schmähen und Lästern Luthers ein Ausbruch seines bösen Gewissens war, indem er, so abscheulich er die alte Kirche zu machen und darzustellen suchte, doch heimlich sich nicht von der Überzeugung losmachen konnte, sie sei doch die wahre Kirche. Er hat zwar einmal sich mit der Behauptung zu helfen gesucht, daß er sich nicht von ihr losgerissen, sondern daß man ihn ausgestoßen habe. Aber diese vereinzelte Ausflucht

wird in ihrer Unwahrhaftigkeit durch die vielen Aufforderungen, „von Babel auszugehen“, und durch die Erklärungen, von Grund aus müsse das alte Kirchenwesen abgebrochen werden, seit der Apostel Zeiten, oder doch wenigstens seit Bonifacius sei die Kirche des Teufels H..e gewesen, sowie endlich durch seine Versuche, sich und die Seinen als die wahre Kirche darzustellen, die nun, Gott sei Dank, aus „dem Hintern“ des Papsttums herausgekrochen sei, hinlänglich dargelegt. Ich erlaube mir auf die von mir beigebrachten Belege zurückzuweisen. Diese heimliche Überzeugung von der Echtheit der katholischen Kirche gesteht er indirect ein. An Georg Held schreibt er z. B. 1533 (De Wette IV, 439), durch die lange Gewohnheit und Lebensweise als Augustiner sei er beinahe ganz hineingetaucht gewesen in die Achtung vor der Autorität des Papstes und der Kirche (wir haben gesehen, wann schon er anfing den Papst für den Antichrist zu erklären, so daß diese Angabe Luthers eine Selbsttäuschung sein dürfte), daß wenn nicht Gott ihn durch offenbare Gewalt herausgerissen hätte, er es niemals gewagt haben würde, die Worte zur That werden zu lassen. Daher solle Adressat bitten um jene „göttliche Zurechtlegekunst“ (illam dialecticam divinam), durch welche man unterrichtet werde, daß Christus etwas anderes sei, als Moses, der Papst rc. „Ich empfinde,“ sagt er anderswo, „täglich bei mir, wie gar schwer es ist, langwährige Gewissen und mit menschlichen Satzungen gefangen abzulegen. O, mit wie viel großer Müh und Arbeit, auch durch gegründete heil. Schrift, habe ich mein eigen Gewissen kaum können rechtfertigen, daß ich einer allein wider den Papst habe dürfen auftreten, ihn für den Antichrist halten, die Bischöfe für seine Apostel, die hohen Schulen für seine H..enhäuser. Wie oft hat mein Herz gezappelt, mich gestraft und mir vorgeworfen ihr einig stärkest Argument: du bist allein klug? Sollten die andern alle irren, und so eine lange Zeit geirrt haben? Wie wenn **du** irrtest und so viel Leut in Irrtumb verführtest, welche alle ewiglich verdammt würden?“ (Walch. XIX, 1305.) „Wenn mich der Teufel müssig findet, daß ich Gottes Wort außer Acht lasse, damit nicht gerüstet bin, machet er mir ein Gewissen, als habe ich unrecht gelehrt, den vorigen Stand der Kirche, der unter dem Papsttum fein still und fridsam war, zerrissen, viel Ärgernis, Zwietracht und Rotten durch meine Lehre erreget.“ (ibid. XXII, 1214.) „Ich kann's nicht leugnen, mir wird oft angst und bang darüber: sobald ich aber das Wort ergreife, habe ich gewonnen.“ So muß der Mann von sich bekennen, der es andern zum Verbrechen machte, daß sie lieber die Entscheidung der ganzen Kirche auf einem Concil erwarten, als einer so schwierigen, ihrem Erfinder so oft den Dienst gerade da versagenden Lehre, wo er ihn am nötigsten brauchte, sich in blindem Glauben an seine Autorität anvertrauen wollten. Bleibende Ruhe für sein Gewissen, unerschütterliche Gewißheit seines Gnadenstandes hat er trotz des Anscheines,

den er sich davon giebt, nach seinen Geständnissen in seiner Rechtfertigungslehre nie gefunden. Es war das auch unmöglich, denn in derselben wird dem Glauben die Aufgabe erteilt, sich an sich selbst aus der Gewissensnot herauszuziehen, wie wenn man einen Ertrinkenden auffordern wollte, an seinen Haaren sich selbst aus dem Wasser zu ziehen. Und doch verlangt er, daß die Menschen, welche gar nicht einmal im Stande waren, die Eigentümlichkeit der Rolle, die dem Glauben von ihm zugewiesen wurde, zu erfassen, die Gemeinschaft der vielhundertjährigen Kirche verlassen sollen, um von ihm in ein neues Landespapsttum sich einpferchen zu lassen.

So viel er sich bemüht, den Nachweis zu versuchen, er sei die wahre Kirche, so muß er doch eingestehen, daß die ganze alte Kirche von seiner Lehre nichts weiß, und daß dieser Thatbestand ein starkes Argument wider ihn sei; Gott habe unmöglich die Kirche so viele Jahrhunderte hindurch irren lassen können: „Wenn nun der Satan (sein böses Gewissen) dies geltend macht, und mit Fleisch und Vernunft sich verbündet, da erschrickt das Gewissen und verzweifelt, wenn Du nicht standhaft in Dich selber einkehrst und sprichst: Mag auch Cyprian, Ambrosius, Augustin, St. Peter, Paulus, Johannes, ja ein Engel vom Himmel anders lehren, so weiß ich doch gewiß, daß ich nicht Menschliches, sondern Göttliches lehre, d. h. daß ich Gott alles beilege und dem Menschen nichts. Ich mache darauf aufmerksam, daß dies an und für sich schon ein sonderbares Criterium für die Echtheit seiner Lehre ist, daß es aber gar nicht einmal zutrifft, wenn er den Gegensatz zwischen seiner und der Kirchenlehre darin findet, daß er alles Gott zuschreibe, die Kirche nichts. Denn die Kirchenlehre schreibt alles, was zu dem Proceß der Begnadigung, Rechtfertigung und Beseligung gehört, auch **nur** der Gnade zu. Das Proton Pseudos, Grundirrtum des ganzen Luthertums, ist der, daß Luther seine anfängliche Tendenz, durch seine „Möncherei" und Werke als solche, d. h. als Werk und Erzeugnisse **seiner** Kraft, Verdienst im Sinn von Rechtsanspruch auf Lohn vor Gott erlangen zu wollen, als Kirchenlehre ausgab und nun gegen diese der Kirche fälschlich untergeschobene Lehre Windmühlenkampf trieb. Ob er sich über diesen Grundirrtum seiner Theologie klar geworden ist, ob er sie als Täuschung erkannt hat, vermag ich nicht zu behaupten. Bedenklich ist der Umstand, daß er selbst eingesteht, wie er die innere Angst seines Gewissens, das ihn der Unredlichkeit gegen die Kirche zieh, „durch das bellende Getöse seiner heftigen Scheltworte zu betäuben" verstand. „Gott gefällt die Traurigkeit des Herzens nicht; obwohl ich aber das weiß, so werde ich einen Tag wohl hundertmal anders gesinnt, widerstehe aber dem Teufel. Zuweilen halte ich ihm den Pabst für und sage: Was ist denn Dein Pabst, wenn Du es gleich groß machst, daß ich ihn feiern soll? Siehe, was hat er für einen Gräuel angerichtet und hört noch heutiges Tages

nicht auf! Also halte ich mich für Vergebung der Sünden und Christum, dem Satan aber werfe ich für und stelle ihm vor die Nase des Pabsts Gräuel. So ist denn die Abominatio und der Gräuel so groß, daß ich mutig darüber werde, und bekenne frei, daß des Pabsts Gräuel nach Christo mein größter Trost ist. Darum sind das heillose Tropfen, die da sagen, man solle den Pabst nicht schelten. Nur flugs gescholten und sonderlich, wenn Dich der Teufel mit der Justification (Rechtfertigungslehre) anficht!" (Walch. III, 136 ff.) Es ist ganz der Eindruck, den die lutherschen Schriften auf mich machen, den Döllinger wiedergiebt in den Worten: „Wenn er Schriften herausgab, die fast nur aus zusammengehäuften Schmähworten bestehen, wenn er Ausdrücke, die beim ersten Hören durch ihren pöbelhaften Klang entrüsten mußten, wie aus einem überströmenden Füllhorn verschwenderisch hinschüttete, so that er dies nicht bloß, weil, wie er sagte, prächtige Scheltworte dem großen Haufen imponierten, sondern auch weil er damit die innere Angst seines Gewissens beschwichtigen wollte, weil ein unwiderstehliches Bedürfnis ihn trieb, die Schuld der Kirche mit allen Farben seiner Rhetorik ins Ungeheuere zu steigern und auszumalen, jede kirchliche Lehre zu verzerren, jedes Institut und Gesetz von der gehässigsten Seite aufzufassen, jeden zufälligen Mißbrauch als etwas zum Wesen der Sache Gehöriges darzustellen. Man bemerkt beim Lesen seiner Schriften, wie er sich allmählich in eine immer leidenschaftlichere Stimmung hineinarbeitete, wie er Becher auf Becher dem polemischen Rausche, in den er sich künstlich versetzt hat, nachgießt, bis er von den brandenden Wogen seiner eigenen Polemik fortgerissen den Mangel an Gedanken durch einen Haufen ausgeschütteter Vorwürfe und Schmähworte zu ersetzen und mehr noch die Person oder Sache, der es gilt, zu beschmutzen, als sie zu verwunden beflissen erscheint. Wie sich andere, um die Stimme ihres inneren Richters zu betäuben, dem Wirbel rauschender Vergnügungen hingeben, so überließ er, um den lästigen Mahnungen seines alles kirchlichen Bewußtseins noch nicht völlig entkleideten Gewissens zu entfliehen, mit der sich überstürzenden Heftigkeit seines Wesens sich einer zuchtlosen Polemik, in der Hoffnung, jene Mahnungen würden verstummen, und sein Unternehmen einer Kirchentrennung vor ihm selbst desto gerechtfertigter erscheinen, je mehr es ihm gelinge, das ganze kirchliche Leben wie mit einer Ekel und Abscheu erregenden Larve zu überziehen, und den Leib der Kirche gleich einer Leiche unter dem Hügel der auf sie geschleuderten Steine zu begraben.

Die bloße Existenz einer so zahlreichen Klasse, wie der Exspectanten, mußte für ihn eine fatale Verstärkung des ihn unermüdlich peinigenden Gewissens sein. Daher sehen wir ihn mit neuer Energie sich in die von der geheimen Stimme Lügen gestrafte Vorstellung der Kirche als eines Cadavers, den zu begraben er sich berufen wähnte, hineinarbeiten. „Daß sie (die Exspectanten) nu sagen, wir wollen warten, bis es von der Kirchen

beschlossen werde, da harre der Teufel auf; ich will so lange nicht warten, denn die christliche Kirche hat schon alles beschlossen. Gleichwie die Glieder des Leibes sollen ein Leib sein und dürfen nicht warten, bis es der Unflat sage oder schließe, ob der Leib gesund sei oder nicht. Von den Gliedern wollen wir es wol wissen und erfahren, und nicht von Harn, Mist und Unflat: Also wollen wir auch nicht warten, bis daß der Pabst und Bischoffe in einem Concilio sagen: Es ist recht; denn sie sind nicht ein Stück und reine gesunde Glieder des Leibes, sondern sie sind Junker, Unflat und Rotz am Ärmel, ja der Dreck sind sie, denn sie verfolgen das rechte Evangelium, das sie doch wissen, daß es Gottes Wort sei. Darumb siehet man, daß sie der Unflat, Stank und des Teufels Glieder sind. (Erl. Ausg. 48, 218 ff.)

Hören wir denn Luthers Urteil wider die Exspectanten. „Wem sollen oder wollen wir solche Exspectanten empfehlen? Gott will und mag ihr nicht, denn er will sein Evangelium über alle Engel, schweige über die Menschen oder Concilia gehalten haben und gestehet darüber niemand keines Harren oder Exspectanten. Ich acht wol, wir müssen sie dem Teufel in Abgrund der Höllen befehlen und sie lassen harren und Exspectanten bleiben, wie die Jüden auch harren und Exspectanten sind auf ihren Messiam, den sie zuvor aus Haß und Neid wider öffentliche und erkannte Wahrheit kreuzigen. Ja laß sie harren, es geschieht ihnen recht, daß sie harren; was sind sie beßres wert, denn daß sie umbsonst der Lügen ewiglich harren, die nicht wollten die Wahrheit, öffentlich offenbaret annehmen? Also lassen wir diese Exspectanten auch eines Conciliums harren." „Aber hüte du dich, daß du sie nicht auch also lobest, damit du nicht ihrer Sünde teilhaftig und mit ihnen des höllischen Feuers Exspectant werdest."

Achtzehntes Kapitel.

Luthers Verhalten gegen andere „Reformatoren", Collegen und Freunde.

Während er die Exspectanten in den Abgrund der Hölle verdammte und sie so ziemlich in eine Kategorie stellte mit den katholischen Theologen, die er einer bewußten fortdauernden Heuchelei beschuldigte, daß sie nämlich das Gegenteil ihrer Überzeugung sagten, erklärte er andere geradezu für Atheisten. Zu diesen rechnet er vor allem seinen früheren Freund Karlstadt, den er bis aufs Blut verfolgte und die weltliche Gewalt wider ihn aufhetzte. Karlstadt war sein Lehrer gewesen und hatte ihm das Doctorat erteilt, er hatte ihn auch früher hoch gepriesen. Als er aber über das Abendmahl mit Luther in Streit geriet, kannte dieser keine Grenzen seines Hasses: ihm hätte ein Fürst den Kopf über die Klinge springen lassen sollen.

Schon als Karlstadt in Wittenberg den Bildersturm erregt hatte, erklärte Luther (in einem Briefe an Cronberg, März 1522 (De Wette II, 165 ff.): „Alle meine Feinde samt allen Teufeln haben mich doch nicht troffen, wie ich itzt troffen bin von den Unsrigen; und muß bekennen, daß mich der Rauch übel in die Augen beißet und kitzelt mich fast im Herzen. Hie will ich (dacht der Teufel) dem Luther das Herz nehmen und den steifen Geist matt machen, den Griff würd er nit verstehen noch überwinden. Wohlan, ich denke, ob nit solches auch geschehe zur Strafe . . . und mir" &c. Und in den Predigten, in welchen er gegen Karlstadt damals donnerte, giebt er den Grund seines Zornes an: „Ich bin auch der gewesen, dem es Gott zum ersten geoffenbart hat." „Darum habt ihr unrecht gethan, daß ihr ein solch Spiel ohne mein Geheiß und Zuthun habt angefangen und mich nicht auch zuvor darum gefragt." Auf Betreiben Luthers wurde Karlstadt vertrieben und mußte umherirren. In seiner Schrift „wider die himmlischen Propheten" nennt Luther seinen früheren Lehrer einen „tollen schölligen Geist." Schließlich versichert er, wenn Karlstadt glaube, daß irgend ein Gott im Himmel und auf Erden sei, so solle ihm, nämlich Luther, Christus nimmermehr gnädig sein; Karlstadt sei nicht mit einem einigen Teufel allein besessen, er sei so böse, daß, wenn Gott es ihm schenke, er, Luther, selbst sagen wolle, daß kein Gott sei. „Aber Gott wird den Karlstadt seiner Zeit finden, schreibt er den 11. Januar 1525 (De Wette II, 612), zu seiner Zeit; ich glaube, daß er sündigt die Sünde zum Tode." Ein ähnliches Urteil fällt er über Zwingli. Dieser habe ebensowol, als Karlstadt und die übrigen Anhänger dieser Richtung, ein „eingeteufelt, durchteufelt, überteufelt lästerlich Herz und Lugenmaul", kein Christ solle für sie beten: Zwingli's Bücher, der siebenmal ärger geworden sei, als früher, da er noch Papist gewesen, solle jeder meiden, wie das Gift des höllischen Teufels. Vergl. Walch. XX, 223 ff. ferner 2203 bis 2207. „Laß uns fleißig darum beten", nämlich, daß Zwingli's „Ende, Untergang und Sturze binnen kurzem kommen" möge, schreibt er (De Wette III, 290).

Zu den Atheisten rechnete Luther auch den Erasmus, den er früher in unterwürfigen Briefen gefeiert und dem er's zu verdanken hatte, daß der Kurfürst Friedrich ihn in seinen Schutz genommen. Als derselbe sich unterfangen hatte, gegen Luthers theologische Hauptschrift (de servo arbitrio), in welcher dieser die Grundlage seines theologischen Systems mit ermüdender Weitschweifigkeit zum Besten giebt, in seinen Hyperaspistes aufzutreten, beehrt ihn der „Reformator" mit den Titeln „vipera illa irritata" (jene gereizte Natter), „animal vanissimum" (eitles Tier). (De Wette II, 98.) Dies war im Jahre 1526. Hiermit vergleiche man den Brief, in welchem Luther 8 Jahre früher um des Erasmus Freundschaft gebettelt hat; da nannte er ihn „decus nostrum et spes nostra" (unsere Zierde und unsere Hoffnung) und wirft sich ihm schweifwedelnd

zu Füßen. „Wo giebts jemand, dessen Innerstes nicht gänzlich besitze Erasmus, den nicht lehre Erasmus, in dem nicht König sei Erasmus?? Von denen rede ich, welche die Wissenschaften lieben." Seine Scham und sein Gewissen litten es nicht länger, ihm nicht auch mit Worten seinen Dank auszusprechen, „zumal nachdem angefangen hat, auch mein Name nicht verborgen zu bleiben; damit nicht jemandem mein Stillschweigen (d. h. wenn er nicht mit Erasmus in Correspondenz träte) boshaft und im schlechtesten Scheine erscheinen möcht." Damals wollte der aufstrebende Ehrgeiz Luthers die Berühmtheit des Erasmus ausbeuten zur Unterstützung beim Erklettern der Ruhmesleiter, darum bettelt er: „Liebenswürdiger Mann, mein Erasmus, wenn es Dir so beliebt, so erkenne auch dies Brüderchen in Christo (Luther) an, der, sei versichert (certe), als Dein eifrigster Schüler und Liebhaber Dich verehrt (tui et studiosissimum et amantissimum), übrigens aber wegen seiner Unwissenheit nichts anderes verdient, als daß er in einem Winkel begraben unbekannt bleibe dem gemeinsamen Himmel und Sonne. Was ich auch immer heiß ersehnt habe, da ich mir meines Apparates wol bewußt bin, aber ich weiß nicht, durch welchen Zufall ist das grade Gegenteil geschehen, daß ich genötigt bin, mit vieler Scham zu erdulden, daß meine Schande und unglückselige Unwissenheit sogar vor gelehrten Männern besprochen und verhandelt wird." (Ist dies nicht die schmeichelnde Sprache eines vollendeten Strebers?) De Wette I, 247. Mit diesem Briefe halten wir einen anderen aus dem Jahre 1534 zusammen, in welchem Luther seine Wut gegen Erasmus' Schrift: „Von der lieblichen Eintracht der Kirche" ausläßt. Es genügen einige Proben. Zuerst versichert er den Adressaten (Amsdorf), daß er dem Erasmus seine Verachtung schon hinlänglich gezeigt habe: Nicht eine Schrift desselben habe er gelesen. (De Wette IV, 508.)

Dieses Geständnis ist interessant, zumal er unmittelbar darauf erklärt: „denn ich kenne den Menschen inwendig und in der Haut, daß er nicht wert sei, daß ein rechtschaffener Mann nur irgend etwas mit ihm verhandle oder rede, ein so von verderblichem Neide und Übelwollen erfüllter Heuchler ist er." Gleich darauf folgt eine Luther charakterisierende Äußerung: „Außerdem wußtest du, daß ich derartige Schriften durch Schweigen und Verachtung zu besiegen pflege." (Wo hätte Luther jemals geschwiegen!) „Denn wie viele Bücher Ecks, Fabers, Emsers, Cochläi und der meisten Andern, welche mit Bergen schwanger zu gehen oder ich weiß nicht, welche Ungeheuer zu Tage zu fördern schienen, habe ich selbst durch mein Schweigen so vernichtet, daß sie in Vergessenheit versunken sind. Stänker und Zänker nennt sie Cato und läßt ihre Reden vorbeifließen, während sie vielleicht berühmt geworden wären, wenn er sie gewürdigt hätte, mit ihnen zu streiten. Wahr ist jenes Sprichwort: Dies weiß ich gewiß, daß, wenn ich streite mit dem Mist, mag ich siegen oder unterliegen, beschmutzt werde

ich immer.“ Trotzdem schreibt er über Erasmus diesen Brief, der 13, sage dreizehn jener durch kleinen engen (und schlechten) Druck sich auszeichnenden De Wetteschen Druckseiten einnimmt. Ich habe Erasmus nicht gelesen, und will die frivolen und obscönen Ausdrücke, deren Luther ihn hier zeiht, nicht im mindesten in Schutz nehmen, aber Luther hat keine Berechtigung, mit jemandem wegen Frivolitäten zu rechten, geschweige, sich über den so zu überheben, dem er früher so widrig und niedrig geschmeichelt. Es nimmt sich eigentümlich in seinem Munde aus, wenn er sagt: „Er selbst wird mit seiner Hohlheit ins Leere verschwinden, wie der Rauch, wenn wir ihn unter jene durch mein Stillschweigen verdunkelten Schatten und Stänker zählen.“ Oder gar, wenn Luther hier darüber zu Gerichte sitzt, daß Erasmus zweideutige Worte und geflissentlich allgemein feststehende theologische Ausdrücke in einem andern Sinne gebrauche, ohne die Gegner über diesen Gebrauch aufzuklären. „Das verdient den gerechtesten Haß aller.“ Wenn er aber Erasmus deshalb einen verschlagenen Verspotter Christi schilt, so fällt mir jene seine Äußerung über die in Augsburg zu machenden Concessionen ein: „Wenn wir der Gewalt entgangen sein und Frieden erhalten haben werden, so werden wir unsre Winkelzüge, Lügen und Schliche leicht verbessern, wenn über uns regiert seine Barmherzigkeit.“ (Chrytr. hist. Aug. conf. 1578, p. 296, s. Döll. 253: si vim evaserimus pace obtenta dolos mendacia ac lapsus nostros facile emendabimus.) In den Tischreden (ed. Förstem. III, 422) behauptet er ebenfalls, es sei so gewiß, daß Erasmus keinen Gott glaube, als es gewiß sei, daß er sehe.

Die Erscheinung der Exspectanten findet ihre Erklärung zum Teil auch in dem Umstande, daß die Sectenstifter und Sectlein wie die Pilze aus der Erde schossen, und sogar die Prädicanten des Luthertums selbst bald in erbitterte Fehden gerieten. „Die Rotten“ (mit diesem Ausdrucke bezeichnet er alle und jeden, welche sich erlaubten, eine selbständige Meinung ihm gegenüber zu äußern) fanden bald ebensoviel, und noch mehr Anklang als er; sein Evangelium wurde fast überflügelt von anderen Evangelien, die dasselbe Recht hatten, wie das seine, aber natürlich von ihm verdammt wurden. Sein Zorn traf alle. Die Secten der andern waren natürlich vom Teufel; das bewies schon ihre Uneinigkeit unter einander: „Jene Streitereien der Secten zeigen, daß des Teufels ist, was sie lehren, darum, weil der Geist Gottes nicht ist ein Geist der Zwietracht, sondern des Fridens.“ (Aurifab. II, 309.) Es ist dies eines jener merkwürdigen Urteile Luthers, bei deren Aufstellung er offenbar vergaß oder nicht bedachte, daß sie auf ihn selbst angewandt werden könnten und — müssen. Aber „es ist unerträglich, daß wir schweigen sollen, während jene (Zwingli und Ökolampad) unsere Kirche verwirren und unsere Autorität verkleinern.“ (Aurifab. II, 302) „sie sind reißende Wölfe, die in ihrer Heuchelei nichts

anderes betreiben, als uns zu verdunkeln, uns gänzlich auszuschließen, damit das Volk sie allein verehre.“ (Frankf. Ausg. 1543, Fol. 363.) „Sie sind Landstreicher und Buben, die man solle Meister Hansen (dem Henker) befehlen, und die nicht zu leiden sind (ob sie auch gleich recht lehreten), wo sie andern ins Amt und Befehl greifen wollen wider der Obrigkeit Ordnung.“ (Walch. VII, 909.) Luther scheint nicht zu merken, wie er hier sich selbst verurteilt, der sein Lebtage nichts anderes gethan hatte, als „anderen ins Amt greifen wider der Oberkeit Ordnung“; wie er hier den gepriesenen „Märtyrern“ des Luthertums die Krone vom Kopfe stößt; wie er durch seinen Ruf nach dem Henker selbst thut, was er anderswo als charakteristisches Kennzeichen der Rotten bezeichnet. (Walch. XI, 1917.)

Hören wir ihn ferner, wie er die Praxis der Ketzer beschreibt, ohne dabei zu vergessen, daß dieselbe seiner eigenen Praxis auf's Haar gleicht: „Es ist ein schlüpfrig Ding um die Ketzer, man kann sie schwerlich halten, und sind leichtfertig in göttlicher Schrift zu handeln. Das machet alles, **daß sie ihren Gutdünkel in die Schrift tragen, und die Schrift muß sich nach ihrem Kopf und Verstand richten, beugen und lenken lassen.“** (ibid. VI, 1395.) „Darzu habe ich wenig Hoffnung, daß die Lehrer einer Ketzerei oder Schwärmerei sollten bekehrt werden.“ „Es ist noch nie gehört, daß der bekehrt sei, der falsche Lehre erfunden hat, denn solche Sünde ist zu groß, weil sie Gottes Wort lästert und sündigt in den heil. Geist.“ „Also haben die heil. Doctores auch noch nie einen Ketzermeister bekehrt; nicht darum, daß diese alle jener Irrtum nicht hätten jemals genugsam bestritten, und überzeuget mit der Wahrheit: Sondern ihr Herz war besessen mit eigenem Dünkel und gieng ihnen, wie es dem geht, der durch ein gemahlen Glas siehet: Man lege demselbigen vor, was man vor Farbe will, so siehet er keine andere Farbe, denn sein Glas hat. Es mangelt aber nicht daran, daß man ihm die rechte Farbe vorlegt, es mangelt daran, daß sein Glas anders gefärbt ist. — Das ist die Ursach, daß man solche Leute nicht bekehren kann die vorgelegte Wahrheit thut's nicht: Gott muß das gemahlte Glas wegnehmen, das können wir aber nicht thun“ (ibid. XX, 958). Am merkwürdigsten ist meines Erachtens die Stelle, in welcher er diese so wahre Schilderung der Ketzer auf sich selbst anwendet, hier gewinnt er fast meine Sympathien wieder. „Was aber die Vorgänger und Hauptsacher dieser Zauberei sind (der „Zauberei“ der jedesmaligen Irrlehre), da wird kurzum nichts aus, daß sie sollten bekehrt werden. Denn dieselbigen müssen den Titel behalten, den ihnen St. Paulus hier giebt (Gal. 3, 1), nämlich daß sie die Wahrheit nicht leiden, noch ihr gehorchen, sondern kümmern sich vielmehr darum, wie sie der Wahrheit widerstehen mögen, und wie sie alle Argumente und Schrift, so man wider ihre Zauberei fürwendet, mit ihren selbsterdichteten

Glossen vergaukeln. Denn sie sind in der Zauberei so gewaltig gefangen und verblendet, daß sie gänzlich dafür halten, sie haben die lauterste Wahrheit und den allerreinsten gewissesten Verstand der Schrift. Wer aber in diesem Sinn und Meinung ist, der hört freilich niemand, viel weniger weicht er einem andern und läßt ihm Recht. **Also kann ich kurzum auch nichts hören noch leiden, das meiner Lehr entgegen ist,** denn ich bin des ganz gewiß und sicher durch den Geist Christi, daß meine Lehre von der Gerechtigkeit Christi ganz rechtschaffen und gewiß ist;" (Walch. VIII, 1973 ff.) — außer, füge ich hier hinzu, wo er monatelang ihrer eben nicht gewiß war nach seinen eigenen Geständnissen.

Auch die Leute seiner eigenen Partei, selbst seine nächsten Collegen, mußten seine Eifersucht und Rache fühlen, wenn sie nicht unbedingten Gehorsam leisteten. Mit dem argwöhnischen Inquisitions- und Denunciationseifer eines auf seine alleinige Autorität eifersüchtigen Sectenhäuptlings sehen wir ihn jeder Abweichung unter „den Seinen" nachspüren und beflissen, alles in die Zwangsjacke seiner eigenen Meinung einzupferchen. Er hat die Erfahrung gemacht, daß alle, „die unter unser Lehr Rotten angericht, zuerst unsre Person veracht haben." (De Wette V, 95.) Dies ist sehr bezeichnend. Wie vordem Karlstadt, so mußte später Agrikola die niedrige Rach- und Schmähsucht Luthers erfahren, wie des Letztern Briefe bei De Wette genugsam ausweisen. Melanchthon bekam Ohrfeigen und Stöße mit dem großen Bierhumpen, wenn er Luther widersprach. „Glaube mir", schreibt er, „Friede kann nicht festgehalten werden (nämlich zwischen uns und Luther), wenn wir nicht viele Härten tragen und viele Beleidigungen übersehen. Und ich auch habe viele Ungerechtigkeiten und übermütige Mishandlungen mit Sanftmut ertragen und verschwiegen." (Corp. Ref. 5, 728, vergl. 6, 880.) Er beschreibt Luther als einen Menschen, von dessen „Ehrgeiz" und „Streitsucht" er viel zu leiden habe, der „niemand neben sich aufkommen lassen wolle" und nur „seine eigene Autorität befördere." (Ratzenberger, geheime Geschichte, S. 52. 54.)

In leidenschaftlichster Erbitterung verfeindete Luther sich mit den Juristen Wittenbergs. Der Hauptgrund seines Zorns war der: „Sintemal ich noch bis daher nicht einen Juristen habe, der wider den Pabst in solchen und dergleichen Fällen (Ehesachen) mit mir und bei mir halten wollte, also, so daß sie auch meine Ehe und Bettelstücke nicht gedenken meinen Kindern zuzusprechen, noch keines Priesters" (De Wette V, 26). „Ich hätte wahrlich nicht geglaubt, daß wir solche unflätige Juristen hier noch haben sollten."

Neunzehntes Kapitel.

Luther über die Früchte „seines Evangelii.“

Um das widerstrebende Volk in das neue Kirchentum „hineinzuzwingen“, veranlaßte er Kirchenvisitationen und die Einsetzung eines Consistoriums in Wittenberg. Letzteres habe die Aufgabe, schreibt er 12. Januar 1542 an den Luthers Druck befürchtenden Spalatin, „die Bauern hineinzuzwingen in eine Zuchtordnung, und den Pastoren die Einkünfte beizutreiben.“ (De Wette V, 329.) Die Visitationen hatten den Zweck, alle „papistisch“ gesinnten Geistlichen herauszufinden, von ihren Ämtern zu vertreiben, und luthersche Prädicanten (häufig Schneider, Schuster und andere Handwerker oder auch zu Lumpen gewordene entsprungene Mönche) an ihre Stelle zu setzen. Den Kurfürsten Johann Friedrich fordert er sogar auf, „um des Heils der Seelen willen“ in einem demselben gar nicht unterstehenden Territorium, im Meißenschen, Visitation halten zu lassen, da „noch über 500 Pfarrer“ dort seien, „giftige Papisten“, die ausgetrieben werden müßten. (De Wette V, 203 vom 19. September 1539.) Jene Pfarrer sollten mit einer Geldzahlung versehen werden, teils aus ihren bisherigen Pfarren, die man mit Gewalt annectierte, teils aus Zuschuß anderswoher. Dieser Zuschuß aber mußte, so weit der Rest der geraubten Kirchengüter nicht reichte, von den Gemeinden aufgebracht werden. Gegen diese neue Vergewaltigung sträubten dieselben sich, zumal sie auch für aufoctroyierte luthersche „Staatspfarrer“ zahlen sollten, damit diese ihre Weiber und Kinder ernähren könnten. Man sieht, wie eine Vergewaltigung die andere, ein Raub den andern nach sich zog, alles „zum Heile der Seelen.“ Man vergleiche noch De Wette V, 191—193 und 280, 281, um ein Bild zu bekommen, wie man auf Luthers Anweisung das Volk hineinzwang in das luthersche Landespabsttum. Endlich seine bezeichnende Äußerung: „Wenn wir die Gewalt haben, so sind unter derselben Obrigkeit Lehrer der entgegen stehenden Lehren (contrarii doctores) nicht zu dulden, damit wir größere Übel vermeiden, und wenn die Leute auch nicht glauben, so sind sie doch zur Anhörung der 10 Gebote mit Gewalt in die öffentliche Predigt zu zwingen (adigendi sunt), damit sie wenigstens die äußern Werke des Gehorsams lernen.“ (Epp. ex coll. Budd. 70, Döll. 3, 228).

Diese Bemerkungen über Luthers amtliche Gewaltthätigkeiten glaubte ich vorausschicken zu sollen, um einen neuen Gesichtspunkt für die sittlichen und socialen Wirkungen des Luthertums im Volke zu gewinnen. Das Volk, dem die verhaßte Reform seines Evangelii aufgedrängt wurde, sah und hörte das alles. Luther hatte den Vertretern der alten Kirche oft gedroht: die Leute sind nicht mehr wie früher, sie sehen und verstehen. Sie sahen und verstanden auch, wie Luther mit Gewalt ihre Pfarrer ver-

jagen ließ, mit Gewalt und Zertretung des vielhundertjährigen Rechts die Kirchengüter raubte, die geistlichen Gerichtsbarkeiten, die im Vergleich zu den nun kommenden Territorialgewalten milde den Krummstab geführt hatten, vernichtete und das fremde Recht aufnötigen half. Sie sahen und verstanden, daß dies alles derselbe Freiheitsapostel that, jetzt nachdem er die obrigkeitliche Gewalt für sich gewonnen hatte, der früher das Gemeindeprinzip und die Freiheit verkündet und das alles unter dem „Schanddeckel" des „Evangeliums." Sie sahen und verstanden.

Luther trete nun selbst als Zeuge auf für die sittlichen und socialen Wirkungen seiner „Reformation". Es ist um so interessanter, seine Aussagen zu hören, als man von protestantischer Seite oft genug zu hören bekommt: an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Oft genug sind mir die Zustände in Italien, Spanien, Frankreich und anderen romanischen Ländern als Früchte des Katholicismus und „Jesuitismus" entgegen gehalten worden. Es ist noch nicht lange her, daß in einer den Benedictinern weggenommenen und den Protestanten geliehenen Kirche ein junger Mann gelegentlich einer sogenannten „Bibel- oder Missionsfeier" den Katholicismus und Buddhismus neben einander in Parallele stellte und insbesondere auch die herrschende Unsittlichkeit als gemeinsames Kennzeichen beider hervorhob. Obschon der junge Mensch ein Prädicant zu sein schien, so war er doch offenbar hinsichtlich der Statistik in Unwissenheit befangen; sonst müßte er gewußt haben, daß von den Hunderten von öffentlichen Frauenspersonen jenes Orts 80 Prozent Protestanten sind, aus Nürnberg, Heidelberg, Berlin 2c. hergekommen. Was in den romanischen Ländern der Unsittlichkeit fröhnt, das ist vielleicht dem Namen nach katholisch, in Wirklichkeit aber bewußt feindlich gegen die Kirche gesinnt. Die Feindschaft gegen die Kirche aber und der Unglaube in den romanischen Ländern schreibt sich als von seinem Ursprunge, von der Philosophie und der Arbeit der Voltaire, Rousseau und anderen Encyclopädisten her. Diese Philosophie ist aber kein Gewächs katholischen Bodens, sondern eine in dem protestantischen England entsprossene Pflanze, die ihren Unkrautsamen von da nach Frankreich und in andere Länder ausstreute. Die entsittlichenden Wirkungen dieser Philosophie dürften im Gebiete des Protestantismus das Bild einer ungleich größeren Verbreitung in den Volksschichten darbieten, als im Gebiet des Katholicismus.

Der Raumersparnis wegen will ich Luthers Anpreisungen der Verdienste seines „Evangeliums" übergehen. Der geneigte Leser möge nachlesen Erl. Ausg. 25. Warnung an meine lieben Deutschen und De Wette IV, 21, auch Walch. XIV, 253. Doch heute stellt der Protestantismus unverfroren Luther als den Vater und das Luthertum als die Mutter der Schule und des Volksunterrichts hin. Möge er selbst Zeuge sein über den Zustand des Volksunterrichts vor „seinem Evangelio". Im Jahre

1524 läßt er sich in einem „Sendschreiben an die Bürgermeister und Ratsherren der Städte" (Erl. Ausg. 22, 17 ff.) also vernehmen: Allenthalben in deutschen Landen lasse man jetzt nach Aufhebung der Klöster und Stifte die Schulen zergehen; nun wolle niemand mehr die Kinder lehren noch studieren lassen. „Soll der geistliche Stand nichts sein, sage man, so wollen wir auch das Lehren lassen anstehen und nichts dazu thun." Luther wird also hier der unzweideutige Zeuge, und er ist wahrlich einer, der dem Papsttum nichts gutes lassen möchte, daß die Kirche „allenthalben in deutschen Landen", in den Klöstern und Stiften Volksschulen unterhielt, die mit zerstört wurden, wo die luthersche Revolution die Klöster und Stifte aufhob. Und zwar war der Volksunterricht, den die Klöster erteilten, so allgemein, daß Luther, der sie natürlich, weil die Kirche sie gegründet hatte, „Werke des Teufels" nennt, sich so ausdrückt, unter dem Papsttum habe der Teufel seine Netze ausgebreitet durch die Aufrichtung der Klöster und Schulen, so **„daß es nicht möglich war, daß ihm ein Knabe hätte sollen entlaufen, ohne sonderlich Gottes Wunder."** Luther ist also hier ein unzweideutiger Zeuge der Allgemeinheit des kirchlichen Volksunterrichts in Schulen vor seiner Revolution. Er ist aber auch ein ebenso wichtiger Zeuge dafür, daß diese die Zerstörerin der Schulen und des Volksunterrichts war. „Da ich jung war, führet man in den Schulen das Sprüchwort: nicht geringer ist es, einen Schüler versäumen, denn eine Jungfrau schwächen. Das sagte man darum, daß man die Schulmeister erschrecket, denn man wußte dazumal keine schwere Sünde, denn Jungfrauen schänden. Aber lieber Herr Gott, wie gar viel geringer ists Jungfrau und Weiber schänden, denn da die edlen Selen verlassen und geschändet werden." „Da werden täglich Kinder geboren und wachsen bei uns daher und ist leider niemand, der sich des armen jungen Volks annehme und regiere, da läßt mans gehen, wie es gehet." Nun sollten die Leute, da sie nichts mehr zu Messen, Vigilien, Bruderschaften u. a. „und was des Geschwürms mehr ist", zu geben brauchten, statt dessen Schulen dotieren. „Aber nun," schreibt er in demselben Jahre 1524, „kann man nicht 100 Gulden aufbringen, einen guten Schulmeister oder Prediger zu bestellen, da man vorhin tausend, ja unzählig Geld gegeben hat zu Kirchen, Stiftern &c." (Erl. Ausg. 8, 86.) „Man stellt sich faul und lässig dazu, ... daß mich dünkt, es will dahin kommen, daß beide Schulmeister, Pfarrherr und Prediger werden müssen vergehen und sich zu Handwerk oder sonst wegthun, daß sie das Wort lassen fahren und sich des Hungers erwehren." In der Stadtchronik von Hof wird berichtet, (vergl. Janssen II, 300): „Um das Jar 1525 fingen die Schulen an zu fallen, so daß fast niemand mehr seine Kinder in die Schule schicken und studieren lassen wollte, weil die Leute aus Luthers Schriften so viel vernommen, daß die Pfaffen und Gelehrten das Volk so jämmerlich verführt hätten

u. s. w." Wenn nun Luther im Jahre 1525 erst anfing, sein neues Landeskirchentum zu etablieren, 1530 aber sich bereits rühmt, eine allgemeine luthersche Volksbildung ins Leben gerufen zu haben, so kann jeder, der nachdenken will, urteilen, wie viel Wahres an dieser Schönfärberei enthalten ist. Auf eine Handvoll Verdrehungen und Übertreibungen kam es Luther nicht an. Diese seine große Unwahrhaftigkeit tritt noch greller hervor, wenn wir seine Beschreibnngen und Äußerungen über die Universitäten, über die wissenschaftliche Bildung der katholischen Theologen, über die kirchliche Theologie überhaupt mit dem wirklichen Thatbestand vergleichen.

Er ließ es sich bei seinem Auftreten zunächst angelegen sein, die Universitäten als Mördergruben und Molochtempel zu bezeichnen. Seine Schmähreden auf dieselben sind zugleich das beste Zeugnis dafür, welch ein reger wissenschaftlicher Eifer in dem katholischen Deutschland damals herrschte. „Ein jedermann meint, daß an keinem Orte der Welt die Jugend möge besser unterrichtet werden," als nämlich an den Universitäten, sodaß „auch die Mönche dahin ziehen." „Wie wir denn für Augen sahen, daß niemand Prediger oder Pfarrherr werden kann, er sei denn Magister, Doctor oder aufs wenigste in der hohen Schule gestanden." „Mit unmenschlichem Gute haben wir die Teufelslarven, die Mönche und der hohen Schulen Gespenst gestift und viel Doctores, Prädicatores, Magistros, Pfaffen und Mönche, d. i. große grobe fette Esel, mit roten und braunen Baretten geschmückt, wie die Sau mit einer gülden Ketten und Perlen, erhalten und auf uns selbst geladen, die uns nichts gutes lehreten, sondern mehr immer blinder und toller machten und dafür all unser Gut fraßen." Zwanzig Jahre lang habe ein Knabe studieren müssen, „daß er mocht Pfaff werden und Messe lesen", das sei ein „elender Jammer" gewesen (Erl. Ausg. 22, 196). „Jedermann hat darnach getrachtet, wie er ein heiliger Priester, Pfaff oder Mönch würde oder je viel Gottesdienst stifte. Wo ein Knabe dazu kam, daß er seine erste Messe lessen sollte, wie selig ließ sich die Mutter dünken, so den Sohn getragen und Gott einen Diener geschafft hatte" (ibid. 49, 317; 10, 403). „Da ist die Jugend und das Beste in der Welt mit Haufen zugelaufen, dem Teufel zu" (das. 52, 241). Daß die Universitäten kirchliche Anstalten waren, daß sie der Kirche ihre Diener lieferten, das war der Grund seines Grimmes gegen die Hochschulen, deshalb wollte er sie um jeden Preis vernichten. Im Jahre 1521 ließ er eine Predigt drucken und vervielfältigen, in welcher er das Volk belehrte, die hohen Schulen wären wert, daß man sie alle zu Pulver machet; nichts höllischer und teuflischer ist auf Erden kommen von Anbeginn der Welt, wird auch nicht kommen" (das. 7, 63). In kurzer Zeit verfielen die Universitäten, welche zunächst dem lutherschen „Evangelium" ausgesetzt waren, namentlich Erfurt und Wittenberg. Eobanus Hessus

schrieb aus Erfurt im Jahre 1523: „Unter dem Vorwande des Evangeliums unterdrücken hier die entlaufenen Mönche ganz und gar die schönen Wissenschaften. In ihren verderblichen Predigten entreißen sie den rechten Studien ihr Ansehen, um ihre Tollheiten der Welt als Weisheit zu verkaufen. Unsre Schule ist ganz verödet" (vgl. Janssen II, 294). Mit ihm stimmt Melanchthon zusammen, der in seinen vertraulichen Briefen die Schuld der Verachtung der schönen Wissenschaften den Wittenberger Theologen zuschiebt; namentlich war es Luther, der keine Wissenschaft aufkommen ließ neben seinem „Evangelium." „Es kann fast keiner von uns vermeiden, sich Luthers Unwillen zuzuziehen, und auch öffentlich von ihm gegeißelt zu werden," jammert Cruciger 1544. „Ich lebe hier als in einer Wüste. Fast mit keinem habe ich Umgang, als mit beschränkten Geistern, an denen ich auf keine Weise Gefallen finde", jammert Melanchthon schon 1524. Und 1538: „Du weißt ja, wie groß die Sklaverei schon zu Deiner Zeit hier war, jetzt ist Luther noch viel härter geworden" (Corp. Ref. 3, 594 und 5, 314). Den Verfall der Universitäten in jener Zeit weist Janssen (a. a. O.) aus den Immatriculationslisten nach.

Luther wollte in seiner Zerstörungswut die Universitäten vernichten, weil sie katholisch waren, und an ihrer Stelle ganz neue etablieren, die seinen Zwecken dienen sollten. Dieser Haß stand aber auch im engsten Zusammenhange mit seinem Hasse gegen die ganze Philosophie und Scholastik. „Ein junger Mensch soll die Philosophie und Theologie der Schule meiden wie den Tod seiner Sele. Die Evangelia sind nicht so dunkel, daß sie ein Kind nicht verstehen könnte (Walch. XVIII, 1475). Er erklärte überhaupt die Vernunft für des Teufels H..e und kommandiert höchst bezeichnend: „Dahin muß es mit dir gebracht werden, sonst ists schabab: du mußt die Vernunft gar ausziehen und hinwerfen durch den Glauben, daß diese Worte geben das ewige Leben. Derhalben, so ist beschlossen, daß wer Christi Wort hören will, der lasse den Esel (die Vernunft) daheim, handle und rechne nicht nach seiner Vernunft, thut er es aber, so wird er sich ärgern" (Walch. VII, 2160; Comment. z. Ev. Joh.) Die Philosophie und die Vernunft waren ihm deshalb so verhaßt, weil seine Gegner ihm nachwiesen, daß seine monströsen Lehren vom unfreien Willen und von der Rechtfertigung philosophisch gänzlich unhaltbar.

Wie Luther auf die Weise ein Feind aller Logik, Philosophie und wissenschaftlichen Theologie war, so schätzte er, vermutlich wegen seiner mangelhaften Bekanntschaft mit denselben, das Studium der Väter sehr gering. Denn „lieber sehet doch, wie große Finsternis ist in der Väter Bücher vom Glauben. Denn wenn der Artikel von der Rechtfertigung verfinstert ist, so ist's unmöglich, daß man den allergrößten Irrtum könne dämpfen." (Walch. XXII, 2054.) „Keiner von den alten Lehrern ist lauter und aufrichtig, daß er den puren Glauben lehrte, die Tugenden

und guten Werke preisen sie gar oft, gar selten aber den Glauben." (Walch. IX, 1054.) Ja er geht so weit (das. XXII, 69), die Schriften der Kirchenväter als Pfützen zu bezeichnen, deren faules und stinkendes Wasser die Christen vor ihm hätten saufen müssen, statt aus dem hellen Born der Schrift allein zu trinken (Walch. XXII, 69.) Diese seine Urteile über die Väter und Scholastiker haben eine Wirkung gehabt, deren Spuren man noch heute wahrnimmt. Ich meine jene „seichte und dünkelhafte Behandlung theologischer Materien, jenen vornehm absprechenden Ton und die wegwerfende Geringschätzung aller vorausgegangenen Jahrhunderte und Theologen", insbesondere der scholastischen Theologie, die es zum Teil noch heute kaum für der Mühe wert hält, dieselbe anders als etwa in einigen vorübergehenden Bemerkungen der Kirchen- oder Dogmengeschichte zu skizziren, geschweige das System und die Terminologie z. B. des heil. Thomas den jungen Theologen nahe zu legen. Wie überhaupt in Betreff katholischer Lehre und Dinge, so auch hinsichtlich der Scholastik herrscht eine fast unglaubliche Unwissenheit in den Kreisen der protestantischen Prediger. Man hälts nicht für nötig, sich darum zu bekümmern. Die Hauptsache ist Exegese und was damit zusammenhängt, bei der man — ich habe es oft genug mit angehört, den Text so lange dreht und knetet, bis jeder seine Lehre glücklich hinein- und wieder herausgebracht hat. Von den Kirchenvätern wird im allgemeinen ebensowenig etwas gelesen, als von den Scholastikern. So ists natürlich, daß die dogmatische Anschauung der Prediger, welche überhaupt eine solche besitzen, in die engen Pferche der knöchernen lutherschen Dogmatik eingesperrt bleibt; oder aber, daß sie alle Schranken durchbrechen und nach Weise mancher „bibelgläubigen" Theologen neuerer Art sich ein eigenes, aus exegetischen und dogmatischen Stücken und eigenem Fabrikat wunderlich zusammengeflicktes „System" „biblischer Theologie" zurecht gelegt zu haben vorgeben.

Melanchthon hat schon von den lutherschen Theologen geäußert: Die Unwissenheit bewirkt Dreistigkeit. Dieser dreiste Dünkel der Unwissenheit gefiel sich in jener plumpen und schmähsüchtigen Weise, in welcher Luthers Nachtreter in ihren endlosen Streitereien, die zumeist um des Kaisers Bart geführt wurden, ihren Meister copierten. In ihm und seinen Schriften glauben viele ja heute noch alles zu besitzen, „was einem Theologen not thut." Man muß aber erwägen, in welcher Weise Luther seinen Zuhörern die katholische Theologie abmalte, um dieselbe ihnen verächtlich zu machen. Wenn er in seiner „Vermahnung an die Geistlichen zu Augsburg" es riskiert, folgende Karrikatur zu leisten, was wird er in seinen Vorlesungen herausbringen!

Dort schreibt er von den „Doctores": „Ihr bestes war, daß sie die heil. Schrift verachten und unter der Bank liegen ließen. Was Biblia! Biblia! sprachen sie, Biblia ist ein Ketzerbuch, man muß die Doctores

lesen, da findt man es. Ich weiß, daß ich nicht lüge, ich bin ja unter ihnen aufgewachsen, hab solches alles von ihnen gesehen und gehört." (Erl. Ausg. 24, 347.) Um diese Beschreibung zu würdigen, muß man nur bedenken, daß Luther, ehe er ins Kloster gieng, also während seiner Studentenzeit, überall nicht Theologie studierte, sondern Jurisprudenz, daß er mit den Humanisten sich umtrieb, deren Studien mitmachte, wie auch ihre Sauf- und Raufgelage, daß er ins Kloster zwei heidnische Scriptores, aber kein christliches Buch mitnahm, und so unwissend war in den Elementen christlichen Wissens, daß er nach eignem Geständnis nicht wußte, daß es eine Bibel gab, obgleich in Erfurt die Exegese blühte, und außerdem eine namhafte Reihe deutscher Bibelübersetzungen vorlag. Wenn er also sagt, er sei unter den Theologen aufgewachsen, so ist das einfach eine Lüge. „Scotus schreibt", fährt Luther fort, um seine Behauptung zu beweisen, daß man aus der Schrift nicht beweisen kann diesen Artikel: Abgestiegen zur Hölle. „Occam, mein lieber Meister schreibt, daß man aus der Schrift nicht beweisen müge, daß einem Menschen zum guten Werk Gottes Gnade not sei. Das sind die zween besten, was sollten die andern thun?" ꝛc. Ich habe diese Sätze noch hergesetzt, um durch dieselben teils noch eine Probe zu geben, in welcher Weise Luther verfährt bei Beurteilung der Scholastiker, teils und hauptsächlich, um durch die unterstrichenen Worte eine Andeutung zu geben, daß Luther mit seiner Theologie, soweit dieselbe wissenschaftlich gefärbt war, nicht minder mit seinen kirchenpolitischen und politischen Anschauungen auf den Schultern des Wilhelm Occam steht. Was die Theologie betrifft, so möchte sich das in seiner theologischen Hauptschrift de servo arbitrio am deutlichsten erkennen lassen. Diese hielt er selbst für das eigentliche Programm seiner Theologie, wie aus seiner Äußerung in einem Briefe an Capito vom 9. Juli 1537 erhellt (De Wette V, 70.) Nachdem er dort erklärt, am liebsten sähe er alle seine Schriften „verschlungen", d. h. vernichtet, fährt er fort: „Denn kein einziges anerkenne ich als ein richtiges Buch von mir, außer etwa de servo arbitrio und den Katechismus."

Eine der größten Geschichtslügen, die nicht bloß von dem protestantischen Volke, sondern namentlich von den bibelfesten Predigern nachgebetet wird, ist die, Luther habe die Bibel unter der Bank hervorgezogen. Was zunächst das Bibelstudium betrifft, so redet einer dem andern die Sage nach, erst durch Luther sei ein gründliches, wissenschaftliches Bibelstudium aufgekommen, und beruft sich dabei gern auf jene bekannte Äußerung desselben über die Sprachen und das Sprachstudium. Diese Täuschung erledigt sich durch die eine Thatsache, „daß in dem ganzen Zeitalter der sog. Reformation im protestantischen Deutschland keine Ausgabe der ganzen Bibel im Grundtexte erschien." Von dem hebräischen alten Testamente erschien eine Ausgabe von 1518—1544 in der Druckerei des Daniel Bom-

berg zu Venedig; von dieser kamen aber nur wenige Exemplare nach Deutschland; ebenso verhält es sich mit den beiden Pariser Ausgaben des Robert Stephanus; etwas mehr Verbreitung hatte die zu Basel im Jahre 1536 erschienene Ausgabe des Sebastian Münster. Es währte dennach fast siebenzig Jahre nach Anfang der Reformation, bis im protestantischen Deutschland eine hebräische Bibel gedruckt wurde, denn die erste ist die, welche im Jahre 1586 oder 1587 in Wittenberg herauskam. Vom griechischen Neuen Testamente wurde in den ersten vierzig Jahren nach dem Auftreten Luthers kaum **eine** Ausgabe im eigentlichen Deutschland gedruckt, so groß war das Bedürfnis darnach!*) Zahlen, sagt man, beweisen. Diese Zahlen beweisen, daß unter den lutherschen Theologen und Prädicanten jener Zeit ein nennenswertes Bedürfnis nach dem griechischen und hebräischen Grundtexte der Bibel nicht vorhanden war, und daß man sich größtenteils mit der lutherschen Übersetzung begnügte. Nachdem wir dies constatiert haben, müssen wir jene oben schon angedeutete Renommisterei Luthers hören. In den katechetischen Schriften (b. Walch. X, 546—549) erzählt er dem deutschen Volke Folgendes: Im Papsttum habe man auf Anstiften des Teufels das Studium der biblischen Sprachen auf alle Weise unterdrückt, damit nur ja das Evangelium nicht an den Tag käme. Nur Deutschland allein habe zuerst diese Sprachen wiedererhalten und durch sie das Evangelium. Es ist dies eine bewußte Lüge Luthers, wie ich alsbald nachweisen werde. „Mit dieser edlen und feinen Gabe hat uns Deutsche Gott jetzt so reichlich, fast über alle Länder heimgesucht und begnadet. Man sieht nicht viel, daß der Teufel dieselben hätte lassen durch die hohen Schulen aufkommen, ja sie haben allzeit aufs höchste dawider getobet und toben auch noch. Denn der Teufel roch den Braten wol, wo die Sprachen hervorkämen, würde sein Reich ein Loch gewinnen, das er nicht könnte leicht wieder zustopfen.“ Nun bitte ich mit diesen Auslassungen die Thatsachen zusammenzustellen. Während Melanchthon mit Bezug auf die oben nachgewiesene Armut des Luthertums an Grundtexten klagt, daß die Quellen der Lehre so sehr vernachlässigt würden, hatte die katholische Kirche bereits die Polyglotte von Alcala vom Jahre 1514, die Ausgabe des Erasmus von 1516, zehn Pariser Ausgaben bis 1551, eine Lyoner von 1559, eine Löwener von 1531 im griechischen Grundtext; sechszehn Venediger Ausgaben bis 1559; eine

*) Erasmus gab es zuerst heraus 1516, aber Erasmus war katholisch. In den Jahren 1524—1545 erschienen mehrere Ausgaben in Basel, von denen die meisten nach Italien und Frankreich gingen. Die Lutherischen aber perhorrescierten die Basler Ausgaben als zwinglisch angehaucht. Im Elsaß zu Hagenau wurden 1521 und 1524 zwei Ausgaben gedruckt, welche zu zwei Dritteilen nach Frankreich und der Schweiz gingen; den gleichen Weg nahm die Straßburger Ausg. von 1534. Erst 1542 erschien eine Ausgabe in Leipzig und dann erst wieder 1563. Döll. I, 454 ff.

Wiener Ausgabe vom syrischen Neuen Testament von 1562 und zwei Antwerpener vom Jahre 1575. Letzteres Testament wurde protestantischerseits zum ersten Male herausgegeben in Köthen sechzig Jahre später, im Jahre 1621. Daß der griechische Grundtext schon 1522 in Wittenberg herausgegeben sei, ist eine Unwahrheit (s. Masch. Bibl. sacra P. I. p. 303 u. P. II, Vol. IV, p. 17 vergl. Döll. I, 456.) Diese Zahlen beweisen auch. Luthers Unwahrhaftigkeit ist um so stärker, als er recht gut wissen mußte, was die katholischen Universitäten und Klöster für das Studium der Bibel und biblischen Sprachen gethan hatten, als er wohl wußte, „was in Spanien durch die Canplutenser Polyglotte mit außerordentlicher Anstrengung und großartigem Zusammenwirken geschehen war", als er ebensowohl wußte, daß an den meisten katholischen Universitäten Lehrstühle des Hebräischen bestanden. Seine Unwahrhaftigkeit tritt um so greller hervor, als er die Arbeiten und Studien der katholischen Bibelforscher und ihrer Ausgaben für sich verwertete. Der Dominikanermönch Santes Pagninus hatte ihm die Übersetzung des alten Testaments durch seine trefflichen Arbeiten erst möglich gemacht, wie er, um sich selbst Lügen zu strafen, anderswo (in Schem=Hamphorasch 1543, Walch. XX, 2629) eingesteht: „Mit unglaublichem Fleiße und unnachahmlicher Sorgfalt" haben Santes Pagninus und Münster die Bibel verdolmetscht und viel Gutes damit gethan, und er sei diesen beiden Männern in seiner Übersetzung viel gefolgt. Ferner bitte ich zu beachten, was seit 100 Jahren von der Kirche für das Studium der Sprachen gethan war. Die Synode von Basel 1430 hatte bereits zum fleißigen Studium des Hebräischen aufgefordert, und in Frankreich bekamen die Professoren desselben seit jener Zeit festen Gehalt. In Spanien bestand seit dem 13. Jahrhundert in Barcellona das von dem Dominikaner Raimund von Pennaforte begründete Collegium für orientalische Sprachen, aus diesem Colleg gingen die Professoren derselben an den spanischen Hochschulen hervor. In Paris und Löwen wurde das Studium des Hebräischen eifrig gefördert während der Zeit Luthers, der bekanntlich selbst nicht viel davon wußte, auch des Griechischen nicht sehr mächtig war. Was Deutschland betrifft, so erinnere ich an die Namen Reuchlin, Mosellanus, Jakob Jonas, den nachherigen Vicekanzler Ferdinands, Ceratinus, Stöfler, sämtlich Professoren des Hebräischen an katholischen Universitäten vor und während Luthers Zeit. Der Augustiner Provincial Ammonius zu Lauingen hatte eine hebräische Sprachlehre geschrieben und 1523 die Psalmen übersetzt; kann Luther das alles nicht gewußt haben? Das Kloster St. Ulrich zu Augsburg besoldete einen eigenen Professor der Exegese. Kann Luther, der doch sonst alles weiß, dies nicht gewußt haben? Mithin läßt sich nicht in Abrede stellen, daß er mit jener für das Volk berechneten Äußerung über die Sprachen die Unwahrheit sagt. Der Geist dieser dünkelhaften Überhebung teilte sich

seinen Schülern sehr bald mit, und begann diesem selbst lästig zu werden. „Es sind allhier viel Studenten, wenn sie irgend ein halb Jahr zu Wittenberg gewesen, so sind sie also voller Künste, daß sie sich lassen gelehrter dünken, denn ich sei. Wenn sie dann aufs Land zu andern Leuten kommen, so bricht ihre Kunst heraus als ein Wolkenbruch und läßt sich eines Centners schwer dünken, aber wenn du es auf eine Wage legtest, so würde sie nur eines Quintleins schwer sein; das macht die Hoffart, daß sie nur ein Wort oder zwei gelernt, oder ein einzeln Wort gehört haben." Lesen wir in dem Briefe „des Erasmus" über den Einfluß des Luthertums auf die wissenschaftlichen Studien, oder hören wir Glareanus in Basel über denselben Gegenstand, oder vernehmen wir Melanchthons Vorschlag, jenen Predigern der neuen Secte, die allenthalben die Jugend von den Studien abmahnten, müßten die Zungen ausgeschnitten werden, so kann man sich ein Bild von der gepriesenen, durch das Luthertum hervorgerufenen Wissenschaft machen. Ich bitte zu vergleichen Corp. Ref. 1, 666 und die Stellen aus Erasmus' Briefen bei Döllinger I, 437 ff. Erst als die Secten der Wiedertäufer und „Rottengeister" gezeigt hatten, wohin solche Verachtung wahrer Wissenschaft und solcher Dünkel der Halbwisserei führt, besann man sich und suchte der Richtung, die Luther selbst durch sein Schimpfen auf Philosophie und Wissenschaft hervorgerufen hatte, Einhalt zu thun.

Doch nicht bloß jenen Dünkel der Halbwisserei hatte Luther an seinen Studenten zu beklagen. Es hatte sich noch ein anderer, noch verderblicherer Geist in Wittenberg eingenistet, eine ganz natürliche Folge der Predigtweise Luthers. Das waren die Geister der Zuchtlosigkeit, des Saufens und der Unsittlichkeit. Diese Geister suchte Luther, als sie ihr Wesen offenbarten, vergeblich zu bannen und war auf und dabei, Wittenberg, das er nun ein Sodoma nannte, zu verlassen. Hören wir ihn selbst. Im Mai 1543 sieht er sich genötigt, einen öffentlichen Sendbrief an die Studenten gegen die Überfülle von H . . . n ergehen zu lassen, welche sich in Wittenberg angesammelt hatten, um den immer größer werdenden Bedarf in Luthers Residenz zu decken. Die Folge davon war das Überhandnehmen sogenannter syphilitischer Krankheiten. Wir erinnern uns, daß schon Staupitz Luther, alsbald nachdem dieser mit seinem „Evangelium" hervorgetreten war, vorgehalten hatte, daß sein Anhang sich vorzugsweise aus den Besuchern der Bordelle recrutiere, und daß Luther, da er es nicht ableugnen konnte, darauf erwiedert hatte, das fechte ihn weiter nicht an. Es war also schon damals die Nachfrage nach öffentlichen Personen dort groß. Luthers guter Freund und Bundesgenosse Hutten litt dermaßen an der in humanistischen Kreisen weitverbreiteten Lustseuche, daß er nach jahrelangen syphilitischen Leiden derselben endlich in elender Weise erlag. Das Umsichgreifen dieser Pest in der theologischen und übrigen Studentenschaft Wittenbergs giebt viel zu denken. Es erinnert uns an

die Vorwürfe, welche Luther über seine und der Seinen Lebensweise nicht etwa von katholischer, sondern von neugläubiger Seite gemacht wurden. Valentin Ickelshamer hatte in Wittenberg studiert, trat aber später in dem erbitterten Streite zwischen Luther und Karlstadt auf des letzteren Seite und verteidigt sich gegen Luther mit Berufung auf das ärgerliche Leben des „Reformators“ und seiner Gesellschaft. „Ich weiß deiner Handlungen viel, bin auch zur Zeit ein Wittenberger Student gewesen; ich will aber nichts von dem goldenen Ringlein, das viele Leute ärgert (Luthers Heirat), noch von dem hübschen Gemach sagen, das über dem Wasser steht, darin man mit den anderen Doctoren und Herren trank und fröhlich war, wiewol ich über dies letzte oft meinen Schulgesellen klagte, und es mir gar nicht gefiel, daß man so vieler nötiger Dinge ungeachtet bei den Bierkrügen sitzen mochte.“ „Das gefiel mir zu derselben Zeit übel, daß du das gottlose und tolle Wittenbergische Leben also entschuldigtest und sagtest: „Wir können ja nicht Engel sein. Nein wir richten und schelten keinen Sünder, wie ihr thut, wir sprechen aber: wo nicht christliche Werke dem Glauben folgen, da sei der Glaube weder recht gepredigt noch recht angenommen, und sagen von euch, was Rom lange hat hören müssen: je näher Wittenberg, je böser die Christen. Du unterstundest dich wol, der H . . . . . i männlich zu wehren, daran man den christlichen Glauben wol spüren mochte, aber dabei merkt man, daß es falsch und ungleich zuging, daß man etlichen Magistern und Collegaten und anderen, denen man wohl wollte, öffentliche H . . . . . i zuließ. Ich hätte können zusehen.“ (Ickelshamers Klage 4.) Der Humanist Lemnius hatte lange in Wittenberg gelebt und mit Melanchthon vertraulichen Verkehr gehabt. Dieser macht Luther ähnliche Vorwürfe, die Hansen in seiner Geschichte des Protestantismus aber nur zum Teil aufgenommen hat. (Die gravierendsten Stellen sind unterdrückt.) „Luthers Leben liegt allen so vor Augen, daß es wenige giebt, die es loben können. Während er sich als einen evangelischen Bischof aufbläht, wie kommts, daß er so wenig mäßig lebt? Sein übermäßiges Wein- und Biertrinken, das ihm zuweilen derartige Übelkeit zuzog, daß er daran sterben zu müssen wähnte (mehrere Briefe Luthers bezeugen das), suchte er damit zu entschuldigen: „Kann mir unser Herr Gott das schenken, daß ich ihn wol zwanzig Jahre gekreuzigt und gemartert habe mit Meßhalten, so kann er mir das auch wol zu gute halten, daß ich bisweilen einen guten Trunk thue ihm zu Ehren; Gott gebe, die Welt lege es aus, wie sie wolle.“ (Walch. XXII, 133.) Man müsse ihm das zu gute halten, wenn er reichlicher trinke, äußert er sich bei Matthesius (Luthers Leben S. 151), denn er und der Kurfürst Johann Friedrich (bekanntlich ein guter Zecher) müßten ihre Polster und Kissen in der Kanne suchen. Habe er früher als Mönch seinen Leib abgemagert, so wolle er nun, wenn er einmal tot sei, den Maden einen feisten Doktor zu fressen geben (Tischreden, Erl. Ausg.

Fol. 123. Opp. lat. Wittenb. VI, 401.) So war es ganz natürlich, daß die Studenten, die ihren „feisten Doctor“ mit solchem lustigen Leben vorthun sahen, ihm nachthaten. Was aber die H . . . . . i betrifft, so haben wir die Äußerungen von Luther zu verzeichnen, die zum wenigsten gesagt, diese Sünde als eine sehr entschuldbare in den Augen der Welt erscheinen lassen konnten, zum Teil geradezu zu solcher laxen Auffassung nötigten. Ich werde weiter unten nachweisen, daß Luther der eigentliche Zerstörer der Ehe und ihrer Heiligkeit, sowie der Achtung vor der Keuschheit ist. Hier führe ich nur einige Proben an, aus denen ersichtlich wird, daß Luther sich selbst die Hauptschuld zuschreiben muß, wenn sittliche Laxheit als eine der ersten Früchte seines „Evangeliums“ offenbar geworden ist. In der Schrift an die Deutschordensherren (1523), in welcher er diese öffentlich aufforderte, ihre Gelübde zu brechen, Weiber zu nehmen und Ordensgüter unter sich zu teilen, hatte er wörtlich geschrieben: „Obs geschähe, daß ein, zwei, hundert, tausend und noch mehr Concilia beschlössen, daß Geistliche möchten ehelich werden . . . so wollt ich eher durch die Finger sehen und Gottes Gnade **vertrauen dem, der sein Leben lang eine, zwei oder drei H . . . n hat, denn dem, der ein ehelich Weib nehme nach solcher Concilia** Beschluß, und sonst außer solchem Beschluß keins dürft nehmen; und wollt auch allen an Gottes Statt gebieten und rathen (welch anmaßliche und gotteslästerliche Sprache!), daß niemand aus Macht solches Schlusses ein Eheweib nehme bei Verlust seiner Sele Seligkeit, sondern sollt nur allererst keusch leben, **und wo ihm das unmöglich wäre in seiner Schwachheit und Sünde** (nämlich der hierdurch von Luther dem, welchem Keuschheit „unmöglich“ ist, freigestellten Fornicatio) **nicht verzagen** und Gottes Hand anrufen.“ (Erl. Ausg. 29, 17 ff.) Um die Wirkung solcher Sprache recht zu würdigen, muß man bedenken, daß Luther an vielen Stellen erklärt, die Keuschheit sei jedem unmöglich, dem nicht eine ganz besondere Gnade dazu verliehen sei, mit Fasten, Beten, Betrachten ꝛc. könne man sich diese Tugend nicht erwerben. Wie kann man sich da wundern, wenn die Studenten in die Netze der Venus vulgivaga gerieten. Hierzu nehme man den Rat hinzu, den er giebt, um die Versuchungen, die Anklagen des bösen Gewissens zu betäuben. „So oft dich der Teufel mit derartigen Gedanken quält, nämlich mit den Anklagen von Sünden, dann suche die Unterhaltung der Menschen auf, oder trinke reichlicher, oder scherze, treib Mutwillen, oder thue irgend einen lustigen Streich. Man muß je zuweilen reichlich trinken, spielen (Karten?) Mutwillen treiben, **und so sehr irgend eine Sünde thun in Verachtung und Haß des Teufels,** damit wir ihm keinen Raum lassen, daß er uns ein Gewissen mache über leichte Fälle, anders werden wir besiegt, wenn wir allzu ängstlich besorgen, wir möchten in Sünden gerathen.“ — Welche Moral! also um die Ängstlichkeit des Gewissens vor

dem Sündigen in uns zu ersticken, sollen wir dem Teufel zum Trotz kräftigere Sünden thun! Dem entspricht, was er einmal an Melanchthon schreibt: „Wenn Du der Gnade Prediger bist, so predige nicht eine eingebildete, sondern die wirkliche Gnade: Wenn die Gnade wirklich ist, so trage wirkliche, nicht eingebildete Sünde. Gott macht nicht selig die, welche nur in ihrer Einbildung Sünder sind (Deus non facit salvos ficte peccatores). **Sei ein Sünder und sündige tapfer drauf los** (esto peccator et pecca fortiter), aber tapfrer traue und freue Dich in Christo, welcher ein Sieger der Sünde, des Todes und der Welt ist. Es ist zu sündigen (peccandum est), so lange wir so sind. Dies Leben ist nicht die Wohnstätte der Gerechtigkeit" 2c. (De Wette II, 36. 37.) Doch kehren wir zu dem obigen beichtväterlichen Rat zurück. Er fährt also fort: „Denn wenn etwa der Teufel sagt: Trinke nicht, so thue Du also und antworte: **Und nun will grade um deswillen desto mehr trinken, weil Du es verbietest und will erst recht reichlicher trinken im Namen Jesu Christi.** Also muß man immer das Gegenteil von dem thun, was der Teufel verbietet. Was anderes meinst Du, sei der Grund, weshalb ich stärker (meracius = um so stärkere unvermischte Weine) trinke, ungebundener schwätze, öfter in Nachtschmausen fresse (commesser), als um den Teufel zu verspotten und zu quälen, der sich gerüstet hatte, mich zu verspotten und zu quälen. **O wenn ich doch könnte eine ganz besondere Sünde bezeichnen,** bloß um des Teufels damit zu spotten, um ihm begreiflich zu machen, **daß ich keine Sünde anerkenne und mir keiner Sünde bewußt bin. Überhaupt müssen wir den ganzen Dekalog** (die heil. 10 Gebote) **aus den Augen setzen und aus dem Herzen fortschaffen,** wir, sage ich, die uns der Teufel also sucht und quält. Wenn der Teufel uns dann unsre Sünden vorwirft und uns schuldig macht des Todes und der Hölle, dann müßen wir also sagen: Ich bekenne zwar, daß ich schuldig bin des Todes und der Hölle; nun, und was dann nachher? Also wirst Du auch ewig verdammt werden. Keineswegs. Denn ich kenne jemand, der hat für mich gelitten und genuggethan, und wird genannt Jesus Christus, der Sohn Gottes. Wo der bleibt, da bleibe ich auch." (De Wette IV, 188.) Daneben finde noch eine ähnliche Stelle Platz, die sich bei Rebstock findet (Colloquia etc. II, 2256): „Jeder, der jene satanischen Gedanken (die Gewissensbisse) durch andere Gedanken, **wie an ein schönes Mädchen, durch Geiz, Trunkenheit 2c. vertreiben kann oder durch einen heftigen Zornaffect, dem rathe ich dazu.** Gleichwol ist dies das höchste Mittel, an Christum zu glauben und ihn anzurufen."

Diese Ratschläge gewinnen noch mehr Gewicht durch den Zusammenhang, in welchem er sie in jenem Briefe an Weller (De Wette IV, 187. 188) selbst stellt. „Ich will Dich erinnern, was mir begegnet ist, als ich

in Deinem Alter war. Als ich eben erst in's Kloster eingetreten war, geschah es, daß ich immer traurig und schwermütig umhergieng. Deshalb befrug und beichtete ich Doctor Staupitz und öffnete ihm mein Herz, welch' schreckliche und entsetzliche Gedanken ich hätte. Da sagte er: Du weißt nicht, Martin, wie nützlich und nothwendig Dir jene Versuchung ist. Denn nicht willkürlich versucht Gott Dich so (hier ist's auf einmal Gott, der ihn versucht), Du wirst sehen, daß er zu großen Dingen Deines Dienstes gebraucht. Grade so ist's geschehen. **Denn ich bin der große Doctor geworden (denn das darf ich mit Recht von mir sagen),** was ich damals, als ich jene Versuchung erduldete, niemals von mir geglaubt hätte. So wird es auch mit Dir ohne Zweifel kommen — Du wirst ein großer Mann werden. Sieh nur zu, daß Du unterdessen guten und tapfern Mutes bleibest (pecca fortiter) und sei fest überzeugt, derartige Stimmen, welche in der Weise hauptsächlich den gelehrten und großen Männern vorkommen, seien nicht ohne Orakel Vorbedeutung. Ich erinnere mich auch an einen Mann, den ich wegen des Verlustes eines Sohnes tröstete und der zu mir sprach: Du siehst, Martin, daß Du ein großer Mann wirst. An dies Wort habe ich mich oft erinnert, es haben derartige Stimmen, wie gesagt, eine Vorbedeutung und Prophezeiung in sich." — Wer also die Stimme des Gewissens, das ihn etwa wegen unkeuscher Phantasien und Gelüste verklagt, durch eine kräftige Thatsünde der Unkeuschheit zu überwinden und die neuen Gewissensbisse durch ein lustiges Leben in Saus und Braus zu ertöten, oder durch Erregung heftiger Zornaffecte zu übertäuben versteht, der hat nach Luther Aussicht, „ein großer Mann" zu werden. Sollte er jedoch, muß man hinzufügen, das Unglück haben, in dem Schlamme der fortzeugenden Sünde unterzugehen, nun, so ist er eben nicht zu einem großen Manne bestimmt gewesen, sondern — zum Untergange; und wie kann der Topf sich unterstehen, gegen den Töpfer zu murren, weil dieser ihn, als untauglich zu höheren Zwecken, zerbricht. Das ist die Lehre Luthers in seinem Buche de servo arbitrio, das er selbst seine Hauptschrift nennt.

Protestantischerseits pflegt man derartige Moral, wie wir sie eben aus Luthers Munde vernommen haben, und die wegzudisputieren selbst dem begeistertsten Freunde Luthers unmöglich ist (man schweigt deshalb darüber), mit sittlicher Entrüstung und heiligem Zorn den Jesuiten in die Schuhe zu schieben. „Der lustige Cavalier, der seinen Nebenbuhler durchbohrt," versichert Macaulay in seinem Essay zu „Rankes Päbsten" (S. 23), „die schwache Schöne, die ihren Eheschwur vergessen hatte, fanden in dem Jesuiten einen gefälligen, wohlerzogenen Weltmann, der es verstand, auf die kleinen Unregelmäßigkeiten der eleganten Welt Rücksicht zu nehmen." Haben etwa Jesuiten dem Herrn ihre Beichtgeheimnisse mitgeteilt, daß er das zu behaupten wagt? — Doch was willst Du? hat Dich nicht ein College, der sich seines Verkehrs mit den hervorragenden Trägern eines

protestantischen Kirchenregiments rühmte, fest versichert, er habe es aus dem Munde eines durch seine Gelehrsamkeit wie Kenntnis der Kirchen- und Weltgeschichte weithin bekannten Gelehrten selbst gehört, dieser besitze ein Buch, in welchem constatiert sei, daß Maria Theresia erst dann ihre Zustimmung zur Aufhebung des Jesuitenordens in Österreich gegeben habe, als ihr — man höre! — aus Rom die Beichten zugeschickt worden seien, welche sie ins Ohr ihrer jesuitischen Beichtväter abgelegt habe. Vielleicht verdankt auch Herr Macculay seine Mitteilungen der Vertraulichkeit irgend welcher Jesuiten. Nun wir dürfen die Beweise für jene Behauptungen abwarten und beruhigen uns vorläufig mit der unleugbaren Thatsache, daß Luther obige Ratschläge und noch ganz andere für „schwache" Eheleute gegeben hat, worüber später Genaueres.

Nun hören wir, was Luther den nach dieser seiner Moral zu großen Männern sich präparierenden Wittenberger Studenten schreibt (1543. De Wette V, 561): „Es hat der Teufel durch unseres Glaubens Widersacher und sonderliche Feinde etliche H...n hierher geschickt, die arme Jugend zu verführen und zu verderben," „ihr wollet mir ja gewißlich gläuben, daß der böse Geist solche H...n hierher sendet, die da gnätzig (krätzig), schäbig, garstig, stinkend und französicht (syphilitisch) sind, wie sich's leider täglich in der Erfarung befindet." Wollen sie aber seiner Warnung nicht folgen, so droht er mit dem Kurfürsten, der die Stadt davon reinigen solle. „Darumb rath ich euch Speckstudenten, daß ihr bei Zeit euch trollet, ehe es der Landesfürst erfahre, was ihr mit H...n treibt." „Wenn ich Richter wäre, so wollt ich eine solche französichte giftige H..e rädern und ädern lassen" u. s. w. „Die jungen Narren meinen, sie müßten nicht leiden; so bald sie eine Brunst fülen, solle eine H..e da sein. Die alten Väter nennens impatientiam libidinis, heimlich Leiden. Es muß ja nicht alles so bald gebüßt sein, was einem gelustet. Es heißt: Wehre Dich" u. s. w. Dieser Brief läßt uns einen tiefen Blick thun in die sittliche Fäulnis der Residenz Luthers.

Ende Juli 1545 verließ er seine Residenz und schrieb von Leipzig aus seiner Käthe, er wolle nicht wieder nach Wittenberg zurückkehren. „Mein Herz ist erkaltet, daß ich nicht gerne mehr da bin, wollt auch, daß Du verkauftest" u. s. w. „Vielleicht wird Wittenberg, wie sichs anläßt, mit seinem Regiment nicht St. Veits-Tanz, noch St. Johannis-Tanz, sondern den Bettler-Tanz oder Beelzebubs-Tanz kriegen, wie sie angefangen, die Frauen und Jungfrauen zu bloßen hinten und vornen, und niemand ist, der da strafe und wehre, und wird Gottes Wort dazu gespottet. Nur weg und aus dieser Sodomä."

Im Jahre 1523 hatte Luther in seiner „Apologie wider der Papisten Mordgeschrei" die Erklärung abgegeben, daß „es viel notwendiger sei, jetzund zu predigen wider die subtile, heilige, wohlgestaltete Verführung

der Welt durch das beschorene Volk, denn predigen wider öffentliche Sünder, Heiden und Türken, wider Räuber und Mörder, Diebe und Ehebrecher." Ja das Jahr zuvor äußert er in dem auch für die Öffentlichkeit bestimmten Schreiben an H. v. Cronberg den schrecklichen verhängnisvollen Wunsch: „Herr Gott, himmlischer Vater, laß uns in alle Sünd fallen, so wir je sündigen müssen, behüt uns nur fur Verstockung" (De Wette II, 168) oder wie es in der lateinischen Ausgabe von Aurifaber (II, S. 166 a) heißt: „Herr Gott, himmlischer Vater, wir beschwören Dich bei Deiner unerschöpflichen Güte, würdige uns lieber in allen Koth der Sünden uns untersinken und mannigfaltig fallen zu lassen, wenn wir sündigen müssen (nämlich vermöge der Prädestination), nur halte uns zurück von der Blindheit und Thorheit und bewahre uns vor dem Geiste der Verstockung."

Dieser verhängnisvolle Wunsch ist ihm derartig erfüllt, daß er seine Residenz ein Sodoma nennen muß. Es läßt sich nicht verkennen, daß Luther, so lange bis nicht nur von Freund und Feind die Wirkungen seiner Zerstörungsarbeit ihm vorgeworfen wurden, sondern er selbst sie sehen mußte, auf einen Wandel nach den zehn Geboten gar kein Gewicht gelegt hat. „Es liegt weit nicht so viel am Leben, als an der Lehre, schreibt er im Commentar zur Genesis. Ein Mensch ist nicht besser zu verführen, als durch solch scheinendes Leben." (Walch III, 817.) Wie wir oben sahen, war seine „projectierte Reformation" nicht auf sittliche Besserung und Heiligung des Menschen in erster Linie gerichtet, sondern auf Zerstörung der kirchlichen Autorität und Durchsetzung seiner Autorität und Lehre. Geflissentlich suchte er die Disciplinen zu zerstören, durch deren tiefdurchdachte, dem Vorbilde des Herrn nachfolgende Pädagogik die Kirche seit ihrem Bestehen an der sittlichen Läuterung und Heiligung ihrer Glieder gearbeitet hatte. Ganz insbesondere war es der Beichtstuhl und die Ascese, namentlich das Fasten, gegen welches er einen tiefen Haß äußerte. Was letzteres betrifft, so sprach er der Kirche das Recht ab, dasselbe oder überhaupt irgend eine andere ascetische Übung als ein das Gewissen verpflichtendes Gebot zu verordnen, aber als er später das als specifisches Kennzeichen des Luthertums geltende „Saufen und Fressen" mit entsetzlicher Schnelligkeit sich ausbreiten sah, empfiehlt er das Fasten, sogar Abstinenzgebote als polizeiliche Zwangsmaßregeln. Es sei besser, erklärt er, der Trunkenheit und Völlerei fröhnen, als Fasten, wenn man das Fasten als ein gutes Werk thun wolle. „Das ist noch das allerärgest, daß wir unser Fasten als ein gut Werk angenommen und getrieben haben, nicht zu zwingen das Fleisch, (hier schiebt er seine verkehrte Auffassung der Kirchenlehre unter, denn die Kirche gebietet das Fasten gerade zum Zwecke der Abtötung), sondern als ein Verdienst vor Gott die Sünde zu vertilgen und Gnade zu erlangen." (Auch hier zeigt sich jene Entstellungssucht, denn die Kirche übt das Fasten in keinem andern Sinne und zu keinem

andern Zwecke, als in welchem der heil. Paulus schreibt: ich nun kämpfe so, als einer, der nicht in die Luft schlägt, sondern ich mißhandle meinen Leib und führe ihn als einen Sklaven (gebunden) fort. „Welches Stück unser Fasten so lästerlich und schändlich, vor Gott hat stinkend gemacht, daß kein Saufen und Fressen, keine Völlerei und Trunkenheit hätte so böse mögen sein und stinken, wäre auch besser gewesen, Tag und Nacht vollgesoffen, denn so gefastet. Über das, wenn gleich alles recht und gut wäre zugegangen, daß solch Fasten allein auf die Kasteiung des Fleisches gegangen, weil es aber doch nicht frei und einem jeglichen von ihm selbst williglich anzunehmen gelassen ist, sondern durch Menschengebot erzwungen, daß sie es unwillig gethan haben, wäre es doch verloren und umsonst.“ (Walch. XI, 730.) Man sieht, daß es Luther nur darauf ankommt, zu zerstören, nicht aber, das Volk zu bessern. Anders ists nicht verständlich, daß er eine so für Leib und Seele heilsame Institution, wie das kirchliche Fasten ist, um jeden Preis niederzuschmähen und niederzureißen sucht. Er war eben selbst einer der größten Trinker und Esser seiner Zeit; denn wie er schreibt, er hatte es nötig, mit Trinkgelagen gegen die Angriffe des Teufels sich zu wehren (debacchari in eum), De Wette IV, 115. Vergl. III, 442. Döllinger III, 241.

Später, als die Früchte seiner Lehre ihn erschreckten, hätte er gern ein kirchliches Fasteninstitut hergestellt, das aber in die Hand des einzelnen Pfarrers gelegt (Walch. VI, 2252) eine große Pastorenherrschaft zur Folge gehabt haben würde. Indes sieht er selbst ein, daß das unmöglich für ihn war. Dies Zugeständnis seiner Ohnmacht ist bezeichnend. „Das wollt ich gerne sehen und dazu rathen und helfen, daß Kaiser oder Fürsten solch Gebot machten, daß man einen Tag oder zween in der Woche nicht Fleisch speisete noch feil hätte (man höre, sogar die Abstinenz von Fleisch ein Polizeigebot, so wünscht — Luther!) als eine gute nützliche Ordnung für das Land, damit man nicht sogar alles auffresse, wie es jetzt geschieht, bis zuletzt theure Zeit werden muß und nichts zu bekommen ist. (Dieser Gesichtspunkt ist köstlich.) Darnach wollt ich auch, daß man zu etlichen Zeiten, die Woche einmal, oder wie sie es gut dünkt, des Abends nichts speisete, ohne einen Bissen Brots und einen Trunk, damit man nicht mit so stetem Fressen und Saufen alles verzehrete.“ (das. VII, 765.) Sogar vor den hohen Festen sollen wieder Fasten polizeilich befohlen werden, aber natürlich „beileibe nicht darum, daß man einen Gottesdienst daraus mache;“ und hat sowol vergessen, daß das erste Gebot, welches Gott dem Menschen im Paradiese gab, ein Fastengebot war, daß der HErr Jesus auch ein Fastengebot und damit verknüpft eine köstliche Lohnesverheißung gegeben hat, als auch, daß das Fasten wiederholt in der Bibel als ein Bußwerk bezeichnet und ein solcher Gottesdienst nirgends verboten, vielmehr als ein Zeichen der Gottesfurcht und als eine wirksame Buße anerkannt wird.

Nach dem Bisherigen können wir schon erwarten, was wir von Luther über die Volksmassen seines Landeskirchentums werden zu hören bekommen. Ich kann unmöglich die große Zahl der Aussprüche über die Früchte seines Wirkens hier aneinander reihen und erlaube mir daher auf die Zusammenstellung derselben bei Döllinger zu verweisen. Hier mögen nur einige der bemerkenswertesten folgen.

Im Jahre 1522 schreibt er bereits an Hausmann (De Wette II, 152): „Aber jetzt ist mir niemand lästiger, als dies unser Volk, welches das Wort, den Glauben und die Liebe außer Acht läßt und nur allein damit sich rühmt, christlich zu sein, daß es vor den Augen der Schwachen Fleisch, Eier, Milch essen, beider Gestalt genießen (im Abendmahl), nicht fasten, nicht beten kann.“ Er tröstet sich teils mit den Erfahrungen, welche die Apostel an ihren jungen Gemeinden gemacht hätten, teils mit — der Prädestination. De Wette II, 592: „Christus hat auch den Gottlosen geschaffen für den bösen Tag, an welchem er schädige, verführe, täusche und verderbe die, welche also würdig sind“, d. h. offenbar, die solchen Geschicks würdig sind, nämlich von Christo für solches Geschick erschaffen und bestimmt und daher auch von ihm mit dem schlechten Sinn begabt sind, der sie solchen Geschicks würdig macht. Daß also unter seinen Anhängern und dem protestantisch gemachten Volke viele unlautere Elemente sich fanden, dürfte seinen Grund nicht in seinem „Evangelio“ haben, sondern in der Vorherbestimmung Gottes, der dieselben von vornherein dazu bestimmt hatte, schlecht zu sein und verdammt zu werden. Im Jahre 1525 war der sittliche Zustand in den protestantisierten Territorien bereits derart geworden, daß er gestehen muß: „Unsre Evangelischen werden jetzt siebenmal ärger, denn sie zuvor gewesen. Denn nachdem wir das Evangelium gelernt haben, so stehlen, lügen, trügen, fressen und saufen wir, und treiben allerlei Laster. Da ein Teufel bei uns ist ausgetrieben worden, sind ihrer nun sieben ärgere wieder in uns gefahren, wie das jetzt an Fürsten, Herren, Edelleuten, Bürgern und Bauern zu sehen wie sie jetzt thun und sich ohne alle Scheu, ungeachtet Gott und seiner Dräuung, verhalten.“ (Walch. III, 2727.) Noch drastischer sagt er (S. 2591): „Niemand fürchtet Gott, es ist alles mutwillig, Gesinde, Bauern, Handwerksleut thut alles, was er will. Niemand strafet, ein jeder lebt nach seinem Willen, bescheißet und betreugt den andern.“

Die sittliche Verschlechterung des protestantisierten Volkes nahm so reißend und so allgemein überhand, daß die Katholiken ihm dieselbe als die Frucht seiner Lehre vorhalten konnten. Es ist interessant zu beobachten, wie er diesen Vorwurf abzuweisen und die Erklärung dieser ihm auffallenden Erscheinung anderswoher zu nehmen sucht. „Lies der Papisten Bücher, höre ihre Predigten, so wirst du finden, daß dies ihr einziger Grund ist, darauf sie stehen, wider uns pochen und trotzen, da sie vorgeben, es sei

nichts gutes aus unserer Lehre kommen. Denn alsbald da unser Evangelium anging und sich hören ließ, folgte der greuliche Aufruhr, es erhuben sich in der Kirche (d. h. in seiner neugläubigen „Kirche") Spaltung und Secten, es ward Ehrbarkeit, Disciplin und Zucht zerrüttet (er scheint nicht zu sehen, daß gerade er der eigentliche Hauptzerstörer gewesen) und jedermann wollte vogelfrei sein und thun, was ihn gelüstet nach allem seinem Mutwillen und Gefallen, als wären alle Gesetze, Rechte und Ordnung gar aufgehoben; (das hatte eben er ausdrücklich und buchstäblich gelehrt, daß seinem „Evangelio" gegenüber jedes Recht, Gesetz, Herkommen u. s. w. aufhöre zu existieren (s. oben die Belege), wie es denn leider allzuwahr ist. Denn der Mutwillen in allen Ständen, mit allerlei Lastern, Sünden und Schanden ist jetzt viel größer denn zuvor, da die Leute und sonderlich der Pöbel doch etlichermaßen in Furcht und im Zaum gehalten wurden, welches nun wie ein zaumlos Pferd lebt und thut alles, was es nur gelüstet ohne allen Scheu. Denn es verachtet der Kirchen Bande, dadurch es zuvor gehalten ward, und misbraucht dazu die Nachlässigkeit weltlicher Oberkeit. Allen diesen Unrath und Plage (welche wahrlich nicht schlecht noch geringschätzig sind) geben unsere Widersacher unsrer Lehre und dem dem lieben Evangelium schuld." (Walch. V, 114.) „Jedermann klaget jetzt und schreiet: das Evangelium (d. h. wie immer seine Lehre) mache Unfride, Hader, unordig Wesen in der Welt, und stehe alles ärger, seit es aufkommen ist, denn vor je, da es noch fein stille zuging." (das. VII, 600.) „Gott weiß, wie es uns schmerzt, wenn wir hören müssen, es sei vor der Zeit, ehe das liebe Evangelium aufging, alles fein still und fridsam gewesen, nun aber, da es sich ins Volk verbreitet hat, werden alle Ding zerrüttet, die ganze Welt bewegt und über den Haufen geworfen. Wenn solches ein Weltmensch hört, ärgert er sich daran und denkt, es folge und komme der Ungehorsam der Unterthanen gegen die Oberkeit, Aufruhr, Krieg, Pestilenz, Teurung, Zerstörung der Regimente, ganzer Länder und Königreiche, Rotten, Ärgernis und anderes dergleichen unzälig viel Unglück von der Lehre des Evangeliums." (Walch. VII, 2556, vergl. d. lat. Comment. 1. Br. an die Galat. Frankf. Ausg. 1543, S. 380, Döll. I, 299 Anm.)

„Aber je länger es gepredigt wird, je ärger wird es. Dieweil jetzt der Bann abgethan ist, thut ein jeder, was er will." (Walch. XII, 2120.) „Wer wollte auch angefangen haben zu predigen, wenn wir zuvor gewußt hätten, daß so viel Unglück, Rotterei, Ärgernis, Lästerung, Undank und Bosheit sollt darauf folgen? Aber nun wir darinne sind, müssen wir herhalten u. s. w. Walch. VIII, 564. „In unsern Kirchen, wo mit der größten Sorgfalt die wahre Lehre von den guten Werken getrieben wird, es ist wunderlich, es sagen zu müssen, welche Schläfrigkeit und welche faule Gähnsucht (oscitantia) in ihnen herrscht! Je mehr wir die Leute ermahnen und auffordern, gute Werke zu thun, gegenseitig Liebe zu üben,

die Bauchsorge abzuthun, um so nachlässiger und kälter werden sie gemacht (redduntur) zu allen Übungen der Frömmigkeit.“ Comm. in Gal. ed. Irmisch. II. 358.

Es wäre von Interesse, zu untersuchen, welche Erklärungen oder Entschuldigungen Luther für diesen nicht wegzuleugnenden Zustand aufsucht, und ob und welche Einwirkung derselbe auf seine ethische Anschauung gehabt habe. Indes dürfte eine solche Untersuchung zu viel Raum erfordern. Es seien nur einige Andeutungen gestattet.

Er neigt dazu, diese Erscheinung so zu erklären: Gott habe zwar als der Deus praedicatus, d. h. als der Urheber der Offenbarung das Evangelium in dieser Zeit an den Tag gebracht, wolle aber als der Deus absconditus, d. h. nach seinem verborgenen Ratschluß den Menschen den Glauben nicht geben, daher diese sich nur einen „gefärbten und erdichteten Glauben“ machen könnten, aus welchem wieder schlechte Früchte hervorgehen müßten. Oder er erklärte noch consequenter nach seinem System, daß es der Ratschluß Gottes (natürlich wieder des verborgenen Gottes) sei, daß das „Evangelium“, welches der offenbarende oder geoffenbarte Gott durch Luther predigen ließ, zwar von den Leuten angenommen werde, dann aber die Wirkung habe, ihre Herzen zu verstocken, weil sie nämlich von dem verborgenen Gott zu Zorngefäßen gemacht seien. (Siehe oben.) Eine solche Erklärung schien ja schriftgemäß zu sein (viele berufen, wenige auserwählt), rettete seine Lehre und entschuldigte sein eigenes Leben. Da es nun bei dieser absoluten Vorherbestimmung zur Seligkeit oder Verdammnis, an der auch durch das ernsteste Ringen nach Heiligung nichts geändert werde, in der That auf die Werke gar nicht ankommen konnte, sondern nur auf die Gewißheit, daß man zu den Auserwählten gehöre; da ferner die Gewißheit nicht im mindesten an der Heiligung des ganzen Menschen und deren Wachstum den Probierstein ihrer Echtheit und Untrüglichkeit haben sollte, sondern einzig und allein an ihrer eigenen inneren Überzeugtheit (der luthersche Spezialglaube) und Zuversichtlichkeit: So mußte notwendig eine Geringschätzung des Wertes sittlicher Reinigung, der Tugenden und guten Werke, wie andererseits eine Geringschätzung der Sünden daraus folgen. In Luthers Lehre ist die Erbsünde die eigentliche Hauptsünde; sie ist nämlich ein peccatum de natura, ein an die Stelle des zu dem natürlichen Wesensbestande des Menschen gehörenden, durch Adam verlorenen Ebenbildes Gottes (der justitia originalis) getretener Natur- und Wesens-Bestandteil, bleibt auch in dem Getauften und Gläubigen nicht etwa als ein durch die Taufe überwundenes restierendes Gebrechen, sondern als eine verdammliche und alles Thun (auch des Gläubigen gute Werke) vergiftende Macht bis zum Tode, so daß auch der Gläubige nie aus dem Dualismus eines zwiefachen sich widerstreitenden Willens herauskommt. Alles, was der Gläubige thut, auch seine besten

Gesinnungen, alle Heiligung und Reinigung ist Todsünde, sofern es sein Thun ist. Dagegen alles, was er sündigt, und sei es gröbliche H....ei, Ehebruch u. s. w. ist vor Gottes Urteil keine Sünde, schadet ihm nichts an seinem Gnadenstande und an seiner Seligkeit, falls er nur die Kunst versteht, mit Hülfe des Spezialglaubens (d. h. der subjectiv gewissen Zuversicht und Überzeugtheit, daß er sicher zu den Auserwählten, zu den als Gnadengefäßen Prädestinierten gehört) die Anfechtungen des bösen Gewissens niederzuschlagen. Diese Grundanschauung Luthers spricht sich z. B. auch in einem Briefe über die Frage, ob man dem Kaiser Widerstand leisten dürfe, in folgender bezeichnenden Weise aus: „Was aber auf Gottes rechtem Vertrauen angefangen wird, das gehet wohl aus, wenns gleich ein Irrtum wäre **und Sünde;** gleichwie es nicht wohl ausgehet, was auf Menschenvertrauen ohn Gott angehet, wenns gleich Recht und eitel Recht wäre. Denn Gott will seine Ehre auch haben in alle unserm Thun, Leben und Leiden." (De Wette IV, 233.) Hiernach hat es also einen guten Ausgang, Gottes Segen und gereicht zur Ehre Gottes, wenn jemand zu guten Zweckes willen im Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit, die ihm die zu begehende Sünde vergeben wird, eine Sünde thut, z. B. heuchelt, oder Aufruhr erhebt u. s. w. Ich will hier beifügen die Beschreibung des Spezialglaubens, wie sie in einem Briefe sich findet (De Wette IV, 248): „Hie, hie, sage ich, lernet man die rechte Kunst von der Vorsehung und sonst nirgend; da wird sichs finden, daß ihr an Christum gläubet. Gläubet ihr, so seid ihr berufen; seid ihr berufen, so seid ihr auch versehen (= auserwählt) gewißlich. Diesen Spigel und Thron der Gnaden (Christum, „des Herzens täglicher und fürnehmster Spigel, darin wir sehen, wie lieb Gott uns hat") laßt euch nicht aus den Augen des Herzens reißen, sondern, wenn solche Gedanken (des verklagenden Gewissens) kommen und beißen, wie die feurigen Schlangen, so sehet ihr ja nicht den Gedanken und Schlangen zu; sondern kehret eure Augen immer ab, und schauet die eherne Schlange an, die Christum für uns gegeben, so wird's besser werden, ob Gott will." Die bestechende Schönheit dieses Bildes und die in demselben enthaltene Wahrheit führt den, welcher darüber hinliefet, leicht dazu, die gefährliche Verdrehung zu übersehen, die hierin verborgen steckt. Glaubst Du, so bist Du auserwählt. Welches ist also die Bürgschaft für die Gewißheit Deiner Auserwählung? Wieder der Glaube, mit dem Du zuversichtlich glaubst, daß Du prädestiniert bist, daß also **Du nicht** zu denen gehörst, für welche die eherne Schlange nur zum Ansehen aufgerichtet ist, und nicht zur Heilung, weil sie nach Gottes, des Verborgenen, ewiger Vorherbestimmung zu Gefäßen des Zorns gemacht wurden.

Der luthersche Spezialglaube, welcher rechtfertigt, d. h. welcher das Instrument ist, durch das der Mensch die allen Auserwählten als Decke

über ihre Sünden erworbene Gerechtigkeit Christi ergreift und als seine Decke über seine Sünden deckt, ist nichts anderes als die Zuversicht, daß man (trotz aller Sünden) zur Seligkeit prädestiniert ist von Gott, daß also der verborgene Gott den gepredigten Gott (der solches allen verheißt, während der verborgene Gott es nur den wenigsten bestimmt) in Betreff meiner nicht desavouiert, daß er vielmehr mir so wie ich bin, und stets, auch wenn ich raube, ehebreche rc., dennoch den Deckmantel der Gerechtigkeit Christi umhängt, mithin nicht mich und meine Sünden, sondern den darüber gedeckten Christus und seine Gerechtigkeit sieht und erklärt, er wolle nur diesen, nicht aber mich wie ich bin, ansehen. Nun könnte freilich der Spezialglaube eines Menschen eine entsetzliche Selbsttäuschung sein, und muß als solche erscheinen, wenn er sieht, daß seine Sünden nicht geringer werden, wenn das Gewissen ihn ängstet. Das ist nun das einzige Criterium, die einzige Bürgschaft, daß der Specialglaube nicht ein „gefärbter", die geglaubte Rechtfertigung nicht eine eingebildete ist, nicht etwa die Absolution des Priesters, nicht das Sacrament, sondern was verbürgt **werden soll,** nämlich der Spezialglaube, ist zugleich auch die Bürgschaft **oder der Bürge selbst für seine Echtheit;** er sagt gut für sich selbst; er besteht in der Kunst des Menschen, von seinen Sünden immer weg hin zu Christo zu sehen, von dem er das Bild des zukünftigen Richters, vor welchem selbst ein Johannes in der Offenbarung wie tot zur Erde sinkt, hinwegnimmt und nur das Bild der geschichtlichen Knechtsgestalt bestehen läßt. Wie die persönliche Heiligung und guten Werke absolut gar nichts zur Vergewisserung meiner Erwählung beitragen können, da diese ja von dem verborgenen Gott gänzlich nach der Willkür seines Ratschlusses von Ewigkeit her bestimmt ist, so können auch die schreiendsten Sünden absolut keine Änderung dieser Prädestination hervorrufen. Es bleibt im Grunde nur eine einzige Todsünde übrig, nämlich der Unglaube, d. h. also der Mangel jenes sich selbst verbürgenden, für seine Echtheit gut sagenden Spezialglaubens; alle andere Sünden sind im Grunde irrelevant, sie sind eigentlich keine Sünden mehr, da sie zugedeckt sind mit der Gerechtigkeit Christi. Wir haben immer die Rückkehr (regressum) zu jenem Artikel, daß unsere Sünden zugedeckt (tecta) sind, und daß Gott dieselben uns nicht zurechnen will, nicht weil etwa keine Sünde da wäre, im Gegenteil, die Sünde ist wirklich da (non quod peccatum non adsid, imo peccatum ad est vere), und die Frommen fühlen es, aber sie ist versteckt und wird uns nicht zugerechnet von Gott wegen Christus, und weil wir den im Glauben ergreifen, müssen alle Sünden nicht Sünden sein." (Comment. in Galat. Frankf. 1543, S. 118.) „Keine Sünde ist mehr in der Welt, denn der Unglaube, andere Sünden in der Welt sind Herr Simons Sünde. Wenn mein Hänsichen oder Lenichen in den Winkel sch . . . t, deß lachet man, als sei es wol gethan.

Also macht auch der Glaube, daß unser Dreck nicht stinkt vor Gott." (Walch. XIII, 1480.) Wenn er dann auch zuweilen sagt, grobe, d. h. bei ihm mit bewußter Gottesverachtung begangene Sünden seien Zeichen, daß ein Mensch vom Wort gefallen und der Glaube hinweg sei, so ist das einer der unzähligen Selbstwidersprüche, in die er sich beständig verwickelt. Andererseits aber spricht er sich consequenter Weise und in Übereinstimmung mit seinem Prädestinations-System dahin aus, daß z. B. der wohl angelegte und raffiniert durchgeführte Ehebruch Davids und der Meuchelmord, den derselbe an Urias begehen ließ, nur Schwachheitssünden gewesen seien. „Das ist ein schändlicher Irrtum, daß die Sophisten die Sünde unterscheiden secundum substantiam facti, d. i. nach den Werken, wie die an ihnen selbst sind, und nicht nachdem die Person gläubig oder ungläubig ist. Es hat ein Gläubiger eben so große Sünde, als ein Ungläubiger, doch wird sie dem Gläubigen vergeben und nicht zugerechnet, dem Ungläubigen aber behalten und zugerechnet, und ist also dem Gläubigen eine vergebliche Sünde, die dem Ungläubigen eine Todsünde ist; nicht, daß der Sünden halben an ihr selbst ein Unterschied sei, und des Gläubigen Sünde kleiner und geringer sei, denn des Ungläubigen, sondern daß unter den Personen ein Unterschied sei. Denn der Gläubige hält durch den Glauben für gewiß, daß ihm seine Sünde vergeben sei um Christi willen, sintemal Christus sich selbst dafür gegeben hat. Darum ob er wohl Sünde thut, bleibt er gleichwohl ein gottseliger Mensch" u. s. w. (Walch. VIII, 2730.) „Zuweilen geschieht es sogar, daß die Heiligen fallen und ihres Fleisches Gelüste thun. Wie David mit schwerem und schrecklichem Falle in Ehebruch geriet, ebenso Urheber des Mordes vieler wurde, als er den Urias in dem Treffen zu Tode kommen lassen wollte." „Aber obgleich jene Sünden groß sind, so wurden sie doch nicht aus Verachtung Gottes und enschlossener Bosheit (destinata malitia), sondern aus Schwachheit begangen." (Comm. in Gal. 3, 31.) „Gott kann an uns keine Sünde sehen, ob wir schon voller Sünden stecken, ja eitel Sünde sind, inwendig und auswendig, an Leib und Seele, vom Schädel bis auf die Ferse, sondern sieht allein das theure und köstliche Blut seines lieben Sohnes, damit wir besprengt sind. Denn dasselbe Blut ist der guldene Gnadenrock, damit wir angezogen sind, und darin wir vor Gott treten, daß er uns nicht anders ansehen kann noch will, denn als wären wir der liebe Sohn selbst, voll Gerechtigkeit, Heiligkeit, Unschuld." (Walch. VIII, 878.) Diese Worte haben ebenfalls etwas sehr Bestechendes, wir dürfen aber nicht vergessen, daß in dieser süßen Außenseite sich das Gift der bittern Täuschung verbirgt, als sei es nur eine Redensart: Ohne Heiligung wird niemand den HErrn sehen; und: Nichts Unreines wird eingehen in das Reich Gottes. Es ist nichts als Sophisterei, wenn er sagt: „Ein reines Herz hat man uns also gelehrt zu machen, daß man die unreinen Gedanken ausschlüge.

Ist wohl geredt und furgenommen, aber damit nicht gethan, daß man ihrer los würde, wie die Erfahrung gibt (stets beurteilt er nach sich alle andern), daß wenn man einen ausschlägt, schlähet man zehen hinein." u. s. w. „Darum zeucht's St. Paulus dahin, daß das Herz erstlich so rein wird, daß man sich kein Gewissen macht. Desgleichen er auch sagt: Den Reinen ist alles rein." „Also daß ein Christ wisse, daß ihm nicht schade, ob er das Gesetz halte oder nicht, ja thut wol, das sonst verboten ist, oder läßt, was sonst geboten ist; ist in ihm keine Sünde, denn er kann keine thun, weil das Herz rein ist" (d. h. also sich kein Gewissen macht!). (Jen. Ausg. 2, 478.) Daher ist's der Teufel, der Christum als den zukünftigen Richter uns vormale, „beschmeißet und vergiftet denn also uns das reine und gewisse Erkenntnis Christi mit seinem Gift und machet, wenn wir gleich glauben, daß Christus unser Mittler und Heiland sei, daß er doch gleichwol in unserm Gewissen für und für ein schrecklicher und grausamer Tyrann und Stockmeister bleibt. Werden denn also auf diese Weise von dem Feinde betrogen, daß wir das freundliche und liebliche Trostbild unsers Hohenpriesters und Mittlers Jesu Christi fahren lassen." (Walch. VIII, 1622.)

Ich glaube diese Äußerungen Luthers dem geneigten Leser vorführen zu müssen, um zu zeigen, wie die darin ausgesprochenen Grundgedanken, insbesondere aber sein theologisches Grundprinzip von der absoluten Prädestination notwendig sein sittliches Bewußtsein abstumpfen mußte, so daß er sogar so weit ging, zu erklären, Gott sei nicht soviel gelegen am Leben als an der Lehre; wenn diese nur rein sei, so brauche man es mit dem Leben nicht so streng zu halten, wie ja auch Christus seinen Jüngern gröbliches Straucheln durch die Finger gesehen habe. (Walch. III, 264, vergl. XI, 3008, auch Rebst. II, 81.) Ja damit die reine Lehre desto glänzender sich abhebe, müsse das Leben schlechter werden, mit welcher Sentenz jene Ratschläge zusammenhängen mögen, die Gewissensbisse wegen kleinerer Vergehen durch kräftigere Übertretungen tot zu machen (s. oben.) „Daran ist kein Zweifel, daß so wir glauben, alle Sünden vergeben sind, und sind durch solchen Glauben für Gott gerecht, gesund und rein. Aber nichtsdestoweniger haben und fühlen alle Christen noch viel übriges Unflats und Unreines an ihnen selbst, als daß sie Gottes Wort nicht gerne hören, noch so stark glauben und fröhlich bekennen, noch so brünstig anrufen, noch Gottes Gebot vollbringen wie sie sollten, und geht mit ihnen, je länger sie leben, wie man pflegt zu sagen, je älter je kärger, je länger je ärger." Jen. Ausg. 1580, 8, 299. Die Kunst, sich im Glauben an die Gewißheit der eigenen Erwählung zu halten, besteht nach Luther also darin, „daß man, um vor Gott heilig zu sein, ganz und gar absehe von seinem Verhalten gegen Gottes Gebote." „Die Gedanken und Disputation vom Gesetz soll man austreiben, wenns Gewissen er=

schreckt wird und Gottes Zorn wie die Sünde fühlt. Man soll dafür singen, essen, trinken, schlafen und fröhlich sein dem Teufel zum Trotz." (Tischreden b. Walch. XXII, 654 ff.) „Hieraus lerne also, im Artikel der Rechtfertigung mit höchster Verachtung vom Gesetz zu sprechen, nach dem Beispiel des Apostels, welcher das Gesetz nennt die Elemente der Welt, tötliche Überlieferungen, Kraft der Sünde ꝛc. Denn wenn du das Gesetz (stets die 10 Gebote eingeschlossen) in dem Gewissen herrschen lässest, wenn es bei dir sich darum handelt, vor Gott Sünde und Tod zu überwinden, so ist in der That das Gesetz nichts anderes, als die Kloake (sentina) aller Übel, Häresieen und Lästerungen, weil es nur die Sünde hervorzieht, verklagt, schreckt, den Tod droht, Gott als den erzürnten Richter zeigt, der die Sünder verdammt. Daher wenn du klug bist, wirf hier Mosen weit von dir, der mit seinem Gesetze stottert und stammelt, und laß dich seine Schreckmittel und Drohungen in nichts bewegen. Er muß dir hier einfach verdächtig sein als Häretiker (Irrlehrer), Excommunicierter, Verdammter, schlechter als Papst und Teufel, daher gänzlich nicht anzuhören." (Comment. in Galat. S. 310.) Darum muß das Gesetz gepredigt werden, damit die Leute erkennen, Gott stelle die hohen Forderungen nicht etwa, damit sie gehalten würden, denn er wisse, daß das niemand könne, sondern damit sie die Unmöglichkeit einsähen, es halten zu können, und also dem Gesetze feind würden und alle Lust zu demselben verlören. (Walch. XIV, 102.) Die Trennung des Gesetzes vom „Evangelium" sei daher die Grundlage aller Theologie und alles Christentums. Diese Lehre entwickelt Luther in dem zweiten Hauptwerke, das er überhaupt geschrieben, im Commentar zum Galaterbriefe (1535). Er behauptet natürlich, trotz allen entgegenstehenden Äußerungen des Apostels, dies sei die Grundlehre St. Pauli. Das Gesetz Gottes soll durchaus keinen Einfluß haben im Gewissen des Menschen: „Wenn aber das Gesetz das Gewißen erfassen und beherrschen will, so siehe zu, daß du dann seiest ein guter Sophist (dialecticus), richtig teilst und dem Gesetze nicht mehr zugestehest, als ihm zuzugestehen ist, sondern sagest: Gesetz, du willst heraufsteigen in das Reich des Gewissens und darin herrschen und es der Sünde beschuldigen und die Freude des Herzens wegnehmen, die ich aus Christo habe, und mich in Verzweiflung stürzen, daß ich verzweifle und verderbe. Dies gehört nicht in dein Amt, bleib in deinen Schranken und übe die Herrschaft gegen das Fleisch. Das Gewissen aber sollst du mir nicht anrühren, denn ich bin getauft und durch das Evangelium berufen ꝛc. zum Reich Christi, in welchem mein Gewissen ausruht, wo kein Gesetz ist, sondern reine Sündenvergebung." (Comment. in Gal. S. 15.) „Und nichts anderes ist das Christentum, als die beständige Übung dieses Artikels, nämlich zu urteilen, daß du keine Sünde habest, auch wenn du gesündigt hast, sondern daß deine Sünden an Christo hängen" u. s. w.

„Du mußt sagen: meine Sünden sind nicht meine, denn sie sind nicht in mir, sondern sie sind mir fremd, nämlich Christi, daher können sie mir nicht schaden.“ (Jen. Ausg. opp. lat. 425.) Die Quintessenz dieser Doctrin ist nicht die, daß die Sünde aus dem Menschen herausgetrieben, und er daran innerlich gereinigt werde, sondern daß sie ihm, obwohl sie bleiben, nicht schaden können. Da nun einerseits der Dualismus der beiden Ichs im Menschen und der beiden Willensrichtungen, die Luther in dem Wiedergeborenen festhält, bis zum Tode nicht aufhören kann (denn die Erbsünde ist ein peccatum de natura, gehört zu seinem Wesen, wie Flacius diese allein richtige Consequenz der lutherschen Lehre vom natürlichen Verderben des Menschen wieder hervorhob), und da andererseits nach dem Tode ein Reinigungsort nicht existieren soll, so ist die notwendige Folgerung die, daß die zum Eingange in die Seligkeit schlechterdings notwendige völlige innere Reinigung von aller und jeder Sündenpotenz geschehen muß — durch eine mechanische Ursache, d. i. durch den zeitlichen Tod. Durch diesen richtet Gott nach Luther das fleischliche Ich und Willen des Gläubigen hin und dieser kommt sofort in den Himmel. Was Buße, Taufe, Sacrament, Wort Gottes nicht fertig bringen, das bringt der zeitliche Tod fertig. (Doch giebt es auch Äußerungen Luthers, die Abbüßung verlangen, aber nur in Beziehung auf — „Papisten“; ich habe dieselben oben notiert.)

Diese Doctrin beruht auf einem falschen Begriff von Gott, insbesondere der Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes; sie scheint mir theologisch allein verständlich aus seiner Prädestinations-Lehre und der dieser zu Grunde liegenden Unterscheidung des verborgenen Gottes und des geoffenbarten Gottes. Die Tendenz der Doctrin aber ist die, alle Mitwirkung des freien Willens des Menschen von dem Vorgange der Bekehrung auszuschließen, um hierdurch zu der Lehre von der Rechtfertigung zu gelangen und in dieser, wie er meinte, die Gewißheit des Gnadenstandes sicher zu stellen gegenüber dem bösen Gewissen. Das Ganze ist, da diese letztere nur verbürgt wird durch sich selbst (nicht, wie unsere Dogmatiker uns vorspiegeln wollen durch das Wort Gottes, denn dieses ist immer nur allgemein und wird nur in der Absolution speziell dem Einzelnen appliciert, letztere aber hat Luther nicht nötig) ein Unsinn, eine Operation, wie wenn jemand sich selbst an seinen eigenen Haaren aus dem Wasser ziehen soll, sie versagt ihren Dienst in den eigentlichen Anfechtungen, die gerade gegen die Gewißheit des Gnadenstandes sich kehren. Diese Doctrin verlangt, was doch schließlich niemand vermag, daß jeder für sich selbst, d. h. für seine Seligkeit sich verbürgt und gutsagt. Was die Strafgerechtigkeit insbesondere betrifft, so äußert Luther seinen Widerwillen dagegen sehr stark. „Unsere Natur stimmt auch mit dem Gesetze Mosis überein, welche wir nicht austreiben und wegwerfen können. Denn so gedenken alle

Menschen: „Sieh, Du bist ein Sünder, Gott aber ist fromm und gerecht, darum ist Dir Gott feind, wird Dich strafen und Dich nicht hören. Also schleußt die ganze Natur und ist unmöglich, daß sie diese Schlußrede könne oder möge verläugnen. Daher haben die heil. Väter, so über Psalmen geschrieben, diese Worte justus Deus, Gott ist gerecht, also ausgelegt, daß er recht richtet, urteilt und strafet, nicht daß er gerecht und fromm machet. Diese Auslegung war mir sehr zuwider und schrecklich, da ich ein junger Theologus war. Denn wenn ich hörte den gerechten Gott nennen, dachte ich an solche Auslegung, die mir fest eingewurzelt und eine starke Gewohnheit war geworden! entsetze mich auch noch heutiges Tags, wenn ich das Wort: Gott ist gerecht, lese oder höre, so hart klebt mir an die eingewurzelte Gewohnheit. So ein kräftig schädlich Ding ist eine falsche gottlose Lehre, wenn die Herzen von Jugend auf damit befleckt und vergiftet werden. Noch haben es die alten Lehrer schier alle auf diese Weise ausgelegt." (Walch. V, 701.) Diese Stelle zeigt, daß Luther den biblischen und kirchlichen Begriff von der Gerechtigkeit Gottes aufgeben muß, um seine laxe Lehre festzuhalten, und daß er einen selbsterfundenen Begriff dafür unterschiebt. Daraus erklärt sich der Haß gegen die Vorstellung von Christo als dem zukünftigen Richter, die er als papistisch wegwirft und statt desselben ein selbstgemachtes Christusbild unterschiebt, das von der Majestät des furchtbar Erhöhten, den St. Johannes in der Offenbarung uns vor die Augen stellt, gar nichts enthält. Als Mönch konnte er das Bild des Gekreuzigten nicht ansehen, wie er erzählt, weil er in ihm den künftigen Richter noch sah, durchaus in Übereinstimmung mit dem Wort St. Pauli, daß Gott den von seinem Blute übergossenen Christus aller Welt vor die Augen stellt am Kreuze, damit sie in diesem Bilde die Strafgerechtigkeit Gottes erkenne, die ein solches Sühnopfer (ἱλαστήριον) für ihre Sünden erforderte. In seiner Übersetzung der Stelle (Röm. 3, 25) verfälscht daher Luther dieselbe bis zur Unkenntlichkeit, indem er statt Sühnopfer den noch dazu despectierlichen Ausdruck „Gnadenstuhl" setzt (Christus wird als der Stuhl vorgestellt, auf dem die Gnade sitze, oder als Deckel der Bundeslade) und statt: zur Erweisung seiner Strafgerechtigkeit (εἰς ἔνδειξιν τῆς δικαιοσύνης αὐτοῦ) das gerade Gegenteil einschmuggelt: „Auf daß er die Gerechtigkeit, die vor ihm gilt, darbiete."

Nachdem der Begriff der göttlichen Strafgerechtigkeit glücklich aus seiner Moral entfernt ist, dürfen wir uns nicht wundern, daß Luther lehrt, Christus habe durch seine stellvertretende Gesetzes-Erfüllung und Genugthuung den Menschen von der Verpflichtung, das göttliche Gesetz zu halten, befreiet; der Mensch dürfe nicht darnach streben, das Gesetz zu erfüllen, das sei eine Schmälerung des Verdienstes Christi; er müsse vielmehr Christi Erfüllung im Glauben sich zurechnen lassen „auf daß das Gewissen

freudig einschlafe in Christo, ohne alle Empfindung des Gesetzes, der Sünde und des Todes." (Comm. in Gal. S. 310.) So gelangt er dann folgerichtig weiter zu dem Schlusse, daß es „kein größer, gefährlicher giftiger Ärgernis gebe, denn das äußerliche gute Leben in guten Werken, und geistlichem Wandel. Das ist das rechte helle Thor und die breite Landstraße zur Verdammnis. O welch ein gräulicher Gräuel des Unglaubens und ungöttlichen Wesens liegt in dem schönen Leben, welch ein Wolf unter der Wolle, welch eine H..e unter dem Kranze" (Walch. XI, 349 ff.). „Gute Werke zu lehren, sei des Teufels eigenstes Geschäft" (das. III, 1193). Wenn jemand Freude habe an einer gelungenen Pflichterfüllung, so sei dieselbe an ihr selbst nicht gerade böse, „wolle aber das Gewissen fangen und irre machen" (das. V, 620.) Darum „müssen hinweg alle Werk, die thun gar nichts dazu. Die Werk sind am schädlichsten zur Seligkeit, wie ich vor gesagt habe." (Luthers ungedruckte Predigten von Höck [S. 72 ff.]). Beiläufig bemerkt, als Agricola, Luthers früherer Freund, sich erlaubte, ohne Luthers vorherige Genehmigung diese echt luthersche Lehre von der Schädlichkeit der guten Werke zur Seligkeit selbstständig zu entwickeln, traf ihn der Haß und Zorn des Meisters. Es ging ihm, wie später dem Flacius; die Consequenzen der lutherschen Lehrsätze sollten nicht gezogen werden.

Von da war nur ein Schritt zur Reflexion, daß eigentlich „je schändlicher du bist, je eher Gott die Gnade eingiebt" (Leipz. Ausg. 14, 128), daß große Sünder besser daran sind, was die Rechtfertigung anlange, als die zarten Gewissen, die mit Furcht und Zittern ihre Seligkeit schaffen. In guten Werken Gottes Wohlgefallen sich erwerben suchen, heiße Mistrauen in Gottes Gnade haben und auf eigene Werke bauen (!) „Eine öffentliche H..e thut dies niemals, denn weil sie in öffentlichen Schandthaten lebt, so hat sie allzeit ein von ihrer Sünde verwundetes Herz. Sie hat auch kein Verdienst oder gute Werke, darauf sie sich verlassen könnte. Sie wird aber noch eher errettet, als ein Heiliger, denn der Heilige wird durch seine Werke verhindert, daß er kein Verlangen nach Gnade hat." (Walch. VI, 548.) „Wir aber sagen also: daß die rechten Heiligen Christi müssen gute starke Sünder sein und solche Heilige bleiben," „die für sich und mit allen ihren Werken nichts denn Sünder und verdammt sind, aber durch fremde Heiligkeit heilig werden, nämlich des HErrn Christi, welche durch den Glauben ihnen geschenkt und eigen (d. h. zugerechnet) wird, die ist so stark und kräftig, daß sie alle Sünden und Gebrechen, so in Fleisch und Blut bleiben, decket und abwischt," (herausbringen kann sie dieselben nach Luther nicht), wie ich oft gesagt habe, daß Christi Reich nichts anderes ist, denn eitel Vergebung, das nur mit Sünden umbgeht, und immerdar auslöscht, deckt und rein macht, weil wir hier leben." (Jen. Ausg. 6, 199.)

Aus obigen Stellen ist hinlänglich zu ersehen, daß Luthers sittliche Lebensanschauung unter dem Einfluß seiner Lehrsätze sich abgestumpft hat und lax und schlaff geworden ist. Seine Lehre muß solche Wirkung notwendig haben, wenn ihr nicht anders woher Gegengewichte gegeben wurden, wie der spätere Protestantismus dieselben gesucht hat, freilich um von dem genuinen Luthertum abzuweichen und der katholischen Lehre sich zu nähern. Letzteres wird zwar nicht eingestanden. Die Genugthuung, ich meine die zeitliche Genugthuung des Menschen für seine Sünden, die Wiedergutmachung derselben, die Bereitwilligkeit zur Erleidung der zeitlichen Strafen findet folgerichtig keinen Platz unter seinen Lehrbestimmungen. Wenn wir ihn dann seinen Zorn über das protestantisierte Volk und dessen angeblichen Undank ausschütten sehen, so ist das hauptsächlich wieder derselbe fleischliche Zorn, der sich gegen die alte Kirche kehrte, nicht so sehr der sittliche Ernst und Abscheu vor der religiösen und sittlichen Zersetzung an sich, auch nicht die Sorge und Angst um so viele dem ewigen Verderben entgegen laufende Seelen, als vielmehr lediglich der Ärger über sein misratenes Werk. Eben deshalb ist's vorzugsweise der Gesichtspunkt des Undanks gegen ihn und seine Lehre, den er hervorkehrt. Von der stolzen Furcht vor Demütigung und von der Aufgeblasenheit seiner dünkelhaften Irrtumslosigkeit ließ er sich dazu hintreiben, jene höchste Forderung des Evangeliums, die der persönlichen Heiligung des Menschen, für etwas im Werke der Bekehrung mehr oder weniger irrelevantes, zum wenigsten als eine Sache von ganz untergeordneter Bedeutung anzusehen. Seine frühere Werkgerechtigkeit, sein früheres durchaus unkirchliches und unkatholisches Bestreben, durch eigene Kraft und Werke, anstatt durch die Gnade und deren Gaben, Gerechtigkeit, Verdienste und Ehre vor Gott und sich selbst zu erlangen, war in das völlige Gegenteil umgeschlagen. Es war eine empfindliche Desavouierung seiner Lehre, daß, da der Baum die Früchte mache und nicht umgekehrt, aus seinem Evangelium, wo es nur angenommen sei, notwendig von selbst, ohne daß der Mensch erst frage oder sich übe, gute Früchte erwachsen müssen. Diese Früchte, die er vor sich sah, waren denn doch so arg, daß er gegen die Schlußfolgerung von ihnen auf die Beschaffenheit des Baumes nur mit Sophistereien sich helfen, und ebenso wenig gegen das Überhandnehmen derselben etwas ausrichten konnte. Sein Zorn hatte noch einen andern Grund. Das ganze Gebäude, das er „mit seinem Schweiße und mit der Gefahr seines Leibes und Lebens“ errichtet hatte, drohte auseinanderzugehen. Auch war es eine arge Enttäuschung für ihn, daß in gleichem Maße, wie sein Evangelium ganze Länder und Volksstämme eroberte, die Sittenlosigkeit sich ausbreitete, während das Papsttum und die Kirche in demselben Maße, als sie zu unterliegen schienen, innerlich und ethisch sich regenerierten; Enttäuschung war's, daß, wie er seit dem Jahre 1541 allmählich merken konnte, der

Kaiser Anstalten machte, die hochverräterischen und rebellischen Fürsten niederzuschlagen, während er unablässig den allernächsten Untergang Karls prophezeit und diesen mit um so größerer Unfehlbarkeit verkündet hatte, als er ja genau wußte, daß Kaiser und Papst, wie alles, was sich seinem „Evangelio" nicht unterwarf, diesen Widerstand nur leistete, um, von Gott verstockt und zum Untergange prädestiniert, diesen selbst herbeizuführen. Ich bitte, sich der mannichfachen Belege hierzu erinnern zu wollen, die ich oben beigebracht habe. Es ist daher verständlich, daß der enttäuschte und in seinen Weissagungen bereits mehr oder weniger blamierte „Prophet" die Schale seines Zornes nunmehr über das Volk ausgoß und demselben Gottes Gerichte und die Nähe des jüngsten Tages verkündete.

Er sah sich als den größten Wohlthäter Deutschlands an. Aber diese „barbarische und wahrhaft bestialische Nation" der Deutschen sei, schreibt er (Aurifab. II, 328), nicht wert wegen ihres Undanks, daß er ihr die Bibel zu übersetzen fortfahre. Denn der „große Haufe" „auch unter uns, die das Evangelium empfangen und uns desselben rühmen" zeigt sich „auch so schändlich undankbar dafür, daß nicht Wunder wäre, daß Gott mit Blitz und Donner, ja mit allen Türken und Teufeln aus der Hölle dareinschlüge." „So bald haben wir vergessen, wie wir sind unter dem Pabsttum geplagt (er vergißt hier leider nur, daß das Volk seinen jetzigen Zustand unter der landespäpstlichen Polizeidespotie als eine Plage, die Zeit unter dem Papsttum als verlorene Freiheit empfand) und als mit einer Sündflut überschwemmt und ersäuft gewesen sind" u. s. w. (Walch. XII, 1234.)

In den folgenden Jahren zeigen uns seine Beschreibungen eine entsetzliche Zunahme der sittlichen Zersetzung, namentlich in Kursachsen. Aber nirgend findet sich eine Spur der Erkenntnis, daß die Aufdrängung seines Kirchenwesens durch Betrug des Volkes um den bisherigen Gottesdienst, durch Raub der Kirchengüter, durch die Gewalt der Polizeiknute und durch gewaltsame Verjagung der Priester und Bischöfe gar keine andere Wirkungen haben konnte. Für das Glück, eine solche despotische Behandlung erfahren zu haben, die noch obendrein tief in den Beutel der Leute eingriff, wo Fürsten und Adel das Kirchengut annectiert hatten, sollte ihm, dem Urheber von dem allen, das Volk auch noch dankbar sein. Soweit war es damals noch nicht, wie heute, wo unsere Bauern Luther als einen Christo ebenbürtigen, großen Mann, als den Erlöser von den lästigen Ceremonien verehren. Diese waren euren Vätern, die man um ihren Glauben und Gottesdienst so schmählich betrogen oder sie gewaltsam desselben beraubt hatte, um so teurer geworden; und Luther haßte das Volk derart, daß er sich nicht einige Tagereisen von Wittenberg zu entfernen getraute, wie seine Briefe aus der Zeit nach den Bauernkriegen davon Zeugnis geben.

In einer Schrift über das Abendmahl (daß diese Worte: Das ist mein Leib, noch feste stehen, Walch. XX, 1014) becomplementiert er die Deutschen in folgender artigen Weise: „Solche schändliche Säue sind wir heillose Deutschen das mehrere Teil, daß wir weder Zucht noch Vernunft haben, und wenn wir von Gott hören, achten wirs gleich so viel, als wäre es der Gaukler Mährlein.“

Es mögen noch folgende Parallelen aus Luthers Munde hier Platz finden. „Zuvor wo man sollte unter des Pabsts Verführungen und falschen Gottesdiensten gute Werke thun, da war jedermann bereit und willig, jetzt dagegen hat alle Welt nichts anders gelernt, denn nur schätzen, schinden und öffentlich rauben und stehlen durch Lügen, Trügen, Wuchern, Übertheuern, Übersetzen, und jedermann mit seinem Nächsten handelt, als halte er ihn nicht für seinen Freund (viel weniger für seinen Bruder in Christo), sondern als seinen mörderlichen Feind, und nur allein gern alles wollte zu sich reißen, und keinen andern nichts gönnt. Das geht täglich und nimmt ohne Unterlaß überhand, und ist der gemeinste Brauch und Sitte in allen Ständen, unter Fürsten, Adel, Bürgern, Bauern, in allen Höfen, Städten, Dörfern, ja schier in allen Häusern. Ja wenn wir's nicht zuvor hätten aus unsrer Vorfahren milden Almosen und Stiftungen, so wäre der Bürger halben in Städten, des Adels und Bauern auf dem Lande das Evangelium längst getilgt, und würde nicht ein armer Prediger gespeist oder getränkt. Den wir wollens auch nicht thun, sondern nehmen und rauben dazu mit Gewalt, was andere hiezu gegeben und gestiftet haben. Darum ist uns gar nicht dafür zu danken, daß noch ein Predigtstuhl oder Schule erhalten wird.“ (Walch. XI, 2521.) „Unter dem Pabsttum waren die Leute mild und gaben gern; aber jetzt, unter dem Evangelio, giebt niemand mehr, sondern einer schindet nur den andern, und ein jeglicher will alles allein haben. Und je länger man das Evangelium predigt, je tiefer ersaufen die Leute im Geiz, Hoffart und Pracht, eben als sollte der arme Bettelsack ewig hier bleiben. Sogar ist der Teufel zwiefältig unter die Leute gefahren. (Walch. XIII, 1584.) „Zuvor, da man dem Teufel diente im Pabsttum, da war jedermann barmherzig und milde, da gab man mit beiden Händen, fröhlich und mit großer Andacht, den falschen Gottesdienst zu erhalten. Jetzt, da man billig sollte milde sein, gerne geben und sich dankbar erzeigen gegen Gott für das heil. Evangelium, will jedermann verderben und des Hungers sterben, niemand nichts geben, sondern nur nehmen. Zuvor konnte eine jegliche Stadt, darnach sie groß war, etliche Klöster reichlich ernähren, will geschweigen der Meßpfaffen und reichen Stifte. Jetzt, wenn man nur zwo oder drei Personen, die Gottes Wort predigen . . . in einer Stadt ernähren soll, **und doch nicht vom eigenen, sondern fremden Gut, das vom Pabsttum her überblieben ist, das ist jedermann zu schwer.**“ (das. XI, 1758.)

Sehr lehrreich für Beurteilung des schon oben erwähnten Zustandes des Volksunterrichts vor und nach Aufkommen des neuen „Evangeliums", sowie für die der Erziehung ist folgendes Geständnis Luthers: „Vorhin, da man dem Teufel diente und Christi Blut schändete, da stunden alle Beutel offen, und war des Gebens zu Kirchen, Schulen und allen Greueln kein Maß; da konnte man Kinder in Klöster, Stifte, Kirchen und Schulen treiben, stoßen, zwingen mit unsäglicher Kost . . . Nun man aber rechte Schulen (?) und rechte Kirchen (?) soll stiften, ja nicht stiften, sondern allein erhalten im Gebäu . . ., da sind alle Beutel mit eisernen Ketten zugeschlossen, da kann niemand zu geben. (Walch. X, 530.) Von der Kinderzucht, oder vielmehr dem Mangel an derselben sagt er, daß sie „so übel" sei, „daß es zu erbarmen ist; da ist keine Ehre noch Zucht, die Eltern lassen ihren Kindern den Willen, halten sie in keiner Furcht; die Mütter sehen nicht auf ihre Töchter, lassen ihnen alles nach, strafen sie nicht, lehren sie weder züchtig noch ehrbar leben." (Walch. XI, 3096.) „Es ist leider allzuwahr, daß die Jugend jetzt so wüst und wild ist und sich nicht mehr will ziehen lassen." (Bruns, ungedr. Predigten Luthers 44.) Es stand damals also gerade so, wie heutzutage, wo der Culturkampf seine Früchte zeitigt. Diese Zuchtlosigkeit der Jugend komme aber von der Zuchtlosigkeit der Alten: Wie „ein Wolkenbruch und Sündflut" habe die Trunksucht und Schlemmerei alles überschwemmt, hoch und niedrig. „Wer nicht mit ihnen eine volle Sau sein will, der wird verachtet." (Walch. XII, 789.)

Die drastischen Schilderungen Luthers dieser im protestantisierten Volke eingerissenen Laster, sowie der Hoffart, des Geizes, der Habsucht und Gewaltthätigkeit bei Bauer, Bürger, Adel und Fürsten bitte ich in dem mehrfach angeführten Werke von Döllinger nachzulesen.

Zwanzigstes Kapitel.

Luther über das Gebet.

Luther beklagt sich irgendwo (Walch. IX, 2718), daß der Adel seinen Spaß daran habe, wenn der Pfarrer „ungepredigt" aus der Kirche nach Hause gehen müsse, weil die Bauern nicht zum Gottesdienste gekommen seien. Diese wenigen Striche genügen zur Charakterisierung des Kirchenbesuchs. Der Gottesdienst war aus einem Gebetgottesdienst, aus einer Anbetung vor dem im Sacrament gegenwärtigen Heilande umgewandelt worden in einen Predigtgottesdienst. Zwar rühmt er sich noch im Jahre 1541 der guten Durchführung jenes Rates, das Volk unmerklich um die Messe zu betrügen: „Es sind Gott Lob unsere Kirchen in den Neutralibus so zugericht, daß ein Laie, oder Walh oder Spanier, der unser

Predigt nicht verstehen könnte, wenn er sähe unsere Messe, Chor, Orgeln, Glocken, Caseln ꝛc., würde er müssen sagen, es wäre eine rechte päpstisch Kirche, und kein Unterschied oder wenig gegen die, so sie selbs unter einander haben." (De Wette V, 340.) Aber das hatte offenbar den gewünschten Erfolg nicht gehabt: die Leute fingen an haufenweise fortzubleiben. Luther selbst hat geflissentlich dahin getrieben, die täglichen Opferdienste eingehen zu lassen. Wenn Delitzsch in seinem Commentar zu den Psalmen apodictisch erklärt: „Die Psalmodie war in der herrschenden Kirche zu leblosem Werkdienst herabgesunken", so fußt er, da er selbst in den nächtlichen Chören die Psalmen niemals mitgesungen, vermutlich auch niemals das Brevier der katholischen Kirche gebetet hat, auf den parteiischen Darstellungen Luthers. Dieser nennt allerdings irgendwo den Psalter sein Gebetbuch und äußert sich in seiner Vorrede zu demselben sehr schön darüber, wie man in demselben die Heiligen gleichsam ins Herz blicke. Gewinnt er dadurch einem die herzliche Zustimmung und Sympathie ab, so übergießt er dagegen den, welcher die unvergleichliche Schönheit des Breviergebets kennt, durch seine pöbelhafte Verhöhnung des klösterlichen und kirchlichen Horengebetes mit dem übelriechenden Strome seiner „Rhetorik". Mich wenigstens hat, ehe ich an Katholischwerden dachte, innerlich empört, was er in seinem Pamphlet de votis monasticis in diesem Genre leistet. Diese Art Verhöhnung rechtfertigt den Schluß, daß Luther, wie er überhaupt ohne innern Beruf, mehr ein Heide als ein Christ, in das Kloster getreten war und seinen eigenen Geständnissen gemäß dort nichts als nichtigen und hoffärtigen „Werkdienst" getrieben hat, auch wenn er die Horen mitsang, nichts anderes gethan habe als getönt, geblöckt, geplärrt ohne Andacht und ohne Anbetung; gleich wie er das Meßopfer nach seinem eigenen Geständnis niemals mit innerer gläubiger Andacht celebriert hat. Daß er keine Idee von gottesdienstlicher Anbetung gehabt, zeigt die Begründung, die er seinem verhöhnenden Urteile über den Psalmengesang giebt. Der altkirchliche von den Aposteln her überlieferte Horendienst sei eine „göttliche und sehr kirchliche Einrichtung" gewesen, aber zum „Belehren und Ermahnen" angeordnet. Der klösterliche Horendienst sei zwar die Nachahmung jenes apostolischen, weil er aber nicht geschehe „zum Belehren und Ermahnen", so muß er — da Luther Anbetung nicht kennt, „lebloser Werkdienst" sein. Es würde zu weit führen, wollte ich hier den geehrten Leser mit Luthers Aussprüchen über den Psalmengesang belästigen; es genügt zur Charakterisierung, daß er den Psalmengesang ein „Blöken" nennt, bei dem es denen, die das Geblök ertönen ließen, gar nicht im entferntesten in den Sinn komme, was sie läsen oder sängen, so daß ein Fremder, wenn er hinein käme „in die Mitte dieser blökenden, murmelnden, blärrenden Menschen" und nichts weiter höre als dies „Tönen und Orgeln", glauben müßte, in eine Gesellschaft

Irrsinniger geraten zu sein, die in die Luft hineintönten mit nicht mehr Sinn und Verstand, wie wenn Rohrpfeifen, Dudelsäcke, Trompeten, Baßgeigen rc. durch einander concertierten, ein kindliches, lächerliches, unsinniges, wahnsinniges Schauspiel, das aber eine Blasphemie sei, da es Gottesdienst genannt werde. (Opp. lat. Erl. Ausg. 6, 307 ff.) In gleich verächtlicher Weise zieht er über Prozessionen los (Erl. Ausg. 24, 378), die er höchstens als „ein Kinderspiel für die Jugend und jungen Schüler" dulden will. „Aber daß wir alte Narren in Bischofshüten und geistlichem Gepränge dahergehen und machen Ernst daraus, ja nicht allein Ernst, sondern Artikel des Glaubens . . . das ist der Teufel selbst."

Nicht minder hatte Luther die Heiligenverehrung und das Gebet verächtlich gemacht. In seinen Briefen pflegt er freilich meist seine Adressaten um ihre Fürbitte anzugehen, nennt auch in einem derselben das Gebet „die allmächtige Kaiserin", die alles vermöge, aber andererseits äußert er sich dermaßen über die Übung des Gebets, daß man sich nicht wundern kann, wenn man später seinen Geständnissen begegnet über eigene und allgemeine Erschlaffung und Unlust zum Gebet und über das vielfache Aufhören desselben. Ich bitte zu bedenken, welche Wirkung es haben mußte, wenn Luther in einem für das Volk bestimmten Buche, wie seine Kirchenpostille sein sollte, in einer bis zur Frivolität fortschreitenden Weise das Gebet herabsetzt. „Die Bereitung des Herrn besteht nicht darin, daß Du mit Deinem Gebet, Fasten, Kasteien und eigen Werk Dich wollest würdiglich bereiten, wie jetzt alle Predigten im Advent treiben und narren." Die Erkenntnis, daß man untüchtig sei zu allem Guten, sei eine bessere Bereitung, ob man auch „dieweil eitel Malvasier tränke . . . und nicht ein Wort betete." (Walch. XI, 149.) Wie man beten soll, darüber hören wir folgenden Rat: „Denke wo Du beten willst, daß Du keck und unverschämt daher knieest oder tretest und mit Gott also redest: Herr Gott, himmlischer Vater! ich bitte und wills unversagt haben, daß es solle und müsse Ja und Amen sein, das und kein anderes, sonst will ich nicht beten, noch gebetet haben." (Das. XX, 2785.) Instructiv ist der Unterricht, den er über das Beten in seinem großen Katechismus giebt. Selbstverständlich macht er seinem Hasse gegen das Breviergebet auch hier wieder Luft, so daß ich vermute, dieser Haß und wiederholte Verhöhnung desselben sei aus einer lange geübten Pflichtverletzung, aus langer Unterlassung des Breviergebets hervorgegangen. Diese Unterlassung ist schon häufig der Anfang des Abfalls von der Kirche gewesen. Mit Recht habe er abgeworfen, erklärt er (Concord. Ausg. von Schlawitz, S. 510), „die bisher gemachten Gebete aller Mönche und Opferer, welche zwar lange und bei Nacht anstrengend genug heulen und murmeln, aber innerlich hat keiner derselben jemals auch nur für ein Fäserchen (pro titivillitio) wirklich zu beten sich vorgenommen (mit welcher Anmaßung sitzt er hier zu Gericht über alle

Beter des Breviers!), und wenn auf einen Haufen alle Werkstätten jener wiehernden Esel mit sammt dem ganzen Schwarm aller Ordensleute zusammengetrieben würden, so könnten sie nicht anders als bekennen, daß sie niemals von Herzen oder für das geringste Tröpfchen Wein gebetet haben zu Gott u. s. w." Wie aus dem übrigen Inhalt jener Gebetsanweisung hervorgeht, so kennt er eigentlich nur Bittgebet, denn er will Gott nichts geben im Gebet, sondern nur empfangen, obwol Gott selbst fordert: gieb mir dein Herz. Und als vornehmsten Beweggrund für das Beten stellt er auf das Gebot zu beten, daneben die Verheißung, daß man empfangen soll. Das Gebot soll zum Gebet treiben, damit wir durch Ungehorsam Gott nicht erzürnen (S. 507.) Zugleich aber verlangt er jene schon oben bezeichnete anmaßliche Keckheit. Zum andern soll die Verheißung, daß wir empfangen sollen, was wir bitten, zum Gebet treiben. Man soll zu Gott sagen: „Ich komme zu dir zu beten, nicht zwar aus eigenem freien Willen (ex proprio arbitrio), oder Vorsatz oder durch eigene Würdigkeit hergeführt, sondern durch dein Gebot oder Verheißung angetrieben" rc. (509.) Endlich fügt er noch als Beweggrund an die eigene Notwendigkeit (necessitas) und erklärt diesen für den besten Lehrmeister im Gebet (!): „Und so erst geschieht's, daß das rechte Gebet zu Gott ausgegossen wird, so daß man keinen Lehrer nötig hat, wie jemand sich zum Gebet vorbereitet oder woher man die Unterwürfigkeit schöpfe" (509). Daß er das Gebot als Hauptbeweggrund geltend macht, stempelt das Gebet zu etwas Erzwungenem. Daher ists erklärlich, daß er seinem eigenen Geständnis gemäß, so viel Unlust und Erlahmung spürt, während dem katholischen Christen das Gebet höchstes Bedürfnis und höchste Lust, eine wahre Nahrung der Seele ist. Es ist sehr erklärlich, daß er das Breviergebet, Fasten und Wachen des Mönchslebens, was berufenen Klosterleuten eine Lust ist, als „schwere Last" empfunden hat und sich freut: „jetzund aber, Gott Lob, habe ich es vergessen." (Walch. V, 619.) Der hauptsächlichste Gegenstand seines Gebets war denn auch, wie seine Briefe ausweisen, nicht sowol die eigene ethische Heiligung, sondern die Vernichtung der Gegner (Balth. Matthesius, Leben des Matthesius, S. 88).

„Herr Doktor, frug seine Kethe ihn, wie kommts, daß wir im Pabsttum so hitzig, emsig und oft gebetet haben, jetzt aber ist unser Gebet ganz kalt, ja wir beten selten?" Da antwortete der Doctor darauf und sprach: „Der Teufel treibet seine Diener immerfort, die sind mühselig und fleißig in ihrem Gottesdienst. (Walch. XXII, 810.) Hierher gehört auch die Äußerung bei Walch. XIV, 294, in welcher die Gebetsübung recht verächtlich gemacht wird, und die uns auf einen andern, für Luthers Stellung zum Gebet nicht unwichtigen Punkt leitet: „Die Papisten plumpen hinein und machen eitel Werkheilige im Himmel, und unter so viel Legenden der Heiligen ist nicht eine, die doch einmal einen Heiligen beschriebe, der nach

der christlichen Heiligkeit oder nach des Glaubens Heiligkeit heilig gewesen wäre; all ihre Heiligkeit ist, daß sie viel gebetet, gefastet, gearbeitet, casteiet, hart gelegen und gekleidet gewesen sind, welche Heiligkeit schier allzumal auch ein Hund und Sau täglich üben kann.“ Die Heiligen im Himmel werden also von Luther so ungefähr mit den „Hunden und Säuen“ in eine Kategorie gebracht.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Luther über die Verehrung der Heiligen.

Wie er den Rosenkranz unter die abgöttischen Gebete rechnete, so bezeichnete er die Heiligenverehrung als Abgötterei. Den Rosenkranz kann er also unmöglich im Sinne der Kirche gebetet haben. Denn diese lehrt ihn so beten, daß man an der Hand der einzelnen Geheimnisse aus dem Leben des HErrn sich versenke in anbetende Betrachtung und geistige Anschauung des Opferganges und Opferwerks Christi und seiner Erhöhung, und daß man dieses Opferleben des HErrn vor Gott bringt, um sein Vaterherz zu bewegen, uns seine heiligende Gnade mitzuteilen.

In Betreff der Heiligen äußert er sich u. a. in der Schrift gegen die Kanonisation des Bischofs Benno (Erl. Ausg. 24, 240): „Wöllen wir nu der Schrift nachleben, so müssen wir uns von den verstorbenen Heiligen im Himmel wenden und zu den Heiligen auf Erden kehren, dieselben erheben und ehren.“ Die Heiligen auf Erden aber sind ihm „jeglicher Christ auf Erden.“ Da er aber die „Papisten“ nicht zu den Christen, sondern zu den Heiden rechnet, so bleiben eigentlich nur die Lutherschen übrig, denen der Titel „Heilige“ in Luthers Sinne gebührt. Die Schrift rede wenig oder gar nicht von den Heiligen im Himmel. Wenn indes der HErr sagt von der Freude, die bei Gott und seinen Engeln über einen bußfertig zurückkommenden Sünder sei, so wird der geneigte Leser zugestehen, daß die vollendeten Gerechten an dieser Freude teilnehmen. Daraus folgt aber, daß durch Gottes Gnade und Allmacht ein geistiger Rapport die triumphierende Kirche in Kenntnis erhält von dem Gange des Kampfes auf Erden, sowie von jedem einzelnen Bußact auf Erden. Daher es durchaus schriftgemäß ist, daß wir in dem täglichen Confiteor Gott und den Heiligen im Himmel beichten. Nehmen wir hinzu die Aussprüche des HErrn von den Schutzengeln, die vor Gottes Angesicht gleichsam ein- und ausgehen, und etwa auch von der Vergleichung der Vollendeten mit den Engeln, so werden wir noch weniger Grund haben, uns gegen die Anerkennung eines solchen Rapports des oberen Teils der Kirche mit dem unteren zu verschließen. Der Apostel stellt aber die obere Abteilung der Kirche geradezu dar als eine Wolke von Zeugen um uns her, im Aufblicke, zu welcher wir unsere ermüdenden Glieder immer neu stärken sollen.

Da diese ernste Ermahnung an das Bild von dem himmlischen Amphitheater geknüpft ist, so ist dieses nicht ein bloßes Gleichnis oder leere Phrase, sondern hat die reale Wahrheit im Hintergrunde, die wir im Apostolicum bekennen mit dem Artikel: Gemeinschaft der Heiligen. Luther freilich hat dies seiner falschen Lehre wegen, welche die Gemeinschaft zwischen den abgeschiedenen und zurückbleibenden Gliedern der einen und selben Kirche vollständig zerreißt, in das nichtssagende „Gemeinde der Heiligen" verfälscht. Daß er selbst nichts mit dieser „Gemeinde der Heiligen" anzufangen weiß, überhaupt keine Idee von Kirche hat, dafür bürgt schon der eine Umstand, daß er es zu einer Lehre von dem, was Kirche sei, nicht hat bringen können. Ich erinnere noch an das Wort von den selig gepriesenen im HErrn Verstorbenen: Ihre Werke folgen ihnen nach. Fragen wir, zu welchem Zwecke, so wird die richtige Antwort die sein, um dort den Schatz zu bilden, den zu sammeln der HErr selbst seine Jünger ermahnt. Ist darin offenbar die Idee des Lohnes ausgesprochen, und sehen wir uns nur einen Augenblick das an, was nach apostolischer Lehre ein gutes Werk charakterisiert, so werden wir auf eine weitere Beziehung geführt zwischen den Heiligen im Himmel und uns hier auf Erden. St. Paulus beschreibt den Organismus der Kirche im Briefe an die Epheser in einem lehrreichen Bilde. Von dem Haupte im Himmel, von Christo, ergießt sich der Lebensstrom der göttlichen Liebe durch den ganzen Leib, durch alle Gelenke, Sehnen und Nerven in jedes einzelne Glied und belebt jedes Glied zu thätiger Arbeit am Baue des Leibes selbst, immer und alles durch den Dienst des von Gott selbst dazu gegebenen Amtes. Darnach wird alles, was Glieder dieses Leibes thun, im Gerichte geprüft werden, ob es Arbeit im Weinberge oder bloßes Stehen am Markte der Welt, also Müssiggang, gewesen; ob es die Tendenz gehabt hat, zu helfen am Baue des großen geistlichen Tempels Gottes, zu fördern das Wachstum des Leibes Christi. Denn durch den Dienst jedes Gliedes dies Wachstum zu fördern, das ist der Zweck des aus Christi Herzen sich ergießenden Lebens- und Liebesstromes. Wenn nun die Werke der Glieder ihnen nachfolgen sollen, um dort ihren Lohn zu empfangen, so können sie ohne Frage einen erwünschteren Lohn nicht erlangen, als den, daß Gott ihnen das giebt, was sie mit ihren Werken erstrebten, mithin fort und fort beizutragen zum Wachstum des Leibes. Und da sie dort nicht (wie Luther lehrt) im Seelenschlafe sich befinden, sondern leben, da der Liebesstrom aus dem Herzen Christi noch unmittelbarer und ungehinderter dort sich in sie ergießt, so folgt daraus mit innerer Notwendigkeit, daß sie mit ihrer Fürbitte unablässig ihre Werke, ihren Schatz fruchtbar machen für das Wachstum des Leibes auf Erden. Diese himmlische Gebetsübung ist ihnen keine Last, wie Luther die Gebetsübung auf Erden eine Last geworden war, sondern es ist ihre Seligkeit, ihre paradiesische Arbeit am Baue des

Gartens Gottes. So greifen sie der streitenden Kirche unter die Arme, wie es in anderer Weise die Engel thun, und gleichen mittelst ihrer Fürbitte unsere Mängel durch ihren Reichtum und Schatz aus, wie andererseits die Kirche auf Erden diese Ausgleichung und Hülfe dankbar acceptiert in der Übung des Ablasses, der bekanntlich nur bußfertigen und solchen Christen erteilt wird, welche die Sündenvergebung bereits durch die Absolution erlangt haben. Da wir nun wissen, daß bei den Heiligen im Himmel Freude entsteht über unsere aufrichtige Buße, so wissen wir auch, daß sie durch das geheimnisvolle Band der Gemeinschaft der Heiligen dieselbe erfahren, vermöge göttlicher Gnadenwirkung; so wissen wir auch, daß wir sie nicht bloß ehren, sondern auch ersuchen und bitten dürfen, uns durch ihre Fürbitte zu helfen zur Vermehrung der heiligenden Gnade und zum Wachstum an Christo. Das ist keine Wegweisung von Christo zu den Heiligen, keine „Fürbildung" der Mutter Gottes und der Heiligen als an die Stelle Christi gesetzter Mittler, wie die luthersche Verdrehung der Kirchenlehre unterschiebt, sondern die Bethätigung der Gemeinschaft der Heiligen, in welcher eine wirksame Erwärmung der Herzen zum Gebete liegt. Allerdings sind die Heiligen Vermittler, Advocaten, Fürsprecher für uns, sind auch in gewisser Weise eine Zuflucht und Trost für uns, wie der Apostel im Briefe an die Hebräer uns geradezu dieselben als einen lebendigen Beweggrund vorhält, immer, neu gestärkt durch ihre Gemeinschaft, von neuem uns zum Kampfe zu erheben. Auch auf Erden giebt es solche Vermittler, insbesondere die Diener des priesterlichen Amtes, wie schon die Ermahnung des Apostels an seinen Vicar andeutet: Habe Acht auf dich selbst und die Heerde, auf daß du dich selig machst und die dich hören; und den Lobpreis, den St. Jakobus dem spendet, welcher durch seine Fürbitte einer Seele vom Tode geholfen hat.

Wird nun der Mutter Gottes in dieser heil. Gemeinschaft die erste Stelle angewiesen als der Königin, so ist das durch ihre Stellung als Mutter des Hauptes schon bedingt. Es ist auch biblisch, denn sie ist die wahre Eva, die wirkliche Mutter der Lebendigen, durch welche Gottes wunderbarer Rat das wieder ans Licht gebracht hat, was die erste Eva verloren hatte. Sie hat dabei weder ein eigenes Verdienst, dies ist durch die Lehre von der unbefleckten Empfängnis völlig ausgeschlossen, sondern nichts als reine Gnade; sie hat nicht etwa miterlöst, oder der Erlösung nicht bedurft, im Gegenteil, sie ist nur in Voraussicht des Verdienstes Christi in der Empfängnis vorerlöst, um ein reines Gefäß des Sohnes Gottes zu sein, hat also die Erlösung in einem bevorzugten Grade erfahren und zwar weil Gottes Sohn nicht in von einem der Erbsünde unterworfenen Mutterleibe die Menschennatur annehmen konnte. Ihre Stellung ist biblisch, denn sie ist das Weib mit der Sonne bekleidet und mit dem Christkinde auf dem Arme. Jeder unbefangene Leser muß dabei

an Maria zuerst denken. Sie ist dort auch Bild der Kirche, das ist richtig; das ist sie aber eben als die zweite Eva, wie denn dort in der Offenbarung ausdrücklich von ihrem auf Erden zurückbleibenden Samen gesprochen wird, wider welchen der Drache streitet, nachdem sie selbst samt dem Kinde ihm entrückt ist. So ist also die Vorstellung von Maria als der Mutter ihres Samens, d. h. der Kirche auf Erden, und von der Kirche als der heiligen Familie, deren Haupt Christus, deren Mutter die Mutter Gottes ist, nicht bloß liebliche Poesie, sondern biblische Realität.

Da nun Luther diese ganze heilige und zur Gebetsgemeinschaft erwärmende Gemeinschaft der heiligen Familie einfach durchstreicht und sich nicht schämt, dieselbe mit „Hunden und Säuen" zusammenzubrigen, so ist ja erklärlich, daß sein und der Seinigen Gebetseifer nur durch das Hinweisen auf das Gebot erzwungen werden kann und daher immer kälter und seltener wird. Bezeichnend ist gewiß, daß, was die Kirche als den Ausdruck des zartesten, innigsten Verhältnisses cultiviert, das Gebet, von Luther unter das Gesetz gebracht wird, wenn wir auf seinen Standpunkt dieser Unterscheidung uns einmal stellen wollen; es fehlt nur noch, daß er auch da noch die Knute im Hintergrunde erscheinen läßt, wie zu dem Zwecke, die Bauern in seine entleerte Messe und Predigt hineinzuzwingen.

Herr Martensen nennt die Heiligenverehrung ein Surrogat, indem er die Sache nach seiner Gewohnheit verzerrt und verdreht. Dabei verschmäht er nicht, die Unterscheidung zwischen Anbetung und Verehrung als eine bloße Phrase hinzustellen, von der das Volk nichts verstehe und sie auch nicht beachte — er zeigt damit wieder, daß er das katholische Volk einfach nicht kennt. Aber auch die Kirche beachte sie nicht, wenn sie Maria z. B. Himmelskönigin, die Zuflucht der Sünder u. s. w. nenne, oder zu ihr sagen lehre: Nimm mich als Deinen Diener, hilf mir in meiner letzten Todesstunde u. s. w. Wie der Protestantismus unter dem Vorgeben, den Begriff der Sünde recht tief und wahr gefaßt zu haben, in Wirklichkeit denselben verflacht hat und in Folge dessen keinen Ernst macht mit der Ertötung der Sünde, höchstens einen Ernst in Worten, eine Lippenreue, aber keinen Ernst in Thaten, in Zwingung des Fleisches durch Ascese, so hat er andererseits unter dem Vorgeben, daß er Gott recht ehre und die Ehre des Opfers Christi rette, Gott einen wesentlichen Teil der Ehre genommen und das Verdienst Christi in entsetzlicher Weise vermindert. Vermindert hat er die Ehre Gottes durch Wegschaffung eines aufrichtigen Begriffs der Heiligkeit Gottes und der Wahrhaftigkeit Gottes, indem er Gott zu einem Richter macht, der den Sünder für gerecht erklärt, ehe dieser selbst gerecht geworden ist; der Protestantismus hat Gott durchweg der Anbetung des Volkes geraubt, und zwar in der Weise, daß es gar nicht weiß, was Anbetung ist; es hat ja auch keinen geheimnisvoll

im Sacrament gegenwärtigen Christus. Dabei gebraucht Herr Martensen den Kunstgriff, daß er so thut, als kenne die Kirche die gnadenreiche Herablassung Christi nicht, als setze sie die Gemeinschaft mit Ihm hintan und begnüge sich mit dem Surrogat der Heiligenanrufung. Ein Blick in katholische Communionbücher, ein Blick auf katholische Communionpraxis würde den Herrn, wenn er nur aufrichtig sich belehren lassen wollte, überzeugen, daß die katholische Kirche ihre Glieder in eine ganz andere, lebendigere, wirksame Gemeinschaft mit Christo ihrem Haupte hineinführt, als der Protestantismus seine Bekenner überhaupt nur zu führen im Stande ist. Man vergleiche nur katholischen Sacramentsbesuch und Communion mit dem protestantischen Abendmahlsbesuch. Wo eine solche thatsächliche allgemeine Verachtung des Höchsten und Heiligsten, was wir haben, des Mittels gerade der innigsten unmittelbarsten Gemeinschaft mit Christo herrscht, da hat man kein Recht, sich zu Verteidigern und besonderen Cultoren der Ehre Gottes und der Gemeinschaft Christi aufzuwerfen; wo eine solche prinzipielle Geringschätzung und eine solche allgemein verbreitete Entheiligung des Sonntags herrscht, wie in dem echten Luthertum, da hat man kein Recht, auf die katholische Heiligenverehrung Steine zu werfen. Doch ich kehre zu den Angriffen des Herrn Martensen zurück. Wenn Christus gewollt hätte, daß jedermann geradewegs ohne menschliche Vermittlung zu ihm kommen sollte oder könnte, so würde er wohl nicht das Amt geordnet haben, durch welches das Kommen zu Ihm und das Festhalten bei Ihm vermittelt werden sollte. Da haben wir also schon eine menschliche Vermittlung. Das Luthertum hat daran noch nicht genug: Es wirft die sacramentale und sacrificielle beständige Gegenwart Christi inmitten seiner Kirche weg als „Götzen- und Teufelsdienst“ und beraubt sich und seine Gläubigen der realen Erfüllung der Verheißung: Siehe, ich bin bei euch alle Tage 2c., indem es dieselben spiritualisirt und verflüchtigt, und giebt dafür das Surrogat — des Predigers und des „Menschenwerks“, das derselbe auf seiner Kanzel zurecht macht. Daher besucht der Luthersche, wenn er zur Kirche geht, „die Predigt“ oder „den Prediger“, will „den Prediger hören“, während der Katholik keinen Menschen, sondern den im Sacrament und Opfer, im Brodhause des Tabernakels gegenwärtigen Christus in der Kirche besucht, Christum unmittelbar besucht, Christo unmittelbar seine Opfer, Anliegen 2c. darbringt, indem er sie einschließt in das ewige Opfer, welches der Priester am Altare celebriert, Christum genießt, sei es in geistiger Communion (die auch etwas ist, wovon das Luthertum nichts weiß), sei es in sacramentaler. Also wenn Herr Martensen von Surrogaten spricht, so möge er die des Luthertums wegschaffen, und dann wollen wir sehen, was bleibt. Das ganze luthersche Abendmahl, die Confirmation, die Trauung, die Absolution sind lauter Schalen ohne Kern, ohne Inhalt, nach denen man dem

nunmehr längst die Speise der Genußsucht gewohnt gewordenen, geistig aber an Appetitlosigkeit verschmachtenden Volke vergebens Appetit zu machen sucht; das alles sind lauter Surrogate für die reale, leibhaftige, gnadenspendende, an Millionen sich kräftig erweisende, ununterbrochene Gegenwart Christi als unseres Hohenpriesters und Opfers auf den Altären der katholischen Kirche. Und jeder Katholik wird von der Kirche unablässig eingeladen, den HErrn dort zu besuchen, und ihm mittelbar oder unmittelbar Gebet, Opfer, Anliegen darzubringen und Segen und Gnade zu empfangen. Herr Martensen sagt: „Wenn, wenn die Gemeinschaft mit Maria und den Heiligen das Surrogat werden soll für die Gemeinschaft mit Christus,“ ja das ist eben der gordische Knoten, mein Herr, wenn. Wer sagt, oder will, oder thut denn das? Stets wird dem widersprochen, stets wird das unbegründete dieser Vorwürfe nachgewiesen, jeder wirkliche Katholik und sei es ein Tagelöhner oder eine Dienstmagd, kann und wird dem Herrn das klar machen, daß wir die Heiligen nur ehren, weil sie Christi Glieder sind, weil Christus in ihnen ist, daß wir also Christum in diesen Gefäßen seiner Gnade, und seine Verherrlichung in ihnen ehren, daß wir sie um ihre Fürbitte angehen und anrufen, weil wir wissen, daß Christus die Handreichung und den gegenseitigen Dienst aller Glieder seines Leibes von sich aus in Thätigkeit setzt, und dem gläubigen Gebet die Teilnahme an seiner Allmacht zugesichert hat; jeder Katholik kann und wird dem Herrn sagen, daß die Heiligen nicht an Christi Stelle gesetzt werden, in unserm Bewußtsein so wenig als von der Kirche, sondern daß es das Bewußtsein der gliedlichen Zusammengehörigkeit zu einander und zu Christo ist, in welcher die bereits zur Vollendung gelangten Glieder das Grundgesetz des Organismus, der gegenseitigen Ausgleichung, als die Gebenden erfüllen — aber das ist alles vergebens. (Wenn, sagt Herr Martensen und thut so, als ob gerade das Gegenteil von dem, was die katholische Kirche lehrt und übt, wahr wäre.*) Wenn Herr Martensen

---

*) Bei dieser Gelegenheit will ich den freundlichen Leser noch einmal auf einen Augenblick in die Katakomben führen und hier auf die sog. Graffite, (Schriften von Besuchern der Katakomben in den noch weichen frischen Kalkbewurf der Grabkammerwände) und andere Inschriften aufmerksam machen. Sie stammen aus den Zeiten der furchtbaren Verfolgungen; wenigstens nur diese können wir berücksichtigen, welche durch ihre Schriftzüge ihr Alter beweisen. Es sind viele Anrufungen der heil. dort begrabenen Märtyrer um ihre Fürbitte darunter, unzweifelhaft vom höchsten Alter. „Der unschuldige Knabe Dionysius liegt hier unter den Heiligen. Gedenket aber auch unsrer in euren heiligen Gebeten, dessen, der es geschrieben, und dessen, der es eingegraben hat.“ (Wisemann, Fabiola, 174.) In der Katakombe der heil. Nereus und Achillaus lauten Inschriften wie folgt: „Lebe im HErrn und bitte für uns! (Ζηοαις ἐν κυρίω καὶ ἐρωτα ὑπερ ἡμῶν) Ferner: „Die Nonnen des Juni . . . Lebe in Friden und bitt für uns!“ (das. 190.) In der Papstkrypta: „Heilige Selen, gedenkt des Marcianus Successus Severus und all seiner Brüder.“ Ferner: „Heilige Seelen bittet, daß Verecundus mit den Seinen eine glückliche Fahrt

sich den Heiligen im Himmel nicht unterordnen will (S. 93), so ist das freilich seine Sache. Es gehört eben Demut dazu, ihre Überordnung anzuerkennen.

Herr Martensen weiß dann noch viel über den „Aberglauben" zu reden, der in der katholischen Kirche mit Reliquien, Bildern rc. getrieben würde, und setzt fest, demselben liege ein geheimer Unglaube zu Grunde, sofern man auf den wahrhaftigen Gott und Heiland sich zu verlassen nicht den Muth habe (S. 94). Wollte ich dem Herrn mit dem im protestantischen Volke bis in die höchsten Schichten hinauf sich kund gebenden Aberglauben aufwarten, so könnte ich ein starkes Buch schreiben. Und dieser Aberglaube hüllt sich häufig in christliches Gewand. Aus den Kirchen ist das Kreuzeszeichen verschwunden, aber die Besprecher, Verbüßer, Wahrsager im Protestantismus brauchen es mit geheimnisvoller Wichtigkeit. Und nun gar Luther selbst! Der Mann ist von der Fußsohle bis zum Scheitel voll des tollsten Aberglaubens; man lese in seinen Tischreden die Capitel vom Teufel, Wechselbälgen oder Kilkröpfen, Hexen u. s. w.*) Und die frommen Orthodoxen und die Juristen des Luther-

habe!" — „Heiliger Sixtus, mögest du dich in deinen Gebeten des Aurelius Repentinus erinnern!" u. s. w. (Kraus, Roma sotteran. 150.) Die Kirche der Katakomben hat also, wie sie das heil. Meßopfer darbrachte, über den Gräbern der Märtyrer, so auch diese und die Heiligen um ihre Fürbitte angerufen. Das Luthertum verwirft beides; es hat also keinen Anspruch auf Zusammenhang mit der Märtyrerkirche. —

*) Der Katholikenfeind Joh. Scherr schreibt in seiner „Germania": „Die Protestanten haben nicht weniger eifrig gefoltert, verstümmelt, gehänkt, geköpft, gerädert, als die Katholiken. Sie schraken auch so wenig davor zurück, dem Moloch ihres Dogmas Blutopfer zu bringen, wie die Katholiken, und nicht eben viele auf katholischer Seite verübte Justizmorde kommen an Schnödigkeit jenem gleich, welchen eine luthersche Regierung an dem kursächsischen Kanzler Nikolaus Krell verübt hat, der nach 10jährigem schrecklichen Kerkerleiden, jedes Rechtsmittels und Rechtsbeistandes beraubt, krank und elend am 9. October 1601 als angeblicher calvinistischer Hochverräter von den Henkersknechten zu Dresden auf dem Judenhof zum Schaffot getragen wurde, um enthauptet zu werden. Es ist auch wol der Erwähnung wert, daß, nachdem in sämmtlichen kathol. deutschen Ländern die Folter längst abgeschafft war, diese „ehrwürdige Einrichtung" in dem orthodox-lutherschen Hannover noch in den 20er Jahren des 19. Jahrhunderts zu Recht bestand." Zu Leibnitz Zeit wurden im Lechelnholze bei Wolfenbüttel an einem Tage oft 12 Hexen verbrannt; in einem Jahre (um 1599 herum) wurden 10 Hexen in Salzgitter, 12 in Loccum, 9 auf dem Lichtenberge; 1589 gar in Osnabrück 133. (Vergl. Grote, Leibnitz und seine Zeit, das Capitel vom Hexenproceß.)

Von Luther behauptet der frühere Pastor Grote in seinem Buche über Leibnitz, nur ein einziges Mal sei das Wort Hexe aus seiner Feder geflossen (zu 5. Mose 18, 10.) Man schlage indeß seine Tischreden nach, so wird man sich überzeugen, daß er dem Verbrennen der Hexen zustimmt. „Anno 1538, den 25. Augusti ward viel geredt von Hechsen und Zauberin, die Eyer aus den Hünnernesten, Milch und Butter stelen. Sprach Dr. Martinus: Mit denselben soll man keine Barmherzigkeit haben, ich wollte sie selber verbrennen." — „Also weil Zauberey ein schendlicher grwlicher Abfall ist, da einer sich von Gott, dem er gelobt und geschworen ist, zum Teufel der Gottes Feind ist begibt, so wird

tums waren seiner Zeit die eifrigsten Hexenverbrenner, während „der Jesuitismus" in der Person der trefflichen Jesuiten Tanner und Spee das Verdienst hat, die Hexenprocesse aus der Welt geschafft zu haben. Wenn Herr Martensen sich ereifert über Marienbilder, welche deutschen Soldaten von ihren Priestern als Amulette gegen Kugeln ꝛc. mitgegeben, von diesen dann aber unter Flüchen auf ihre Priester verächtlich weggeworfen seien, wenn sie trotzdem verwundet waren, so ersuche ich zunächst den Herrn, die Priester, die mit solcher Zusicherung verbunden Amulette verteilt haben sollen, nachzuweisen. So lange das nicht geschehen, wollen wir diese Geschichte einstweilen zu jenen bekannten Märchen rechnen, mit denen von gewisser Seite gegen die katholische Religion operirt zu werden pflegt. Wenn der christliche Herr dann noch eine Vergleichung des Fetischdienstes herbeizieht, so wollen wir ihn erinnern an den Misbrauch, der in protestantischen Orten hundertfach mit dem Abendmahl getrieben wird, und an die zahllosen Amulette, die er bei Protestanten als Schutzmittel gegen bösen Blick, Hexen, Unfall und wer weiß was alles finden kann.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Luther über die Sonntagsheiligung.

Es erübrigt mir in diesem Zusammenhange noch einen Blick auf Luthers Lehre vom Sonntage zu werfen. Wir schlagen im großen Katechismus das 3. Gebot auf und finden sofort folgende Definition des Sabbaths: „Um der äußern Ruhe willen ist daher den Juden dies Gebot gegeben, damit sie von äußerlichen und Handarbeiten ruhend der Muße pflegten, durch welche sowol Menschen als Vieh durch die Abwechselung der Ruhe (alterna quadam requie) die Kräfte wieder herstellen und nicht durch ununterbrochene Arbeit geschwächt, aufgerieben werden sollten." Man braucht diese Worte nur zu lesen, um zu erkennen, welche ganz veräußerlichte, geistlose und unbiblische Auffassung des von Gott geweiheten und gesegneten Tages darin zu Tage tritt. „Deshalb erstreckt sich dies Gebot, soweit es jenen äußerlichen und crassen Sinn hat, nicht auf uns Christen. Es ist eine rein äußerliche Sache, wie alle anderen durch gewisse Riten ꝛc. bestimmten Einrichtungen des alten Testaments, die alle durch Christum frei geworden sind. Übrigens, damit wir einigen christlichen Verstand hieraus schöpfen für die Einfältigen, was denn Gott in diesem Gebote von uns fordere, so halte dies fest: daß wir Festtage feiern, geschieht nicht

---

sie billig an Leib und Leben gestrafft" (Tischreden, Eisleben 1566. S. 307.) Die „Wechselbälge" oder „Kilkröpfe" (Idioten), deren Herkunft Luther aus dem Umgange des Teufels mit Weibern alles Ernstes ableitet, will er ersäuft haben. (Tischreden, Frankfurt 1596. Fol. 210, 213.)

wegen der intelligenten und gebildeten Christen, denn diese haben keine Feiertage nötig, sondern vielmehr in erster Linie auch um einer gewissen körperlichen Ursache und Notwendigkeit willen, welche auch die Natur uns lehrt und fordert, nämlich um des gemeinen Volks willen, der Knechte, Mägde, welche die ganze Woche hindurch schwerer Arbeit dienen, damit sie auch einen Tag haben, an welchem sie von den Arbeiten sich erholen, aus der Anstrengung derselben sich erquicken und die ermüdeten Körper durch Ruhe stärken können.“ Hiermit wird der heilige religiöse Charakter des Sonntags und damit die sittliche Verpflichtung zum Halten des Gebots einfach zerstört, und dieses selbst aus der Zahl der 10 Gebote factisch herausgestrichen. Ein neuer Beweis, welches Tractieren der Bibel, hier sogar eines ausdrücklichen Gebots des Sittengesetzes, der „teure Gottesmann“ sich erlaubt. Diese Ausmerzung wird keineswegs wieder rückgängig gemacht durch das Folgende, wo er als zweiten Punkt angiebt, daß man „den Feiertag“, so giebt Luther das Gebot abschwächend das Wort Sabbath wieder, hauptsächlich deshalb heiligen sollte, um Zeit für den Gottesdienst zu bekommen. Denn er fährt gleich fort, kein Tag sei besser als der andere, täglich müsse Gottes Wort betrachtet werden, die Herausnahme eines beliebigen Tages geschehe bloß um derer willen, welche die ganze Woche arbeiten müßten. Daß der Sonntag gerade dazu „von unsern Vorfahren“ festgesetzt sei, sei eine „unschädliche Gewohnheit“, die man nicht leichtsinnig abändern müsse, um keine allgemeine Unordnung anzurichten. Der Sinn des Gebots schrumpft ihm dann, wie auch die traurige Erklärung desselben im kleinen Katechismus zeigt, auf das Hören und Lernen „der Predigt und des Wortes Gottes“ zusammen; das Ganze ist nicht sowol eine religiöse, als vielmehr eine Polizeisache. Im deutschen Texte versichert Luther übrigens noch ausdrücklich: „Es liegt nichts daran, wir feiern oder wir feiern nicht, die Gewissen sind frei. Wer nicht will feiern, der arbeite immerhin; wir wollen ihn nicht schelten noch verjagen. Es steht in unsrer Macht und Willkür, ob wir wollen feiern oder nicht.“

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Die Pest und Abschaffung der Kranken-Communion.

Ein anderes Bild, welches ich zur Beleuchtung der Wirkungen der lutherschen Lehre entwerfen will, ist die gegen die katholische Zeit auffallend abstechende Ansteckungsfurcht bei Epidemien, wie sie sich im lutherisierten Volke den erstaunten Augen „des Reformators“ zeigte. Zuerst machte er diese Beobachtung im Jahre 1527. „Die Pest hat hier zwar angefangen, aber sie ist sehr gnädig; aber erstaunlich ist der Schrecken und die Flucht der Leute, daß ich ein solches Greuel des Satan vorher nicht gesehen habe, so sehr schreckt er, vielmehr freut er sich, daß er die Herzen

so bange machen kann, nämlich, daß er zerstreue und verderbe jene einzigartige Universität, die er nicht ohne Grund mehr haßt, als alle andern." (De Wette III, 191.) Der arme Teufel! stets muß er herhalten als Sündenbock, wenn etwas passiert, was Luther das Concept verdirbt, sei es Gewissensangst, sei es Pest, sei es Geiz, H...n in Wittenberg, Mägde in Luthers Kammern u. s. w.: Alles hat ihm der Teufel geschickt. Und dabei schuldet der „Reformator" doch dem leibhaftigen „Gottseibeiuns" großen Dank, indem er ja seinem Unterrichte die Einsicht verdankt, die Messe sei ein Teufelsgreuel, und er müsse „sich seiner Metze in die Zöpfe flechten", ja sogar die Einsicht, was der eigentliche luthersche Specialglaube sei, sowie, daß man kräftig sündigen müsse, um den Teufel zu vertreiben. — Selbst der treue Gefährte Jonas war cum familia geflüchtet vor der Pest (De Wette III, 193); „obwol sie bei uns mäßig auftritt, so hat doch mit einer unglaublichen Angst Satan aller Herzen durchbohrt, so daß ich und Pommer allein hier sind." Ähnlich lautet der Brief an Biscampius (De Wette III, 200). Auch noch im September, 4 Wochen später, spricht er von der „unerhörten Furcht und Flucht der Unsrigen", wodurch das Gerücht von der Pest viel größer geworden sei, als die Seuche selbst (ibid. 205). Fast noch stärker zeigte sich die Todesfurcht im Jahre 1539, als eine pestartige Seuche ausgebrochen war. „Aber mehr wütet eine andere Pest", schreibt Luther am 26. October (De Wette V, 219) „oder die Angst. Denn so sehr flieht einer vor dem andern, daß man nicht einmal einen Aderlasser noch einen Diener mehr finden kann. Ich halt, der Teufel hat die Leute besessen mit der rechten Pestilenz, daß sie so schändlich erschrecken, daß ein Bruder den andern, der Sohn die Ältern im Stiche läßt. Und dies ist der Lohn ohne Zweifel für die Verachtung des Evangelii und die Geizwut." Wieder suchte der tapfere „Gottesgelehrte" Jonas cum prole das Weite. Treffend hat übrigens Luther mit wenigen Federstrichen diesen seinen „Affen" bei dieser Gelegenheit also skizzirt. „Dein Mitbischof", schreibt er an Spalatin (De Wette V, 220) am 10. November 1539, „D. Jonas ist mit Nachkommenschaft von dannen gegangen nach Schweinitz, wie die einen glauben, aus Furcht vor der Pest, nach andern vielleicht um gute Geschäfte zu machen (calculatum). Ich höre nämlich, daß er in Schweinitz seinem Türken und Satan sich leidenschaftlich ergeben hat (pati), nämlich dem Rechnen. Wenige Tage später schreibt er, es sei zwar keine Pest, sondern nur eine ansteckende Krankheit gewesen. Doch „zeigte sich in der That auch hier eine nicht geringe Unbarmherzigkeit von Verwandten gegen Verwandte, so daß ich gewaltig davon gemartert werde und beinahe mehr dadurch angefochten wäre, als nötig war. Eine erstaunliche und neue Pest ist dies in dieser Zeit, wo der Satan zwar nur wenige an der Pest erkranken läßt, alle aber zu Boden schlägt mit einer unglaublichen Angst und Flucht, etwas

völlig ungeheures und neue Art unter dem so mächtig glänzenden Evangelium.“ (De Wette V, 225. 226.) Er selbst zwar war nicht entwichen, er hatte sich im Gegenteil mutig genug gezeigt, um die 4 Kinder eines an der Pest gestorbenen Mannes zu sich in's Haus zu nehmen, was um so mehr anzuerkennen ist, als sich deshalb ein gewaltiges Geschrei gegen ihn erhob. Aber sollte man es glauben, daß derselbe Mann, der als katholischer Priester, ehe er Reformator wurde, bei den Pestkranken ausharrte, der über die Unbarmherzigkeit, die sich zeigte, so entrüstet ist, eine noch größere und schrecklichere Unbarmherzigkeit gegen die Kranken und Sterbenden mit trockenen Worten den Seelsorgern anrät? Die letzte Ölung hatte er längst glücklich abgeschafft, und damit den gefährlichsten Dienst an den Kranken; aber auch die bloße Kranken-Communion will er abbringen. Das ist eine belehrende Illustration für die Auffassung der Seelsorge, wie nicht minder für die Wertschätzung des Sacraments, aber auch für den Charakter des Mannes selbst, der solchen Ratschlag geben kann. „Doch daß ich Euch hierin meine Gedanken anzeige“, schreibt er am 25. November 1539 an einen Ungenannten (De Wette V, 226), „wollte ich, wenn es sein könnte, daß diese Privat-Communion mit den Kranken in Häusern allerding abgethan würde.“ Diese Briefe Luthers verdienen es, ganz hier zum Worte zu kommen. „Es müßte aber das Volk in den Kirchen vom Predigtstul fleißig gelehrt und ermahnt werden, daß ein jeglicher zum wenigsten drei- oder viermal im Jar das hochwürdige Sacrament empfinge. Wenn sie den guten Bericht des Worts haben und christlicher Lehre gewiß bericht sind, mögen sie, was für ein Ursach des Todes furfället, immerhin in dem Herrn entschlafen (also ohne Sterbesacramente, denn er fährt fort:) Das riethe ich erstlich darumb, denn die Leut in Häusern ein jeden einzelich zu berichten, **sonderlich zur Zeit der Pestilenz,** würde ein sehr schwer und schier unmüglich Werk und Arbeit geben“ (in der katholischen Kirche ist das kein „schier unmöglich Werk und Arbeit“, was ist also der tiefer liegende Grund dieser Ausflucht Luthers?). Wir hören weiter: „Zudem ist's nicht fein, daß die Kirche zu solchen Dienst, **wollt schier sagen Knechtschaft,** sollt verbunden sein, daß sie denen, die etliche soviel Jar das heilig Sacrament veracht, etliche aber wohl ihr Leben lang nicht empfangen (will schweigen, daß sie sollten wissen, was Sacrament sei, und warum es Christus eingesetzt), so sollt bald zur Hand gehen, und sie doch keinen Gehorsam jemals der Kirchen erzeigt haben.“ Nun folgt noch eine schwache Ausrede: „Auch so bringt's die Einsetzung Christi nicht mit, daß einzelne Personen sollen bericht werden: denn so lauten die Wort: Nehmet hin, esset, thut's zu meinem Gedächtnis; redet nicht von einzelnen Personen, sondern von vielen. Weil aber solchs noch in keine Ordnung ist gebracht, möget ihr thun, wie ihr könnet, indes die Kranken einzelich berichten, bis einmal anders beschlossen

und angericht wird, mit Wissen und Bewilligung unser aller." Der zweite Brief datiert vom 26. November 1539 und ist an Anton Lauterbach gerichtet (De Wette V, 227. 228). „Was Du fragst von der Communion der Kranken, glaubte ich, Du seiest hinlänglich darüber unterrichtet aus dem Gebrauch unserer Kirche, in der Du so lange gewesen bist. Ich jedoch denke und wollte die Privat-Communion einfach und überall abschaffen, nämlich, daß das Volk in der Predigt unterrichtet würde, im Jar drei- oder viermal zu communicieren, und dann, wie grade einer sterben muß, zu entschlafen. **Denn es wird jene Privat-Communion endlich eine unerträgliche und unmögliche Last werden zumal in der Pestzeit.** Und es ist ungerecht, die Kirche mit den Sacramenten so servil zu machen (ita facere Ecclesiam servilem cum sacramentis), zumal bei denen, welche so lange Zeit verachten und nachher für allen Ausgang verlangen, daß die Kirche ihnen als Magd parat stehe, der sie selbst niemals gedient haben. Weil es aber noch nicht geordnet ist, so thue, was Dir gut deucht, wenn es nicht freisteht, sie gemeinsam zu communicieren, wie Du hier es gemacht hast, bezeuge ihnen aber im voraus, Du thuest das zwar jetzt, es werde aber dies künftig nicht immer so fortgehen, weil überhaupt hierin eine Ordnung erst noch festzusetzen ist." In diesen vertraulichen Briefen also bezeichnet der „Reformator" die Kranken-Communion als „unerträgliche, schier unmögliche Arbeit und Last, sonderlich zur Pestzeit", und giebt dies als vornehmsten Grund für die Abschaffung an.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Luther über die Ehe und geschlechtliche Verhältnisse.

Einen Punkt muß ich hier noch besonders ins Auge fassen, zumal derselbe für meine ganze Auffassung Luthers die entscheidende Wendung begonnen hat. Das ist seine Behandlung der geschlechtlichen Verhältnisse und der Ehe, sowie die Verheerungen, die der Mann auf dem Gebiete der Ehe angerichtet hat.

Ich habe oft aussprechen hören, erst Luther habe die Ehe wieder zu Ehren gebracht, Luther habe eine kirchliche Trauung geschaffen. Die Untersuchungen des lutherschen Professors Dieckhoff in Rostock haben evident nachgewiesen, daß dies völlig grundlose und unwahre Behauptungen sind. Auf diese treffliche Schrift verweise ich hier, um Raum zu sparen.

Zwar hat nun Luther, wie Dieckhoff nachweist, in das protestantische Eherecht Unsicherheit und Wirrwarr gebracht. Dies ist aber nicht der schlimmste Schaden, den er auf diesem Gebiete angerichtet hat. Er hat durch seine Schriften und Predigten über das Geschlechtsverhältnis und die Ehe das ethische Bewußtsein von der Heiligkeit der Ehe, den Begriff der Keuschheit und der Unverletzlichkeit der Ehe zerstört. Schon 1520

sprach er Grundsätze über die Ehe und das eheliche Leben aus, die bis dahin in der christlichen Welt unerhört waren. Nicht nur raubte er der Ehe den sacramentalen Charakter, sondern er wollte auch das Verbot von Ehen zwischen Christen und Nichtchristen aufgehoben wissen. (De captiv. babyl. Erl. Ausg. op. lat. 5, 95 ff.) Ja er geht so weit, Eheleuten unter gewissen Verhältnissen den Concubinat mit anderen zu gestatten oder vielmehr geradezu zu einer Art Pflicht zu machen. Hören wir ihn selbst, wobei ich jedoch bitten muß, daß der geneigte Leser, wenn ihn das Gefühl sittlicher Entrüstung überkommt, dieselbe nicht gegen diese Schrift kehren möge. Denn lediglich durch den Zweck derselben bin ich genötigt, diese unsauberen Dinge, welche mir in Betreff des „göttlichen Berufes“ Luthers die Augen öffneten, abzuschreiben.

In der eben erwähnten Schrift beschäftigt er sich auch namentlich mit folgendem Falle. „Wir wollen daher betrachten den Fall der Impotenz. Ich setze einen solchen Fall, wenn ein mit einem impotenten Manne verheiratetes Weib durch so viele Zeugnisse und Lärm, wie die Rechte verlangen, die Impotenz des Mannes gerichtlich nicht nachweisen kann oder will, doch aber Nachkommenschaft haben will, oder sich nicht enthalten kann, und ich geraten hätte, daß sie Scheidung verlange von dem Manne, um einen andern zu heiraten, zufrieden damit, daß ihr eigenes und des Mannes Bewußtsein und Erfahrung überflüssig seine Impotenz bezeugen, wenn dann aber der Mann das nicht zugeben will, dann rate ich weiter, daß sie mit Zustimmung des Mannes (da derselbe ja kein Ehemann ist, sondern ein bloßer und loser Zusammenwohner mit ihr) mit einem andern oder dem Bruder des Mannes geschlechtlichen Umgang pflege (misceatur alteri vel frati mariti), jedoch in heimlicher Ehe, die Kinder aber dem Scheinvater (putativo patri) zugerechnet werden.“ (pag. 98.) „Weiter, wenn der Mann hierzu seine Einwilligung nicht geben und auch von ihr sich nicht scheiden lassen will, daß sie einen andern heirate und entfliehe mit ihm an einen unbekannten und entfernten Ort.“ Ich setze nur diese Stelle her, obgleich sich mehrere des Inhalts in dieser Schrift finden, welche die Jenaer und Wittenberger Ausgaben der lutherschen Schriften klüglich ausgelassen haben. Nur der eine Satz folge noch: „Handelt es sich um Scheidung, ob sie erlaubt sei? Ich verabscheue zwar die Scheidung, so daß ich eine Doppelehe lieber will, als Trennung, aber ob sie erlaubt ist, wage ich nicht zu entscheiden.“ (p. 100.) Eben zuvor hat er aber Doppelehe, Concubinat und allenfalls Flucht behuf Ausführung desselben angeraten. Später drang er, wie wir sehen werden, zu der Erkenntnis durch, daß auch Doppelehe nach der Schrift erlaubt sei, wie überhaupt Vielweiberei.

Doch ich muß den geehrten Leser einladen, in's Jahr 1522 sich zurückzuversetzen und mit mir die Kirche zu besuchen, in welcher der von

der Wartburg eben zurückgekehrte „Reformator" heute wieder predigen soll. Die Kirche ist bis zum Erdrücken voll, und nicht der wenigste Teil der Zuhörer sind Weiber und Jungfrauen. Luther predigt über die Ehe. Ich würde allen Männern raten, ihre Frauen und Töchter jetzt die Kirche verlassen zu heißen, denn was wir eben in seiner Schrift: „Von der babylonischen Gefangenschaft" gelesen haben, das wird er heute in vermehrter Auflage und mit neuen stärkern Zusätzen nicht etwa schreiben, sondern öffentlich von der Kanzel allem Volke als Lehre des Evangeliums verkünden; er wird weder erröten, noch stocken, wenn er eure Frauen und Töchter sollte vor Scham vergehen sehen. — Wer aber einen der hervorstechendsten Charakterzüge Luthers kennen lernen will, der muß allerdings allen Ekel und Widerwillen verwinden, um diese „Predigt" oder besser diese Verhöhnung alles Schamgefühls von Anfang bis zu Ende anzuhören. Wenn man dazu dann noch einige Briefe und Gutachten des „Reformators" über geschlechtliche Dinge und Ehesachen gehört hat, von seinen Tischreden ganz zu schweigen, muß man sich da nicht wundern über die sittliche Entrüstung Luthers wegen des entsetzlichen Überhandnehmens der H....ei, des Ehebruchs, der Scheidungen und erstaunt ausrufen: Mann, wie kannst Du Dich wundern, daß solche Lehren solche Früchte getragen haben!? — Und ein Mensch, der es vermocht hat, solche Schamlosigkeiten in öffentlichen Predigten und Schriften dem Volke zu bieten, soll ein auserwähltes Werkzeug Gottes gewesen sein für die Reformation der Kirche!!

Ich bitte also nochmals um Entschuldigung, wenn ich wirklich einige Proben dieser wirklich greulichen Predigt folgen lasse. (Erl. Ausg. 20, S. 57 ff., vergl. Walch. XXII, 1726.) „Da er Mann und Weib gemacht hatte, segnete er sie und sprach zu ihnen: Wachset und mehret euch. Aus diesem Spruch sind wir gewiß, daß Mann und Weib sollen und müssen zusammen, daß sie sich mehren. Darum also wenig als in meiner Macht stehet, daß ich kein Mannsbild sei; also wenig stehet es auch bei mir, daß ich ohne Weib sei. Wiederumb auch also wenig in Deiner Macht stehet, daß Du kein Weibsbild seiest, also wenig steht es auch bei Dir, daß Du ohne Mann seiest. Denn es ist nicht ein freier Willkür oder Rath, sondern ein nötig natürlich Ding, daß alles, was ein Mann ist, muß ein Weib haben, und was ein Weib ist, muß einen Mann haben." Denn dies Wort, das Gott spricht: Wachset und mehret Euch, ist nicht ein Gebot, sondern mehr denn ein Gebot, nämlich ein göttlich Werk, das nicht bei uns stehet zu verhindern oder nachzulassen, sondern ist eben also nötig, als daß ich ein Mannsbild sei, und nötiger, denn essen und trinken, fegen und auswerfen (speien), schlafen und wachen. Es ist eine eingepflanzte Natur und Art, eben sowol als die Gliedmaßen, die dazu gehören, darum gleichwie Gott niemand gebeut, daß er Mann und Weib sei, sondern schaffet, daß sie so müssen sein, also gebeut er auch nicht, sich mehren

sondern schafft, daß sie sich müssen mehren. Es ist Natur und nicht Willkür hierinne."

Ich muß den Redner einen Augenblick unterbrechen, um seinen Commentar zum ersten Buche Mosis aufzuschlagen. Da liefert er den Beweis, daß dieser Herzenserguß über die absolute Notwendigkeit der geschlechtlichen Befriedigung als Erfüllung des vornehmsten göttlichen Gebots nicht etwa ein einmaliger Einfall seiner erhitzten Phantasie ist, sondern daß sie einen wesentlichen Bestandteil seines theologischen Denkens ausmacht. In dem bezeichneten Commentar nämlich sucht er in Übereinstimmung mit seinem theologischen Hauptwerke de servo arbitrio nachzuweisen, daß durch den Verlust der ursprünglichen Heiligkeit im Paradiese eine Veränderung der menschlichen Natur-Substanz bewirkt worden sei. (Man hat später versucht, diese seine entschieden ausgesprochene Lehre anders zu deuten und abzuschwächen.) Daß diese Veränderung der menschlichen Substanz wirklich geschehen sei, werde unwiderleglich daraus ersehen, daß „die Gliedmaßen, die dazu gehören," wie er in der Predigt sagt, die membra generationis, vor dem Falle Adams der nützlichste, anständigste, vorzüglichste, würdigste Teil unseres Leibes gewesen seien (utilissima, honestissima, praestantissima, dignissima pars corporis nostri), jetzt aber durch die Sünde in dem menschlichen sündlichen Bewußtsein verkehrt worden seien in solche, deren man sich schäme und die man für unanständig halte (nunc pudentia et turpissima). „Ist das nicht eine Veränderung der Natur?" ist nicht die Sünde (die nämlich das bewirkt hat) „ein Teil der menschlichen Wesenheit?" (peccatum . . . non esse de essentia hominis?).

Folgen wir nach dieser Unterbrechung wieder den Ausführungen des Kanzelvortrags. Er erörtert die Stelle Matth. 19. 11. „Es sind etliche Verschnittene" 2c. Über diese dreierlei (Verschnittene) vermesse sich kein Mensch ohne ehelich Gemahl zu sein. Und wer sich nicht befindet in dieser dreier Zahl, der denke nur zum ehelichen Leben. Denn da wird nichts anders aus, du bleibst nicht fromm, das ist unmöglich; sondern das Wort Gottes, das Dich geschaffen hat und gesagt: wachse und mehre Dich, das bleibt und regiert in Dir, und kannst Dich ihm mit nichten wehren oder wirst gräuliche Sünde ohn Aufhören thun müssen." Der Prediger scheut weder den hellen Tag, noch die Schamhaftigkeit seiner Zuhörer und Zuhörerinnen, noch die Heiligkeit des Orts, da er steht, er läßt sich in eine Erörterung ein über die drei Arten der „Verschnittenen". „Die ersten aber, die Christus aus Mutterleibe verschnitten geboren nennet, das sind, die man impotentos nennt, die von Natur untüchtig sind, sich zu besamen und zu mehren, als die kalter und schwacher Natur sind, oder sonst Mangel am Leibe haben, damit sie nicht geschickt sind, ehelich zu leben; als man wohl findet, beide, Manns- und Weibsbilder. Diese lasse

man fahren, die hat Gott selber ausgezogen und also geschaffen, daß der Segen nicht über sie kommen ist, daß sie sich mehren könnten" &c.

„Die andern, die Christus heißt von Menschenhänden verschnittenen, die Kappaunen sind ein unselig Volk. Denn ob sie wohl untüchtig sind zur Ehe, so sind sie doch böser Lust nicht los, und werden frauensüchtiger denn vorhin" u. s. w.

„Die dritten sind die hohen reichen Geister, von Gottes Gnaden aufgezäumet, die von Natur und Leibesgeschick tüchtig sind zur Ehe und bleiben doch williglich ohne Ehe." „Diese sind seltsam und unter tausend Menschen kaum einer."

„Aber über diese dreierlei Menschen hat der Teufel durch Menschen Gott überklügelt, und mehr Leute funden, die er aus dem göttlichen und natürlichen Orden hat ausgezogen, nämlich die mit Spinnweb verfasset sind (d. i. mit Menschengebot und Gelübden), darnach mit viel eisern Schlössern und Gittern verschlossen. Das ist die vierte Weise, der Natur zu wehren, daß sie nicht sich besame noch mehre, wider Gottes eingepflanztes Werk und Art; grade als wäre es in unsrer Hand und Macht, Jungfrauschaft zu halten, wie Kleider und Schuh" u. s. w.

Er wiederholt jene Rathschläge, die er in der Schrift: Von der babylonischen Gefangenschaft ausgesprochen, auch hier in der „Predigt". „Ich habe also gesagt: Wenn ein tüchtig Weib zur Ehe einen untüchtigen Mann zur Ehe überkäme, und könnte doch keinen andern öffentlich nehmen, und wollte auch nicht gern wider Ehre thun, solle sie zu ihrem Manne also sagen: Siehe, lieber Mann, Du kannst mein nicht schuldig werden und hast mich um meinen jungen Leib betrogen, dazu in Gefahr der Ehr und Selen Seligkeit bracht, und ist vor Gott keine Ehe zwischen uns beiden (!!); vergönne mir, daß ich mit Deinem Bruder oder nächsten Freunde eine heimliche Ehe habe, und Du den Namen habest, auf daß Dein Gut nicht an fremde Erben komme, und laß Dich wiederum willig betrügen durch mich, wie Du mich ohne Willen betrogen hast. Ich habe weiter gesagt, daß der Mann schuldig ist, solches zu verwilligen und ihr die eheliche Pflicht und Kinder zu verschaffen. Will er das nicht thun, so soll sie heimlich von ihm laufen in ein ander Land und daselbst freien." „Solchen Rath habe ich zu der Zeit geben, da ich noch scheu war (!!). Aber jetzt wollt ich wol baß drein rathen und einem solchen Mann, der ein Weib also aufs Narrenseil führet, wol baß in die Wolle greifen. Desgleichen auch einem Weibe, wiewohl das seltsamer ist, denn mit Männern."

Da die Ehe „ein äußerlich leiblich Ding" sei, wie „andere weltliche Handtierung", so dürfe ein Christ auch „mit einem Heiden, Juden und Türken ehelich werden und bleiben." Auch kein Laster und keine Sünde hindere die Ehe. (Anderseitig behauptet er auch, ehelich werden sei von

Gott höher und mehr geboten, als daß wir nicht sollen ehebrechen, stehlen, töten u. s. w.) „David brach die Ehe mit Bathseba, Urias Weib, und ließ dazu ihren Mann töten, daß er alle beide Laster verwirkt; noch gab er dem Papste kein Geld, und nahm sie darnach zur Ehe, und zeugte den König Salomon mit ihr."

Auch über die Gründe der Ehescheidung predigt er dem Volke. Die erste Ursache sei, „wenn Mann oder Weib untüchtig zur Ehe ist;" die andere der Ehebruch. Aber öffentlich sich scheiden, also daß sich eins verändern mag, das muß durch weltliche Erkundgung und Gewalt zugehen, daß der Ehebruch offenbar sei vor jedermann; oder wo die Gewalt nicht dazu thun will, mit Wissen der Gemeinde sich scheide: daß abermal nicht ein jeglicher ihm Ursach nehme zu scheiden, wie er will. Fragest du dann, wo soll das andere bleiben, wenn es vielleicht auch nicht kann Keuschheit halten? Antwort: darum hat Gott im Gesetz geboten die Ehebrecher zu steinigen, daß sie diese Frage nicht dürften. Also soll auch noch das weltliche Schwert und Oberkeit die Ehebrecher töten. Denn wer seine Ehe bricht, der hat sich schon geschieden, und ist für einen toten Menschen geachtet. Darum mag sich das andere verändern, als wäre ihm sein Gemahl gestorben, wo er das Recht halten und ihm nicht Gnade erzeigen will. Wo aber die Oberkeit säumig und lässig ist und nicht tötet, mag sich der Ehebrecher in ein ander fern Land machen und daselbst freien, wo er sich nicht halten kann. Aber es wäre besser tot, tot mit ihm, um böses Exempels willen zu meiden. Wird aber jemand dies anfechten und sagen: damit werde Luft und Raum gegeben allen bösen Männern und Weibern, von einander zu laufen und in fremden Ländern sich verändern. Antwort: was kann ich dazu? Es ist der Oberkeit Schuld; warum erwürget sie die Ehebrecher nicht? so dürfte ich solchen Rath nicht geben."

Luther fährt fort, den dritten Scheidungsgrund zu erörtern und überbietet dabei alles vorige an Schamlosigkeit und Unzüchtigkeit. „Die dritte Sache (Scheidungsgrund) ist, wenn sich eins dem andern selbst beraubet und entzeucht, daß es die eheliche Pflicht nicht zahlen, noch bei ihm sein will. Als man wol findet so ein halsstarrig Weib, daß seinen Kopf aufsetzet, und sollte der Mann zehnmal in Unkeuschheit fallen, so fragt sie nichts darnach. Hie ist's Zeit, daß der Mann sage: willst du nicht, so komme eine andere; will Frau nicht, so komme die Magd. So doch, daß der Mann ihr zuvor zwei- oder dreimal sage und warne sie, und laß es vor andre Leute kommen, daß man öffentlich ihre Halsstarrigkeit wisse und vor der Gemeinde strafe. Will sie denn nicht, so laß sie von dir, und laß dir eine Esther geben und die Vasthi fahren, wie der König Ahasverus thät, Esther, 2, 17." — Auch diesen unzüchtigen Rat weiß er aus der Bibel zu rechtfertigen, wie er denn in seinen Tischreden das

Halten von Kebsweibern und Concubinen für „rechte Ehen vor Gott“ erklärte, wiewohl es „ärgerlich sei“; „doch schadet solch Ärgernis nicht.“ (Jen. Ausg. II, 156 ff.)

„Hie sollt du dich gründen auf St. Pauli Wort 1. Kor. 7, 4. 5. Der Mann ist seines Leibes nicht mächtig, sondern das Weib; und das Weib ist ihres Leibes nicht mächtig, sondern der Mann. Beraube eines das andre nicht, es sei denn aus beider Bewilligung rc. Siehe da verbeut St. Paulus sich unter einander zu berauben: denn im Verlöbnis giebt eins dem andern seinen Leib zum ehelichen Dienst. Wo nun nur eins sich sperret und nicht will, da nimmt und raubt es seinen Leib, den es gegeben hat, dem andern. Das ist denn eigentlich wider die Ehe, und die Ehe zerrissen, darum muß hie weltliche Oberkeit das Weib zwingen oder umbringen. Wo sie das nicht thut, muß der Mann denken, sein Weib sei ihm genommen von Räubern, und umbracht, und nach einer andern trachten.“

Diese Proben mögen aus jener „Predigt“ genügen. Nur die eine freundliche Empfehlung für die Weiber finde hier noch ihre Stelle: „Ob sie (die Weiber) sich aber auch müde und zuletzt tot tragen (durch Kindergebären) das schadet nicht; laß nur tot tragen, sie sind darum da. Es ist beßer kurz gesund, denn lange ungesund bleiben.“ (S. 84.) —

Zunächst mögen sich hier Luthers Urteile über die Erlaubtheit der Vielweiberei anschließen. Auf Karlstadts Rat wollte jemand noch eine zweite Frau nehmen. Luther schreibt darüber an den Kanzler Brück (De Wette II, 459) im Januar 1524: „Es müsse jener Mann selbst in seinem eigenen Gewissen fest und gewiß sein durch Gottes Wort, daß ihm das erlaubt sei“. (!) Er solle sich deshalb von seinem Seelsorger beraten lassen, aber nicht beim Kurfürsten sich Erlaubnis holen, denn dieser habe hierin nichts zu entscheiden (man beachte diese Inconsequenz, da er sonst die Ehesachen der weltlichen Obrigkeit allein zugewiesen wissen will; aber freilich der alte Kurfürst hätte das nie gestattet; Luther will offenbar einen die „Freiheit“ hindernden Präcedenzfall abwenden). „Ich in der That bekenne, daß ichs nicht verbieten kann, wenn einer mehrere Weiber nehmen will, denn es widerstreitet nicht der Schrift. Jedoch möchte ich ein solches Exempel nicht zuerst bei den Christen einführen, denn diese müssen auch das, was ihnen erlaubt ist unterlassen können, um Skandal zu vermeiden, und wegen des Anstandes, welchen Paulus überall fordert. Denn es ist gewaltig unziemlich für Christen, den höchsten und neuesten Gestattungen der Freiheit so begierig für ihren Vorteil nachzujagen, und doch jene gewöhnlichen und notwendigen Pflichten der Liebe vernachlässigen. Deswegen habe ich in meiner Predigt dies Fenster nicht öffnen wollen, und glaube kaum, daß ein Christ so verlassen sei von Gott, daß ein Ehegatte sich dessen nicht könne enthalten, was göttlich verhindert ist.“

(divinitus impedita, De Wette macht hinter das impedita ein (?); es widerspricht auch der vorhergehenden theoretischen und prinzipiellen Zulassung der Vielweiberei.) Also nur der entstehende Skandal und die in der öffentlichen Meinung vorhandene Unanständigkeit der Vielweiberei ist für Luther hier eine Opportunitätsrücksicht, die ihn hindert, „dies Fenster zu öffnen." An das Wort Christi scheint er nicht zu denken. Übrigens hat er die Monogamie durch die Anweisung auf heimliche Doppelehe und Concubinat und, wenns nicht anders geht, auf heimliche Verlassung und Heirat eines andern in fernen Ländern theoretisch bereits durchbrochen. Daher auch seine Schlußermahnung an Brück: „Aber lassets gehen, wohin es will, vielleicht lassen sich die Orlamünder auch noch beschneiden und werden ganz Semiten."

In der berüchtigten Ehescheidungs- und Ehebruchssache Heinrichs VIII. von England gab Melanchthon ein Gutachten ab, in welchem er ausführlich die Vielweiberei begründet und jedem Fürsten das Recht zuspricht, in seinem Gebiete dieselbe einzuführen (Corp. Ref. II, 520—527). Luther spricht sich in seinen Briefen wenig über diese Angelegenheit aus. Er äußert sein Mitleiden mit der Königin Katharine (De Wette IV, 668) und seine Freude darüber, daß in Folge dieser Angelegenheit der Papst aus England gestoßen ist; so groß ist seine Freude darüber, daß er „des Königs Person fast entschuldigen muß, und doch die Sache selbst nicht billigen kann." Drei Monate später (März 1536) aber schreibt er dem Kurfürsten Joh. Friedrich: „Des Königs Sachen mit der Ehe kann E. K. F. G. aus dieser Religion-Sachen schließen, oder wo es für gut angesehen wird, so fern zu verantworten sich erbieten, als wir sie gebilligt haben." (De Wette IV, 683.)

Bekannt ist das Gutachten, in welchem die „Reformatoren" die schmähliche Doppelehe des hessischen Landgrafen billigten. Der Brief Luthers über diese Sache an den Landgrafen selbst, sowie gelegentliche Äußerungen in anderen Briefen sind indes charakteristisch für den Briefsteller, so daß ich einige Stellen glaube citieren zu sollen. Eine allgemeine Gestattung der Vielweiberei sei aus Opportunitäts-Rücksichten unrätlich (De Wette V, 238. 243). Das Gesetz der Monogamie sei „löblich" und daher von der Kirche angenommen, weil es dem ersten Anfange und der Schöpfung gemäß, auch von Christo bestätigt sei. „In gewissen Fällen jedoch ist eine Befreiung davon statthaft. Wenn jemand bei fremden Nationen gefangen ist und zur Pflege des Körpers und zur Gesundheit ein zweites Weib sich zugelegt hat, oder wenn jemand eine aussätzige hat, und er in solchen Fällen mit Rath seines Predigers, nicht um ein neues Gesetz einzuführen, sondern um sein notwendiges Bedürfnis zu befridigen (suae necessitati consulendi) ein zweites Weib heiratet, so wissen wir nicht, aus welchem vernünftigen Grunde (qua ratione) denselben zu verdammen erlaubt wäre."

Der Landgraf soll vor allen Dingen die Sache verheimlichen und wegen der vielen bösen Skandale, die daraus folgen könnten, sich noch einmal überlegen. H....ei und Ehebruch möge er nicht für leichte Sünden halten, zumal er dafür selbst von Gott mit Krankheit gestraft sei. Er möge auch seine Gesundheit bedenken. Wenn er aber einmal die H....ei nicht lassen können, so wünschte er (Luther) ihm, daß er mit einem ruhigen Gewissen (securia conscientia) leben und in einem bessern Stande vor Gott sein möge. „Wenn endlich Eure Hoheit überhaupt beschlossen hat, noch eine Gattin zu nehmen, so beschwören wir Sie das heimlich zu thun, wie wir oben von dem Dispens gesagt haben, nämlich daß dies beabsichtigte Verhältnis bestehe nur bekannt Ew. H., jener Person und wenigen zuverläßigen Leuten unter dem Beichtsiegel. Daraus folgen dann keine der Rede werten Widersprüche und Skandale. Denn es ist nichts ungebräuchliches, daß Fürsten sich Beischläferinnen halten. Und wenn auch nicht allen Leuten aus dem Volke die vernünftigen Gründe dieses Verhältnisses (ratio) bekannt wären, so würden doch verständigere Leute dieselben einsehen, und ihnen mehr gefallen diese bescheidene Lebensweise (man denke sich! Luther bezeichnet den heimlichen fortgesetzten Ehebruch als „bescheidene Lebensweise"!), als Ehebruch (als ob dies kein Ehebruch wäre!) und andere thierische und unzüchtige Handlungen. Und so braucht man andrer Geschwätz nicht zu beachten, wenn richtig mit Gewissen gehandelt wird (in der deutschen Recension steht: „wenn das Gewissen recht stehet") und dieses halten wir gänzlich für recht" (approbamus). Nach dieser Moral kann also jemand, dessen Gewissen befindet, er habe an einem Manne oder Weibe nicht genug, sondern müsse, um durch gesundheitsgefährliche Enthaltung seinem Körper nicht zu schaden, entweder noch eine (vielleicht auch mehrere) Ehefrau dazu haben oder Bordelle besuchen, mit gutem Gewissen einen zweiten Gatten nehmen, um letzteres (die H....ei) zu vermeiden. Die Mormonen sind daher von Luther eigentlich als seine Brüder anzuerkennen. Diese Moral wird aber, um die Heuchelei und den Misbrauch göttlichen Namens noch hinzuzufügen, auch noch biblisch begründet: „Denn was in Betreff der Ehe im Gesetz Mosis erlaubt war, das widerruft oder verbietet das Evangelium (wohl zu verstehen das luthersche) nicht, denn es verändert das äußerliche Regiment nicht, sondern bringt Gerechtigkeit und ewiges Leben (in solchem Falle also auch solchen gewissenhaften Ehebrechern) und ordnet den wahren Gehorsam gegen Gott (stempelt also solchen fortgesetzten Ehebruch zu einer Übung des Gehorsams gegen Gott) und unternimmt es, die verderbte Natur zu heilen" (indem es solchen gewissenhaften Ehebrechern den heimlichen Cultus des Fleisches gestattet). Luther hat schließlich noch weniger Gewissen als der Landgraf, welcher auch vom Kaiser Dispens zu erlangen versuchen wollte. Davon rät der Biedermann ihn ab, indem er den Kaiser beschimpft und verlästert. Der Kaiser halte,

so glaube er (Luther) den Ehebruch für eine geringe Sünde; „denn es ist sehr zu befürchten, daß er, erfüllt von papistischem, cardinalistischem, italischem, spanischem, sarazenischem Glauben, Ew. H. Forderung nicht erfüllen, sondern zum eigenen Vorteil mit leren Worten ausbeuten wird, wie wir ihn als einen perfiden und trügerischen, deutscher Sitte vergessenen Mann kennen. Ew. H. siehet selbst, daß er keiner einzigen christlichen Notsache sich aufrichtig annimmt (des Landgrafen Concubinat figuriert also unter den „christlichen Notsachen"!) Den Türken läßt er ungestört (ich bitte diese Verläumdung im Munde des Mannes, der wiederholt zur Weigerung des Türkenzuges aufgefordert, recht zu würdigen), er erregt nur Rebellionen in Deutschland (eine neue Verleumdung), damit er die burgundische Hausmacht vermehre. Daher ist es wünschenswert, daß kein christlicher Fürst (à la Landgraf) mit seinen treulosen Practicken sich befasse. Gott erhalte Ew. Hoheit! Wir sind zu allen Diensten Ew. Hoh. promteste Diener" (ja wohl!). Dies Schriftstück trägt das Datum des 10. December 1539. Ich habe den Passus über den Kaiser wörtlich mitgeteilt, weil von hieraus auf das Gutachten selbst ein belehrendes Licht fällt. Die Doppelehe war durch die Reichsgesetze verboten. Der Landgraf hatte also trotz aller Zustimmung Luthers und der anderen Evangelisten, die hochpeinliche Halsgerichts-Ordnung und den Richterspruch des Kaisers ebensowohl zu fürchten als Luther, der im Concubinate lebende Mönch und Priester. Wäre Letzterer am Leben gestraft, so war das die Strafe eines Verbrechers, und zwar die wohlverdiente; denn ein Verbrecher war und bleibt Luther nach damaliger Rechts- und Volksanschauung. Daran ändert die spätere Anerkennung seines Testaments und seines bis dahin auch rechtlich nicht als Ehe anerkannten Concubinats durch den Machtspruch des Kurfürsten gar nichts. Der Kurfürst hatte die rechtliche Befugnis gar nicht, das Mönchs- und Priestergelübde zu annullieren und den Concubinat eines sich emanzipierenden Mönchs oder Priesters zur Ehe umzustempeln. Ebenso wenig hatte der Landgraf die Rechtsbefugnis, sein ehebrecherisches Concubinat zu einer zweiten „Ehe" zu machen. Selbst Luther behandelt es als Concubinat in dem mitgeteilten Schriftstück. Die Billigung seiner Theologen holte Philipp nur ein, um ein Feigenblatt für sein Gewissen zu haben, vielleicht auch um den Versuch einer Entschuldigung in demselben bereit zu haben für den Fall, daß der Kaiser die Sache vor sein Forum ziehen sollte. Daher lag dem Landgrafen vor allen Dingen an des Kaisers Nachsicht. Um diese zu erlangen, zog er sich später langsam vom schmalkaldischen Bündnisse zurück, erklärte sich bereit, die Jurisdiction der Bischöfe herzustellen und über die Messe sich zu vergleichen, auch durch ein neues Religionsgespräch die religiösen Streitigkeiten beizulegen. Daher die Wut Luthers auf ihn, von welcher ich die Belege beigebracht habe. Diese sich vorbereitende Schwenkung des „An-

tiochus", und möglicher Weise sein völliger Verlust für die Sache des Luthertums war zu befürchten, wenn die Evangelisten Deutschlands sich nicht seinen geschlechtlichen Bedürfnissen gegenüber entgegenkommend verhielten. Daher diese schmähliche Billigung seines ehebrecherischen Concubinats und die heuchlerische Rechtfertigung aus der Bibel. Daher die niederträchtige Verläumdung des Kaisers und der pfiffige Kniff, die Furcht vor dem Wachstum der kaiserlichen Hausmacht im Interesse des „Evangeliums" zu verwerten. So sehr man die Person Philipps verabscheute, ebenso sehr mußte man bemüht sein, seine Macht „dem Evangelio" zu erhalten. Mit dieser Haltung und Politik Luthers (der Zweck heiligt die Mittel) stelle man das Verhalten des Papstes dem Könige Heinrich VIII. gegenüber in Vergleich. Mit der größten Sorgfalt wurde die Sache untersucht, und nachdem Heinrich längst (Ende 1532 oder Anfang 1533) heimlich mit seiner bisherigen Concubine von einem Anhänger Luthers (Crammer) sich hatte trauen lassen, ergab die strenge Prozeßführung in Rom, daß die Einwendungen Heinrichs gegen die Gültigkeit seiner bisherigen Ehe nichtig seien, und veranlaßte demzufolge das päpstliche Urteil: Heinrich sei der Kirchenstrafe verfallen wegen seiner Heirat mit Anna Boleyn, und seine Ehe mit Katharina von Arragonien sei rechtmäßig. Diesen Urteilsspruch fällte der Papst, obgleich er wußte, daß Heinrich dafür England von der Kirche losreißen, die deutsche Revolution also neue Nahrung bekommen würde. Kein unbefangener Leser kann in Zweifel sein, wer der Vertreter evangelischer Wahrheit ist, der Papst, welcher lieber den König eines mächtigen Königreichs sich zum Feinde macht und ein ganzes Land für die katholische Kirche verliert, als ein Titelchen von der Wahrheit vergiebt, oder der ehemalige Augustiner, der, um den Landgrafen festzuhalten, dessen ehebrecherisches Concubinat aus der Bibel rechtfertigt und einsegnet.

Zur ferneren Würdigung dieses saubern Geschäfts folgen hier aus Briefen Luthers noch einige Notizen, die dasselbe betreffen. In einem Briefe vom 2. Juni 1540 (De Wette V, 290 ff.) entblödet sich der Mann Gottes nicht geradezu zu lügen, er wisse nichts von der Bigamie des Landgrafen. „Von der neuen Hochzeit des Landgrafen vermag ich nichts mitzutheilen. Das habe ich zwar gehört, es sei ein Knabe geboren aus der Jungfräulichkeit von Sala (ex virginalibus de Sala). Ob es wahr ist, weiß ich nicht. Und wenn es wahr wäre, und er selbst sich als Vater bekennte, und Mutter und Kind ernährte, so wurde er es mit Recht zu thun scheinen. Wenn daraus das Gerücht entstanden ist (von der „Doppelehe" des Landgrafen), so ist das Gerücht nicht ohne Grund. Nur soviel weiß ich, und öffentlicher Hochzeitsattest ist mir nicht gezeigt. Übrigens sind von der rechtmäßigen Frau Erben da, welche nicht zugeben werden, daß aus einem andern Weibe, und noch dazu aus geringerem Blute, Miterben entstehen. Laß also bellen, wer bellt, bis die Sache selbst lehrt,

was daran ist an diesem ungeheuerlichen Gerüchte. Über Fürsten und fürstliche Angelegenheiten darf man nicht leichtsinnig losreden, wenn man doch nichts weiß." Vierzehn Tage später thut er demselben Adressaten gegenüber auch noch, als wisse er nichts Genaueres über das erwähnte Gerücht (De Wette V, 292). Das war im Juni 1540, und am 3. März 1540 hatte der Landgraf in Gegenwart Melanchthons mit seiner Concubine sich trauen lassen, und am 12. April 1540 hatte Luther einen Brief an seinen Kurfürsten geschrieben über die Heirat des Landgrafen, daß man sie geheim halten müsse (Seckend. B. III, p. 279). Bei De Wette habe ich diesen Brief nicht finden können, obgleich er ihn in der Chronik (V, XII), die er den Bänden seiner Sammlung voraufschickt, namhaft macht.

In einem Briefe an Melanchthon vom 18. Juni scheint er sich der Illusion hinzugeben, als ob ihre Mitwirkung in der skandalösen Geschichte verborgen bleiben werde. Wenn Kaiser und Reich wollten, könnten sie ja durch Gesetze leicht dem Skandal ein Ende machen. Der aber den Teufel besiegt habe, der besiege zugleich mit demselben auch diesen Skandal; es gebe noch schlimmere, zuletzt würden sie durch Christum dieses und andere verlachen. Wahrscheinlich um dies zu beschleunigen, beschließt der fromme Mann den Brief mit einem kräftigen Fluche gegen den Landgrafen, für dessen Erhaltung bei seiner Partei er ein schmähliches Gutachten fertig gebracht hatte: „Wie sehr ich jenes von teuflischer Weisheit verderbte Loch hasse, weißt Du genug; jene Schlangen und Gräuel von Weisheit machen uns mehr Not als alle Gegner und Feinde, gleichwie ihr mystischer Vater that, dessen Samen mächtig in ihrem Lande ist. Gott verfluche ihn und das bald. Amen." (De Wette V, 294. 295.)

Charakteristisch ist der Brief Luthers an den Kurfürsten über diesen Handel. Da hören wir, daß er und seine Collegen in denselben hauptsächlich aus der Furcht gewilligt haben, der Landgraf, dies „von teuflischer Weisheit verderbte Loch", möchte seine Drohung ausführen und zum Kaiser übergehen. **Von dem für seine Einwillung erhaltenen Douceur, mehreren Fudern Rheinweine, schweigt der Biedermann hier.** Aber der Brief, in welchem er sich dafür bedankt, ist noch vorhanden und von Lenz in seiner Arbeit über Philipp und Bucer kürzlich veröffentlicht worden. Ferner hören wir, wie der „sittenreine" Luther sich die Sache gedacht hat. Eine mit seiner ersten lebenden Ehefrau gleichberechtigte Frau und Landgräfin sollte die Concubine nicht werden; denn „vor der Welt und des Reiches Rechten wäre das nicht zu verteidigen." Daher sollte Philipp die Sache heimlich halten. „Sondern ich verstand und hoffte, **weil er sich des gemeinen Wesens** (— H......) **aus Schwachheit des Fleisches** (— !! —) **brauchen mußte** mit Sünden und Schanden, **er würde etwa ein ehrlich Maidlein heimlich auf einem Haus halten in heimlicher Ehe zu seiner großen Notdurft des Gewissens halben,**

auf- und abreiten, wie solchs wol mehrmal auch von großen Herren geschehen." — Welche Moral! — Und derselbe Mensch, der Philipp solches zugesteht und so sich verteidigt, sucht unmittelbar nachher durch öffentliche Ausschreiung eines andern Scandals ganz ähnlicher Art, des Concubinats Heinrichs von Braunschweig, diesen Skandal, den er gesegnet hat, in Vergessenheit zu bringen, und schimpft gewaltig auf jenen los. Von Philipp forderte er bekanntlich, wie die Eisenacher Protokolle ausweisen, „eine starke Lüge"; er solle die geschehene „Trauung" direct ableugnen. Gott habe auch öfter starke Notlügen gebraucht.

Endlich erfahren wir in jenem Briefe auch noch, **daß Herr Luther schon öfter „beichtweis" ähnliche Ratschläge gegeben hat, die er, wenn sie offenbar würden, direct ableugnen müsse. „Aus solcher Erfahrung hab ich auch hierin gehandelt nach göttlicher Güte."** *)

Über die in allen Schriften und Briefen in so schamloser und unzüchtiger Weise hervorbrechende sittliche Laxheit Luthers können wir uns kaum mehr wundern, nachdem wir uns von seinen eigenen sittlichen Schwächen aus seinen Briefen bereits überzeugt haben. Wer jene vielen Herzensergüsse gelesen hat, in denen zu Tage tritt (weß das Herz voll ist, deß gehet der Mund über), wie angelegentlich er sich mit geschlechtlichen Dingen beschäftigt hat, wer noch nicht vergessen hat Auslassungen und Bekenntnisse, wie jenes: „Drei Weiber habe ich zugleich u. s. w. Die Dritte liegt mir im linken Arme u. s. w.", wer sage ich, sich dieser und ähnlicher Herzensergüsse noch erinnert und dabei zugleich jenen bemerkenswerten Brief Melanchthons über die Gründe der plötzlichen Heirat seines Herrn und Meisters sich ins Gedächtnis zurückruft, der wird sich der innern Überzeugung nicht verschließen können, daß neben der unbändigen Hoffart, der raffinierten Schmäh- und Lästersucht, der jähzornigen Herrschsucht, die Unzüchtigkeit ein besonders hervorstehender Charakterzug Luthers ist. Jene eben von mir wiederholte Stelle: „Die Dritte liegt mir im Arme" 2c. bezeichnet De Wette als einen „Scherz über seine angebliche Verheiratung." Ein schöner Scherz, den der Zusammenhang der Stelle, sowie eine Reihe anderer vertraulicher Bekenntnisse als eine der Wirklichkeit entsprechende Zote erweisen. Ganz dasselbe sagt er ohne irgend welchen Schein eines Scherzes anderswo: „Drei mannbare Jungfrauen habe ich in meinem Hause, die alle prächtige Weiber für Männer abgeben könnten." Was nun folgt, lasse ich lieber unübersetzt und gebe nur den lateinischen Grundtext: „Ego quoque Catharinam meam oppignerarem, cum una illarum propter coitum moreretur. Guter Gott, wie tief ist die Welt seit der Zeit der Promulgation der Civilgesetze herabgekommen! Damals war ein Mädchen von zwölf Jahren mannbar, und ein Bube

*) Seidemann, Lauterb. Tageb. 196 ff.

von 14 Jahren und jetzt ist schon die größte Schwäche in solchem Alter“ u. s. w. (Colloq. Meditat etc. D. Lutheri T. II. Francf. 1571. Fol. 95 a.) Es kann uns daher nicht mehr auffallen, daß er seine Katharina seine Metze (d. h. Concubine) nennt: „Ihr wißt auch, was mir geschehen ist, daß ich meiner Metzen in die Zöpfe geflochten bin.“ (De Wette III, 9.) Überhaupt zeigt sich die Lüsternheit, gleich als ob sie sich nicht in der Haut bergen könnte, auch in der Art, wie er von seiner Heirath und von geschlechtlichen Dingen spricht. Es ist kaum abzuschreiben, wenn er sich mit seiner Kethe schildert: „Ich bin an Kethen gebunden und gefangen und liege auf der Bore (unzüchtiges Wortspiel mit dem Zunamen seiner Käthe) nämlich abgestorben der Welt.“ (De Wette III, 18.) Wie vor seiner Hochzeit sein Haus die Herberge entlaufener Nonnen war, an denen nach Melanchthons Zeugnis seine Begier sich entzündete, so auch nachher. Im September ließ er dreizehn Nonnen aus dem Gebiet Herzog Georgs entführen und behielt sie vorläufig bei sich, zwischen denen er als „Hausvater“ waltete. „In dieser Nacht habe ich dreizehn Nonnen aus dem Gebiet Herzogs Georg herführen lassen, und habe dem wütenden Tyrannen diese Beute Christi geraubt.“ „Ich lebe bereits als Privat-Familienvater und bleibe im Kloster, so lange Christus will.“ (De Wette III, 32.) Sein Haus war also ein wahres Hühnerhaus voll entsprungener Nonnen. Nun versichert er zwar seinem Freund Amsdorf, er habe nur im Gehorsam gegen seinen Vater, um Nachkommen zu erhalten und seine Lehre zu befestigen, geheiratet, denn „also hat Gott es gewollt und gemacht“; denn ich bin weder verliebt noch entbrannt, sondern schätze das Weib“ (De Wette III, 13); indeß glaubte er dies letztere wol selbst nicht. Denn seine übrigen Äußerungen strafen ihn hierin Lügen. Schon 1521 auf der Wartburg brannte das sinnliche Feuer in ihm dermaßen, daß er es seinem Freunde Melanchthon ins Ohr sagen muß: „Ich sitze hier in der Muße und bete, o weh! wenig, und seufze nichts für die Kirche Gottes. Vielmehr brenne ich von heftigen Feuern meines ungezähmten Fleisches. In Summa, der ich im Geist brennen sollte, ich brenne vom Fleisch, Lüsternheit, Faulheit, Müssiggang, Schlafsucht.“ „Es sind schon acht Tage, daß ich nichts schreibe, nicht bete, nicht studiere, teils von den Versuchungen des Fleisches, teils von andrer Beschwerde gequält.“ (De Wette II, 22.)

Wenn er dann je zuweilen seinem vollen Herzen in Zoten und Schamlosigkeiten Luft macht, so muß man ihm das zu gute halten. Denn „Freude in Sünden ist der Teufel, aber Freude mit guten frommen Leuten (wie z. B. die entlaufenen Nonnen und Kneipgesellen in der Wittenberger Stammkneipe) in Gottesfurcht, Zucht und Ehren, obgleich ein Wort oder Zötlein zuviel ist, gefället Gott wohl.“ (De Wette IV, 544.)

Ich habe zuweilen in protestantischen Blättern Ausdrücke sittlicher Entrüstung und allerlei Verdächtigungen gelesen über die Anweisungen, welche Gury's Moral für Beichtväter hinsichtlich der Geschlechtsverhältnisse giebt, wobei man natürlich die in heiligem Ernste geschriebenen Einleitungsworte in dies delicate Capitel verschwieg.

Um mich zu unterrichten, ob diese sittliche Entrüstung in dem Buche Grund habe, las ich das mir allerdings nicht gerade sympathische Capitel durch. Aber was dort aus Not in lateinischer Sprache ohne den geringsten Hauch von Lüsternheit den Beichtvätern für schwierige und heikle Vorkommnisse gesagt wird, das verhält sich zu den meist in deutscher Sprache geschriebenen Unzüchtigkeiten und Zoten Luthers (man denke auch an seine Tischreden), wie der Unterricht eines sittlichen Arztes zu den obscönen Unterhaltungen leichtfertiger Gesellschaften.

Luther muß wohl aus eigener Erfahrung reden, was er über die Unmöglichkeit, keusch zu leben, und über die absolute Notwendigkeit zu heiraten äußert. Es sollte offenbar eine vorbereitende Entschuldigung und Rechtfertigung für den Bruch des Mönchs- und Priestergelübdes sein, zu dem er andere aufforderte, und den er schließlich selbst beging, wenn er in seiner Schrift über die Mönchsgelübde (1522. Erl. Ausg. Op. lat. VI.) als einen der vornehmsten Gründe für denselben die Unmöglichkeit hinstellt, das Gelübde der Keuschheit zu halten. Keusch leben zu wollen, könne niemand geloben, da es gar nicht in seiner Hand stehe, so zu leben. Ebenso gut könne jemand geloben, er wolle neue Sterne machen oder Berge versetzen (S. 361). Durch die Notwendigkeit, welche ein starker Geschlechtstrieb in sich trage, werde das Gelübde der Keuschheit aufgehoben, gleichwie jemand stehlen dürfe, um nicht Hungers zu sterben. „Wie thöricht und gottlos es sein würde, wenn Du aus Furcht vor dem Gebote Dich durch Hunger töten wolltest, wenn Du doch aus dem Überfluß eines andern Dir Nahrung stehlen kannst, um das Leben zu erhalten, ebenso thöricht bist Du, wenn Du nicht ein Weib freiest, wenn Dein Geschlechtstrieb Dich brennt.“ Übrigens, so belehrt er uns S. 328, könne Gott möglicherweise die verlorene Jungfrauschaft auch am Fleische wiederherstellen (!). Schlagen wir seine Briefsammlung auf, um einige Proben seiner Beredtsamkeit für das Brechen der Gelübde und das Heiraten kennen zu lernen. An den Mönch Reissenbusch schreibt er (De Wette II, 637 ff.) „Nu acht ich's nicht dafur, daß E. A. E. sollt daran (am Heiraten) hindern des Ordens Gesetz und Gelübd, sintemal E. A. E. ohn allen Zweifel bewußt ist, daß kein Gelübd gilt noch hält, es seien denn zwei Stuck ausgenommen. Das erste, daß es müglich und in unserer Macht stehe. Denn wer will unmüglich Ding geloben? Wer wills auch foddern? . . . Nu ist Keuschheit nicht in unser Macht, so wenig als all ander Gottes Wunder und Gnaden.“ Nach dieser Moral ist das Tauf-

gelübde, das Confirmations-Gelübde, das Ehegelübde auch hinfällig. Denn der Glaube und Gehorsam gegen die Taufe ist auch Gottes Gnade und Gabe. Wie kann man nach dieser Sophistik Luthers fordern, daß jemand gelobe im Glauben der Taufe leben, oder die Nachfolge Christi üben zu wollen? Wie kann jemand geloben, sich mit einem Gatten begnügen zu wollen, da es ja nicht in seiner Macht stehet, den Geschlechtstrieb auf eine Person zu beschränken? Diese Consequenzen zieht Luther freilich nicht, sie sind aber notwendige Folgen seines Satzes, daß man Keuschheit nicht geloben könne, weil sie nicht in unserer Macht stehe. Andererseits folgt diese Moral aus jenem Grundprincipe seiner ganzen Theologie, daß der Mensch schlechterdings keine Wahlfreiheit habe, sondern willenlos „entweder von Gott oder vom Teufel geritten" werde, wie er sich ausdrückt. Hören wir indeß Luther weiter: „Wer sich nun für einen Menschen hält und gläubt, daß er unter dem Wort Mensch begriffen sei, der höre hie, was sein Gott und Herr über ihn schleußt und spricht: Er wölle nicht, daß er einsam sei, sondern soll sich mehren; und schafft ihm dazu eine Hülfe 2c. Und dies ist das Wort Gottes, durch wilchs Kraft in des Menschen Leib Samen zur Frucht und die brünstige natürliche Neigung zum Weib geschaffen und erhalten wird; wilchs wedder mit Gelübden noch mit Gesetzen mag verhindert werden. Denn es ist Gottes Wort und Werk." Denn unser Leib ist eines großen Teils eitel Weiberfleisch, als darinnen es empfangen und gewachsen, und davon geboren, gesäugt und ernährt worden ist, daß gar unmöglich ist, sich davon sondern und enthalten. Und das alles durch Gottes Wort, der es so macht und haben will. Daher wir auch sehen, daß diejenigen, so auch den Weibern untüchtig sind zur Frucht, dennoch der natürlichen Neigung voll sind; ja, je untüchtiger, je mehr und lieber sie umb die Weiber sind." Zum andern soll das Ordensgelübde ungültig sein, weil es wider den Glauben sei und auf eigen Werk baue. Es ist unnötig, diese immer wiederkehrende Verzerrung der katholischen Lehre hier zu wiederholen. So ermahnt er den Adressaten denn: „die Gedanken aus dem Sinn und fröhlich hinan. Euer Leib forderts und darfs; Gott wills und zwingt. Wo will E. A. E. da furuber?" Er gebe dadurch ein gutes Beispiel. Es sei ein großer Ruhm, wenn er „den andern damit ein ehrlicher Schanddeckel würde. Ist doch Christus unser aller Schanddeckel worden. Ja was sage ich, ein Schanddeckel? Ists Schand, Weiber nehmen, warumb schämen wir uns auch nicht Essens und Trinkens, so auf beiden Teilen gleich große Not ist, und Gott beides haben will." Es dürfte sich empfehlen, den richtigen Standpunkt durch Luthers Sophistik sich nicht verschieben zu lassen. Er verschiebt die Frage dadurch, daß er thut, als ob die Kirche den Ehestand herabsetze, indem sie Mönchs- und Nonnenorden anerkennt. Ich frage, wer ehrt diesen Stand mehr: die Kirche, welche ihn unter die Sacra-

mente zählt und ihn dadurch als ein Werkzeug und Gefäß anerkennt, welches die Gnade zur Heiligung des Menschengeschlechts gebraucht, oder Luther, der ihn erniedrigt zu einem bloß irdischen Contract, welchen noch dazu starker Geschlechtstrieb durchbrechen darf? Wer ehrt den Ehestand mehr: die Kirche, welche als eheliche Aufgabe hinstellt, Gott und dem ewigen Leben Kinder zu erziehen, oder Luther, der ihn vorzugsweise als ein Mittel zu einer geregelten Befriedigung des Geschlechtstriebs betrachtet? Sodann verdreht er auch in der Richtung die Sachlage, daß er sich über das einmal vorhandene Gott gegebene Gelübde einfach hinwegsetzt und so thut, als ob kein Unterschied sei zwischen einem Priester oder Mönch, der sein Gelübde bricht, um seinen Geschlechtstrieb unter einer gewissen Anstandsform zu befriedigen, und zwischen einem andern, der nicht durch Gelübde gebunden ist. Das „Wort Gottes“ von den Gelübden ist für ihn nur da, um seinen Interpretationskünsten zu dienen, während er das fortläßt, was ihn verdammt, nämlich das klare Gebot, daß jeder das einmal gethane Gelübde unverbrüchlich halten soll. Die Kirche zwingt doch niemanden, Priester oder Mönch zu werden; mithin kann er, ohne die Sache zu entstellen, von Zwang gar nicht reden. Endlich kommt für ihn die Schrift, wo sie die Keuschheit und Jungfrauschaft, die um Christi willen übernommen ist, so hoch ehrt, gar nicht in Betracht. Ich bitte aber den geneigten Leser, dem die betreffenden Bibeltexte nicht geläufig sein sollten, nachzulesen, erstlich was geschrieben steht im 4. Buche Mose, Capitel 30, von der Verbindlichkeit der Gelübde, wobei er sich erinnern möge, daß es schon im alten Testamente Orden gab, die das Gelübde der Ehelosigkeit ablegten; man denke z. B. an Jephta's Tochter. Zum andern bitte ich nachzulesen Offenbarung Johannes, Capitel 14, v. 1—5, wo die, welche um Christi willen sich der geschlechtlichen Gemeinschaft enthalten, die „Erstlinge“ genannt werden, welche Gott und dem „Lamme aus den Menschen erkauft sind.“ Dabei bitte ich zu erwägen, daß St. Johannes, der ehelos bleibende Jünger, der war, welcher an des HErrn Brust lag, den Er vor den andern liebte, dem Er seine jungfräuliche Mutter sterbend befahl, doch gewiß nicht ohne tiefen Grund: der jungfräuliche Herr, die jungfräuliche Mutter, der jungfräuliche Jünger. Die Jungfräulichkeit ist die höchste Blüte und Zierde des Christentums, wie schon das Gleichnis von den zehn Jungfrauen dem nachdenkenden Christen an die Hand geben sollte, wie daher der Apostel sich veranlaßt fühlt zu der Ermahnung, daß die Christen auch in der Ehe so leben sollen, als wären sie nicht in der Ehe. Die rohe und nahezu tierische Auffassung Luthers wird durch die heil. Schrift ebensowol, als durch die gesamte Tradition der Kirche (trotz der immerhin zweifelhaften Geschichte des Paphnutius in Nicäa), vollständig verurteilt. Wenn wir sehen, wie Luther auch in seinem großen Kathechismus das Brechen der Mönchs- und Priester-

gelübde zu einem Gehorsam gegen das sechste Gebot stempelt, indem er behauptet, daß die Priester und Mönche, wenn sie im ehelosen Stande blieben, „gezwungen würden", dies Gebot zu übertreten, so bleibt uns keine andere Erklärung übrig, als die, daß der Mann seine unzähmbare Lust allen anderen ebenso andichtet.

Was waren diese Auslassungen Luthers für eine Lehre für die ungezählte Menge derer, die der Verhältnisse wegen, in denen sie sich befanden, gar oder lange nicht an Heiraten denken konnten! Zuletzt kommt dann noch das Geständnis, „wie große Mühe es kostet, daß man in der Ehe bleibe und eheliche Keuschheit halte", unter welch letzterer Luther aber nur versteht die Enthaltung von andern. Was in der Ehe geschehen mag, sagt er anderswo, das decket das Gebot und Werk Gottes, der Ehestand zu. Was Athenagoras und andere Apologeten den Heiden als christliche Keuschheit in der Ehe vorhalten, und was die katholische Kirche mit ihnen darunter versteht, davon scheint Luther nichts zu wissen.

Im Januar desselben Jahrs 1525 gratuliert Luther dem Abte Friedrich in Nürnberg zu dessen „Verheiratung" (De Wette II, 614. 615) und preist denselben glücklich, daß er „gleichsam aus dem Meere in den Hafen, aus der Welt ins Paradies gelangt sei." Dieser bei einem Gelage geschriebene Brief ist so enthusiastisch gehalten, daß dem Schreiber selbst die Worte entschlüpfen: „Siehe, wohin werde ich hingerissen? erscheine ich Dir betrunken oder nüchtern? Ich bin so begierig, die Werke Gottes (d. h. das Heiraten) gerne, und wo ich kann, mit vielen Worten sogar zu loben. Der HErr Jesus Christus segne Dich an Geist und Fleisch (!) u. s. w. Voll Gefälligkeit will ich auch Deine Friderike durch Dich in meinem Namen gegrüßt haben, aber hüte Dich, nicht anders als mit lateinischen Worten, das übrige wird sie schon verstehen mit ihrem eigenen Gefühl." Noch weniger zurückhaltend ist sein Gratulationsbrief an Spalatin (vom 6. December 1525. De Wette III, 53), wo es heißt: „Grüße Dein Weib auf das süßeste — das übrige kann ich nur lateinisch hersetzen — verum ut id tum facias, cum in thoro suavissimis amplexibus et osculis Catharinam tenueris, ac sic cogitaveris: En hunc hominem, optimam creaturulam Dei mei, donavit mihi Christus meus, sit illi laus et gloria. Es grüßt Dich und Deine Rippe meine Rippe in Christo." Man betrachte auch noch die Kehrseite dieses Gemäldes. Am 18. August 1525 schreibt der „theure Gottesmann" wegen der Ehescheidung eines lutherschen „Pfarrers" (man bedenke, schon 1525 gab's Ehescheidungen!) „Weil dem also ist, daß sein Weib sich so unehelich gegen ihm hält, kann ich sein Recht wedder enger noch weiter spannen, denn es Gott selbst gespannet hat, der durch St. Paulum 1. Kor. 7, 17 in solchen Sachen ein solch Urteil fället: So der Ungläubige (ich bitte auf die luthersche Anwendung dieser von Ehen zwischen

Heiden und Christen, die noch im Heidentume geschlossen waren, redenden Stelle zu achten!) sich scheidet, so laß ihn scheiden; es ist der Bruder oder Schwester nicht gebunden in solchen Fällen." Es ist also eine ganz falsche Exegese, die dieser ebenso falschen und unchristlichen Anwendung zu Grunde liegt: Christlichen Eheleuten **verbietet** der Apostel in demselben Capitel, auch wo sie wegen Unverträglichkeit getrennt leben, unbedingt jede Scheidung der Ehe. Luther aber vermöge seiner unsittlichen Grundsätze und unzüchtigen Gesinnung erlaubt hier einem Prädicanten die Ehescheidung, weil dessen Weib sich „unehelich" halte; was darunter zu verstehen ist, kann man sowohl aus dem Folgenden erraten, als auch aus seiner Erörterung vermuten, die wir in der oben citierten Predigt vernommen haben. Luther fährt fort: „Also sag ich auch: Wer nicht bleiben will, der fahr immer hin, das ander Teil ist darumb nicht verbunden, ohne Ehe zu bleiben; wie ich im Büchlin über dasselbe Capitel weiter geschrieben hab, das ihr lesen muget. Kann er nu ohn Weib nicht sein, so freye er eine andere in Gottes Namen, weil diese nicht will." Hiermit vergleiche man u. a. De Wette II, 194. 195, wo sich auch ein Zeugnis findet darüber, daß im protestantisierten Volke bereits „allenthalben so viel Mutwillen vorgenommen wird in Ehesachen, daß nicht leichtlich einzuräumen ist so viel Ärgernissen. Die Briefsammlung giebt darüber genugsam Ausweis.

Charakteristisch ist, um das noch hinzuzufügen, der Brief, in welchem er den Erzbischof von Mainz zum Heiraten auffordert (De Wette II, 673 ff.), „um diese leidige und gräuliche Empörung (den Bauernkrieg) zu stillen" (!), um nämlich durch seine Heirat „der Strafe Gottes zuvor zu kommen und dem Satan die Ursachen der Empörung zu nehmen (!)." Ich erinnere an das, was ich oben über diese Ideen-Association Luthers schon beigebracht habe. Aus dem „lästerlichen und unchristlichen" geistlichen Stande, von dem „auch nun der gemeine Mann so weit bericht un in Verstand kummen ist, daß er nichts sei", wie das wohl und allzuviel (dank der lutherschen Pamphlete und Carricaturen) beweisen „so mancherlei Lieder, Spruch, Spotterei, da man an alle Wände auf allerlei Zeddel, zuletzt auch auf den Kartenspielen, Pfaffen und Mönche malete, und gleich ein Ekel worden ist, wo man eine geistliche Person sicht oder hört" — aus diesem lästerlichen Stande soll der Erzbischof herausgehen und „in den seligen und göttlichen Stand der „Ehe" hinein; da werde Gott sich gnädiglich finden lassen. „Die Geisterei" d. h. der geistliche Stand sei ja doch „den Leuten aus den Herzen und so hoch veracht", daß da Ruhe noch Aufhören nicht zu hoffen sei, „sie kümmen denn auch aus den Augen"; je mehr man davon halte, desto mehr werde dieser Stand verspottet. „Es ist verloren, der geistlich Stand kann nit bleiben, viel weniger wieder zu Ehren kommen. Gott hat ihn angegriffen; er muß herunter, das und kein anders." Dem solle der Erzbischof zuvorkommen

das Bistum in ein weltlich Fürstentum verwandeln und — heiraten. Wolle er sich noch lange sperren, „so ist zu besorgen, es mög nit lang währen, denn die Herzen lassen nit ab, so wenig als Gottes Zorn ablassen wird.“ Ich glaubte diese ganze Expectoration dem geneigten Leser vorführen zu sollen, teils um des plumpen Kunstgriffs willen, die Stillung des Bauernkrieges von der Abschaffung des geistlichen Standes abhängig machen zu wollen, teils um noch einen Einblick in das Getriebe der lutherschen Unterwühlungen des Volkes zu gewinnen, indem Luther hier unwillkürlich die Tendenz der Pamphlete und Carricaturen verrät, mit denen die luthersche Presse damals das Land überschwemmte, teils endlich um daran zu erinnern, wie Luther doch trotz aller Klugheit mit seinen Prophezeihungen vom Ende des geistlichen Standes falsch gerechnet hat. Auch das wird aus diesem Schreiben völlig klar, daß Luther die allgemeine Verwirrung des Bauernkrieges für die günstigste Gelegenheit hielt, endlich die Maske und mit ihr die lästigen Gelübde abzuwerfen und hineinzusegeln in den „seligen Hafen“ seiner „Ehe“, auf den er schon lange so sehnsüchtig gesteuert. Ob Luther es wohl aufrichtig gemeint hat, wenn er gegen den Schluß dieses bezeichnenden Schreibens sich also vernehmen läßt? Weil es Gottes Wille sei, daß ein Mann ein Weib haben solle, so: „wo Gott nit Wunder thut und aus einem Manne einen Engel macht, kann ich nit sehen, wie er ohn Gottes Zorn und Ungnad allein und ohn Weib bleiben mög. Und schrecklich ists, so er ohn Weib gefunden sollt werden im Tod; zum wenigsten, daß er doch ernstlicher Meinung und Willens wäre, in die Ehe zu kummen. Denn was er will antworten, wenn Gott fragen wird: Ich hab dich zum Mann gemacht, der nit allein sein soll, sondern ein Weib haben soll: wo ist dein Weib? Ich rede von einem natürlichen Manne. Denn welchen Gott Gnad der Keuschheit gibt, laß ich ihren Weg ziehen.“ Offen gestanden, ich kann nicht glauben, daß jene Hinweisung auf Gottes Frage: wo ist dein Weib? mehr als bloße Rhetorik ist.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Die Geburt der lutherschen Doctrin.

Köstlin hat in seinem Buche über Luther nachgewiesen, daß derselbe in Erfurt dem Kreise der jüngern Humanisten angehörte. Crotus Rubianus, Joh. Lange waren seine engsten Freunde; auch Caspar Schalbe, wahrscheinlich ein Verwandter der Frau Cotta, geb. Schalbe, aus Eisenach gehörte zu seinem Kreise. Die Frau Cotta war nicht eine ehrwürdige Matrone, als sie Luther in Eisenach in ihr Haus aufnahm, sondern eine junge Dame, deren Sohn Luther 40 Jahre später, als derselbe in Wittenberg studierte, an seinen Tisch nahm. Im Hause dieser jungen Dame

hatte Luther fleißig Musik getrieben und in dieser angenehmen Häuslichkeit gelernt: „Es giebt kein lieber Ding auf Erden, denn Frauenliebe, wem sie kann zu Teil werden.“ (Erl. Ausg. 61, 212.) Als Musiker und „Philosoph“ that er sich in Erfurt in dem Humanistenkreise hervor und studierte nicht etwa Theologie, (von dieser wußte er gar nichts, nicht einmal den Katechismus, geschweige die Bibel kennend, als er in's Kloster trat), sondern bonas artes, die schönen Künste, (Böcking, Hutteni, Opp. I, 307, vergl. Janssen II, 69), und die lateinischen Classiker, die er „die Lehrer und Bildner seines Lebens“ nannte (Corp. Ref. VI, 1575), liebte Kneipereien, Ritterspiele, die Saujagd und lustigen Gesang. In's Kloster ging er ohne allen innern Beruf, „ein gezwungen und gedrungen Gelübde“ ablegend, gegen den Willen seines Vaters, lediglich getrieben durch einen Anfall plötzlicher Erschütterung und unklarer Gewissensangst. Die einzigen Bücher, die er mitnahm, waren nicht etwa ein Gebetbuch und Bibel, sondern die beiden heidnischen Dichter Virgil und Plautus. „Auch von Luther galt bis in die letzten Jahre vor seinem entscheidenden Lebensschritt, was der Dominicaner Peter Schwarz gegen eine ausschließliche Beschäftigung mit Classikern und Rechtsstudium eifernd, im Jahre 1477 schrieb: Wie viele lernen jetzund Poeterei und Dichten, und wenige lernen die Evangelien; wie viele lernen Jura, und wenige lernen die heil. Schrift.“ (Janssen a. a. O.) Während die kirchlichen Lateinschulen sämtlich ein eifriges Bibelstudium betrieben (Janssen I, 46), hat Luther nach seinem eigenen Zeugnis nur Classiker studiert und, zwanzig Jahre alt, „noch keine Bibel gesehen“. Und doch studierte er in Erfurt, wo seit der Mitte des 15. Jahrhunderts die Bibelstudien in Blüte standen und z. B. im Jahre 1480 ein Stipendium gestiftet war zu einem achtjährigen Studium der heil. Schrift an der Erfurter Universität (Janssen II, 70). Hieraus kann man entnehmen, wie viel Wahres an jener, noch heute im Protestantismus andächtig geglaubten Renommisterei Luthers ist, er habe die Bibel „unter der Bank“ hervorgezogen. Es sind diese Antecedenzien von großer Bedeutung für die Beurteilung der Genesis seiner Lehre.

Was wollte er im Kloster? Ohne inneren Beruf war er hineingegangen; so kann es nicht wundern, daß er gar kein Verständnis hatte für den Zweck des Mönchslebens. Aus einem Leben in Saus und Braus in ungebundener Zügellosigkeit, wie sie unter den Humanisten gang und gäbe war, war er nicht durch innere aufrichtige Bekehrung, nicht um Gott zu dienen im schlichten Gehorsam gegen die Ordensregel, in's Kloster gegangen, sondern um dort durch selbstgewählte Mittel und einen besondern Weg die innere Zerrissenheit, die ihn mitten in den humanistischen Geselligkeiten des öftern überfallen und in eine düstere krankhafte Stimmung versetzt hatte, zu bannen und in anmaßlichster Selbstgerechtigkeit vor Gott, vor sich selbst und vor der Welt etwas Großes zu werden. Wir haben

das Geständnis schon aus seinem Munde vernommen, welchen Zauberbann jenes Wort seines Vorgesetzten auf ihn übte, er werde noch ein großer Mann werden. Daß er einen besonderen Weg gehen wollte, was eben ein Zeichen des in ihm verborgenen unbändigen Hochmuts war, gesteht er auch selbst. Anstatt im einfachen Gehorsam täglich seine Horen zu beten, „nahm er das Brevier oft Wochen lang nicht zur Hand“, weil er keine Zeit dazu fand wegen seines leidenschaftlichen Hanges zu studieren, und namentlich Ketzerschriften zu studieren, und wollte dann das Versäumte auf einmal nachholen. So wurde ihm das köstliche Horengebet eine „unerträgliche Last“, wie wir von ihm gehört haben, und der bloße Gedanke an das Brevier mußte ihm ein Stachel des bösen Gewissens und der verletzten Ordenspflicht sein. Dabei genügten ihm dann wieder die ascetischen Übungen nicht, was sich teils aus diesem Bewußtsein fortdauernder Verletzung der einfachen und leichten Ordenspflicht erklärt, teils daraus, daß er etwas Besonderes sein wollte. „Ich stellte mir“, gesteht er, „besondere Aufgaben, hatte noch einen besondern Weg für mich. Die Senioren in meiner Regel stritten sehr gegen die Singularität und thaten wohl daran. Ein schändlicher Verfolger und Todschläger meines eigenen Lebens war ich“ ꝛc. Es bewährte sich an ihm der alte Klosterspruch: „Vor allem für einen Mönch ist außerhalb des Gehorsams alles verdächtig.“ (Janssen II, 71.) Dieser besondere Weg sollte ihn also zu etwas Besonderem machen zunächst vor sich selbst und vor Gott. Er wollte „durch die Macht der Werke“, und „durch eigene Gerechtigkeit“, also durch vollendetes Pharisäertum sich aus der düstern Zerrissenheit seines inneren Wesens heraushelfen, indem er dadurch die Rache des zürnenden Gottes, des zürnenden Richters, zu besiegen gedachte. „Unter dem falschen Vertrauen auf die eigene Gerechtigkeit hatte ich im Herzen ewiges Mistrauen und Zweifelung, Furcht, Haß und Lästerung Gottes.“ „Ich war der anmaßlichste Werkgerechte“, ein „gar vermessener Werkheiliger“; er baute nicht, wie er gesteht, auf Gottes Gerechtigkeit, sondern auf seine eigene. Zur Skrupulosität geneigt, kam er aber nie aus dem Gefühl der Sünde und der Furcht heraus, wie sich das ja erklären läßt aus diesen beiden Prämissen, einmal der beständigen Verletzung der Ordens-Verpflichtung zum Breviergebet, und sodann aus der hoffärtigen Richtung, etwas Besonderes sein zu wollen, was ihm auf diesem Wege nicht gelingen zu wollen schien.

Es ist nun das Proton pseudos (die Grundlüge) der ganzen Theologie Luthers, daß er diese seine pharisäische Richtung ohne weiteres der Kirchenlehre imputierte, während diese das gerade Gegenteil davon immer gelehrt hat und noch lehrt. Ein Beweis, daß er die katholische Theologie gar nicht gründlich studiert, viel weniger erkannt und verstanden hat. Dieses Extrem seiner eigenen trostlosen Werkgerechtigkeit, seines hoffärtigen Strebens, vor Gott etwas Besonderes sein zu wollen durch das eigene

Thun und die eigenen natürlichen Kräfte (ohne die Gnade, denn von dieser wußte er nichts) erklärte er später für die Kirchenlehre und verrannte sich in diese fixe Idee, in diese unerhörte Verzerrung derart, daß er, wie er selbst so treffend die Weise des Ketzers beschreibt, nur durch diese Brille alles ansah. Grund hiervon ist der unbändige Hochmut, der ihn hinderte, seinen Irrtum als den seinigen einzusehen und einzugestehen. Wenn er nämlich von sich diesen Irrtum auch bekennt, so schiebt er doch die Schuld davon, daß er in demselben gesteckt hat, auf die Kirchenlehre, anstatt sie in sich, in seiner mangelhaften Theologie und vor allem in seinem Hochmute zu suchen.

Daß er aus diesem Extrem trostloser Zerrissenheit und anmaßlicher Werkheiligkeit schließlich in das andere Extrem umschlug, ist psychologisch wohl erklärlich. Es fragt sich indes vorerst, ob er nicht sich unterrichten konnte von der Kirchenlehre, wenn er wollte, ob diese Verdrehung der Kirchenlehre, auf der er „seine lauterste Theologie" hernach aufbauete, ihm bewußt, ob sein ganzes Verhalten der Kirchenlehre gegenüber eine innere Unwahrhaftigkeit und Verlogenheit war.

Jedes Erbauungsbuch, jeder Katechismus hätte ihn belehren können, wie auch noch heute jedes Erbauungsbuch, jeder Katechismus jeden Protestanten belehren kann, wenn er sich nur belehren lassen will, daß die katholische Kirche beständig gelehrt hat und noch lehrt, daß wir nicht aus eigener Vernunft noch Kraft an Christum glauben oder zu Ihm kommen, daß wir mit eigenen Kräften und dem Thun eigener natürlicher Gerechtigkeit auch nicht das geringste Verdienst im Sinne von Lohn, auf den wir Anspruch haben, uns erwerben können. Die katholische Gnadenlehre und der katholische Sprachgebrauch brauchen das Wort nicht in diesem Sinne, sondern in dem Sinne des Wachstums in der heilig machenden Gnade, des Erwerbs derselben, wie auch der gewöhnliche Sprachgebrauch diese Bedeutung kennt: er verdient, d. h. erwirbt täglich so viel. „Jedes religiöse Unterrichts- und Erbauungsbuch", sagt Janssen sehr wahr, „hätte ihn belehren können, daß die Kirche jede pharisäische Selbstgerechtigkeit verwirft, daß sie Christus und sein Verdienst als den Grund aller christlichen Gerechtigkeit, seine Gnade als das Prinzip alles Gott wohlgefälligen Lebens und Wirkens betrachtet; daß sie insbesondere alle ascetischen Übungen nur als Mittel zu höherem Zweck ansieht, um die sündhaften Neigungen zu schwächen und mit Hülfe der Gnade zu überwinden, nicht aber als Verdienste von selbständigem Werte, worauf der Mensch seine Gerechtigkeit Gott gegenüber gründen könne." (a. a. O. II, 72, vergl. dazu die Belege I, 34—43.) So verführerisch es für mich sein muß, protestantischen Lesern, wenn solche diese Zeilen eines Durchlesens würdigen sollten, die zum Teil wunderschönen, die tiefste Herzensfrömmigkeit und die kindliche Hingabe an Gottes Gnade athmenden Stellen aus den „Selenwurzgertelein", dem Ka-

techismus von Coelde, dem „Selengärtlein" und andern von der Kirche approbierten Gebets- und Unterrichtsbüchern jener Zeit hier vorzuführen, so verzichte ich hier darauf, um zum Schlusse zu kommen. Auch das Missale spricht dieselbe Gesinnung unzweideutig aus. Weist man heute darauf hin, oder etwa auch auf das Tridentinum, so wird erwidert: das legst du so aus; oder: das mag da stehen, aber die Meinung ist eine andere, und die Praxis ist eine andere, gleich als ob ein lutherscher Orthodoxer den Katholicismus besser kennte, als die Autoritäten der Kirche selbst ihn kennen. Es ist die furchtbare Selbsttäuschung, die in dem Luthertum steckt, das Produkt jener ersten Grundlüge, mit der Luther die in ihm selbst, in seinem unbändigen Hochmute entsprungene pharisäische Anschauung seiner ersten Klosterjahre unverfroren zur Kirchenlehre stempelt, trotzdem katholische Mönche ihn auf die göttliche Gnade und ihr alleiniges Verdienst bei unserer Bekehrung und Rechtfertigung hingewiesen hatten.

Er sprang also in das entgegengesetzte Extrem um. Die eigentliche Grundschrift für seine theologische Auschauung ist die de servo arbitrio. Es lag im Interesse der modernen lutherschen Theologie, diese Hauptschrift Luthers mehr oder weniger zu ignorieren, oder so zu thun, als ob er von der darin ausgesprochenen Grundanschauung zurückgekommen wäre. Es würde den Raum dieser Blätter gar zu sehr erweitern, wollte ich auf den Inhalt derselben und auf den Zusammenhang seiner neuen Rechtfertigungslehre mit der absoluten Prädestination hier näher eingehen. So interessant das für mich auch ist, so sehr möchte es die Geduld des Lesers ermüden. Meine Absicht war nur die, den Charakter Luthers und seines Verfahrens, wie er sich mir aus seinen Briefen und Schriften dargestellt hat, mit einigen Strichen zu zeichnen und darin zu zeigen, was mich zu der Überzeugung genötigt hat, sein Werk nicht als ein göttliches, dem etwa menschliches anklebt, zu erkennen, sondern als ein Werk menschlicher Berechnung, das aus sehr menschlichen, ja lüsternen Beweggründen entsprang. Gern anerkenne ich Luthers Originalität, seine Beredtsamkeit, Willenskraft, Arbeitsamkeit, Freigebigkeit, seine oft treffende Ironie, gern gestehe ich ihm zu, daß er eine Reihe schöner Aussprüche gethan, eine Fülle von Gedanken gehabt hat, daß er ein mächtiger Geist gewesen, glaube auch, daß er überzeugt gewesen sein mag, Gott einen Dienst zu thun, und daß er noch mehr von dem katholischen Glaubensbewußtsein mitgenommen, als man in Ansehung seines infernalischen Hasses und seiner fürchterlichen Schmähsucht anzunehmen glauben sollte. Aber er zeigt sich nicht einmal als einen edlen, geschweige denn als einen heiligen Charakter, am wenigsten als einen Mann von apostolischer Sendung. Seine Schamlosigkeiten und Unzüchtigkeiten gehören durchaus in ein wahrheitsgetreues Bild vom Charakter Luthers. Übrigens läßt er in seiner Schrift von den Mönchsgelübden selbst durchblicken, und ebenso in verschiedenen Stellen seiner „Resolutionen" (zu

den 95 Thesen) und anderer Schriften deutlich erkennen, daß ihm gar bald sein Mönchsleben je mehr und mehr eine unerträgliche Last geworden ist, obgleich er von seinen Verpflichtungen sich zu dispensieren verstand. Man fühlt beim Lesen derselben den Grimm durch, mit welchem er an der Disciplin zerrt.

Und wie er selbst in seinem Innern eine zunehmende Zerrissenheit und düstere Verbitterung zeigt, so tritt uns dasselbe Bild entgegen, wenn wir die geschichtliche Entwickelung seines Erzeugnisses, des Luthertums, betrachten: Überall Zerrissenheit, düstere Verbitterung und tobendes Schmähen der lutherschen Secten gegen einander, fanatische Unduldsamkeit gegen die als Erzfeindin betrachtete Mutterkirche, irdische Berechnung, Ohnmacht gegenüber der Staatsomnipotenz, wie gegenüber dem religiösen Indifferentismus der Masse, das ist mit wenigen Ausnahmen der Totaleindruck des Luthertums, von seiner Entstehung an bis auf unsere Tage. Ich wünsche von Herzen, daß die vielen edlen wahrhaft gläubigen Protestanten, die in diesem Chaos nach der Rettung ihrer Seelen ringen und den Sohn Gottes lieb haben, von dem Banne der Vorurteile und der Verzerrungen katholischer Lehre und Lebens, wie man sie im Luthertum gleichsam mit der Muttermilch einsaugt, befreit, zu der vielgeschmäheten Mutterkirche sich zurückwenden, indem sie die Zeichen der Zeit und den Brennpunkt des gewaltigen Kampfs erkennen, in welchem die Kirche steht. Denn „Gott ist dennoch bei ihr darinnen."

Schlußbemerkung.

Luther erging's, wie jenem Burschen Pervonte in Wielands geistvollem Gedicht: Er ward es überdrüssig, in seiner Mutter, der heiligen Kirche, Haus den Dienst der täglichen Arbeit zu thun und in Selbstverleugnung und Abtötung das Holz des Kreuzes zu tragen. Er wollte einen besonderen Weg gehen, er wollte nicht das Holz tragen, das Holz sollte ihn tragen. Das Christenthum sollte sein Paraderoß sein, dem er die Richtung geben, dem er seinen Sinn einprägen und seinen Charakter aufdrücken, mittelst dessen er ein großer Doctor werden und, das Angenehme mit dem Nützlichen verbindend, die lästige Ascese abwerfen, eine schöne Frau haben und ein, den Anforderungen der Annehmlichkeit entsprechendes Leben führen, dabei aber stets ein „Heiliger" (im lutherschen Sinne) bleiben und alles „zur Ehre Gottes" thun wollte. Fast alle seine Wünsche hat er erreicht. Doch wurde ihm zuletzt je länger je unheimlicher zu Sinne, er wurde seines eigenen Werkes überdrüssig, er wünschte, „er hätte

es nie angefangen"; eine trostlose steigende innere Zerrissenheit kennzeichnet seine letzten Jahre. Leider fehlte ihm Pervontes Demut: Er konnte es nicht finden, demütig zu der verlassenen Mutter und in den Dienst des Holztragens, d. h. der Nachfolge des armen und ascetischen Lebens Christi und der stillen bescheidenen Arbeit am Wachstum des Leibes Christi zurückzukehren. Das Luthertum führt den Menschen in das Reich der Einbildung, einer eingebildeten Freiheit, eines Christentums, welches wesentlich auf der Stärke der Einbildung beruht, mit welcher der Spezialglaube für sich selbst gut zu sagen und sich dabei zu beruhigen vermag, daß es hinreiche zur Seligkeit, wenn die Sünde bloß zugedeckt ist, weil man eben zu den prädestinierten Gefäßen der Gnade gehöre. Wer klug ist, der kehrt bei Zeiten zu der Mutter, der heiligen Kirche, zurück vom Subjectivismus und selbstgemachten Wege, zurück in die zwar harte, aber ihren Lohn in sich selbst tragende Arbeit des Kreuztragens durch Ascese und Abtötung, durch die Gemeinschaft in Armut und Leiden des Gekreuzigten, der bei seiner Kirche ist „alle Tage bis ans Ende der Welt."

Ich habe seinen Stern gesehen,
Und dieser Stern, er zog mich fort,
Hieß mich von Haus und Heimat gehen
An einen fernen, fremden Ort.
„Ja, jenes Land, daß Ich Dir zeigen,
Selbst zeigen will mit Meiner Hand!" —
Und siehe da — Er gab zu eigen
Die Kirche mir als Heimatsland!

So singt die edle Cordula Peregrina, nachdem sie in der katholischen Kirche mit Verlust ihrer irdischen Heimat das Mutterhaus gefunden.

Ich will zum Schlusse auch sagen, wo zuerst ich den Stern gesehen habe, der mich schließlich in die Heimat der Kirche geleitet: Im römischen Brevier. Es kostete mich erst viel Arbeit, es ging wol ein Jahr und länger darüber hin, da ich keine Anleitung hatte, ehe ich in dasselbe mich hineinstudiert und hineingebetet hatte. Zuweilen wollte die luthersche Antipathie gegen „die Buchstaben-Knechtschaft" (oder wie sonst die Schlagwörter heißen, mit denen das Luthertum den Dienst des heiligen Gehorsams von sich weiset) mir die Lust nehmen, in alle die „Rubriken" u. s. w. mich hineinzuarbeiten und flüsterte mir zu: Was willst Du solche Knechtschaft Dir aufladen. Aber immer wieder zog mich die unvergleichliche Schönheit, die überraschende Sinnigkeit, der Reichtum des göttlichen Wortes, das in dem Ganzen, je mehr man sich hineinbetet, um so mehr verspürbare Wehen des heil. Geistes an, sodaß ich mußte. Der Lohn war der zunächst, daß ich aus eigener Erfahrung dem heil. Kirchenvater (ist es Basilius oder Gregor von Nazianz, es ist mir im Augenblick nicht gegenwärtig, welcher) es nachrühmen lernte, daß es keine köstlicheren Stunden giebt, als die des nächtlichen Psalmengebets. Im Brevier, da schlägt das Herz der katholischen

Kirche. Und welch ein Gefühl ist es, zu wissen, seit so viel hundert Jahren und auf dem ganzen Erdenkreis steigen dieselben Gebete, Psalmen und Hymnen von unzähligen Lippen auf zu Gottes Thron, und sich sagen zu können: „Und Du stehst auch in dieser heiligen Gebetsgemeinschaft.“ Wie oft habe ich meine früheren Amtsbrüder innerlich bedauert, wenn ich bedachte, welch unvergleichliches Gut ihnen fehlt durch den Mangel einer Verpflichtung zum Breviergebet.

Löhe's Haus-, Schul- und Kirchenbuch leitete mich zum Psalmen- und Horengebet an und führte mich bald auf das Brevier, welches ich zunächst nun, um den Geist desselben kennen zu lernen, mir anschaffte. Welches Erstaunen ergriff mich, als ich mit dem Studium desselben anfing, einen solchen Reichtum göttlichen Worts in so köstlicher Zusammenstellung darin zu finden! Das war also das offizielle Gebetbuch der katholischen Kirche, das zu beten waren also alle ihre Geistlichen vom Papste an bis zum letzten Kaplan verpflichtet, das war das Buch, dessen Gebet Luther in solch unflätiger Weise lächerlich macht, das er als eine Last von sich wirft. Der geneigte Leser mag sich vorstellen, daß es wie Schuppen von meinen Augen fiel: eine Kirche, die dies Buch ihrem Clerus in die Hände giebt und denselben zum Gebet desselben verpflichtet, die also hier ihr Herz offenbart, die soll die babylonische H . . e sein, die soll des Wortes Gottes bar gehen, die soll „Rom, das keine Verheißung hat“ sein! Jetzt fiel mir's auf das Herz: als Protestant bist du ja durch den Namen Protestant schon verpflichtet, zu wissen, gegen was du protestiert, es zu wissen, nämlich nicht aus dem Munde anderer Protestanten, sondern dich aus dem, was die katholische Kirche ihren eigenen Gliedern in die Hände giebt, zu unterrichten; da wirst du es sicherlich sehen, so, wie es wirklich ist. So darf ich das Brevier als den Ort bezeichnen, wo ich zuerst den Stern sah, dessen Licht mich dazu führte, die eingesogenen Vorurteile und die Verzerrungen, in welchen der Katholicismus protestantischerseits dargestellt wird, zu durchschauen und zu erkennen, daß es die Natur des Protestantismus mit sich bringt, alles Katholische verkehrt zu sehen.

Und so preise ich die göttliche Gnade, die mich erbarmungsvoll in das Haus der Mutter zurückgeführt hat.

